

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LXIII. JAHRGANG, CXXII. BAND
DER NEUEN SERIE XXII. BAND

BRAUNSCHWEIG
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1909

Inhalts-Verzeichnis des CXXII. Bandes,

der neuen Serie XXII. Bandes.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen

Seite

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Seite

linger, H. v. Gumppenberg und F. Muncker hg. von Antonie Grosse. — Volkslieder aus der Rheinpfalz, mit Singweisen aus dem Volksmunde gesammelt. Hg. von Georg Heeger und Wilh. Wüst. Band I. — R. Michel und G. Stephan, Methodisches Handbuch zu Sprachübungen. 4. Auflage. — Henry Sweet, The sounds of English. — Karl Jansen, Die Cynewulf-Forschung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. — Otto Schlotterose, Die ae. Dichtung Phönix, hg. und erläutert. — Lorenz Schmitt, Lautliche Untersuchungen der Sprache des Læceboc. — S. M. Tucker, Verse satire in England before the renaissance. — Samuel Hemingway, English nativity plays. — The pearl. An anonymous English poem of the fourteenth century. rendered in prose by Charles G. Osgood. — Hans Remus, Die kirchlichen und speziell wissenschaftlichen romanischen Lehnworte Chaucers. — Everyman, reprinted by W. W. Greg, from the edition by John Skot in the possession of Mr. A. H. Huth. — E. E. Jones, John Bale's drama God's promises. — Bale's Kyng Johan nach der Handschrift in der Chatsworth Collection in Faksimile, hg. von W. Bang. — A. H. Thorndike, Tragedy. — Anselm Ruest, William Shakespeare. Sein Leben, seine Dichtung. — A descriptive catalogue of the early editions of the works of Shakespeare preserved in the library of Eton College compiled for the College by Walter W. Greg. — Shakespeare in deutscher Sprache, hg., zum Teil neu übersetzt, von Friedrich Gundolf. II. Band. Romeo und Julia, Othello, Der Kaufmann von Venedig. — Shakespeare's use of the supernatural, being the Cambridge University Harness prize essay 1907, by I. Paul S. R. Gibson. — W. Shakespeare, Ein Sommernachtstraum, übersetzt von A. W. v. Schlegel. — Shakespeares Othello in Paralleldruck nach der ersten Quarto und ersten Folio mit den Lesarten der zweiten Quarto und einer Einleitung, hg. von Arnold Schröer. — Emil Wolff, Francis Bacons Verhältnis zu Platon. — Frederick Pierce, The collaboration of Webster and Dekker. — Giles and Phineas Fletcher. Poetical works. Edited by Frederik S. Boas. Vol. II. — Milton memorial lectures 1908, read before the Royal Society of Literature, edited with an introduction by P. W. Ames. — A concordance to the English poems of Thomas Gray. Edited by Albert S. Cook. — W. L. Cross, The life and times of Laurence Sterne. — A. Schalck de la Faverie, Les premiers interprètes de la pensée Américaine. — M. D. Learned. The life of Francis Daniel Pastorius, the founder of Germantown. — Philip Waldeck's diary of the American revolution, printed from the original manuscript. with introduction and photographic reproduction of the list of officers by Marion Dexter Learned. — J. Aynard, Coleridge, La vie d'un poète — Leon Kellner, Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. — Oscar Wilde, De profundis. Neue deutsche Ausgabe von Max Meyerfeld. — Gavin Greig, Folksong in Buchan. — Blaise Pascal, Les Provinciales, hg. von Ph.-A. Becker. — A. de Lamartine, Premières méditations poétiques. hg. von F. E. Schneegans. — Petronii cena Trimalchionis nebst ausgewählten pompejanischen Wandinschriften hg. von W. Heraeus. — Aucassin et Nicolette. Texte critique ... par H. Suchier. Septième édition. Trad. franç. par A. Counson. — Les chansons de croisade, publiées par J. Bédier, avec leurs mélodies publiées par P. Aubry. — La vie de saint Quentin par Huon le roi de Cambrai, publiée pour la première fois par A. Långfors et W. Söderhjelm. — Raoul de Houdenc, Le Songe d'Enfer, suivi de La Voie de Paradis, poèmes du XIII[e] siècle précédés d'une notice historique et critique et suivis de notes bibliographiques et d'éclaircissements par Ph. Lebesgue. — G. Pellissier, Lectures classiques. — Fontenelle. Pages choisies des Grands Ecrivains. Avec une introduc-

Handschriftliches zur Geschichte und Textgestaltung von Herders 'Brutus' und der Übersetzung der Vorrede von Sadis 'Rosenthal'.

Im Fürstlichen Hausarchiv zu Bückeburg befinden sich einige Handschriften, die für Geschichte und Textgestaltung einiger kleinerer poetischer Werke Herders von Wichtigkeit sind.[1]

I.

Die erste Seite eines Foliobogens enthält das Begleitschreiben, mit dem Herder dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe am 9. Januar 1774, dem Geburtstage des Grafen, den Text seines 'Brutus' übersandte. In diesen Bogen eingelegt ist der von Herder selbst geschriebene Text des 'Brutus', ein mit einem auf den Aufsenseiten bunten, auf den Innenseiten weifsen, steifen Umschlag versehenes Heft in Quart, das zwölf nicht mit Seitenzahlen versehene Blätter enthält. Auf der ersten Seite steht der Titel:

Brutus.

Ein Drama zur Musik.
Den 9ten Januar.
1774.

Seite 3—19 enthalten den Text, Seite 2 und die letzten fünf Seiten sind leer. Lose eingelegt in das Heft ist ein in der Mitte gebrochener halber Bogen, dessen erste drei Seiten eine von Herder selbst geschriebene Neubearbeitung der zweiten und dritten Szene des dritten Aktes enthalten, deren Überschrift lautet:

Brutus.
Act. 3. Sc. 2.
verändert.

Eingelegt ist ferner ein in der Mitte gebrochener Halbbogen, dessen erste Seite das eigenhändige Konzept des Antwortschreibens des Grafen Wilhelm an Herder enthält, und in dieses wieder

[1] Der Verfasser möchte nicht verfehlen, Herrn Archivrat Berkemeier zu Bückeburg auch an dieser Stelle für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der er die vorliegende Arbeit ermöglichte und förderte, seinen wärmsten Dank auszusprechen.

eingelegt sind zwei Halbbogen mit dem Konzept einer Übersetzung der zweiten und dritten Szene des dritten Aktes in das Französische von der Hand des Grafen.

1. Das Schreiben, mit dem Herder den Text des 'Brutus' dem Grafen übersandte, lautet unter Weglassung der Anrede und Unterschrift: *'Ich wage es, mit einem Sujet, das ich vor Jahr und Tag für die Musik versuchte, vor Euer Durchlaucht zu erscheinen: und da ichs innig weiss wie wenig ich Dichter bin, oder es je werde seyn wollen — glücklich, wenn nur Einige Gedanken oder Gesinnungen der edlen erhabnen Denkart von fern einstimmten, die von Allem, was hier Roman ist, in Empfindung und Wahrheit die beste Blüthe sich zugeeignet.'*

Wenn Herder in dem Schreiben sagt, er wisse, wie wenig er Dichter sei oder wie wenig er es je werde sein wollen, so ist das keine in solchen Widmungsschreiben so leicht sich einstellende Redewendung prunkender Bescheidenheit, sondern entspricht der inneren Überzeugung des Dichters, die er nicht nur auch sonst häufig ausgesprochen, sondern auch dadurch betätigt hat, daſs er zwar manche seiner kleinen Dichtungen in Zeitschriften usw. veröffentlichte, niemals aber, so viele Prosawerke und Übersetzungen fremder Poesien er auch erscheinen lieſs, seine eigenen zahlreichen Gedichte für den Druck gesammelt hat, so daſs diese Aufgabe seiner Witwe aufgespart blieb, die dann freilich die Gedichte ihres Gatten in siegreichen Wettkampf mit den Dichtungen der Weimarer Dioskuren treten lassen wollte.[1]

2. Die Antwort des Grafen lautet in dem vorliegenden Konzepte:

P. P. mit dem lebhaftesten Vergnügen habe ich das mit Römischem Gefühl und Schackespear's Geist in deutscher Stärke des Ausdrucks empfundene Trauerspiel[2] *Brutus empfangen. Ich bitte d. H. C. R. mich heute Mittag seine Gesellschaft zu gönnen und mir zugleich die Gelegenheit verschaffen mündlich meinen Dank abzustatten.*

In dieser Form ist das Schreiben nicht an Herder gelangt. Herder wurde nicht für denselben, sondern erst für den folgenden Tag eingeladen und auch der Wortlaut etwas geändert, wie der im Lebensbild veröffentlichte Text zeigt: *'Mit dem lebhaftesten Vergnügen habe ich das, mit römischem Gefühl, Shakespeare's Geist, und deutscher Stärke des Ausdrucks gefaſste Singspiel Brutus empfangen. Ich bitte den Herrn Consistorialrath morgen Mittag mir seine Gegenwart zu gönnen, damit ich mündlich meinen Dank abzustatten und die Versicherung der wahren Hochachtung zu wiederholen Gelegenheit habe, womit ich bin etc.'*

---

[1] *Herders sämtl. Werke* ed. Suphan 29, XII.

[2] Das Wort ist nicht sicher zu entziffern, jedenfalls steht dort aber nicht 'Sing'spiel.

3. Bei seiner Beschäftigung mit Shakespeares Dichtungen war Herder von dem im 'Julius Cäsar' gezeichneten Bilde des Brutus so ergriffen worden, dafs er es zu einem kleinen Drama für Musik umgestaltete. Um keinen falschen Mafsstab an das Werk zu legen, müssen wir uns daran erinnern, was der 'Brutus' nach dem Willen des Dichters sein sollte. Er sollte nicht ein selbständiges, reines Dichtwerk sein, sondern nur ein 'Drama zur Musik', ein 'Fachwerk und Netz', das erst vom Tondichter seine Ausführung erwartete, nur das, 'was die Unterschrift am Gemälde oder an der Bildsäule ist, Erklärung, Leitung des Stroms der Musik durch zwischengestreute Worte'. Daher 'das Abgebrochene, dem Lesen nach Einzelne und Wüste; es soll nicht gelesen, es soll gehört werden; die Worte sollen nur den rührenden Körper der Musik beleben, und diese soll sprechen, handeln, rühren, fortsprechen, nur dem Geiste und dem Umrifs des Dichters folgen'.[1] Herder vollendete das kleine Werk im Mai 1772 und sandte eine Abschrift seiner Braut. Dieser älteste Text des Stückes ist von C. Redlich im 28. Bande der Ausgabe von *Herders sämtlichen Werken,* herausgegeben von Suphan, S. 11—27 aus Herders Nachlafs veröffentlicht und in den Anmerkungen eine Umgestaltung der beiden ersten Szenen und von S. 21 an der Text einer anderen Niederschrift hinzugefügt. Nach neuer Umarbeitung wurde der 'Brutus' dann von dem Bückeburger Konzertmeister Joh. Christoph Friedrich Bach, einem Sohne des berühmten Johann Sebastian Bach, in Musik gesetzt und der Text dem Grafen Wilhelm am 9. Januar 1774 überreicht. Nachdem das Musikdrama am 27. Februar und 3. März aufgeführt war, liefs es der Graf noch im März 1774 drucken, wobei die Streichung der beiden ersten Szenen und Einfügung einer neuen Portiaszene, die Herder wünschte, nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Auf dem Titelblatt des Druckes wird der Verfasser des Dramas nicht genannt, aber hinzugefügt 'in Musik gesetzt von dem Concertmeister Bach zu Bückeburg'. Druckort und Drucker sind nicht angegeben, wohl aber die Jahreszahl 1774. Das Oktavheftchen enthält dreifsig paginierte Seiten und ist in der Weise hergestellt, dafs zweimal je vier in der Mitte gefaltete Blätter ineinandergelegt sind. In dem mir vorliegenden Exemplar, das der Fürstlichen Hofbibliothek zu Bückeburg gehört, ist, um ein Umschlagblatt zu gewinnen, ein Blatt anderen Papiers davorgeklebt, während die Rückseite von dem letzten, leergebliebenen Blatt der zweiten Lage gebildet wird. Um das Ganze ist von aufsen ein dünnes Blatt Goldpapier geklebt, wie es damals zu solchen Umschlägen benutzt wurde — man vergleiche das 'Silberne Buch', in dem damals Herder seine Gedichte sammelte. C. Redlich hat

[1] Vgl. Haym, *Herder nach seinem Leben und seinen Werken* I, 476.

S. W. S. Bd. 28, S. 52—58 den Wortlaut des Originaldrucks wieder abdrucken lassen und in den Anmerkungen die letzte Gestalt, die Herder dem Drama gegeben hat, nach seiner Handschrift hinzugefügt.

Wie verhält sich nun der Druck von 1774 zu der dem Grafen überreichten Handschrift?

Der Druck ist nach der überreichten Handschrift gegeben, Akt III, 2 und 3 jedoch nicht nach dem ursprünglichen Text, sondern nach dem des eingelegten Blattes.

Mit der Drucklegung und Korrektur hat Herder offenbar nichts zu tun gehabt. Das zeigen schon die vielen Abweichungen in der Orthographie, die vorzunehmen oder zuzulassen Herder bei einem Einzeldruck keine Veranlassung hatte. Herder schreibt *Schicksal, Stolz, Freiheit, fällt, Cäsar, Gedanke, sinken, verlieren, wollte, Undank,* nicht *Schicksahl, Stoltz, Freyheit, fält, Caesar, Gedancke, sincken, verliehren, wolte, Undanck,* wie der Druck bietet. Die Änderung der Herderschen Orthographie ist freilich nicht ganz gelungen. So ist S. 60, 12 zweimal das *fällt* und S. 53, 1 61, 9, 62, 8 und 63, 1 das *Cäsar* der Handschrift stehen geblieben. Apostrophe bietet der Druck viel mehr als die Handschrift. Herder behandelt, wie auch sonst in seinen poetischen Manuskripten, die Interpunktion, Klammern u. dgl. sehr nachlässig und willkürlich, im Druck ist zum Teil geändert, an einzelnen Stellen aber inkonsequenterweise die Zeichensetzung des Manuskripts beibehalten. Die von Herder so gern gebrauchten Zusammensetzungen bietet der Druck meist in der Form *Römer-tugend, Freiheit-mörder,* einzeln auch mit großem Anfangsbuchstaben des zweiten Teils, wie *Freundes-Band, Römer-Undanck* — so nebeneinander S. 66, 10 *Schlacht-Getümmel, Zwischen-musik* —, oder in einem Wort, wie *Sklavenwelt,* während Herder *Freiheit mörder,* also ohne Bindestrich, mit kleinem Anfangsbuchstaben des zweiten Wortes schreibt, dabei aber zwischen dem ersten und zweiten Wort einen Zwischenraum läßt, der jedoch kleiner ist als der, den er sonst zwischen zwei Worten zu lassen pflegt. Ganz gebräuchliche Zusammensetzungen schreibt er in einem Worte. S. 54, 31 steht im Manuskript *Tyrannes,* nicht *Tyrannen's,* S. 60, 17 *edeln,* nicht *edlen.*

Redlich hat bereits mehrere sinnstörende Druckfehler des Originaldruckes in seinem Abdrucke getilgt, vor allem S. 66, 5 das sinnentstellende *gesellt* statt *gestellt.*[1] Die übrigen sind da-

[1] Der Abdruck *S. W. S.* 28, 52—68 stimmt nicht in allen Einzelheiten der Zeichensetzung und Orthographie mit dem Originaldruck überein. Ich notiere die Abweichungen, da wir auf einiges dieser Art noch zurückkommen müssen. Es mufs stehen 57, 13 *ach!* st. *ach,* — 58, 13 *Chor!* st. *Chor.*; desgl. 58, 16 u. 19 — 60, 22 *Mörder!* st. *Mörder?* — 61, 14 *Gedancke*

durch entstanden, dafs in Herders Schreibweise bei einzelnen Buchstaben oft schwer zu entscheiden ist, ob sie grofs oder klein geschrieben sein sollen. In allen diesen Fällen bietet die Handschrift das Richtige. Aufserdem ist noch folgendes richtigzustellen.

1. Die Einfügung der neuen Bearbeitung von III, 2 und 3 ist wohl nicht ganz Herders Absichten gemäfs geschehen. Der Anfang der zweiten Szene lautet im ursprünglichen Texte:

Zweite Scene.
Brutus allein.
(Mitternacht, Nachtmusik, die sich endlich verliert.)
Sie schlummern! *etc.*

Die Neubearbeitung trägt an ihrer Spitze die Bemerkung

Brutus.
Act. 3. Sc. 2.
verändert.

und beginnt den Text mit den Worten: *Sie schlummern!* Es hat also das neue Stück einsetzen sollen mit den Worten: *Sie schlummern!* Im Druck heifst es deshalb richtig:

Zweite Scene.
Brutus allein.[1]

Dann ist aber die szenarische Bemerkung (*Mitternacht, Nachtmusik, die sich endlich verliert.*) ausgefallen, und wir müssen sie einfügen, wenn wir den vom Dichter beabsichtigten Text gewinnen wollen.

2. Im Anfang derselben Szene III, 2 sind im Druck die Worte *Auch mein Klitus!* ausgelassen, ohne die das *ihm* des übernächsten Verses unverständlich ist. Die Stelle lautet in der Handschrift:

Sie schlummern! Alle tief
in andern Welten! (Klitus auf der Harfe mit Schlummertönen, die auch einschlafen)
Auch mein Klitus!
Der Abendlaute Saiten
schlummern ihm ein!

3. S. 53, 8 f. sind die Worte *hoffen, bangen, streben, verlangen* und *sterben* mit grofsen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Das erste und letzte dieser Worte — *Hoffen* und *Sterben* — sind in der Handschrift von vornherein grofs geschrieben, bei den übrigen

st. *Gedanke* — 61, 15 *Caesar!* st. *Caesar!"* — 61, 22 *Tyrannen Sieger* st. *Tyrannen-Sieger* — 62, 8 *Ah!* st. *Ach!* — 63, 14 *Handlung* st. *Handlung.* — 63, 17 *Seufzende* st. *Seufzende,* — 63, 27 *Kato* st. *Cato* — 63, 28 *Pause)* st. *(Pause.)* — 64, 2 *von* st. *vor* — 64, 12 *Brutus, allein* st. *Brutus allein* — 64, 19 *O Sokrates!* st. *o Sokrates!* — 65, 14 *bereiten!* st. *bereiten* — 66, 4 *sich er* st. *sich, er* — 68, 1 *gefunden* st. *gefunden,* — 68, 4 *Komm, o* st. *Komm o.*

[1] Das Komma zwischen *Brutus* und *allein* ist zu tilgen.

hat Herder die kleinen Anfangsbuchstaben nachträglich in grofse umgewandelt.

4. S. 55, 17 steht im Druck:

> Schöner Tag, blutig schön
> die Nachwelt wird ihn schauernd sehn,
> und neiden. „er war schön!"

Hinter *blutig schön* steht auch in der Handschrift keinerlei Interpunktionszeichen. Das Komma hinter *sehn* und der Punkt hinter *neiden* fehlen in der Handschrift und erschweren das Verständnis. *Er war schön!* sind Worte der Nachwelt, *neiden* ist gleich 'neidend sagen'. Wir würden schreiben:

> Die Nachwelt wird ihn schauernd sehn
> und neiden: „Er war schön!"

Ebenso steht II, 2 (S. 61, 15), wo es heifst:

> Den hohen Muth, den Göttersinn
> dem alle Welt, dem aller Jahre Lauf
> nur Ein Gedanke war
> „der Erde Cäsar!

in der Handschrift weiter kein Komma oder Zeichen, während wir nach *Göttersinn* ein Komma, nach *war* einen Doppelpunkt erwarten. Der Druck folgt hier — anders als an der eben behandelten Stelle — der Handschrift, indem keinerlei Zeichen eingesetzt ist. Wir würden schreiben *Cäsar!"* —

5. S. 59, 3 ist im Anschlufs an die Handschrift das sinnstörende Komma hinter *beben* zu tilgen.

Um einen korrekten und möglichst auf den ersten Blick verständlichen Text zu gewinnen, müssen wir jedoch auch einige Versehen und Inkonsequenzen, die dem Dichter selbst mit untergelaufen sind, zu klären suchen.

1. Der zweite Akt beginnt in der Handschrift und im Druck mit den Worten:

> Cäsar. Sie beben alle den Gesichten
> der Nacht! Warum erbeben? Sind
> wir immer nicht in Götterhand?
> und mit mir sind die Götter! —
> Anton. An!
> Um Cäsar dringen Mörder! — Mord! —
> Er fället! — sinkt! —
> Cäsar. „Auch du mein Brutus! —
> Anton. sank
> und hüllet ein sein Angesicht
> in Todesnacht!

Hier ist der Ausruf *An!* in Antons Munde unverständlich. Der Vulgattext gibt die Erklärung. In ihm heifst es:

Cäsar vorm Kapitol.
Wenn alles zitterte, was sollte mich
Die Nacht erbleichen? Wunder?
Weissagung? Aberglaub'.

Stimme.
Hinan!
Antonius.
Sie drängen sich um Cäsar! Dolche, Mörder!
Er fällt!
Cäsar.
Auch du, mein Brutus!

Antonius.
Ach!
Er sprach's *etc.*

Die *Stimme* ist die des Führers der Verschworenen, der seinen Genossen durch das *Hinan!* das Zeichen zum Angriff auf den hochthronenden Cäsar gibt. Bei der Umarbeitung ist das *Hinan!* als Hebung des vierten Jambus des Verses zu *An!* zusammengeschwunden. Aus Versehen wurde nun die Personenbezeichnung *Stimme* ausgelassen, so dafs *An!* zu der Rede des folgenden Sprechers zu gehören schien und deshalb *Anton*, die Bezeichnung des Sprechers der nächsten Worte, eine Zeile zu hoch gesetzt wurde. Wir müssen also lesen:

Stimme. An!
Anton. Um Cäsar dringen Mörder *etc.*

Ob Herder an Stelle des unbestimmten *Stimme* nicht den Namen eines Führers setzen wollte, ist eine andere Frage. Der Vulgattext enthält in derselben Szene noch zweimal die Bezeichnung *Stimme*. Vor *Armseligkeit!* etc. steht *Stimme 1.*, vor *Mühseligkeit!* etc. *Stimme 2.* Beide Male hat Herder *Stimme* gestrichen, so dafs nur *1.* und *2.* übrig geblieben ist. An der von uns behandelten Stelle durfte es nicht weggelassen werden, ohne dafs es durch ein anderes, den Sprecher andeutendes Wort ersetzt wurde.

2. An der eben besprochenen Stelle fällt es auf, dafs im Manuskript und im Druck vor den Worten Cäsars: *Auch Du mein Brutus!* ein Anführungszeichen steht, dem freilich am Schlufs kein Schlufsanführungszeichen entspricht. Herder schliefst wie üblich direkte Rede, die in der Rede eines anderen vorkommt, in Anführungszeichen ein — er setzt vor jeden einzelnen Vers der eingeschobenen direkten Rede ein Anführungszeichen und am Schlufs des letzten Wortes derselben ein Schlufszeichen, und zwar nicht über die Linie, sondern in die Linie. So stehen gleich im folgenden dieselben Worte „*Auch du mein Brutus!*" als Zitat mit Recht in Anführungszeichen. Dann gebraucht er sie aber auch wohl einmal, um sich bei einem kurzen Ausruf, wenn aus dem Zusammenhange genügend hervorgeht, dafs ein neuer

Sprecher eintritt, und wer es ist, die übliche szenarische Angabe des Sprechers zu ersparen, so dafs er nur dadurch, dafs er die betreffenden Worte in Anführungszeichen einschliefst, andeutet, dafs ein anderer Sprecher eintritt. So fragt I, 2 Cassius in seiner Rede an die Verschworenen:

Ihr Römer, wer
der mehr als dulden will für Vaterland
und Freiheit?[1]

Die *Römer* antworten, wie dann im folgenden noch auf eine zweite Frage und auf eine Aufforderung, mit dem Worte „*Alle*". Es hätte diese Antwort „*Alle*" jedesmal in eine neue Zeile gesetzt werden und davor die Sprecher durch denselben Ausdruck *Chor* bezeichnet werden müssen, den der Dichter nachher gebraucht. Herder hat sich aber das Wort *Chor* gespart und den Wechsel des Sprechers nur dadurch angedeutet, dafs er jedesmal *Alle* in Anführungszeichen setzt. Wir sollten jedesmal absetzen und *Chor* hinzufügen.

III, 2 (S. 65, 4 ff.) ist ganz ähnlich wie bei dem „*Alle*" die Rede des Geistes ohne Angabe des Sprechenden in Anführungszeichen gesetzt. Wenn am Schlufs der Worte das Anführungszeichen fehlt, so ist das nicht beabsichtigt, wie der Umstand zeigt, dafs nach den gleichlautenden Worten der ersten Bearbeitung des Manuskripts das Anführungszeichen auch am Schlusse steht. Es ist zu schreiben:

Geist. Bin
dein Todesdämon ...

An zwei Stellen hat Herder dann aber Sprecherangabe und Anführungszeichen zugleich gebraucht. In der Stelle II, 1, von der wir ausgingen — *Cäsar. „Auch du mein Brutus!* —, ist das Anführungszeichen, dem weder im Manuskript noch im Druck ein Schlufsanführungszeichen entspricht, wohl nur dadurch hineingekommen, dafs gleich darauf in der Rede des Anton dieselben Worte in Anführungszeichen zu setzen waren. III, 2 treten in dem Traum des Brutus Cäsar und der Chor der Geister als Sprecher auf, und beider Worte sind mit Anführungszeichen versehen, die Cäsars ohne Schlufszeichen, die des Geisterchors nicht im Druck, wohl aber in der Handschrift mit Schlufsanführungszeichen. Hier hat der Dichter die Anführungszeichen wohl gesetzt, weil die Reden einer Traumerscheinung angehören, die von Worten des Brutus eingeschlossen sind. Wir würden die An-

[1] Von den vielen Ausrufungszeichen des Manuskripts sind manche in ein Fragezeichen umzuwandeln. So hier 54, 28 *Freiheit?* 54, 31 *Seinen?* Auch wohl 65, 10 *naht?* 65, 3 *Ein Wahnbild meiner Augen?* b hat „*Wahn meiner Augen?*" So mufs es auch in der ursprünglichen Fassung von III, 2 in „*Stimmen! sind es Stimmen!*" mit b heifsen: „*sind es Stimmen?*"

führungszeichen weglassen. An der zweiten Stelle sind die Sprecher angeführt, indem es heifst: *(Aetherische Musik führt fort, Chor der Geister.* Wir würden schreiben:

(Aetherische Musik.)

Chor der Geister. Arme Schatten, die hienieden ...

4. Der ursprüngliche Text von III, 2 und 3, der dann durch den veränderten ersetzt wurde, lautet in der Handschrift folgendermafsen:

Zweite Scene.

— —

Brutus allein.

(Mitternacht, Nachtmusik, die sich endlich verliert.)

Sie schlummern! Alle tief in Schlaf
und andern Welten! — Auch mein Klitus du!
Der Abendlaute Saiten
schlummern dir ein! = = =
O komm, wie du von hinnen gingst
o Sokrates,
mich auch in Ruh zu wiegen!
Auch Er ging scheiternd unter!
und sah nicht Ufer! und Er
wie Sonne ging er nieder! = (Der Dämon erscheinet!)
Bild!
Ein Wahnbild meiner Augen! — „Bin
„dein Todesdämon, Brutus!
„sollt morgen zu Philippen
„mich wiedersehn!"
So seh ich dich!
— Verschwunden! — Blaß und grausend! — Wie? —
so naht mein Ende? — Wiedersehn?
Auch Cäsar werd' ich wiedersehn
und heiter ihm erscheinen
wie er mir starb!
„Auch du mein Brutus! nun entronnen
„der Trugeswelt
„Getrogen du an Tugend
„wie ich an Ruhm! —
Rings um meine Seele schwimmen
Stimmen! sind es Stimmen!
(Aetherische Musik noch ohne Worte in Melodie, dann mit Worten

„Arme Schatten hienieden
„webend,
„strebend,
„fanden,
„schwanden, (Pause)
„nun in andre Welt geschieden
„armer Blick zur Erdenwelt!"
(Musik endet)

's ist gestellt!
Ueberwinden
oder edeln Ausgang finden
aus der Welt!

Komm o komm noch Lebens Abend röthe
lächle froh mich an
was ich immer hie gefunden
treue Seelen auch gefunden
die ich froh verlassen kann.
Droben wenn wir uns begegnen
unser Schicksal froh versegnen —
Komm und tödte
Dämon! Hülle
fällt!
Ich trete
Götterwille
in andre Welt
Komm o komm noch etc.

Dritte Scene.

Brutus.

(Nach verlohrner Schlacht. Unter dem Sternhimmel zu Philippi.)

Vollendet Freiheitthat
und Leben! — Armes Vaterland
Verlohrnes Vaterland!
Was seh ich? Liegt Tyrannen unterm Fufs
Sie fröhnen, quälen, baden dich
im Blute! dich in Flammen! Ich seh
Nordheere! welche Schaaren
auf Schaaren! Vaterland
in Trümmer! — Rom! was seh ich, Rom?
auf unsern Gräbern gehn vermummt
sind Weichlinge und Priester! — Graun! —
Von Rom auf alle, alle Welt
geht Nacht und Nebel! Wie
die Ketten in der Finsterniß
ertönen! Wie in Höllen nacht
die Blitze stäuben! Höllentrident
rückt Kronen! Thronen beben! — Nacht! —
Ah Bild! du bist verschwunden!
und ich steh hier! der Scheide rand
von Frei zu tiefem Elend!
Und sterbe freih und froh
der letzte Römer! — Schöner Tod
auf welch' ein Ehrenleben! — Blau
voll Sterne, du bist schön! Sie ruffen mich
wohin ins schöne Blau der Sterne?
(Er fällt)

Der veränderte Text unterscheidet sich von dem ursprünglichen vor allem durch zwei Änderungen. Herder hat zunächst den Schlufs der zweiten Szene: *komm o komm — in andre Welt*, resp. die Wiederholung der Worte *komm o komm* in die Mitte der dritten versetzt, und zwar an den Schlufs der Rede des Brutus vor dem Todesstreich. Für *Dämon* setzt er *Geist*, läfst *Hülle fällt* weg und sagt statt *Ich trete Götterwille in andre Welt*: *ich trete unter sie.* Da jetzt der Todesstreich eintritt, war die

Wiederholung der Worte *komm o komm etc.* an dieser Stelle unmöglich, und so setzt er sie hinter *verlassen kann.* In der letzten Gestalt, die Herder dem Drama gegeben hat, und die Redlich unter dem Text mit dem Zeichen b angibt, läfst der Dichter die Worte *komm o komm* bis *versegnen* am Schlufs der zweiten Szene stehen und wiederholt dann die Worte *komm o komm* ... und schliefst mit ihnen die Szene, so dafs die Worte *komm o komm — andre Welt* hier wegfallen. Dann setzt er die Worte *komm o komm — verlassen kann! komm o komm* ... noch einmal in die dritte Szene, und zwar in dem Wortlaut der geänderten Szene nach *ins schöne Blau der Sterne,* d. h. an dieselbe Stelle, an der sie in der veränderten Bearbeitung stehen. Erst nach der Wiederholung *komm o komm* ... folgen die Worte *droben wenn wir uns begegnen* ... in der Form der veränderten Bearbeitung, so dafs diese Stelle in der letzten Bearbeitung völlig mit der veränderten Szene übereinstimmt. Herder hat also in der letzten Bearbeitung etwas aus dem ursprünglichen Text und etwas aus dem veränderten beibehalten. In der Bearbeitung von 1772 stehen (28, S. 23) ähnliche Worte in der ersten Szene des dritten Aktes mit der Wiederholung *Komm o komm noch Lebens Abendstunden froh genießen, Freund!,* die an Cassius gerichtet sind, während am Ende der zweiten Szene (S. 25) steht: *Accomp. Komm, grauser Genius! ergrimmt | u. blaß! Der Vorhang fällt! | Nichts mehr! ich bin der Götter Wille | in andrer Welt,* also eine Stelle, die dem *Komm und tödte, | Dämon! Hülle | fällt! | Ich trete | Götterwille | in andre Welt* der ursprünglichen Bearbeitung unserer Handschrift entspricht. In der Bearbeitung vom Jahre 1772 steht in der dritten Szene nichts den Worten Entsprechendes, so dafs der ursprüngliche Text unserer Handschrift genau die Mitte einnimmt zwischen dem von 1772 und der veränderten Bearbeitung, wie sie in den Druck von 1774 aufgenommen ist.

Eine bedeutsame Änderung ist ferner in der Rede des Brutus vor seinem Ende III, 3 vorgenommen. Diese enthält einen Ausblick in die Zukunft, indem Brutus sagt, er sei der *Scheiderand* zwischen Freiheit und Knechtschaft, mit seinem Untergange sei die Freiheit Roms zu Ende, nach ihm werde Rom unter die Herrschaft einzelner kommen, und so auf die Zeit der römischen Kaiser hinweist. In dem ursprünglichen Text der Handschrift folgt dem Ausblick auf die Kaiserzeit noch ein solcher auf das Mittelalter: zahllose Barbarenheere werden aus dem Norden kommen und das Römerreich zertrümmern, auf den Gräbern der alten Kriegshelden Roms werden Weichlinge und Priester wandeln, die zwar eine Herrschaft über alle Welt ausüben wie jene, aber nicht eine Herrschaft der Freiheit und staatlicher Kraft, sondern eine Herrschaft der Finsternis, die der Freiheit des Denkens Ketten anlegt, deren Träger den Bann auf den Vertreter der weltlichen

Gewalt schleudert, Throne erschüttert und Kronen nimmt. Da dieser Blick in das Mittelalter nur auf Grund wunderbaren Wissens möglich ist, läfst der Dichter den Brutus die Zukunft in Gestalt einer Vision schauen, wie am Schlufs angedeutet wird durch die Worte *Nacht! — Ah Bild! du bist verschwunden!* In der veränderten Fassung ist der Ausblick auf das Mittelalter gestrichen, es bleibt also nur ein Ausblick in die Zukunft übrig, der lediglich aus einer Betrachtung der Umstände hervorwächst, unter denen der Untergang des Brutus erfolgt, zu dessen Ermöglichung es keines wunderbaren Vorauswissens, also auch keiner Vision bedarf. Da die mittelalterliche Geschichte Roms ganz aufserhalb des Gedankenkreises eines Römers der Republik lag, also mit seiner Einführung ein Schritt in ein ganz fremdartiges Gebiet getan wird, ist in der veränderten Fassung ein an sich interessanter, aber nicht aus der Situation hervorwachsender anorganischer Bestandteil getilgt. Dieser Ausblick in die Zukunft ist schon in der Bearbeitung von 1772 (S. 26) durch die Worte *dich ... aufopfern Priestern und Barbaren* angedeutet, aber nicht weiter entfaltet. Die Entfaltung lag dem evangelischen Geistlichen nahe, mufste dann aber der besseren Einsicht des Dichters weichen.

Die beiden wesentlichsten Besonderheiten der veränderten Fassung, die in den Druck aufgenommen wurde, sind also Verbesserungen, wie denn der Text auch noch durch die hinzugefügte szenarische Bemerkung, dafs Brutus Platons Phaedon zur Hand nimmt, um ihn zu lesen, die Aufforderung an Sokrates, zu kommen und Brutus in Ruh zu wiegen, an Klarheit nur gewonnen hat.

5. Da der Graf Wilhelm den gröfsten Teil seiner Jugend im Auslande zugebracht hatte und sich in seiner Erziehung die englische Bildung mit der in jener Zeit vorherrschenden französischen Kavalierbildung vereinigt hatte, sprach er englisch, französisch, italienisch und portugiesisch, verstand aber, wie Westfeld, der bis 1773 Kammerrat in Bückeburg war, und zu dem Herder dort in engen Beziehungen stand, in einem Aufsatz in den *Erinnerungen aus dem Leben Herders* berichtet, seine Muttersprache am wenigsten. Gleichwohl habe er in seinen späteren Jahren — wahrscheinlich durch Abbts Schriften und persönlichen Umgang geleitet — gelernt, sich 'ungemein gedacht, kräftig und edel, aber auch nie richtig,[1] darinnen auszudrücken'. Gelegentlich der Berufung Abbts nach Bückeburg bemerkt Westfeld dann noch

[1] Man vergleiche das Konzept der Antwort des Grafen. Friedrich dem Grofsen ging es ja ähnlich. Bei seinen Versuchen, sich über die Fortschritte der deutschen Literatur zu unterrichten, wurde er am meisten durch seine dürftige Kenntnis der eigenen Muttersprache gehindert: deutsche Texte zu lesen bereitete ihm Mühe, laut vorgelesen wurden sie ihm eher verständlich.

ausdrücklich, der Graf habe diesen vorher aus seinen Schriften nicht kennen gelernt, denn damals 'las er noch keine deutschen Schriften'. Herder hat ein in französischer Sprache abgefaſstes Gedicht des Grafen in deutsche Verse übertragen. Als der Graf Wilhelm nun den 'Brutus' erhielt, interessierte dieser ihn so, daſs er eine Übersetzung desselben in das Französische unternahm. Noch im Januar 1774 schreibt die Gräfin an Herder: 'Wie sehr Ihr Brutus ihm gefallen und ihn überrascht hat, wird beikommende Übersetzung am besten zeigen, die ihm gestern angenehme Beschäftigung war, womit er gleichsam, wie er sagt, "deutsche Stärke" in eine fremde Sprache übertragen und verewigen möchte.'[1] In den *Erinnerungen aus dem Leben Herders* wird in einer Anmerkung zu dieser Stelle hinzugefügt, daſs von der Übersetzung nur wenige Bruchstücke noch vorhanden seien. Haym sagt 1, 477 Anm. 2: 'Ein Rest der Übersetzung, wenige Verse der Schluſsszene, sowie ein nachträglicher Änderungsvorschlag liegen mir handschriftlich vor', und Redlich hat dann 28, 553 dieses Stück der Übersetzung abdrucken lassen und auſserdem aus einem undatierten Billett der Gräfin Marie vier Verse hinzugefügt, die den Geisterchor am Schluſs der vorletzten Szene wiedergeben. Die beiden Halbbogen, die sich, wie oben erwähnt, in das Konzept der Antwort des Grafen eingelegt finden, enthalten mehr als bisher bekannt war, nämlich das Konzept der Übersetzung der zweiten und dritten Szene des dritten Aktes, und zwar genau dessen, was der in das Manuskript des 'Brutus' eingelegte Halbbogen mit der veränderten Fassung enthält. Der eine Halbbogen enthält die bereits von Redlich veröffentlichte Stelle III, 3 *Brutus tes grands devoirs — Lumière de mes jours parvenus a leur terme, Vollendet Freiheitthat* bis *Ruffen sie mich ins schöne Blau der Sterne? komm o komm noch Lebensabendröthe etc.* Dieser Halbbogen ist so gefaltet, daſs die beiden inneren Seiten leer sind, man muſs ihn aber so legen, daſs man beide beschriebenen Seiten nebeneinander vor sich liegen hat. Denn die rechte Seite enthält den auf der linken bearbeiteten Text zum Teil noch einmal, und einzelne Worte der rechten Seite gehören zu Zeilen der linken Seite. Der zweite Halbbogen enthält III, 2 und von III, 3 die sich an den Text des ersten Blattes anschlieſsenden Worte *Komm o komm* bis *ich trete unter sie. (Er fällt).* Die vier Blätter der beiden Halbbogen sind auf der rechten Seite nach unten zu sehr mitgenommen, so daſs hier der Text nicht überall völlig zu erlangen ist. Auf beiden Halbbogen ist sehr viel durchgestrichen, daneben und darüber oder auf die anliegende Seite geschrieben, so daſs ein fester Text nicht immer zu gewinnen ist. Der Wortlaut der be-

---

[1] Den Ausdruck 'deutsche Stärke des Ausdrucks' gebraucht der Graf, wie wir sahen, bereits in seiner Antwort auf die Übersendung des Dramas.

reits bekannten Stellen ist noch nicht ganz bis zu der Form gelangt, in welcher sie bei Redlich abgedruckt sind. Im folgenden stelle ich, um einen Vergleich zu erleichtern, den deutschen Text neben den französischen. Die Stelle *Action — vertu* ist nach dem Druck gegeben, da er den festgestellten Text enthält, während das Konzept noch nicht zu einem festen Wortlaut gelangt ist, der Geisterchor *Ah debiles — pitié* nach dem Zitat der Gräfin, das Neugefundene nach dem Konzept.

	Brutus.
Zweite Scene.	Act. III. Scene 2.
	(Tente de Brutus Domestiques, Esclaves)
Brutus allein.	Brutus
Sie schlummern! Alle tief in andern Welten!	— — — tous, livrés au Sommeil! a l'Empire des Ombres!
(Klitus auf der Harfe mit Schlummertönen, die auch einschlafen)	(Simphonie)
Auch mein Klitus! der Abendlaute Saiten schlummern ihm ein! (Nimmt Sokrates Phädon)	Clitus repose aussi a ces Sons melodieux — —
O komm, wie du von hinnen gingst o Sokrates! mich auch in Ruh zu wiegen! (liest) Auch Er ging scheiternd unter! vom Ufer fern! und Er wie Sonne ging er nieder! —	et nous; fermons la Paupiere! rempli des Celestes Idées qui eclairent ta fin O Socrate! toi encore tu peris, eloigné du Rivage — — mais ainsi qu'un Soleil se perdant dans les Mers — —
(Geist)	(Le Spectre paroit)
Bild!	Ah!
ein Wahnbild meiner Augen!	— — Que vois je?
„Bin dein Todesdämon — Brutus sollt morgen zu Philippen mich wieder sehn!	C'est Brutus, ton mauvais genie a Philippes tu me verras Demain
	(il disparoit)
So seh ich dich! — verschwunden! — blaß und grausend! Brutus	Spectre nous t'y verrons — — — pale et funeste — — —
dein Ende naht! — Ihn wiedersehn? Auch Cäsar wiedersehn? — (Arioso) Und heiter ihm begegnen wie er mir starb! —	Brutus aux Portes du Trepas? — revoir — — Je te verrai Cesar? — Oui; d'un Oeil assuré et serein, comme tu recus La Mort.
(schläft ein)	(s'endort)
(Schlummertöne, die die Erscheinung im Traum bereiten!)	Songe
Cäsar. „Auch du mein Brutus! nun entronnen der Trugeswelt getrogen du an Tugend wie ich an Ruhm!	Cesar A un Monde illusoire, Brutus aussi est il donc echappé, vain Jouet de Sa Vertu comme moi du Renom?
(Aetherische Musik fährt fort, Chor der Geister)	Choeur
„Arme Schatten, die hinieden,	Ah debiles mortels

weben,
streben
einst in Frieden
nun in unsre Welt geschieden
armer Blick zur Erdenwelt!-
(die Töne verlieren sich er erwacht)
Ist gestellt!
Überwinden,
oder edlen Ausgang
finden
aus der Welt!

ici bas sans relache agités[1]
transportés aux Regions étherées
vous jettes sur la Terre des regards de pitié.

s]e reveillant
C'en est fait, il faut vaincre ou mourant s'affranchir

Dritte Scene.

(Schlachtgetümmel : Zwischenmusik : Ende)

Action. Defaite des Troupes de Brutus.

Brutus seul.

Vollendet Freiheitthat
und Leben! Armes Land
verlohrnes Vaterland
Tyrannen unterm Fufs!
Gerechtigkeit und Tugend
zu Boden! — O Tugend wollte dir
noch Heiligthum
auf Zeiten hin bereiten! — Schwindest! —
Erlegen! — Auch erlegen noch
Gerechtigkeit
wie edler! Sieg und Gold
und Sklavenwelt und Lorbeer kann
die Schande nicht, Tyrannen nicht
in Tugend wandeln. Wann
ein Herz noch Recht und Freiheit fühlt,
ans Ende der Aeonen hin
Scheusale, werden sie erröthen! —
Und ich
steh ruhig hier, der Scheiderand
von Frei zu tiefem Elend
und sterbe! frei und froh
ein Römer! — Schöner Tod
auf welch ein Ehrenleben! Blau
voll Sterne schön! Ruffen sie mich
ins schöne Blau der Sterne?

Komm o komm noch Lebensabendröthe
Lächle froh mich an!
Was ich immer hier gefunden,
treue Seelen auch gefunden,
die ich froh verlassen kann!

Brutus, tes grands devoirs et ton sort sont remplis;
Patrie infortunée sous le joug des tyrans!
Ah justice! Ah vertu!
Vains efforts pour vous faire un asyle
vous êtes abattues! — — —

— — Ni l'or ni les triomphes
ni le monde dans les fers n'effaceront l'opprobre
des oppresseurs victorieux
qu'ils rougissent a jamais a l'aspect des justes! —

Sur le seuil qui vous divise,
Liberté, esclavage, mourons d'une mort digne de ma vie, le Romain victime de la liberté, expire satisfait. — —
Des esprits purs qui habitent le firmament, j'entends
deja les voix qui m'appellent au sanctuaire de la vertu
Lumière de mes Jours parvenus à leur Terme
...[2] de tes Rayons en ces derniers Moments
(apr]ès une longue Pause)
Ames genereuses qui m'attachés
ici bas, nous irons nous rejoindre sous un ciel ep[ur]é[3]

---

[1] Das Konzept bietet *fatigués d'inutiles Efforts.*
[2] Hier fehlt etwas, da der Rand abgebröckelt ist.
[3] Die Mitte des Wortes ist infolge eines Tintenflecks unlesbar.

Komm o komm noch etc.	benissant le Destin,
(Pause)	Frappe Ange Exterminateur!
Droben wenn wir uns begegnen	je m'eleve au sublime Sejour
Unser Schicksal froh versegnen —	
Komm und tödte	
Geist! ich trete	
unter sie. (Er fällt)	(Il se frappe)

Vergleichen wir die Übersetzung mit dem deutschen Text, so finden wir, daſs nur wenige Züge des Originals verloren gegangen sind. Der durch *Abendlaute* angedeutete Gedanke, daſs Lucius durch sein Spiel, das wie allabendlich des Brutus Geist nach des Tages Arbeit und Sorgen besänftigen und zur Ruhe des Schlafes hinüberleiten soll, statt einzuschläfern selbst eingeschläfert wird, ist in *sons melodieux* ebenso verloren gegangen, wie das *in Ruh zu wiegen* in *remplis des celestes Idées* verblaſst ist. Brutus will nicht nur Gedanken wie Sokrates haben, sondern diese sollen ihn zugleich einwiegen, ihm helfen, den widrigen Ereignissen gegenüber den Gleichmut der Seele zu bewahren und ihm so das Ausruhen von der Anstrengung ermöglichen und erleichtern. Anderseits kommt im deutschen Text die Erwähnung des Sokrates ganz überraschend, wir verstehen nicht sofort, wie und warum er kommen soll, wie er von hinnen ging — erst zuletzt kommt der Ausdruck, der seine Erwähnung mit der übrigen Szene verbindet: *mich auch in Ruh zu wiegen.* Der Graf stellt die Verbindung mit dem Vorhergehenden an die Spitze des Satzes: *et nous fermons la Paupiere,* indem er statt des unbestimmten *Ruhe* zugleich eine bestimmtere, den Schlaf unzweifelhaft andeutende Wendung setzt, gibt dann an, was Brutus mit Sokrates verbinden soll: *remplis des celestes Idées,* und nennt dann erst Sokrates als den Träger derselben, so daſs das Ganze sozusagen aus dem Vorhergehenden organisch hervorwächst. Während dann Herder zur Verbindung des *Auch er ging scheiternd unter! vom Ufer fern!* mit dem folgenden *wie Sonne ging er nieder* das den Gegensatz nicht deutlich ins Licht setzende, sondern verwischende *und* gebraucht, bietet die Übersetzung, die Worte eng mit dem Vorhergehenden zusammenschlieſsend und den Gegensatz sinngemäſs hervorhebend, *mais,* um dann, das von Herder Gebotene mit dem *dans les Mers* nur etwas überschreitend, mit dem schönen Bilde zu schlieſsen: *ainsi qu'un Soleil se perdant dans les Mers.* — *Que vois je* drückt *ein Wahnbild meiner Augen* nicht völlig aus. Geradezu als Besserung erscheint es, daſs der Ausruf *Brutus dein Ende naht* als Frage betrachtet wird; daſs damit auch die wirkliche Absicht des Dichters getroffen ist, zeigt der Umstand, daſs im ursprünglichen Text der Szene steht: *Wie? so naht mein Ende?* Wenn bei der Übersetzung des *Ihn wiedersehn?* das *ihn* weggelassen wird, so will uns auch das als Besserung erscheinen,

indem dann dem Brutus zuerst der allgemeine Begriff 'Wiedersehn' vor Augen tritt und dann erst das bestimmte Objekt 'Cäsar' hinzutritt, aber es ist eine Abweichung von den Worten Herders. *Comme tu recus la Mort* ist viel verständlicher als *wie er mir starb.* Im folgenden *Auch du mein Brutus! nun entronnen etc.* erschwert die Formulierung *Auch du mein Brutus!* geradezu das Verständnis, indem man durch sie unwillkürlich zu dem Irrtum verleitet wird, es handle sich um Wiederaufnahme des bekannten Ausspruches Cäsars. Bei dem Wortlaut der Übersetzung ist dieser Irrtum ausgeschlossen. Ob der Graf ein Recht hatte, den ganzen Satz als Frage zu nehmen, ist eine andere Sache: hier mufs die durch das Ausrufungszeichen gekennzeichnete Auffassung des Autors ausschlaggebend sein. Was der Chor der Geister sagen will, ist im deutschen Text recht dunkel ausgedrückt. Der Traum versetzt Brutus in den Augenblick, in dem er nach seinem Tode im Jenseits in den Kreis der Abgeschiedenen tritt und von Cäsar und den Geistern begrüfst wird. Cäsar spricht speziell von ihm und seinem persönlichen Geschick, die Geister vor ihm im allgemeinen als Repräsentanten der Menschen überhaupt, beide im Sinne des Mitleids: arme Menschen, was müfst ihr euch zwecklos plagen! Die Menschen sind zu bedauern, sagt der Chor, sie müssen auf Erden weben und streben, d. h. sich — nutzlos — abmühen, so dafs sie erst zum Frieden kommen, wenn sie zu uns gelangen. Sind sie im Jenseits, so haben sie für das Diesseits nur noch das Gefühl des Bedauerns für die zwecklos sich abarbeitende Menschenwelt. *Hienieden* ist vom Standpunkt des träumenden Brutus, nicht vom Standpunkt der sprechenden Geister aus gesagt, wir erwarten vom Standpunkt des Himmels aus:[1] dort unten. Bei *weben, streben* wäre besser der Begriff 'vergeblich, ohne rechten Zweck' noch besonders hervorgehoben. Der Sinn der folgenden Worte, deren Verständnis durch keine Interpunktion erleichtert wird, kann nur mehr erraten als verstanden werden. Die Übersetzung gibt einen klaren Sinn, nur dafs durch das *ici bas* der Standpunkt des Sprechers ebenso sonderbar ausgedrückt ist wie im Original, und wie in diesem in *sans relache agités* der Begriff 'zwecklos' nicht genügend hervorgehoben erscheint. Dies letztere tut der Wortlaut des Konzeptes *fatigués d'inutiles Efforts,* ihm fehlt aber wieder die notwendige Ortsbezeichnung. Der in *einst* und *nun* liegende, allerdings unklar ausgedrückte Zeitbegriff ist unberücksichtigt geblieben. *C'en est fait* ist jedenfalls deutlicher als das in seiner Isolierung ganz dunkle *Ist gestellt.* Dafs im Originaldruck dafür infolge eines Druckfehlers *gesellt* steht, ist nur ein Zeichen dafür, dafs der Ausdruck nicht verstanden wurde. Im Anfange der

[1] Brutus sagt am Ende: *Droben, wenn wir uns begegnen.*

dritten Szene sind die Worte *Auch erlegen noch Gerechtigkeit wie edler!*, die besagen, dafs die Gerechtigkeit, auch wenn sie unterlegen ist, immer noch viel edler ist als die Ungerechtigkeit, selbst wenn diese gesiegt hat, unübersetzt geblieben. Dafs dies auch in den folgenden Versen mit *Lorbeer* und *Tyrannen* geschehen ist, ist sicherlich kein Mangel. Ist doch Lorbeer überflüssig, da schon der Sieg genannt ist, und das Konkretum 'Tyrannen' kann man nicht gut in das abstrakte Tugend 'wandeln'. Da die Freiheit der Sklaverei entgegengesetzt ist, nicht aber dem allgemeinen *tiefem Elend*, das noch viele andere Dinge als Sklaverei umfassen kann, ist die Gegenüberstellung *Liberté, esclavage* der des Urtextes *Frei* und *tiefem Elend* vorzuziehen. Dem *Schöner Tod auf welch ein Ehrenleben* gegenüber ist *une mort digne* etwas matt, und für den Blick zum Himmel *Blau von Sterne schön!* ist das kahle *firmament* und das willkürliche *sanctuaire de la vertu* kein vollwertiger Ersatz. In dem folgenden *Ruffen sie mich* ist im deutschen Text nicht deutlich, wer da ruft. Man denkt zunächst an die eben vorher erwähnten Sterne, aber die Sterne können doch nicht *ins schöne Blau der Sterne* rufen. Es rufen die Geister, deren Stimme Brutus eben im Traume gehört hat, und der Graf sagt deshalb mit Recht und jeden Zweifel und jedes Mifsverständnis ausschliefsend: *Des esprits qui habitent le firmament.* Die Übersetzung und Stellung der Worte *Komm o komm noch Lebens Abendröthe etc.* bedarf einer längeren Erörterung. Auch hier müssen wir zunächst den Sinn der Worte festzustellen suchen. Brutus sagt:

Was ich immer hier gefunden,
treue Seelen auch gefunden,
die ich froh verlassen kann.

Sein Werk ist an dem Widerstande der grofsen, verständnislosen, für die Alleinherrschaft reifen Menge seiner Standesgenossen und des Volkes gescheitert, aber er will deshalb nicht verzweifeln oder auch nur in trüber Stimmung sterben, sondern in dankbarer Erinnerung an das Gute, das er hier gefunden, in dankbarer Erinnerung an die Freunde und gleichgesinnten Genossen, deren Unterstützung er sich bei seinem erfolglosen Streben erfreute. Wie viele treulose, für die Knechtschaft reife Leute er auch gefunden hat, er hat zu seiner Freude auch treue Seelen gefunden, und in dankbarer Freude darüber, dafs er sie gefunden, gedenkt er ihrer auch noch in der Sterbestunde. Die Erinnerung an sie ist ihm das Lächeln der Abendröte seines Lebens, sie verklärt sein Scheiden. Sie verklärt sein Scheiden nicht nur im Rückblick auf die Vergangenheit, sondern auch im Hinblick auf die Zukunft. Denn diesen Getreuen wird er im Jenseits wieder begegnen und sich ihrer und mit ihnen freuen und das Geschick segnen, das ihnen vergönnt hat, miteinander der Freiheit und

Tugend unerschütterlich treu zu bleiben. Da die Freude, die sein sonst so bitteres Scheiden verklärt, eine doppelte ist: der Rückblick auf die Vergangenheit und der Ausblick auf die Zukunft, so steht an der Spitze beider Gedanken jedesmal das *Komm o komm noch Lebensabendröthe lächle froh mich an!* Hier hat der Graf geändert, indem er die beiden durch das wiederholte *Komm o komm etc.* getrennten Gedanken in eine Anrede an die Freunde unter Weglassung des zweiten *Komm o komm etc.* zusammenzieht: *Ames genereuses qui m'attachés ici bas, nous irons nous rejoindre sous un ciel ep[ur]é benissant le Destin.* Es wird dadurch zwar erreicht, daſs der Sinn des zweiten Gedankens klarer hervortritt als im Original, anderseits aber fällt der erste Gedanke in der Hauptsache ganz aus.

Im ganzen sind übersetzt III, 2 und von III, 3 etwa zwei Drittel. Dieses übersetzte Stück ist im Konzept in drei Abschnitte geteilt: a) III, 2; b) erstes Drittel von III, 3: *Action — de la vertu*; c) zweites Drittel von III, 3: *Lumière de mes jours — Il se frappe.* Von diesen drei Abschnitten a, b und c stehen a und c auf einem Halbbogen des Konzepts in der Weise, daſs sie durch keinen Zwischenraum voneinander getrennt sind, während b allein für sich auf dem zweiten Halbbogen bearbeitet ist. Dies fällt auf, weil man doch die natürliche Reihenfolge a b c, nicht aber a c b erwartet. Nun folgen die drei Abschnitte in der Fassung des ursprünglichen Manuskripts in der Reihenfolge a c b, indem der Abschnitt *Komm o komm etc.* nicht in der dritten, sondern in der zweiten Szene steht. Die ursprüngliche Fassung stimmt auch noch in einem zweiten Punkte mit der Übersetzung überein, da auch in ihr die Worte

Was ich immer hie gefunden
treue Seelen auch gefunden
die ich froh verlassen kann.
Droben wenn wir uns begegnen
unser Schicksal froh versegnen

nicht durch Wiederholung von *Komm o komm etc.* in zwei Teile getrennt sind, so daſs die oben besprochene Zusammenziehung beider Teile in der Übersetzung sich bei der Annahme einer Benutzung des ursprünglichen Textes ohne jede Schwierigkeit erklären würde. Man könnte also zu der Vermutung kommen, dem Grafen habe als Vorlage bei seiner Übersetzung nicht der eingelegte Halbbogen mit der veränderten Fassung gedient, sondern eine Textgestaltung, die jene Stelle *Komm o komm etc.* noch in ihrer früheren Gestalt am Ende der zweiten Szene hatte, im übrigen aber im Wortlaut mit dem veränderten Text übereinstimmte. Man kann gegen diese Vermutung auch nicht geltend machen, daſs in dem Konzept vor *Lumière de mes Jours* die szenarische Bemerkung *Brutus après l'action prêt a se donner la*

Mort und am Ende der Szene *Il se frappe* steht, Bemerkungen, die das Folgende in die dritte Szene weisen: denn diese könnten bei der Beschaffenheit des Manuskripts erst später hinzugefügt sein. Man könnte damit in Verbindung bringen, daſs Haym I, 477 Anm. 2 schreibt, daſs ihm 'ein Rest der Übersetzung ... sowie ein nachträglicher Änderungsvorschlag' handschriftlich vorgelegen haben, und meinen, der dann ausgeführte Änderungsvorschlag habe darin bestanden, daſs die behandelten Verse aus der zweiten in die dritte Szene versetzt wurden. Aber dem Wortlaut der Bemerkung nach muſs man doch annehmen, daſs es sich um einen Änderungsvorschlag der Übersetzung, nicht des deutschen Textes handelt. Aber wir kommen mit unserer Annahme auch sonst zu künstlichen Voraussetzungen, die wir nicht ohne ausdrückliches Zeugnis als wahr hinstellen dürfen. Wollten wir annehmen, in der Reihenfolge der Abschnitte a c b blicke die Reihenfolge des ursprünglichen Textes durch, so müſsten wir zugleich annehmen, daſs der Graf zunächst nach einem Blatt übersetzt habe, das die alte Reihenfolge, im übrigen aber den veränderten Text enthalten habe; er habe dann etwa dem Dichter geraten, die Reihenfolge in a b c zu ändern, und dieser habe die Szene in diesem Sinne umgeschrieben, und dieses umgeschriebene Blatt sei dann an der Stelle des ersten in das ursprüngliche Heft eingelegt und dem Druck an der betreffenden Stelle zugrunde gelegt worden. Aber die Sache ist doch wohl einfacher zu erklären. Die Rede des Brutus im Anfang von III, 3: *Vollendet Freiheitthat etc.* interessierte den Grafen so, daſs er sie ins Französische übersetzte. Erst als er diese Rede übersetzt hatte, kam er auf den Gedanken, auch das Davor- und Dahinterstehende zu übersetzen, und führte dies auf dem zweiten Halbbogen aus. Da nun beide bisher bekannten Stellen der Übersetzung in dem Konzept enthalten sind und es ein sonderbarer Zufall wäre, wenn man, obgleich auch ein Konzept der übrigen Teile des Dramas vorhanden war, gerade nur den vorliegenden Abschnitt in den Bogen mit dem Antwortschreiben des Grafen eingelegt hätte, so ist anzunehmen, daſs der Graf Wilhelm andere Abschnitte des 'Brutus' überhaupt nicht übersetzt hat.

Überblicken wir nun die Wanderung, die wir durch die Übersetzung unternommen haben, und suchen ein Urteil über dieselbe zu gewinnen, so müssen wir sagen: Wenn der Übersetzer auch an einigen Stellen nicht den gesamten Gedankeninhalt des Originals in seine Arbeit herübergenommen hat, wenn er anderseits an ein paar Stellen ein wenig über die in der Vorlage gezogenen Linien hinausgegangen ist, so hat er sich doch nicht nur mit Ernst in die Gedankenwelt des Dichters eingelebt, sondern er hat auch dessen oft nicht leicht verständlichen Text, der aneinandergereihte Hauptsätze oder auch nur Bruchstücke von Sätzen bietet,

die in abstrakter Allgemeinheit dem an eine solche Schreibweise nicht gewöhnten Leser nicht immer auf den ersten Blick verständlich sind, so glücklich in einen klaren, zusammenhängenden, den Gedankeninhalt anschaulich wiedergebenden Text verwandelt, daſs man seine Übersetzung geradezu als eine Art Erklärung der betreffenden Szenen betrachten kann. Man wird bei der Vergleichung der beiden Texte in dieser Beziehung unwillkürlich daran erinnert, daſs Lessing zweiundzwanzig Jahre früher die dunkle Dichtersprache eines Klopstock sich und anderen dadurch deutlicher zu machen suchte, daſs er ein Stück des 'Messias' ins Lateinische übersetzte.

Der Graf hat sich ernst bemüht, der selbstgestellten Aufgabe gerecht zu werden: die korrekturenbedeckten Halbbogen des Konzepts geben den sprechenden Beweis dafür. Es entspricht der Wahrheit, wenn es in den *Erinnerungen aus dem Leben Herders* in einer Anmerkung zu dem oben zitierten Briefe der Gräfin Maria heiſst: 'Der Graf übersetzte den Brutus mit viel Fleiſs und Mühe.' Wir sehen ihn vor uns, wie er sich bemüht, einen Ausdruck zu finden, wie er ihn wieder verwirft, durch einen anderen ersetzt, um zuletzt doch vielleicht wieder zu ihm zurückzukehren. So schreibt er zuerst *vous êtes opprimées,* er streicht *opprimées* durch, schreibt dahinter *abattues.* Aber auch das genügt noch nicht, er streicht auch dieses — und nun hat er es gefunden: er setzt darüber *terrassées.* So steht es im Konzept, in der Reinschrift aber finden wir wieder *abattues.* Er möchte das *Auch erlegen noch Gerechtigkeit wie edler* hineinhaben, er setzt ein *Equité divine,* aber es formt sich nicht. Auch die folgenden Worte: *Wenn ein Herz noch Recht und Freiheit fühlt* bieten Schwierigkeiten. Da steht *La liberté* — es folgt etwas wie *vient,* das Wort ist nicht zu entziffern, *dans les coeurs vous fera rougir à jamais,* noch anderes wird versucht, bis es gelingt: *qu'ils rougissent etc.* Er schreibt *Ni l'or ni les victoires* — oder sollte *triomphes* besser sein? er behält sich die Wahl vor, indem er dieses darüber schreibt, ohne jenes zu streichen. Er läſst Brutus sagen: *je m'eleve au sublime Sejour* — oder sollte es feierlicher klingen, wenn man setzte: *Brutus s'eleve au sublime Sejour*? Er findet im Konzept noch keine Entscheidung. Auf der zweiten Seite sind noch mit Bleistift geschriebene Versuche. Dreimal noch setzt er von neuem an, eine Stelle zu übersetzen: *qu'en fermant la Paupiere des celestes Idees compagne de ta fin eclairent mon Ame,* und noch zweimal versucht er dieselben Worte in etwas anderer Fassung in dünnen, schattenhaften Bleistiftzügen, die auch mit dem Vergröſserungsglase kaum zu entziffern sind.

Und wer ist es, den wir bei so emsiger Übersetzungsarbeit belauschen? Es ist einer der Kriegshelden des Siebenjährigen Krieges, einer der Führer, die am meisten halfen, die Schlacht

von Minden zu gewinnen, der Retter Portugals, der grofse Artillerist, der Schöpfer des Wilhelmsteins und seiner Kriegsschule. Er übersetzt — aber nicht aus einer fremden in die Muttersprache — er übersetzt eine deutsche Dichtung ins Französische, wie sein grofser Zeit- und Gesinnungsgenosse Friedrich II. zwar deutsche Hiebe austeilte, aber französisch schrieb. Und welcher Held ist es, der einen der entschiedensten Vertreter des aufgeklärten Absolutismus so begeistert, dafs er zur Feder greift, um des deutschen Dichters Spuren zu folgen? Wer ist es, in dessen Verehrung sich der fünfzigjährige Fürst, der Anhänger der Aufklärung, mit dem um zwanzig Jahre jüngeren, unter Hamanns Einflufs stehenden Prediger und Dichter zusammenfindet? Es ist Brutus, der Mörder Cäsars, den Überlieferung und Dichtung zum letzten und reinsten Vertreter republikanischer Freiheit stempelt, den der Dichter vor seinem freiwilligen Ende sprechen läfst im Sinne des Catonischen *victrix causa diis placuit, sed victa Catoni,* den *impavidum feriunt ruinae.* — Es ist ein eigenartiges, für die damalige Zeit durchaus charakteristisches Bild — auch ein Fürstenbild aus dem 18. Jahrhundert, aber ein anderes, als es Lessing in den ersten Szenen seiner 'Emilia Galotti' zeichnet oder Schiller in 'Kabale und Liebe' als Hintergrund voraussetzt.

II.

In dem Fürstlichen Hausarchiv zu Bückeburg befindet sich ferner ein in der Mitte gebrochener halber Foliobogen, dessen vier vollständig beschriebene Quartseiten die eigenhändig geschriebene Übersetzung Herders von des Persers Sadi Vorrede zu seinem Rosenthal enthält. Das Papier zeigt das Wasserzeichen D. & W. C. Blow, ist also ein Bogen jenes holländischen Postpapiers, das Herder damals zu Reinschriften benutzte, das er z. B. auch benutzte, als er seiner Braut 1772 die obenerwähnte Reinschrift der ersten Gestalt seines 'Brutus' übersandte. Sadis Blumengarten oder Rosenthal schätzte Herder von Jugend auf sehr hoch; er sagt in der Vorrede zu den *Zerstreuten Blättern 4. Sammlung*: 'Sadi war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, dessen Einkleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen.' Er nennt es das schönste Buch unter den späteren Schriften des Orients, die feinste Blüte, die im Garten eines Sultans blühen kann, und schätzt den Anfang der Vorrede, den Hymnus auf Gott, sehr hoch und stellt ihn einem anderen seiner Lieblingsstücke, dem Naturhymnus von Shaftesbury, an die Seite.[1] Herder hat seine Übersetzung der Vorrede zum 'Rosenthal' in doppelter

[1] Haym II, 454.

Form drucken lassen: einmal in der gereimten Übersetzung im *Teutschen Merkur* 1782 und dann in Distichen verwandelt in den *Zerstreuten Blättern, 4. Sammlung* 1792. Beide Übersetzungen sind *S. W.* 26, S. 370—73 abgedruckt. Die ältere, gereimte Übersetzung setzt C. Redlich in der Vorrede zu Bd. 26, S. IX in den Frühling 1774 und fügt in einer Anmerkung die Vermutung hinzu, dafs sich gerade auf dieses Stück der Dank in dem letzten Briefe der Gräfin Maria an Herder vom 1. Juni 1776 beziehe. Die oben beschriebene Handschrift Herders enthält eine gereimte Übersetzung, die in einzelnen Versen und Wendungen mit der im *Teutschen Merkur* erschienenen übereinstimmt, im ganzen aber eine selbständige Gestaltung zeigt. Um eine Vergleichung zu erleichtern, stellen wir beide Texte nebeneinander.

Der im *Teutschen Merkur* veröffentlichte Text.

Lobgesang
nach dem Persischen des Sadi.

Lob sei dem Ewigen!
Gehorchen ihm, ist näher zu ihm gehn;
Mit Dank von ihm empfangen,
heißt: mehr erlangen.

So oft der Athem in uns zeucht,
erneut er unser Leben:
So oft der Athem von uns fleucht,
erfreut er unser Leben.
In jedem Athemzug' ist zwiefach seine Huld
und unsre Schuld.

Doch wessen Hand vermag
dem Höchsten Dank zu bringen?
Ich trete jeden Tag
als Knecht vor meinen Herrn
und sprech': ich möchte gern
und kann dich Herr nicht singen.

Der Regen seiner Huld ergeußt sich überall:
auf seinem weiten Erdesaal
steht milde Tafel aufgedeckt.
Da kommt sein Knecht, der warme Ost, und streckt
den seidenen smaragdnen Teppich hin
zum Freudenmahl;

Der Text der Handschrift.

Des Persers Sadi
Vorrede zu seinem Rosenthal.

Lob Ihm, daß Alles sich erfreut!
Im Strome seiner Gütigkeit
ist Danken Ihm Glückseligkeit
und Ihm Gehorchen Weg zu Gottesseligkeit.

So oft ein Athem in uns zeucht
erneut er uns das Leben.
So oft ein Athem von uns fleucht
erfreut er uns das Leben.

Lob Ihm, daß Alles sich erfreut
Im Strome seiner Gütigkeit
ist Ihm Gehorchen Hauch, der in uns zeucht
und Uns erneut
und Danken ihm ist Hauch, der von uns fleucht
und Uns erfreut
In jedem Othem sollt du Mensch dein Leben
zweimal dem Schöpfer geben!

Der Regen seiner Huld ergeußt sich überall
In seinem grossen Erdesaal
steht milde Tafel aufgedeckt:
da kommt sein Knecht, der Ost, und weckt
die Braut- und Blumenau und deckt
den Tisch der Erden.

Und Er, der Hausherr, winkt der Amme-Frühlingswolke
die zarten Kinderchen, der Erde Grün,
wie Säugling' in der Wiege zu erziehn:
Er kommt jedwedes neue Jahr
und bringt den Bäumen, neubelaubt,
und ihrer jungen Kinder Schaar,
den Zweigen, Blüthgen auf ihr Haupt.*
Der Mächtige verwandelt durch sein Wort
hier dürres Schilf in süßen Zucker; dort
muß aus der Erd' ein Kern aufgehn
und jung und schlank ein Palmbaum vor uns stehn.
O du mildreicher Gott, der seinen Schatz aufthut
und sättigt Gläubige und Heiden
mit Gut und Freuden,
mit reichem Gut! —

Nein! er entzeucht uns nicht um unsrer Sünden Schuld
die Decke seiner Huld.
Er mißt den Ehrenteppich nicht,
der lang auf unsern Fehlern lieget;
und wenn ein Reuiger sich vor ihm schmieget
und tritt vor sein Gericht
und sucht die Gnadenthür und hört nicht auf zu flehn,
wollt' auch sein Herr von dannen gehn
und thät' als hört' er nicht;
demüthig hält er an, bis daß der König spricht:
„Ihr Engel, freylich ist mein Knecht
„nicht meiner werth;
„doch weil er Huld begehrt,
„sei ihm verziehn!
„Verließ' ich ihn,
„wen hätt' er ohne mich?"

* Die Perser feiern das neue Jahr, wie es sich auch eigentlich ziemt, im Frühlinge. Die Blüthen der Bäume werden hier mit Mützchen verglichen, die der Hausvater der Natur den jungen Sprossen, die ihr erstes Leben geniessen, zum Neujahrsgeschenk mitbringt.

Und jene Wolke dort muß Mutter werden
und säugen Kinder ohne Zahl
Und jedes Zweigelein steht neubelaubt
mit Kinder-Häubchen, Blüthen, auf dem Haupt
Des dürren Rohres Saft
wird Süssigkeit
und kleinen Dattelkernes Kraft
ersteht, ein Palmbaum hoch und weit
Mond, Wolken, Sonn' und Wind und Himmel streben
mehr, als du wünschest, dir zu geben:
o Mensch, wenn Du undankbar bist!!!

Lob unserm Gott, auch wenn der Mensch es ist,
er lässt auch Feinden es gerathen
zerreisst die Decke nicht auf unsern Missethaten
die Ehrendecke, die uns schont
und nicht mit Schamroth lohnt
Herr! Gott! und kannst du nicht auch deine Feinde hassen
wo wird dein Freund sich nicht auf dich verlassen?
Er steht, ein Thurm, dem Du die Säule bist
Er fährt mit Gott, dess Schiffer Noah ist. — —

Ein Sünder tritt zur Gnadenthür
und flehet Dir!
Gott höret nicht
Er wendet ab sein Angesicht
der Sünder flehet fort sein Reugebet
„Ich muß, spricht Gott, mich sein erbarmen
„Hätt' er mich nicht, wer hört den Armen?" —

O Gott, die vor Dir stehn, verhüllen ihr Gesicht
und sinken nieder, fassens nicht:
„wird Uns ein Mensch nach seinem Namen fragen
„was kann von Gott ein Engel sagen?"
Wer ganz ihn liebt
und ganz sich hin ihm gibt
ist stumm! ist todt!

O Nachtigall, die mit so starkem Triebe
des Höchsten Lob zu singen wagt:
sieh jene Mücke, die verzagt
und Liebekühn sich um die Flamme schwingt
und in sie dringt,
und schweigt und stirbt für Liebe.

Was singest du so lauten Schall
du Nachtigall,
singst du von Gott?
Die Mücke schweigt und schaut sein Angesicht
in einem Erdenstral und fleucht ins Licht!

Der Stolze, der von Gottes Tiefen
viel wissen will, bleibt ohne Wissenschaft;
wem je gegeben ward von seiner Kraft
Ein Fünklein zu erblicken,
verstummet in Entzücken.

Wer noch von Ihm nicht schweigen kann
der sah ihn nicht.

Ein Forscher wollte kühn
sich auf das hohe Meer
der Größe Gottes wagen: Er
verhüllete sein Haupt und schien
im Denken wie versunken.
Zuletzt kam er wie trunken
aus tiefer Tief' empor:
„Ich war an Gottes Thor,
„in Gottes Garten, sprach er, hatte vor
„am ersten Rosenbusch das Kleid mir ganz zu füllen
„und meinen Brüdern zu enthüllen,
„was ich gesehn. Ich stand davor
„und sieh, vom Dufte trunken
„war mir die Hand gesunken,
„ich ließ mein Kleid mit allen
„den Rosen fallen."

Ein frommer Mann
fing über Gott zu denken
fing an ins Meer der Gottheit sich zu senken
wo war Er? — Als er wiederkam
und Sprache seine Zunge nahm
was bracht' er aus dem Garten?
Wir harrten —
Er schwieg und sprach: „O Brüder, als ich kam
„zum ersten Rosenbusch in Gottes Paradies
„und sah, genoß so viel, und treu verhieß
„nun auch für Euch zu pflücken
„und hielt schon offen mein Gewand
„im ersten Dufte voll Entzücken
„sank meine Hand."
Wer noch von ihm nicht schweigen kann
der sah ihn nicht. Wer ihn erblickt
der ist — entzückt.

Unendlicher! weit über unsern Sinn,
Gedanken, Witz und Geist und Sprach' und Meinung hin
ist, was Du bist. Wir höreten und lasen
was unsre Väter sich gesagt:
was alle Weisen sich gefragt
von Dir, von Dir;
was hörten wir?
Und ob wir täglich, für und für
fortdenken über Dir;
des Menschen Leben ist am Ziel
eh er es weifs; am Ende sieht er frei
daß er am Anfang sei,
und daß die Weisen allzusammen
studiren nur an — Gottes Namen.

Seit wir o Gott zur Welt, zu Jahr auf Jahren kamen
erforschen Wir
und sind bei Dir
nur noch — am Namen.

Einst sah ich etc.

Die Fortsetzung folgt.

Es kann nach der Auffindung unserer Handschrift wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daſs Redlich mit seiner Vermutung, daſs sich der Dank der Gräfin Maria in ihrem letzten Brief an Herder auf die gereimte Übersetzung von Sadis Lobgesang beziehe, recht hat. Nur ist es nicht die später im *Teutschen Merkur* veröffentlichte Gestaltung derselben gewesen, sondern eine frühere: die in unserer Handschrift vorliegende. Herder hatte der Gräfin den Naturhymnus von Shaftesbury, den er mit Sadis Hymnus auf Gott zusammen nennt, bereits nach dem 14. Februar 1775 in jenem Buche mitgeteilt, das den Namen *Buch der Gräfin Maria* führt, und teilt ihr nun auch jene Vorrede mit und verspricht am Ende des Manuskripts, die Übersetzung fortzusetzen, indem er hinzufügt: *Die Fortsetzung folget.* Die schwerkranke Gräfin antwortet am 1. Juni 1776, nachdem sie vorher von einem teuren Buche gesprochen hat, das den hohen Preis nicht wert sei: 'Hundert, tausendmal besser sind die Gedanken des Persers Sadi; für Ihre schöne Übersetzung danke unendlich, ich konnt's mich nicht satt lesen', und fügt im Hinblick auf die Ankündigung einer Fortsetzung am Schluſs der Übersetzung hinzu: 'und bitte gar sehr um die Fortsetzung'. Es ist der letzte Brief der Gräfin an Herder, jener ergreifende Brief, in dem sie dem Seelensorger, der ihr so wert geworden war, mitteilt, welche Wichtigkeit der Monat Juni, in dem sie schreibt, für sie habe: im Juni sei ihr Bruder geboren, ihre Mutter gestorben, im Juni habe sie ihres Vaters Haus verlassen und sei bei ihrer einzigen Schwester angekommen, im Juni sei ihr einziges Töchterchen geboren und auch gestorben. Als sie den Brief schrieb, waren, wie sie selbst mitteilt, ihre Nerven und Glieder schon erstaunlich schwach geworden, sie konnte nur wenig schreiben, so sehr bebten ihre Hände den ganzen Tag. Und so ist sie denn auch noch in demselben Monat, dem Monat, der für sie so viele wichtige Gedenktage enthielt, am 16. Juni, ihrem Geburtstage, hinübergeschlummert. So ist denn jene Übersetzung der Vorrede des Sadi die letzte Gabe gewesen, mit der der Dichter seine hohe Gönnerin erfreuen konnte: die versprochene Fortsetzung ist nicht geliefert.

Bückeburg. Otto Müller.

Thomas Morus' 'Picus Erle of Mirandula'.

(Schluſs.)

[48] The Interpretacion of John Picus upon this psalme conserva me Domine.

Conserva me Domine quoniam speravi in Te. Dixi Domino: Deus meus es Tu, quoniam bonorum meorum non eges. Sanctis qui sunt in terra mirificavit voluntates suas. Multiplicate sunt infirmitates eorum postea acceleraverunt. Non congregabo conventicula eorum de sanguinibus: nec memor ero nominum eorum per labia mea. Dominus pars hereditatis mee et calicis mei: Tu es qui restitues hereditatem meam mihi. Funes ceciderunt mihi in preclaris: etenim hereditas mea preclara est mihi. Benedicam Dominum qui tribuit mihi intellectum insuper[1] et vsque ad noctem increpuerunt me renes mei. Providebam dominum[2] in conspectu meo semper, quoniam a dextris est mihi ne commovear. Propter hoc letatum est cor meum et exultavit lingua mea insuper et caro mea requiescet in spe. Quoniam[3] non derelinques animam meam in inferno: nec dabis sanctum tuum videre corruptionem. Notas mihi fecisti vias vite: adimplebis me letitia cum vultu tuo, delectationes in dextera tua vsque in finem. *Conserua me domine:* kepe me good lorde. If any perfite manne looke vppon his owne estate, there is one peryll therein, that is to wytte, lest he waxe prowde of his vertue, and therefore Dauid, speaking in the parson of a ryghtuous manne of hys estate, beginneth with these wordes.

[49] *Conserua me domine.* That is to saye, kepe me good lorde, whiche woorde kepe me: if it bee well considered, taketh awaie al occasion of pryde. For hee that is hable of himselfe anye thynge to geat: is hable of hymselfe that same thing to kepe. He that asketh then of God to be kept in the state of vertue, signifieth in that asking that from the begynnyng he gote not *the* vertue by himselfe. He then, whiche remembreth that he attayned his vertue: not by his owne power, but by the power of God, may not be prowde therof, but rather humbled before God, after those wordes of thapostle. *Quid habes, quod non accepisti:* What haste

[1] insuper *fehlt.* [2] Deum. [3] quia.

Joannis Pici Mirandulae, in Psalmum XV commentarius.

Versus 1. Conserva me Domine.

Si quis perfectus vult recognoscere statum suum, unum habet periculum, ne de sua virtute superbiat: ideo David loquens in persona iusti, de statu incipit, ab hoc verbo:

Conserva me: quod recte consideratum, omnem amovet occasionem superbiae: nam qui potest aliquid ex se acquirere, potest et illud ex se sibi conservare. Qui ergo petit a Deo conservari in statu virtutis, significat per hoc, quod nec a principio ipsam virtutem ex se acquisivit. Qui autem recordatur virtutem se consecutum, non virtute propria, sed virtute Dei, non potest de ea superbire, sed magis humiliari coram Deo, iuxta illud Apostoli: Quid habes quod non accepisti? et si accepisti quid gloriaris, quasi non acceperis? Duo sunt ergo verba, quae semper habere

thou, that thou haste not receyued: and if thou haste receiued it: why arte thou prowde therof, as thoughe thou haddst not receiued it. Two woordes then be there, which we shoulde euer haue in oure mouthe, that one, *Miserere mei deus:* haue mercye on mee Lorde, whan we remember oure vyce, that other, *Conserua me deus*, kepe mee good Lorde, whan we remember our vertue. [50] *Quoniam speraui in te.* For I haue trusted in thee. This one thyng is it, that maketh vs obtayne of God oure peticion, that is to wytte, whan we haue a full hope and truste, that we shall spede. And[1] yf we obserue these two thynges in oure requestes, that is to wytte, that wee require nothyng, but that whiche is good for vs, and that we require it ardentlye with a sure hope that God shal here vs, our prayers shal neuer be voide, wherefore whan we misse the effect of our peticion, either it is for that we aske suche thing as is noious vnto vs (for as christ sayeth) we wote neuer what we aske. And Jesus said: whatsoeuer ye shal ask in my name, it shal be geuen you. This name Jesus signifieth a sauioure, and therefore there is nothinge asked in the name of Jesus, but that is wholesome and helpyng to the saluacion of the asker, or els god heareth not our prayer, because that though the thing that we require be good, yet we aske it not wel. For we ask it with little hope. And he that asketh doubtingly, asketh coldly. And therfore sainct James biddeth vs ask in faith no thyng doubting. [51] *Dixi domino deus meus es tu:* I haue saide to our Lorde, my God arte thou. After that he hath warded and fenced himself againste pride, he describeth in these woordes his estate: All *the* estate of a rightuous manne standeth in these woordes. *Dixi domino deus meus es tu*, I haue sayde to our Lorde, my God arte thou. Whiche wordes though thei seme commune to all folk, yet are there very few that maye saie them truely. That thing a manne taketh for his god, that hee taketh for his chiefe good. And that thing taketh he for his chief good, which only hadde, though all other thinges lack, he thinketh himselfe happye, and whyche onely lacking, though he haue al other

hinges to serued in rayer. — hn. 14. — me. 117. — God.

[1] and *fehlt*.

debemus in ore, alterum, scilicet, Miserere mei Deus. cum scilicet recordamur peccatorum: alterum est: Conserva me Deus. scilicet cum recordamur virtutum.

Quoniam speravi in te.

Haec una res est, quae facit nos a Deo impetrare quod petimus, quum scilicet nos impetraturos speramus, et si duas has conditiones observabimus, ut nunquam petamus a Deo, nisi ea, quae nobis sunt salutaria, et ut id quod petimus, ardenter petamus, cum firma spe, quod Deus nos exaudiat, nunquam erunt irritae orationes nostrae. Quum igitur non impetramus, est aut quod illud nobis est noxium: Nescimus enim quid petamus, ut inquit Christus: et Jesus dixit: Quicquid petieritis in nomine meo, dabitur vobis: hoc enim nomen Jesus salvatorem significat: et ideo nihil petitur in nomine Jesu, nisi quod est ad salutem ipsi petenti: aut non exaudit, quia si bona petimus, non enim bene petimus, hoc est, cum parva spe: qui autem timide sperat, frigide petit, ideo dicebat Jacobus: Postulet autem in fide nihil haesitans.

Versus 2. Dixi domino Deus meus es tu.

Postquam munivit se contra superbiam, incipit describere statum suum. totus autem status iusti, consistit in hoc verbo: Dixi domino Deus meus es tu. Quod verbum licet videatur fere omnibus commune, pauci tamen sunt, qui illud possint vere dicere: illud enim quis habet pro Deo, quod habet pro summo bono, et illud habemus pro summo bono, quo solo habito, si caetera desint, putamus nos esse felices: et quod unum si

things, he thinketh him*s*elf vnhappi. The negard the*n* saith to his money. *Deus meus es tu,* my god arte thou. For though honor faile, and health and strength and frendes, so he haue money, he thinketh hymselfe well. And if he haue al those thynges, *that* we haue spoken of, if money faile, hee thynketh hymselfe vnhappye. The gloton saieth vnto his fleshlye lust, the ambicious manne sayeth to his vainglory, my god arte thou. See than how few maye truely saye these woordes. I haue sayde to oure Lorde, my God arte thou.

The n ggar god is mon

Th g to god is fles lust. The an cious mans is vaineglo

For onelye he maye truelye saye it, whiche is content with God alone: so that if there were offered him al *the* kingdomes of the worlde, and all the good that is in earth, and all the good that is in heauen, he woulde not once offende God to haue them all. In these wordes than, I haue sayde to our Lord, my god arte thou, standeth al the state of a righteous[1] manne: [52] *Quoniam bonorum meorum non eges.* For thou haste no nede of my good. In these woordes he sheweth the cause why hee sayeth onelye to oure Lorde, *Deus meus es tu,* my God art thou: the cause is for that onelye oure Lorde hathe no nede of our good. There is no creature but that it needeth other creatures, and thoughe thei bee of lesse perfeccion than it self, as philosophers and diuines prouen: for if these more imperfecte creatures were not, the other that are more perfecte coulde not bee. For if any part of the whole vniuersitye of creatures were destroyed and fallen to noughte, all the whole were subuerted. For certainely one parte of that vniuersitie perishyng, all parties perishe, and al creatures be partes of that vniuersitie, of whiche vniuersitie God is no part, but he is the begynnyng, nothing therupon dependyng. For nothing truely wanne he by the creacion of this worlde, nor no thing shoulde he lese, if the world were adnihilate and turned to nought again. Than onely god is he, whiche hathe no nede of our good. Well ought we certainely to be ashamed to take such thing for god, as hath nede of vs. And suche is euery creature. Moreouer we should not accepte

[1] ryght wyse.

desit, etiam si habeamus omnia alia bona, putamus nos esse miseros. Dicit igitur avarus, pecuniae: Deus meus es tu: quia etiam si ei desint honor et sanitas, et virtus, et amici, modo pecuniam habeat, contentus est: et si habeat omnia illa bona quae diximus, et pecunia desit, putat se esse infelicem. Gulosus item, crapulae, et incontinens, libidini, et ambitiosus, imperio sive gloriae dicit: Deus meus es tu. Vide igitur, quam pauci possint dicere: Dixi domino Deus meus es tu: quia ille solus hoc potest, cui solus Deus sufficit: ita ut si ei proponantur omnia regna mundi, et coelestia omnia, et terrena bona, non tamen, ut illa consequeretur, vel semel Deum offenderet: in hoc igitur dicto consistit totus status hominis iusti.

Quoniam bonorum meorum non eges.

Reddit rationem propositi sui, quare scilicet soli Domino dicat: Deus meus es tu: ratio autem, quoniam solus Deus bonis nostris non eget: nulla enim creatura est, quae non indigeat aliis creaturis, quamvis imperfectioribus, ut probant philosophi et theologi, quia si illae non essent, ista non essent, quia destructa una parte universi, destruitur totum universum. Destructo autem, destruuntur omnes partes: omnes autem creaturae sunt partes unius universi, cuius universi, ipse Deus non pars est, sed principium, nihil ab eo dependens: nihil enim acquisivit Deus ex hoc quod creavit mundum, et nihil perderet, si totus mundus annihilaretur. Solus ergo Deus bonorum nostrorum non eget. Debemus autem erubescere, illum habere pro Deo, qui bonis indiget nostris, qualis est omnis

for god, that is to say, for the chiefe goodnes, but onely that thynge whiche is the moste souerayne goodnes of all thynges, and that is not the goodnes of any creature. Onely therefore to our Lorde ought we to saye, my god art thou. [53] *Sanctis qui sunt in terra eius mirificauit voluntates suas.* To his sainctes that are in *the* land of him, he hathe made marueilous hys willes. After god shoulde we speciallye loue them, whiche are nerest ioyned vnto god, as be the holy angels and blessed sainctes, that are in their countrey of heauen. Therfore after that he had sayd to our lord, my god arte thou, he addeth there unto, that our lord hath made merueylous his willes, *that* is to saye he hathe made marueilous his loues and his desyres towardes his sainctes that are in the lande of hym, that is to wytte, in the countrey of heauen, whiche is called *the* lande of god, and the land of liuing people. And verely if we inwardly consider howe great is the felicitie of that countrey, and howe muche is the myserye of this worlde, howe great is the goodnes and charitie of those blessed citeseyns: we shall continually desire to be hence, that we were there. These thynges, and suche other, whan we remember, wee should euermore take hede: that our meditacions be not vnfruitfull, but that of euery meditacion we shoulde all waies purchase one vertue or other. As for ensample, by this meditacion of the goodnes of that heauenly countrey we shold wynne this vertue, that we shoulde not onely strongly suffer death and pacientlye whan our time commeth, or if it were putte vnto vs for the faith of Christ, but also we should willynglye and gladlye long therefore, desyryng to be departed out of this vale of wretchednes, that we may raygne in that heauenly countrey with God and his holy sainctes. [54] *Multiplicate sunt infirmitates eorum, postea accelerauerunt,* their infirmities bee multiplyed, and after they hasted. These wordes the prophete speketh of wicked men. By infirmities he vnderstandeth Idolles, and so

eauen.

ery medi-
to pur-
a vertue.

---

creatura. Praeterea non debemus habere pro Deo, hoc est, pro summo bono, nisi illud, in quo est summum bonum: in nulla autem creatura est omne bonum: soli igitur Domino debemus dicere: Deus meus es tu.

Versus 3. Sanctis qui sunt in terra eius.

Post Deum maxime debemus amare illos, qui sunt Deo maxime coniuncti, quales sunt angeli, et beati in patria: ideo postquam dixit Domino: Deus meus es tu: subdit quod Deus

Mirificavit voluntates suas.

Hoc est, mirabiles fecit amores eius, et desideria eius erga sanctos, qui sunt in terra eius: hoc est, in coelesti patria, quae dicitur terra Dei, et terra viventium: et vere si consideremus, quanta sit illius patriae felicitas, quantaque huius mundi miseria, quanta civium illorum bonitas, et claritas, desiderabimus semper hinc discedere, ut illic habitemus. Haec autem et similia, cum meditamur, illud semper curare debemus, ne infructuosae sint meditationes nostrae: sed ex qualibet meditatione, aliquam semper acquirere virtutem debemus: ut ex hoc videlicet, de bonitate illius patriae superioris, debemus acquirere virtutem hanc, ut mortem non solum fortiter feramus, et patienter cum venerit hora nostra, aut si pro fide Christi nobis obeunda sit, sed ultro etiam appetamus, cupientes scilicet, ex hac valle miseriarum discedere, ut in illa felici patria cum Deo et sanctis eius regnemus. Cum ergo iustus descripsit statum suum, qui totus est in affectu erga Deum et divina, despicit quoque ex alto statum hominum malorum, et dicit:

Versus 4. Multiplicatae sunt infirmitates eorum.

Per infirmitates autem intelligit idola, et ita habet textus Hebraeus: sicut enim bonus unum habet Deum quem colit: ita mali multos habent

it is in the Hebrew text. For as good folk haue but one god whom they worship, so euil folke haue many goddes and ydols, for they haue many voluptuous pleasures, many vaine desires, manye diuers passions, whiche they serue: and wherfore seke they many sundrye pleasures, certainely for because they can find none, that can set their hearte at reste, and for that (as the prophete saieth) wicked men walke about in a circuit or coumpasse, whereof there is none ende. Now after these wordes, their ydols be multiplied it foloweth. After thei hasted, that is to say: after their ydoles, after their passyons and beastly desyres, they run furth headling vnaduisedly, without any co*n*sideracion. And in this be we taughte, *that* we shoulde as spedely runne to vertue, as they runne to vice, and that we shold with no lesse diligence serue our Lorde God, than they serue theyr lord *the* deuil. The iust manne consideryng the estate of euyl folke, determineth firmely with himselfe (as we should also) that vtterly he wyll in no wyse folowe them: and therfore he saieth. *Non congregabo conuenticula eorum de sanguinibus, nec memor ero nominum eorum.* I shal not gather the congregacion of the*m* from the bloode, nor I shal not remember their names, he sayth from *the* bloode both because ydolaters wer wont to gather *the* bloode of their sacrifice together, and ther about to do their ceremonyes. And also for that all the life of euyl men forsaken reason, whiche standeth all in the soule, and folowen sensualitie, that standeth al in the bloode. The prophete sayth, not onely that he will not gather their congregacion together from the bloode, that is to say, that he would doe no sacrifice to those ydolles, but also *that* he would not remember theyr names, *that* is to say, *that* he wold not talke nor speake of *the* voluptuous delites, which are euyl peoples gods, which we might yet lawfully do: shewing vs by *that*: that a perfite ma*n* shold abstain not only fro vnlawful plesures, but also fro*m* lawful. To thend *that* he may altogether hole haue his mind into heaue*n*ward, and the more purely inte*n*d vnto *the* co*n*te*m*placion of heaue*n*ly thynges. [55] And forasmuch as som ma*n* wold paradue*n*ture think, *that* it wer foly for a man vtterly to depriue himself fro*m* al pleasures therfore *the* prophet addeth: *Dominus pars hereditatis mee.* Our lord is *the* part of

Wicked people worship many gods.

Psalme. 11[?].

Bloode.

A perfect man should abstain not onely from vnlawfull pleasures, but also from lawfull.

---

deos et idola: quia multas scilicet voluptates, multa desideria vana, passiones diversas quibus serviunt: Ideo autem multas quaerunt voluptates, quia nullam inveniunt, quae eos quietet, et ideo in circuitu impii ambulant. Et subdit: Post acceleraverunt. quia scilicet, post sua desideria praecipites ruunt, et inconsiderate: unde edocemur, ut non minus ipsi celeriter curramus ad virtutes, quam ipsi currunt ad vitium: nec Domino nostro minus diligenter ipsi serviamus, quam ipsi serviunt domino suo diabolo. Justus autem considerans statum malorum, proponit firmiter, sicut et nos semper debemus facere, nullo modo velle eos sequi, et dicit:

Non congregabo conventicula eorum de sanguinibus: nec memor ero nominum eorum per labia mea.

Dicit autem de sanguinibus, tum quia idolatrae solebant collecto sanguine victimarum, circa eum suas agere ceremonias, tum quia tota vita malorum relicta ratione, sensualitatem sequitur, quae in sanguine sita est. Dixit autem, quod non solum vult sacrificare idolis, sed nec nominare ea, quod tantum dici et fieri potest, ostendens per hoc, quod non solum homo perfectus debet abstinere ab illicitis voluptatibus, sed etiam a licitis, ut magis totus feratur in coelum, et contemplationi divinorum putius vacet: et quia aliquis posset credere, quod esset stultitia privare se omni voluptate, subdit:

Versus 5. Dominus pars haereditatis meae.

Quasi dicat, non mireris, si omnia alia relinquo, ut Deum possideam, in quo etiam alia denique bona possidentur. Debet haec esse vox cuius-

mine enheritance, as though he would say: meruaile[1] not thoughe I forsake al thyng to the*n*tent *that* I may haue *the* possessio*n* of god, in who*m* al other things also be possessed. This shold be *the* voice of euery good christe*n* ma*n* *Dominus pars hereditatis mee.* God is the part of mine inheritance. For certainly we christen people, to who*m* god is promissed for an enheritauce, ought to be ashamed to desire any thing beside him. But for *that* som man might happelye repute it for a gret presu*m*pcion, *that* a man shold promes himselfe god for his enheritaunce: therfore the prophet putteth therto. *Tu es qui restitues hereditatem meam mihi.* Thou good lord art he, *that* shall restore mine enherytance vnto me. As though he would say O good lord my god I know well, that I am nothing in respect of thee, I wote well I am vnhable to ascende by myne own stre*n*gth so high, to haue thee in possession, but thou art he that shalt drawe me to thee by thy grace, thou art he that shalt geue thy self in possession vnto me. Let a rightous man than consider, how great a felicitee it is to haue god fal vnto him as his enheritance. [56] It foloweth in the psalme. *Funes ceciderunt mihi in preclaris,* The cordes haue fallen to me noblye. The partes and lots of enheritances were of old time met oute and deuided by cordes or ropes. These woordes then the ropes or cordes haue fallen to me nobly, be as much to say, as the parte or lot of mine enheritaunce is noble. But forasmuch as there be many men whiche thoughe they be called to this great felicitie (as in dede all christen people are) yet they set litle therby, and often tymes chau*n*ge it for a small simple delyte. Therefore *the* prophete sayth semyngly:[2] *hereditas mea preclara est mihi.* Myne enheritaunce is noble to me. As though he would say, that as it is noble in it selfe, so it is noble to me, that is to say, I repute it noble, And all other thynges in respecte of it I repute (as sainct Paule saith) for dong, but for as much as to haue this lyght of vnderstandyng, whereby a man may knowe this gift that is geuen him of god, to be the gift of god, therfore the prophete suyngly sayth.

[Margin: [c]ordes or ropes.]

[1] mervayle the. [2] suyngly.

libet boni Christiani: Dominus pars haereditatis meae: quia nos Christiani, quibus Deus ipse pro haereditate promittitur, debemus erubescere, aliquid praeter ipsum desiderare: et quia posset videri alicui praesumptio, audere haec sibi praemittere, idem subdit:

Tu es qui restituis haereditatem meam mihi.

Quasi dicat, Domine Deus meus, bene scio, quod cum nihil sim respectu tui, viribus meis non possum ascendere ad te possidendum: sed tu es, qui trahes me ad te, per gratiam tuam, et tu es, qui teipsum dabis mihi possidendum: consideret deinde iustus, quanta sit haec felicitas, ut ei Deus pro haereditate contigerit: subdit:

Versus 6. Funes ceciderunt mihi in praeclaris.

Partes enim, et sortes, antiquitus per funes dividebantur, et quoniam multi sunt, qui licet ad hanc felicitatem sint vocati, sicut sunt omnes Christiani, ipsam tamen nihil faciunt: utpote pro levi saepe voluptate commutant, ideo subdit:

Haereditas mea praeclara est mihi.

Quasi dicat, sicut ipsa est praeclara, ita ego eam praeclaram reputo, et omnia alia, respectu eius, ut dicebat Paulus, sicut stercora reputo: quoniam autem habere hoc lumen intellectus, ut homo cognoscat felicitatem, sibi a Deo datam donum Dei, et ideo subdit:

Benedicam dominum, qui tribuit mihi[1] *intellectum,* that is to say, I shal blesse our lorde, which hath geuen me vnderstandyng: [57] but in so muche as a man oftentymes entendeth after reason to serue god, and that notwithstanding yet sensualitée and the flesh repugneth: than is a man perfit, whan that not his soule only, but also his flessh draw foorth to godward, after those wordes of the prophete in an other psalme. *Cor meum et caro mea exultauerunt in deum viuum.* That is to say, My mynde and my flessh both haue ioyed in to liuing god, and for this the *pro*phete saith here suyngly. *Et vsque ad noctem increpuerunt me renes mei.* My reynes or kidneis, hath chiden me vnto the night, that is to saye, My raynes, in which is wont to be the greatest inclinacion to co*n*cupisce*n*ce, not only now enclineth me not to sinne, but also chideth me, that is to say, withdraw me from synne vnto *the* night, that is to say, thei so farforth withdraw me from synne, that willyngly thei afflicte and paine my body. Affictio*n* is in scripture oftentymes signified by the night, because it is the most disco*m*fortable season. The*n* suyngly the prophete sheweth what is the roote of this priuacion or taking awaye of flesshly concupiscence in a man, saying, *Prouidebam deum semper in conspectu meo.* I prouided god alwaie before my sight. For if a ma*n* had god alway before his eies as a ruler of al his workes, and in all his workes shoulde[2] neither seke his owne lucre, his glory, nor his owne pleasure, but only the[3] pleasure of god, he shoulde shortly be perfect. [58] And for as muche as he that so doth prospereth in all thing: therfore it foloweth. *Ipse a dextris est mihi, ne commouear.* He is on my right hande, that I be not moued or troubled. Then the prophete declareth how greate is the felicitie of a iuste ma*n* which shalbe euerlastingly blessed both in body and in soule. And therfore he saith, *Letatum est cor meum.* My soule is glad, knowyng that after death, heauen is made redy for him. *Et caro mea requiescet in spe.* And my flesh shall rest in hope,

Psalme. ~

Reynes.

The nyght.

The meane h[...] a manne ma[...] sooneste con[...] to perfectio[...]

The fleshe [...] rest in hop[...] what it is.

[1] mihi *fehlt.* [2] he sholde. [3] to the.

Versus 7. Benedicam Dominum, qui tribuit intellectum.

Quoniam autem saepe homo iudicat secundum rationem servire Deo, sensualitas autem et caro repugnant, tunc autem homo perfectus est, ut non solum anima eius, sed et caro in Deum feruntur: iuxta illud: Cor meum et caro mea exultaverunt in Deum vivum: ideo subdit:

Et usque ad noctem increpuerunt me renes mei.

Id est, renes ipsi, in quibus maxima solet esse inclinatio ad concupiscentiam, non solum inclinant me ad malam, sed potius increpant: hoc est, retrahunt etiam usque ad noctem, id est, eousque ut etiam ipsi ultro proprium corpus affligant. Afflictio enim, saepe per noctem solet designari: ostendit deinde, quae sit radix tantae privationis: et dicit:

Versus 8. Providebam Deum semper in conspectu meo.

Nam si quis Deum semper haberet ante oculos, pro regula omnium operationum suarum, et in omnibus operationibus suis, nec propriam utilitatem, nec gloriam, nec voluptatem quaereret, sed solum ut Deo placeret, brevi perfectus evaderet: et quia, qui ita agit, semper in omnibus prosperatur, ideo dicit: Ipse a dextris est mihi ne commovear.

Ostendit deinde, quanta sit felicitas iusti viri, quia scilicet erit in aeternum felix, et in anima et in corpore, ideo subdit propter haec:

Versus 9. Laetatum est cor meum.

Id est, anima mea laeta est, sciens post mortem sibi coelum esse paratum. Et caro mea requiescet in spe.

that is to say, that though it ioy not by and by, as in receyuing his glorious estate mediatly after the death, yet it resteth in the sepulchre with this hope, that it shal aryse in the day of iudgement immortall and shynyng with his soule. And also the prophete more expressely declareth in the verse folowing. For where he saide thus, My soule is glad, he addeth the cause, saying. *Quoniam non derelinques animam meam in inferno.* For thou shalt not leaue my soule in hell. Also wher the prophete saide, that his flesh shuld rest in hope, he sheweth the cause, saying: *Nec dabis sanctum tuum videre corruptionem.* Nor thou shalt not suffre thy saint to see corrupcion, that is to saye, Thou shalt not suffre the flessh of a good man to be corrupted. For that that was corruptible, shal arise incorruptible. And for as muche as Christ was the first, whiche entred paradise, and opened the life vnto vs, and was the first that rose againe, and the cause of our resurrection: therfore these wordes, that we haue spoken of the resurrection, bene principally vnderstanden of Christ, as saint Peter the apostle hath declared. And secondarily thei may be vnderstanden of vs, in that we be the membres of christ, which only neuer sawe corrupcion. For his holy body was in his sepulchre nothing putrified. For asmuche then, as the waye of good lyuing bringeth vs to[1] perpetuall life of soule and body. Therfore the prophete saith. *Notas mihi fecisti vias vite.* Thou hast made the wayes of life knowen vnto me: [59] and because that all the felicitie of that standeth in the clere beholdyng and fruicion of god, therfore it folowith. *Adimplebis me letitiis cum vultu tuo.* Thou shalt fill me full of gladnes with thy chere, and for *that* our felicitie shal be euerlasting: therfore he saith, *Delectationes in dextera tua vsque in finem.* Delectacion and ioye shalbe on thy right

[1] to a.

Id est, quamvis ipsa non laetetur, quasi acceptura statim post mortem statum suum, requiescit tamen in sepultura, cum hac spe, quod resurget in die iudicii, cum anima sua, immortalis, et splendidissima, et hoc totum declarat in sequenti versiculo: nam quia dixerat, quod anima laetabatur: subdit rationem:

Versus 10. Quia non derelinquet animam meam in inferno.

Et quia dixerat, quod caro requiescebat in spe, subdit rationem dicens:

Nec dabis sanctum tuum videre corruptionem.

Quia sive, et quod fuit corruptibile, resurget incorruptibile, et quia Christus fuit primus, qui intravit Paradisum, et nobis viam aperuit, et fuit primus qui resurrexit, et resurrectio eius est causa nostrae resurrectionis, ideo ista quae diximus, de resurrectione, principaliter de Christi intelliguntur: sicut declaravit Petrus Apostolus: et secundario intelligi possunt de nobis, inquantum sumus membra Christi, qui solus non vidit corruptionem: quia corpus eius in sepulchro putrefactum non fuit: quoniam igitur via benevivendi ducit nos ad perpetuam vitam animae et corporis, ideo subdit:

Versus 11. Notas mihi fecisti vias vitae.

Et quia tota felicitas huius vitae, consistit in aperta visione et fruitione Dei, ideo subdit:

Adimplebis me laetitia cum vultu tuo.

Et quia felicitas in aeternum durabit, ideo subdit:

Delectationes in dextera tua usque in finem.

hand for euer: He saieth on thy right hande, because that our felicitie is fulfilled in the visio*n* and fruicio*n* of the humanitie of Christ, which sitteth in heaue*n* on the right hand of his fathers maiesty, after the wordes of saint John. *Hec est tota merces, ut videamus deum, et quem misisti Jesum Christum.* This is al our rewarde, *that* we may behold god, and Jesus Christ, who*m* thou haste se*n*t: to which reward he bring vs *that* sitteth ther and praieth for vs.

Ame*n*.

Twelue rules of John Picus Earle of Mirandula, partely exciting, partely directing a man in spiritual bataile.

[60] Whoso to vertue estemeth hard[1] the way,
Because we must haue warre continuall
Against the worlde, the fleshe, the deuill that aye
Enforce themselfe to make vs bonde and thrall,
Let him remember, that chese what way he shall,
Euen after the worlde, yet must he nede sustain
Sorowe, aduersitee, labour, grief, and payne.

If we refuse the way of vertue that it is pai[nful] for the like ca[use] oughte wee to [re]fuse the way [of] sin.

The .ii. rule.

[61] Thinke in this wretched worldes besy wo,
The battaile more sharpe, and lenger is ywis,
With more labour and lesse fruite also,
In whiche the ende of labour: labour is:
And when the worlde hath left vs after this
Voide of all vertue: the rewarde when we die
Is nought but fire and paine perpetually.

[1] hard *fehlt.*

Dicit tamen in dextera tua, quia felicitas nostra completur in visione et fruitione humanitatis Christi, qui sedet in dextera maiestatis in excelsis: iuxta illud Ioannis: Haec est tota merces, ut videamus Deum, et quem misisti Jesum Christum.

Joannis Pici Mirandulae regulae XII partim excitantes, partim dirigentes hominem in pugna spirituali.

1. Si homini videtur dura via virtutis, quia continue oportet nos pugnare adversus carnem, et diabolum, et mundum, recordetur, quod quamcunque elegerit vitam, etiam secundum mundum, multa illi adversa, tristia, incommoda, laboriosa patienda sunt.

2. Recordetur, quod in rebus mundi, diutius pugnatur, et laboriosius, et infructuosius, in quibus labor est finis laboris, et tandem poena aeterna.

The .iii. rule.

[62] Consider well, that foly it is and vaine
To looke for heauen with pleasure and delight,
Sith Christ our lorde and soueraine captayne
Ascended neuer but by manly fight,
And bitter passion: then wer it no right,
ıthew. 10. That any seruaunt, ye will your selfe recorde,
Shoulde stande in better condicion than his lorde.

The .iiii. rule.

[63] Thinke howe that we not onely shoulde not grudge,
But eke be glad and ioyfull of this fight,
And longe therefore, although we could not iudge
Howe that thereby redounde vnto vs might
Any profite, but onely for delight,
To be conformed and like in some behauiour,
To Jesu Christ our blessed lorde and sauiour.

As often as thou dost warre and striue,
By the resistence of any sinfull mocion,
Against any of thy sensuall wittes fiue,
Cast in thy minde as oft with good deuocion,
Howe thou resemblest Christ, as with sowre pocion
Mat. 27. ıark. 15. If thou paine thy tast: remember there withall,
'ohn. 19. How Christ for thee tasted eisill and gall.

If thou withdrawe thine handes, and forbere,
The rauen of anyething: remember than,
How his innocent handes nailed were,
If thou be tempt with pride: thinke how that whan
Phil. 2. He was in forme of God: yet of a bond man,
He toke the shape and humbled himself for thee
To the most odious and vyle death of a tree.

Consider when thou art moued to be wroth,
He who that was god, and of all men the best,
ıark. 10. Seyng himself[1] scorned and[2] scourged both,
ıuke. 18. And as a thefe betwene two theues threst,
'ohn. 19. With all rebuke and shame: yet from his brest
Came neuer signe of wrath or of disdain,
But paciently endured all the pain.

[1] himselfe. [2] and *fehlt.*

3. Recordetur, stultum esse credere, ad coelum posse perveniri, nisi per huiusmodi pugnam, sicut et caput nostrum Christus non ascendit in coelum, nisi per crucem, nec debet servi conditio melior esse, conditione Domini.

4. Recordetur, non solum esse aegreferendam hanc pugnam, sed optandam, etiamsi nullum inde nobis praemium perveniret, solum ut conformemur Christo Deo et Domino nostro, et quoties resistendo alicui tentationi, alicui ex sensibus tuis vim facis, cogita cuinam parti crucis Christi conformis reddaris. Ut quando gulae resistens gustum affligis, recordare, illum felle potatum et aceto: quando manus retrahis a rapina alicuius rei quae tibi placet, cogita manus illius pro te ligno crucis affixas: et si resistis superbiae, recordare illum, qui cum in forma Dei esset, pro te formam servi accepisse, et humiliatum usque ad mortem crucis: et cum de ira tentaris, recordare, illum qui Deus erat et omnium hominum iustissi-

Thus euery snare and engine of the deuill
If thou this wise peruse them by and by,
There can be none so cursed or so euill,
But to some vertue thou mayst it apply,
For oft thou shalt resisting valiauntly,
The fendes might and sotle fiery darte:
Our sauiour Christ resemble in some part.

The .v. rule.

[64] Remember wel, that we in no wise must,
Neither in the foresaid esperitual armour,
Nor any other remedy put our trust:
But onely in the vertue strength of our sauiour,
For he it is, by whose mighty powre,
The worlde was vainquished and his prince cast out,
Whiche raygned before in all the earth about.

In him let vs trust to overcome all euill,
In him let vs put our hope and confidence,
To subdue the fleshe and maister the deuil,
To him be al honour and lowly reuerence:
Oft should we require with al our diligence,
With praier, with teares, and lamentable plaintes
The aide of his grace and his holy saintes.

The .vi. rule.

[65] One sinne vainquished loke thou not tary,
But lye in awayte for an other euery houre,
For as a woode Lion the fende our aduersarie, 1. Peter. 5.
Runneth about, seking whom he may deuoure,
Wherefore continually vpon thy towre
Lest he thee vnpurueid, and vnready catche
Thou must with the prophete stande and kepe watche.

The .vii. rule.

[66] Enforce thy self not onely for to stande,
Unuainquished against the deuils might,
But ouer that take valiauntly on hande
To vainquish him and put him vnto flight,
And that is whan of thesame dede thought or sight,

mus, cum se tamen videret quasi latronem et illudi, et conspui, et flagellari, et opprobriis omnibus affici, et cum latronibus deputari, nullum tamen unquam aut irae, aut indignationis signum ostendit, sed patientissime omnia ferens, omnibus mansuetissime respondebat: et sic discurrendo per singula, invenies nullam esse passionem, quae te Christo aliqua ex parte conformem non efficiat.

5. Quod in illis duodecim armis, nec in quocunque alio humano remedio, confidas, sed in sola virtute Jesu Christi, qui dixit: Confidite, ego vici mundum: et alibi: Princeps mundi huius eiicitur foras: quare et nos sola eius virtute confidamus, et mundum posse vincere, et diabolum superare: et ideo debemus semper petere eius auxilium, per orationem et sanctorum suorum.

6. Recordare, cum unam vicisti tentationem, semper aliam esse expectandam, quia diabolus semper circuit quem devoret: quare oportet semper servire in timore, et dicere cum propheta: Super custodiam meam stabo.

7. Ut non solum non vincaris a diabolo, quum te tentat, sed ut vincas ipsum, et hoc est, quando non solum non peccas, sed ex ea re,

By whiche he would haue thee with sinne contracte:
Thou takest occasion of some good vertuous acte.

Sometime he secretely casteth in thy minde,
Some laudable dede to stirre thee to pride,
As vainglory maketh many a man blinde,
But let humilitie be thy sure guide,
Thy good worke to god let it be applide
Thinke it not thine, but a gift of his,
Of whose grace vndoubtedly all goodnes is.

The .viii. rule.

[67] In time of battaile so put thy self in preace,
As though thou shouldest after that victorie
Enioy for euer a perpetual peace:
For god of his goodnes and liberall mercy
May graunt thee gift, and eke thy proude enemy,
Confounded and rebuked by the battaile,
Shall thee nomore happely for very shame assaile.

But when thou maist once triumphe obtaine,
Prepare thy self and trimme thee in thy geare,
As thou shouldest incontinent fight again,
For if thou be ready, the deuil wil thee feare,
Wherefore in any wise so euer thou thee beare,
That thou remember and haue euer in memorie,
In victory battaile, in battaile victorie.

The .ix. rule.

[68] If thou thinke thy selfe well fensed and sure,
Against euery sottle suggestion of vice,
Consider fraile glasse may no distres endure,
And great aduentures oft curse the dice:
Jeoparde not to farre therefore and ye be wise,
But euer more eschew the occasions of sinne,
For he that loueth peril shall perishe therein.

The .x. rule.

[69] In all temptacion withstande the beginning,
The cursed infantes of wretched Babilon,
To suffer them waxe is a ieopardous thing,
Beate oute their braynes therefore at the stone,
Perilous is the canker, that catcheth the bone,

---

unde te tentaverat, occasionem sumis alicuius boni: ut si opus suum bonum aliquod tibi offert, ut inde in vanam gloriam incidas, tu illud statim non ut opus tuum, sed ut beneficium Dei cogitans, humilias te, et iudicas parum gratum te esse Deo, de beneficiis eius.

8. Ut quum pugnas, pugnes quasi vincendo, deinde perpetuam pacem habiturus, quia forte hoc tibi dabit Deus ex gratia sua, et diabolus amplius non redibit, confusus de tua victoria: sed quum vicisti, geras te, quasi mox pugnaturus, ut in pugna semper victoriae, et in victoria semper sis memor pugnae.

9. Ut quamvis te sentias, undique benemunitum et paratum, semper tamen fugias occasiones peccandi, quia ut dicit Sapiens: Qui amat periculum, peribit in illo.

10. Ut in tentationibus semper in principio occurras, et allidas parvulos Babylonis ad petram. Petra autem est Christus: quia sero medicina paratur, etc.

To late commeth the medicine, if thou let the sore,
By long continuaunce encrease more and more.

The .xi. rule.

[70] Though in the time of the battaile and warre,
The conflict seme bitter sharpe and sowre,
Yet consider, it is more pleasure farre,
Ouer the deuill to be a conqueroure,
Then is in the vse of thy beastly pleasoure,
Of vertue more ioy the conscience hath within,
Then outwarde the body of all his filthy sinne.

In this point many men erre for negligence:
For they compare not the ioye of the victory,
To the sensuall pleasure of their concupiscence,
But like rude beastes vnaduisedly,
Lacking discrecion thei compare and apply,
Of their foule sinne the voluptuous delight
To the laberous trauaile of the conflict and fight.

And yet alas he that oft hath knowne,
What griefe it is by long experience,
Of his cruel enemy to be ouerthrowne,
Should once at the least wise do his diligence
To proue and assay with manly defence,
What pleasure there is, what honour peace and rest,
In glorious victory triumphe and conquest.

The .xii. rule.

[71] Though thou be tempted, dispaire thee nothing,
Remember the glorious apostle saint Poule,
Whan he had sene god in his parfit being,
Lest such reuelacion should his heart extolle.
His fleshe was suffred rebell against the soule,
This did almightie god of his goodnes prouide,
To preserue his seruaunt fro the daunger of pride.

And here take hede that he whom god did loue,
And for his most especial vessell chose,
Rauished into the thirde heauen aboue,
Yet stode in peril lest pride might him depose,
Well ought we then our heartes fence and close,
Against vainglory, the mother of reprief,
The very crop and roote of al mischief.

---

11. Recordare, quod licet in ipso conflictu, tentationis arma, videatur pugna: tamen longe dulcius est vincere tentationem, quam ire ad peccatum, ad quod te inclina: et in hoc multi decipiuntur: quia non compararant dulcedinem victoriae, dulcedini peccati, sed comparant pugnam voluptati: et tamen homo, qui millies expertus est, quid sit cedere tentationi, deberet semel saltem experiri, quid sit vincere tentationem.

12. Propterea, quod tentaris, ne credas te a Deo derelictum, aut Deo parum gratum esse, aut parum iustum et perfectum, memor sis, quod postquam Paulus vidit divinam essentiam, patiebatur tentationem carnis, qua permittebat Deus eum tentari, ne de superbia tentaretur: in quo etiam homo debet advertere, quod Paulus qui erat vas electionis, et raptus usque ad tertium coelum, tamen erat in periculo, ne de suis virtutibus superbiret, sicut ipse dicit de se: ne magnitudo revelationum extolleret me, datus est mihi stimulus carnis meae, qui me colaphizet. Quare super omnes ten-

Against this pompe and wretched worldes glosse,
Consider how Christ the lorde soueraine powere,
Humbled himselfe for vs vnto the crosse,
And paraduenture death within one howre,
Shal vs bereue, wealthe riches and honowre,
And bring vs downe full lowe bothe small and great,
To vile carein and wretched wormes meate.

[72] The twelue weapons of spirituall battayle, which euery manne shoulde haue at hand when the pleasure of a sinnefull temptacion commeth to his minde.

The pleasure litle and shorte,
The folowers griefe and heauinesse,
The losse of a better thyng,
This life a dreame and a shadowe,
The death at our hande and vnware,
The feare of impenitente departing,
Eternal ioye, eternall payne,
The nature and dignitie of man,
The peace of a good minde,
The great benefites of God,
The painefull crosse of Christ,
The witnes of martirs, and exaumple of saintes.

The twelue weapons haue we more at length declared as[1] foloweth.

[73] The pleasure litle and short.
Consider wel the pleasure that thou hast,
Staude it in touching or in wanton sight,
In vaine smell, or in thy licorous tast,
Or finally in whatsoeuer delite,
Occupied is thy wretched appetite,
Thou shalt it finde, when thou hast al cast,
Little, simple, short, and sodainly past.

[1] as hit.

tationes, homo debet maxime se munire, contra tentationem superbiae, quia radix omnium malorum superbia est, contra quod unicum remedium est, cogitare semper quod Deus se humiliavit pro nobis usque ad crucem: et mors nos vel invitos, eousque nos humiliabit, ut simus esca vermium.

Joannis Pici Mirandulae, spiritualis pugnae, arma XII quae homo cum peccandi eum libido tenet, in promptu habere debet.

1. Voluptas brevis et exigua.
2. Comites fastidium et anxietas.
3. Jactura maioris boni.
4. Vita somnus et vmbra.
5. Mors instans et improvisa.
6. Suspicio impoenitentiae.
7. Aeternum praemium: aeterna poena.
8. Hominis dignitas et natura.
9. Pax bonae mentis.
10. Dei beneficia.
11. Crux Christi.
12. Testimonia martyrum et exempla sanctorum.

[74] The folowers griefe and heauines.

Any good worke if thou with labour do,
The labour goth, the goodnes doth remayne,
If thou do euill with pleasure ioyned thereto,
The pleasure, whiche thine euill worke doth contayne,
Glideth his way, thou maist him not restraine,
The euil then in thy brest cleaueth behynde,
With grudge of heart, and heauines of minde.

[75] The losse of a better thing.

When thou laborest thy pleasure for to bye,
Uppon the price looke thou thee well aduise,
Thou sellest thy soule therefore euen by and by,
To thy moste vtter dispiteous enemies,
O madde marchaunt, O foolish marchandise,
To bye a tryfle, O childishe reckening,
And paye therefore so dere a precious thing.

[76] This life a dreame and a shadowe.

This wretched life, the trust and confidence
Of whose continuaunce maketh vs bolde to synne,
Thou perceiuest well by experience,
Sithe that houre, in which it did beginne,
It holdeth on the course, and will not linne,
But fast it runneth on, and passen shall,
As dothe a dreame or[1] shadow on the wall.

[77] Death at our hande and vnware.

Consider well that euer night and daye,
While that we besily prouide and care
For our disport reuill myrth and playe,
For pleasaunt melody and daintie fare,
Death stealeth on full slily and vnware.
He lieth at hande, and shall vs enterprise,
We wote not[2] howe soone, nor in what manerwise.

[78] Feare of impenitent departing.

If thou shouldest god offende, thinke howe therefore,
Thou were foorthwith in very icopardous case:
For happly thou shouldest not liue an houre more
Thy sinne to clense, and though thou hadst space,
Yet paraduenture shouldst thou lacke the grace,
Well ought we then be ferde[3] to done offence,
Impenitent lest we departen hence.

[79] Eternall rewarde eternall payne.

Thou seest this worlde is but a thorowe fare,
See thou behaue thee wisely with thine hoost,
Hence must thou nedes departe naked and bare,
And after thy desert looke to what coost
Thou art conuaide at such time as thy goost
From this wretched carcas shall disseuer,
Be it ioye or paine, endure it shall[4] for euer.

[1] or a. [2] we not how. [3] a ferde. [4] thou shall.

[80] The nature and dignitie of man.

Remember how God hath made thee reasonable,
Lyke vnto his ymage and figure,
And for thee suffered paines intollerable,
That he for angel neuer would endure:
Regarde O man thine excellent nature,
Thou that with angell art made to bene egall,
For very shame be not the deuils thrall.

[81] The peace of a good mynde.

Why louest thou so this brotle worldes ioye,
Take all the mirth, take all the fantasies,
Take euery game, take euery wanton toye,
Take euery sporte, that menne can thee deuise,
And among them all on warrantise
Thou shalt no pleasure comparable finde
To thinwarde gladnes of a vertuous minde.

[82] The great benefites of god.

Beside that god thee bought and fourmed both,
Many a benefite hast thou receiued of his,
Though thou haue moued him often to be wroth,
Yet he thee kept hath and brought thee[1] vp to this,
And dayly calleth vppon thee to his blisse,
How maist thou then to him vnlouing bee,
That euer hath bene so louyng vnto thee?

[83] The painefull crosse of Christ.

Whan thou in flame of the temptacion friest,
Thinke on the very lamentable paine,
Thinke on the piteous crosse of woful Christ,
Thinke on his bloode bet out at euery vaine,
Thinke on his precious heart carued in twayne,
Thinke howe for thy redempcion all was wrought,
Let hym not leese that he so dere hath bought.

[84] The witnes of martirs and example of saintes.

Sinne to withstande saye not thou lackest myght,
Suche allegacions foly it is to vse,
The witnes of sainctes and martirs constant fight,
Shall thee of slouthfull cowardise accuse,
God will thee helpe, if thou do not refuse,
If other haue stande or this: thou maist eftsone,
Nothing impossible is that hath bene done.

[85] The twelue properties or condicions of a louer.

To loue one alone, and contempne al other for that one.
To thinke him vnhappy, that is not with his loue.

[1] us.

Joannis Pici Mirandulae de duodecim conditionibus amantis.

1. Amare unum tantum, et contemnere omnia pro eo.
2. Infelicem putare eum, qui non est cum amato.

To adourne himself for the pleasure of his loue.
To suffer all thyng, though it were death, to be with his loue.
To desyre also to suffer shame harme for his loue, and to thynke that hurt swete.
To be with his loue euer, as he maye, if not in dede, yet in thought.
To loue al thyng that pertayneth vnto his loue.
To coueit the praise of his loue, and not to suffer any dispraise.
To beleue of his loue al thynges excellente, and to desyre that al folk should thynke thesame.
To wepe often with his loue, in presence for ioy, in absence for sorow.
To languish euer and euer to burne in the desire of his loue.
To serue his loue, nothing thinking of any rewarde or profite.

The twelue propertees we haue at length more openly expressed in Balade, as it foloweth.

[86] The first point is to loue but one alone,
And for that one all other to forsake,
For whoso loueth many, loueth none:
The floode that is in many channels take,
In eche of them shall feble streames make,
The loue that is deuided among many,
Unneth suffiseth that euery[1] part haue any.

So thou that hast thy loue sette vnto god,
In thy remembraunce this emprint and graue,
As he in soueraine dignitie is odde,
So will he in loue no parting felowes haue:
Loue him therfore with all that he thee gaue,
For body, soule, witte, cunnyng, minde and thought
Parte will he none, but either all or nought.

The .ii. propertee.

[87] Of his loue to the sight and company
To the louer so gladde and pleasaunt is,
That whoso hath the grace to come thereby,
He iudgeth him in perfit ioy and blisse,
And whoso of that company dothe misse,
Liue he in neuer so prosperous estate,
He thinketh him wretched and infortunate.

So shoulde the louer of God esteme that he,
Which all the pleasure hath, mirth and disport

[1] ony.

3. Omnia pati, ut cum illo sit, etiam mortem.
4. Ornare se, ut illi placeat.
5. Esse cum illo quomodo potest, et si non re, saltem cogitatione.
6. Amare omnia quae ad eum attinent, amicos omnes, domus, vestes, imagines.
7. Cupere laudes, nec posse pati aliquam eius ignominiam.
8. De eo credere omnia summa, idemque cupere, ut omnes credant.
9. Optare etiam pro eo pati aliquod incommodum, et dulce esse illud incommodum.
10. Flere cum eo saepe, vel si absens ex dolore, vel si praesens ex laetitia.
11. Semper languere, semper ardere eius desiderio.
12. Servire illi, nihil cogitando de praemio aut mercede.

That in this worlde is possible to be,
Yet tyll the time that he may once resort,
Unto that blessed ioyfull heauenly port,
Where he of god maye haue the glorious sight,
Is voide of perfit ioye and sure[1] delight.

The .iii. propertee.

[88] The third point of a perfit louer is,
To make him freshe to see that al thing bene,
Appointed wel, and nothing set a mis,
But all well fashioned, proper, goodly,[2] clene,
That in his parsone there be nothing sene,
In speache, apparaile, gesture, looke or pace,
That may offende or minish any grace.

So thou that wilt with god geat into fauour,
Garnish thy selfe vp in as goodly wise,
As comely be, as honest in behauour,
As it is possible for thee to deuise,
I meane not hereby, that thou shouldest arise,
And in the glasse vppon thy body prowle,
But with faire vertue to adourne thy soule.

The .iiii. propertee.

[89] If loue be strong, hote, mightie, and feruent,
There may no trouble, grief, or sorow fall,
But that the louer would be well content
All to endure, and thinke it eke to small,
Though it wer death, so he might there withall
The ioyfull presence of that parson get,
On whom he hath his heart and loue yset.

Thus should of god the louer be content
Any distres or sorow to endure,
Rather then to be from god absent,
And glad to die, so that he maye be sure
By his departing hence for to procure,
After this valey darke, the heauenly light,
And of his loue the glorious blessed[3] sight.

The .v. propertee.

[90] Not onely a louer content is in his hart,
But coueteth eke, and longeth to sustaine
Some labour, incommoditee, or smart,
Losse, aduersitee, trouble, grief, or paine,
And of his sorowe ioyfull is and faine,
And happy thinketh himself, that he may take
Some misaduenture for his louers sake.

Thus shouldest thou, that louest god also
In thine heart wish, coueit and be glad
For him to suffer trouble paine and wo:
For whom if thou be neuer so wo bestad,
Yet thou ne shalt sustain be not adrad,
Half the dolour grief and aduersitee,
That[4] he already suffred hath for thee.

[1] sure *fehlt.* [2] goodly and. [3] blessed *fehlt.* [4] the.

The .vi. propertee.

[91] The parfite louer longeth for to be
In presence of his loue bothe night and daie,
And if it happly so be fal: that he
May not as he would: he wil yet as he maie
Euer be with his loue, that is to saie,
Where his heauy body nil be brought,
He wil be conuersaunt in minde and thought.

Lo in lyke maner the louer of god shoulde,
At the least in suche wise as he maye,
If he may not in suche wise as he would,
Be present with god, and conuersaunt alwaye:
For certes who so list, he maye puruay,
Though all the worlde woulde him therefro bereuen,
To beare his body in earth, his minde in heuen.

The .vii. propertee.

[92] There is no page or seruaunt moste or lest,
That doth vpon his loue attende and waite,
There is no little worme no simple best,
Ne none so small a trifle or conceyte,
Lase, girdle, point, or proper gloue straite,
But that if to his loue it haue bene nere,
The louer hath it precious, lief, and dere.

So euery relique, ymage, or picture,
That doth pertaine to goddes magnificence,
The louer of god shoulde with al besy cure
Haue it in loue, honour, and reuerence,
And specially geue them preeminence,
Whiche daily done his blessed bodye wurche,
The quicke reliques, the ministers of his churche.

The .viii. propertee.

[93] A very louer aboue al earthly thing
Coueiteth and longeth euermore to here
Thonour, laude, commendacion and praising,
And euery thyng that may the fame clere
Of his loue he maye in no manere
Endure to here that therefro mighten vary,
Or any thyng sowne in to the contrary.

The louer of god should coueit in like wise
To here his honour, woorship, laude, and praise,
Whose soueraine goodnes none heart may comprise,
Whom hell, earth, and all the heauen obaise,
Whose perfite louer ought by no maner waise
To suffer the cursed wordes of blasphemy,
Or any thing spoken of god vnreuerently.

The .ix. propertee.

[94] A very louer beleueth in his mynde,
On whom so euer he hath his heart Ibente,
That in that person menne maye nothing finde,
But honorable, worthye, and excellent,
And eke surmountyng farre in his entent

All other that he hath knowen by sight or name,
And woulde that euery manne should thinke thesame.

Of god likewise so wonderfull and hie
All thing esteme and iudge his louer ought.
So reuerence, woorshippe, honour, and magnifie,
That all the creatures in this worlde Iwrought
In comparison should he sette at nought,
And glad be if he might the meane deuise,
That all the worlde would thinken in likewise.

The .x. propertee.

[95] The louer is of colour dead and pale,
There will no slepe in to his eyes stalke,
He sauoureth[1] neither meate, wine, nor ale,
He mindeth not, what menne about him talke,
But eate he, drinke he, sitte, lye downe or walke,
He burneth euer as it were with a fire
In the feruent heate of his desire.

Here shoulde the louer of god ensaumple take
To haue him continually in remembraunce,
With him in prayer and meditacion wake,
Whyle other playe, reuil, sing, and daunce,
None earthly ioye, disporte, or vayne pleasaunce
Should him delite, or any thyng remoue
His ardent minde from god his heauenly loue.

The .xi. propertee.

[96] Diuersly passioned is the louers hart,
Now pleasaunt hope, now dread and grieuous fere,
Now perfit blisse, now bitter sorowe smart,
And whither his loue be with him or els where,
Oft from his eyes there falleth many a tere
For very ioy, when they together bee,
When thei be sundred for aduersitee.

Lyke affeccions feleth eke the brest
Of gods louer in prayer and meditacion,
Whan that his loue liketh in him rest,
With inward gladnes of pleasaunt contemplacion,
Out breake the teares for ioy and delectacion:
And whan his loue list eft to parte him fro
Out breake the teares againe for paine and woe.

The .xii. propertee.

[97] A very louer will his loue obaye,
His ioye it is, and all his appetite
To payne himselfe in all that euer he maye
That parsone, in whom he sette hath his delite
Diligentely[2] to serue bothe daie and nighte
For verie loue, without any regarde
To any profite, gwerdone, or rewarde.

So thou likewise, that haste thine hearte Isette
Upwarde to God so well thy selfe endeuer,

[1] favoreth. [2] dylygent.

So studiouslye that nothing maie thee lette
Not fro his seruice any wise disseuere:
Freelye looke eke thou serue that thereto neuer
Truste of rewarde or profite dooe thee bynde:
But onelye faithfull hearte and louinge minde.

Wageles to serue three thinges maie vs moue,
Firste if the seruice selfe be desirable,
Seconde if thei whom that we serue and loue
Bee verie good and verye amiable,
Thirdelye of reason bee we seruisable
Withoute the gapyng after any more,
To suche as haue done muche for vs before.

Serue God for loue then, not for hope of meede,
What seruice maie so desirable bee,
As where all turneth to thyne owne spede?
Who is so good, so louelye eke as hee,
Who hath all readye done so muche for thee,
As hee that firste thee made: and on the roode,
Efte thee redemed with his precious bloode.

[98] A praier of Picus Mirandula vnto God.

O holy God of dreadfull maiestee,
Verely one in three, and three in one,
Whome Angels serue whose worke all creatures bee,
Whiche heauen and earth directest all alone,
We thee beseche good Lorde with wofull mone,
Spare vs wretches, and washe awaye our gilt,
That we be not by thy iuste anger spilt.

In straite balaunce of rigorous iudgement
If thou shouldest our sinne ponder and waye: Psal. 14[illegible]
Who able were to beare thy punishement?
The whole engine of all this worlde I saie,
The engine that enduren shall for aye,
With suche examinacion might not stande
Space of a moment in thine angry hande.

Who is not borne in sinne originall?
Who dothe not actuall sinne in sundry wise?

Joannis Pici Mirandulae deprecatoria ad Deum.

Alme Deus summa qui maiestate verendus,
   Vere unum in triplici Numine numen habes,
Cui super excelsi flammantia moenia mundi,
   Angelici servit turba beata chori.
Cuius et immensum hoc, oculis spectabile nostris,
   Omnipotens quondam dextra creavit opus.
Aethera qui torques, qui nutu dirigis orbem,
   Cuius ab imperio fulmina missa cadunt.
Parce precor miseris, nostras precor ablue sordes,
   Ne nos iusta isti poena furoris agat.
Quod si nostra pari pensentur debita lance:
   Et sit iudicii norma severa tui,

But thou good lorde art he that sparest all,
With pitious mercy tempering iustice:
For as thou dost rewardes vs deuise
Aboue our merite, so dost thou dispence
Thy punishment farre vnder our offence.

More is thy mercy farre then all our sinne,
To geue them also that vnworthy bee,
More godly is, and more mercy therein,
Howbeit, worthy ynough are thei pardee,
Be thei neuer so vnworthy: whom that hee
List to accept, whiche[1] where so euer he taketh,
Whom he vnworthy findeth worthy maketh.

Wherefore good lorde that aye mercifull art,
Unto thy grace and soueraine dignitee,
We sely wretches crye with humble heart,
Our sinne forgeat, and our malignitee,
With piteous eyes of thy benignitee,
Frendely looke on vs once, thine owne we bee,[2]
Seruauntes or sinners whither it liketh thee.

Sinners if thou our crime beholde certaine,
Our crime the worke of our vncorteyse mynde,
But if thy giftes thou beholde againe,
Thy giftes noble wonderfull and kinde,
Thou shalt vs then thesame parsones finde,
Which are to thee and haue be long space,
Seruauntes by nature, children by thy grace.

But this thy goodnes wringeth vs alas,
For we, whom grace had made thy children dere,

[1] whiche *fehlt.* [2] we bee *fehlt.*

Quis queat horrendum Viventis ferre flagellum
  Vindicis, et plagas sustinuisse graves?
Non ipsa iratae restabit Machina dextrae,
  Machina supremo non peritura die.
Quae mens non primae damnata ab origine culpae?
  Aut quae non proprio crimine facta nocens?
Aut certe ille ipse es proprium cui parcere semper
  Justitiamque pari qui pietate tenes,
Praemia qui ut meritis longe maiora rependis,
  Supplicia admissis, sic leviora malis.
Namque tua est nostris maior clementia culpis,
  Et dare non dignis res mage digna Deo est.
Quanquam sat digni, si quos dignatur amare,
  Qui quos non dignos invenit ipse facit.
Ergo tuos placido miserans precor aspice vultu,
  Seu servos mavis, seu magis esse reos.
Nempe reos, nostrae si spectes crimina vitae
  Ingratae nimium crimina mentis opus.
Aut tua si potius in nobis munera cernas,
  Munera praecipuis nobilitate bonis.
Nos sumus ipsa olim tibi quos natura ministros,
  Mox fecit natos gratia sancta tuos.

Are made thy gilty folke by our trespace,
Sinne hath vs gilty made this many a yere,
But let thy grace, thy grace that hath no pere,
Of our offence surmounten all the preace,[1]
That in our sinne thine honour may encreace.

For though thy wisedome, though thy soueraigne powre,
May other wise appeare sufficiently,
As thinges whiche thy creatures euery howre,
All with one voice declare and testifie,
Thy goodnes, yet thy singuler mercy,
Thy piteous heart, thy gracious indulgence
Nothing so clerely sheweth as our offence.

What but our synne hath shewed that mighty loue,
Whiche able was thy dreadfull magestee,
To drawe downe into earth fro heauen aboue,
And crucifie god, that we poore wretches wee,
Should from our filthy sinne yclensed bee,
With bloode and water of thine owne side,
That streamed from the blessed woundes wide.

Thy loue and pitie thus O heauenly king,
Our euill maketh, matter of thy goodnes,
O loue, O pitie our wealth aie prouiding,
O goodnes seruing thy seruauntes in distres,
O loue, O pitie wel nigh now thankles
O goodnes mightie gracious and wise,
And yet almost[2] vainquished with our vyce.

Graunt I thee praie, suche heat into mine heart,
That to this loue of thine may be egal:
Graunt me fro Sathanas seruice to astart,
With whom me rueth so long to haue[3] be thrall
Graunt me good lorde, and creatour of all,

[1] peace. [2] almost now. [3] have *fehlt.*

Sed premit (heu) miseros tantae indulgentia sortis,
  Quos fecit natos gratia, culpa reos.
Culpa reos fecit, sed vincat gratia culpam,
  Ut tuus in nostro crimine crescat honor.
Nam tua sive aliter sapientia, sive potestas,
  Nota suas mundo prodere possit opes,
Maior in erratis bonitatis gloria nostris,
  Illeque prae cunctis fulget amandus amor.
Qui potuit caelo Dominum deducere ab alto,
  Inque crucem summi tollere membra Dei,
Ut male contractas patrio de semine sordes,
  Ablueret lateris sanguis et unda tui:
Sic amor et pietas tua, Rex mitissime, tantis
  Dat mala materiam suppeditare bonis.
O amor, o pietas, nostris bene provida rebus,
  O bonitas, servi facta ministra tui,
O amor, o pietas, nostris male cognita saeclis,
  O bonitas nostris nunc prope victa malis,
Da precor huic tanto, qui semper fervet, amori
  Ardorem in nostris cordibus esse parem,

The flame to quenche of all sinnefull desire,
And in thy loue sette all mine heart a fire.

That whan the iorney of this deadly life
My sely goost hath finished, and thence
Departen must: without his fleshly wife[1]
Alone into his lordes high presence
He maye thee finde: O well of indulgence,
In thy lordeship not as a lorde: but rather
As a very tender louing father.

Amen.

[1] wyse.

Da satanae imperium, cui tot servisse per annos
Paenitet; excusso deposuisse iugo.
Da precor, extingui vesanae incendia mentis,
Et tuus in nostro pectore vivat amor,
Ut cum mortalis perfunctus munere vitae
Ductus erit Dominum spiritus ante suum,
Promissi regni felici sorte potitus
Non Dominum, sed te sentiat esse Patrem.

Friedenau. Max Kullnick.

Die hebräische Version der Sage von Arthur und Lanzelot
aus dem Jahre 1279.

Im Jahre 1885 forderte Berliner in der *Monatsschrift für die Wissenschaft des Judentums* (p. 225) auf, die von ihm zum erstenmal nach einem vatikanischen Fragment aus dem Jahre 1279[1] veröffentlichte hebräische Version eines Teils der Arthursage einer eingehenden Behandlung zu unterziehen.

Dieser Aufforderung wurde bisher nicht Folge geleistet, abgesehen von einigen wertvollen Bemerkungen, die dem Fragment von Steinschneider in seinem preisgekrönten Werke *Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters und die Juden als Dolmetscher* (1893) gewidmet wurden. Steinschneider wies in Kürze auf das kulturhistorisch Interessante der alten hebräischen Arthursage hin. Es bleibt aber in literarhistorischer Beziehung noch manches darüber zu sagen.

Der erste, welcher die hebräische Übersetzung der Arthursage erwähnt hat, war der berühmte Bibliograph Bartolocci. In seiner *Bibliotheca magna Rabbinica*[2] (1675) erwähnt er *'Arthur seu historia Artus regis, qui ad mensam rotundam sedebat quae casu confracta est. Refertur distincte in codice manuscr. Bibl. Vatic. in folio quod ex lingua Hispana traducta fuerit in linguam Hebraicam'.* — An anderer Stelle findet das Werk noch einmal Erwähnung unter dem Stichworte Ploni Almoni, d. h. Anonymus: *'Est quaedam historia de filia regis Hispaniae quae fuit in causa ut occiderentur omnes viri civitatis. Reperitur manuscr. in Bibl. Urbin. in Vatic. scriptus anno 4883, Christi 1123.'*

Schon der Bibliograph Wolff bemerkt in seiner grofsen *Bibliotheca Hebraea* I, S. 211 (1699), dafs die beiden kurzen Angaben nicht zueinander passen, und dafs Bartolocci das hebräische Manuskript wenig kannte. Die Angabe des Jahres 1123 als Entstehungsjahr des Manuskripts beweist die geringe Zuverlässigkeit Bartoloccis. Aus Assemanis[3] *Vatikanischem Katalog* (1756) geht

[1] Cod. Vatic. Urbino 48 2. [2] I, 439 und IV, 330.

[3] Dieser bringt übrigens unsere Handschrift mit dem jüdisch-deutschen 'Artushof' in Verbindung; vgl. zu letzterem *Zeitschrift für hebräische Bibliographie,* 1901, Nr. 4—6.

4*

hervor, dafs unser hebräisches Manuskript sich am Ende eines handschriftlichen Werkes *Sefer hacheschbon* des Rabbi Abraham bar Chijah befindet. Dieses letztere wurde tatsächlich 1123 geschrieben. Bartolocci — oder vielmehr sein Fortsetzer Imbonatus — bezog nun irrtümlicherweise die Jahreszahl auf unsere Handschrift.

Über das Äufsere des Fragments, das er auf zehn engbedruckten Oktavseiten in hebräischer Quadratschrift wiedergibt, macht Berliner keine Mitteilung; er bemerkt nur, dafs er keinen äufseren Grund in der Anlage der Handschrift gefunden habe, um das in der Einleitung gegebene Datum 1279 zu bezweifeln. Berliner meint, 'dafs der Kopist nicht mehr Zeit oder Gelegenheit fand, die ganze Vorlage, die ihm selbst nicht gefehlt haben mag, abzuschreiben'. Jedenfalls aber hat der jüdische Bearbeiter der Sage sein Werk vollendet, da er in der Einleitung mitteilt, dafs er nur einiges ausgelassen habe, und zwar 'nur Fragen und Antworten oder Klagen oder nebensächliche Dinge, die nicht zum Wesentlichen der Erzählung gehören, und die zusammen im Original nicht drei kleine Blätter einnehmen'.

Die Handschrift zerfällt offenbar in vier Teile:

1) Einleitung (Verteidigung des Autors und einige Bemerkungen über das Werk);
2) Lanzelots Abstammung (nur wenige Zeilen einnehmend);
3) Ereignisse vor Arthurs Geburt und diese selbst (zwei Seiten des Fragments);
4) Das eigentliche Buch vom Untergang der Tafelrunde (den Hauptteil bildend).

Die Einleitung interessiert uns erstens, weil hier das Entstehungsjahr 39 angegeben ist; das bedeutet — wenn man die Gewohnheit der Juden berücksichtigt, bei Zahlenangaben die Tausende als selbstverständlich wegzulassen — 5039 nach Erschaffung der Welt, d. i. 1279 der bürgerlichen Zeitrechnung.[1]

Ferner ist die Rechtfertigung beachtenswert, die der Verfasser für notwendig hielt, um sich vor seinen Glaubensgenossen zu entschuldigen, dafs er einen solchen Stoff behandle. Er beruft sich auf biblische und talmudische Beispiele, die beweisen, dafs profane Zerstreuung wohl gestattet sei.[2] Er selbst habe so viel Kummer und Sorgen erlebt, dafs er fürchtete, der schwarzen Krankheit (Melancholie) zu verfallen; er habe diese Beschäftigung gewählt, um sich die üblen Stunden zu verscheuchen.

Ein weiteres, wichtigeres Motiv aber für die Abfassung seiner Übersetzung sei der Umstand, dafs in diesem Buche 'die Sünder

---

[1] Über die Richtigkeit dieser Angabe vgl. p. 60.

[2] So habe ein berühmter Gelehrter, Jochanan ben Sackai, sich mit den Fuchsfabeln beschäftigt.

Bufse lernen, sich des Endes bewufst werden und — wie am Schlusse gesehen werden kann — zu Gott dem Gelobten zurückkehren', offenbar eine Anspielung auf Lanzelots und der Königin Verhalten nach Arthurs Tode.

Auf die Einleitung folgen als erste sachliche Einführung einige Bemerkungen über Lanzelots Abstammung. Dieselben stimmen mit dem Berichte des Prosa-Lanzelot überein. Die Übersetzung der wenigen Zeilen folge hier:

'Dies ist die Abstammung Messer Lanzelots: Wisse, dafs der König Bano von Benwic und der König Bors von Gaunes[1] Brüder waren und zwei Schwestern aus der Nachkommenschaft von König Davids Haus[2] heirateten. Und der König Bano bekam einen Sohn und nannte seinen Namen Lanzolot dellac, und der Grund, warum er dellac genannt wurde, der ist ja in seinem Buche (im Buche über ihn) i. e. *'Lanzolot'* geschrieben,[3] und dort findet man auch, wann ihm sein Name bekannt geworden. Er hatte einen Bruder aus illegitimer Ehe, d. h. dieser war ein Sohn des Königs Bano von einer Fürstin, der hiefs Estor di Mareis;[4] also war Estor ein Bruder väterlicherseits von Messer Lanzolot. Und der König Bors hatte zwei Söhne, der eine hiefs Bors wie sein Vater und der zweite Lionel, daher waren Bors und Lionel Vettern, d. h. *"cugini germani"* von Messer Lanzolot und Estor.'

Umfangreicher ist der folgende Abschnitt, der von den Ereignissen vor Arthurs Geburt und dieser selbst handelt, wie sie im Roman *Merlin*[5] dargestellt werden. Ein Vergleich zeigt, dafs der Verfasser des hebräischen Manuskripts das Original stark gekürzt hat, sich auch nicht immer eng an letzteres hält. Da er im Hauptteil meist wörtlich der Quelle folgt,[6] ist die Annahme berechtigt, dafs er diesen dem *Merlin* entnommenen Teil, in dem er wohl das Gelesene nur der Erinnerung nach wiederholt, als nicht wesentlich betrachtet. Auch die Bemerkung des Verfassers, er habe im ganzen etwa drei Blätter ausgelassen, ist nur für den Hauptteil zutreffend. Würde man den Abschnitt über Arthurs Geburt mit dem Original vergleichen, so ergäben sich weit umfangreichere Auslassungen und Kürzungen.[7]

Dieser dem Prosaroman *Merlin* entnommene Abschnitt, der demnach noch als Einleitung zu betrachten ist, beginnt: 'Abstammung des Königs Artus: wisse, dafs in den Tagen des

[1] Vgl. P. Paris, *Les Romans de la Table Ronde* III, 3 f.
[2] Ib. III, 13: *celle dont les ancêtres remontaient au roi David.*
[3] Ib. III, 16. [4] Ib. I, 349.
[5] P. Paris und J. Ulrich, *Merlin* (Société des anciens textes français, vol. 39, 40), Paris 1886, p. 98—127.
[6] S. weiter p. 55 ff.
[7] Der den zwei hebräischen Druckseiten entsprechende Text nimmt in der genannten französischen Merlinausgabe etwa 30 Druckseiten ein.

Königs Uter Pendragon im Königreich Logris ein großer Herzog lebte, sein Name der Herzog von Til Tumeil,[1] und er hatte eine sehr schöne Frau, ihr Name Frau Igerna.'

Der König hält eines Tages feierlich Hof ab in Camelot (franz. Carduel); jeder Ritter hat seine Frau mitzubringen. Das Hebräische fügt an dieser Stelle hinzu, daſs der erwähnte Herzog und Igerna vier unvergleichliche Töchter hatten. Der König verliebt sich in Igerna, sendet ihr seinen goldenen Becher[2] und läſst ihr seine Liebe künden. Das Hebräische fügt hinzu: 'Die Worte sind lang', was natürlich auf Kürzung hindeutet. Igerna teilt alles ihrem Manne mit; der verläſst eilends ohne Abschied den Hof. Der König sendet ihm den Befehl nach, schleunigst zurückzukehren; der Herzog aber verschanzt sich. Nach drei Monaten überzieht ihn Uter mit Krieg und belagert ihn lange. Seine Leidenschaft wächst immer mehr; er fragt Merlin, dessen Rolle im Hebräischen stark gekürzt, während die des Urfin ganz beiseite gelassen ist, um Rat. Dieser gibt ihm die Gestalt des Herzogs, des Gatten der Igerna. So sucht er diese auf und verbringt die Nacht mit ihr. Kaum ist Uter weg, da bringt ein Bote die Nachricht von dem in der Nacht erfolgten Tode des Herzogs. Die Herzogin aber ist auſser sich, fassungslos, dem Tode nahe über das Rätsel, daſs ihr Mann in der Nacht getötet worden, da er doch bei ihr war. Es werden nun Verhandlungen zwischen Uter und der Herzogin gepflogen. Das Hebräische sagt darüber: 'Und die Dinge sind lang.' Schlieſslich wird sie seine Gemahlin. Ihre vier Töchter verheiratet Uter. Die älteste wird die Gattin des Königs Lot von Orkanie. Diese haben nach der hebräischen Handschrift vier Söhne: Galwon, Gadriet, Agrawan, Gawidan; nach der französischen fünf, nämlich Mordres, Gauvains, Agravains, G(u)er(u)hes, Gaharies. Die zweite wird die Gattin des Königs Urans;[3] ihr Kind ist Iwan. Die dritte heiratet den Herzog von Keirnza (? vielleicht Kopistenfehler aus Cornwales). Im französischen Manuskript heiſst die zweite Morgans und heiratet Nentres de Sorhaut. Die im Französischen als dritte Morgue, im Hebräischen als vierte Morgana Genannte 'wollte sich nicht einem Manne, sondern der Zauberei vermählen'. Das Französische erwähnt noch eine fünfte Tochter, die Uter ebenso wie die vierte gebührend versorgt.

Nach der Heirat fragt Uter Igerna, von wem ihr Kind sei; sie erwidert, daſs sie es nicht wisse, und erzählt die Vorgänge jener Nacht. Er teilt ihr nun nicht mit, daſs er selbst der Vater ist, sondern meint: 'Weil du nicht weiſst, wer der Vater ist,

[1] Franz. Tintaguel.

[2] Im französischen *Merlin* ist von mehreren Festen, die zu Weihnachten und Pfingsten stattfinden, sowie von mehreren Geschenken die Rede.

[3] S. darüber weiter S. 60.

wollen wir es Merlin, dem Zauberer, geben und — das Folgende findet sich nur im Hebräischen — es Artusin nennen, d. h. den durch arte = List Erzeugten. Der König hat nämlich Merlin früher versprochen, den wahren Sachverhalt nicht mitzuteilen. ‘So hatte er es ihm zugeschworen, und so hielt er es ihm auch, wie nahe beim Ende des Buches zu sehen ist.’[1]

Es folgt dann noch einmal die Feststellung, dafs die Kinder der ältesten Tochter Igernas Neffen des Königs Arthur mütterlicherseits seien, ebenso wie Iwan, und dafs Morgana seine Schwester sei; ‘aber der Verräter, der böse Mordred, hat viele Jahre auch für einen Neffen gegolten; wie im Buche von der Zerstörung der Tafelrunde zu lesen ist, war er jedoch ein Bastard.’

Der Hauptteil erzählt die Ereignisse, die in der französischen *Mort d’Artus,* dem dritten Teile des *Prosa-Lanzelot,* dargestellt sind, fast wortgetreu. Man vergleiche die Anfänge der beiden Handschriften:[2]

(Frz.) Quant boors fut venu a court en la cite de kamalot de si loingtaines parties come estoyent les parties de Jherusalem assez trouva a la court du roy artus qui grant feste lui feist [car ils desiroient moult tous et toutes a le veoir]. Quant il eut racompte le trespassement galaad et la mort de parceval ils en furent moult dolens a la court, [mais touteffoys ils se reconforterent au mieulx quils peurent.] Lors fist mettre le roy artus en escript toutes les adventures du sainct graal que les compaignons de la queste avoyent racomptees en sa court.

(Hebr.) ‘Es war als Bors zum Hofe, der in der Stadt Camalot war, zurückkehrte von einem Lande fern wie Jerusalem, da wurde er am Hofe des Königs mit grofser Ehre und viel Freude empfangen, und als er das Hinscheiden Galaads und den Tod Parcivals erzählte, wurden alle Leute des Hofes sehr traurig. Damals befahl der König Artus, dafs alle Abenteuer, die den Rittern zugestofsen seien, die auf die Graalsuche gegangen waren, niedergeschrieben und in ein Buch gesetzt würden zur Erinnerung; und so tat er. Und dies ist die Erzählung des Buches der Graalsuche, das *libro de la Qesta del Sangraal* genannt wird.’

Der König läfst darauf durch Gawain die Zahl der bei der Graalsuche Getöteten feststellen und hört auf seine Anfrage zu seinem grofsen Bedauern, dafs auch Ban von Maagoz unter den 18 von Gawain selbst im Kampfe Erschlagenen ist. Der König ergänzt alsdann die Zahl der Ritter auf 42. ‘Jedoch waren diese jung und hatten sich noch nicht erprobt.’ Er ordnet nun ein

[1] Diese Bemerkung ist von Wichtigkeit; denn sie beweist die Richtigkeit von P. Paris’ Ansicht, dafs Roberts *Merlin* mit Arthurs Krönung abgeschlossen haben müsse (s. Paris et Ulrich, *Merlin* p. XXI). Diese Krönung ist nämlich nicht weit von Arthurs Auslieferung an Merlin zu finden, während nach den überlieferten Handschriften dieses Ereignis dem Anfange näher ist als dem Ende.

[2] Der Vergleichung liegen die Lanzelot-Handschriften des Britischen Museums *Royal* 14 E, *Royal* 19 C, *Additional* 17443 zugrunde.

neues Turnier in Winchester an, um ritterliche Tüchtigkeit zu lehren. 'Und nun wollen wir zu sprechen beginnen von dem erhabenen Ritter Lanzolot dellac, dem Sohne des Königs Bano von Benwike.' Im Französischen ist der Dialog zwischen dem König und Gawain weitläufiger, ohne mehr zu besagen.[1]

Es wird dann mit den einleitenden Worten 'Man muſs wissen' auf Ereignisse aus Lanzelots Leben kurz Bezug genommen, die sich gerade so wie im französischen Texte abspielen: daſs Lanzelot vor Beginn der Graalsuche zu einem Geistlichen gegangen sei und ihm seinen Ehebruch mit Ginevra gebeichtet habe, daſs er nach der Rückkehr wieder gebeichtet, weil er Menschen umgebracht hatte, daſs der Beichtvater ihm Buſse auferlegt habe, die in Fasten und Gebeten bestanden, und daſs Lanzelot daher viele Tage verborgen geblieben sei. Niemand aber weiſs, wo er sich hingewandt hat. Nach Ablauf der Buſszeit kommt er mit Roſs und Rüstung zu Hofe. Der Tag, an dem er erscheint, ist ein Freudentag für den ganzen Hof; niemand aber freut sich mehr als Ginevra. 'Das ist nicht wunderbar; denn stark wie der Tod war die Liebe, mit der sie ihn liebte seit dem Tage, da sie sich mit ihm vereinte durch die Überredungskunst (oder Verführung) von Messer Galeot, wie eine andere Erzählung berichtet.[2] Auch Herr Lanz[3] begann zu seiner Liebe zurückzukehren und sie wie früher und noch tausendmal mehr zu lieben.' Und wenn sie früher ihre Sünde geheimhielten, so wird sie nun so bekannt, daſs der ganze Hof und besonders Agrawain sie bemerkt und man davon spricht, daſs beide ineinander verliebt seien. 'Und diese böse Lust war die Ursache zum Verfall der Tafelrunde und zum Tode des Königs Artus und zum Untergang der Herrschaft, wie weiter zu sehen ist.'

Agrawain, der Lanzelot haſst, freut sich sehr, nun an ihm Rache nehmen zu können. Unvermittelt heiſst es darauf — wie im französischen Text — weiter: Lanzelot hält seine Reise sehr geheim, da er nicht will, daſs die anderen aus Furcht vor ihm wegbleiben; ferner, damit er sich immer noch entscheiden könne, welche Partei er unterstützen wolle. Daher stellt er sich krank und läſst die anderen allein ziehen. Als Agrawain alle ziehen sieht auſser Lanzelot, offenbart er dessen Verhältnis zu Ginevra dem Könige, seinem Oheim; der will es nicht glauben und meint,

[1] Von sonstigen Unterschieden beachte man, daſs das hebräische Manuskript als Zahl der getöteten Ritter 42 angibt, während wir in den französischen Handschriften 22, 32 oder 42 finden; vgl. p. 60.

[2] Nämlich der Prosaroman *Lancelot,* vgl. P. Paris, *Les Romans de la Table Ronde* III, 269.

[3] Im Hebräischen wie in den französischen Manuskripten findet sich die Abkürzung Lanz häufig für Lanzelot. Steinschneider irrt, wenn er meint, letztere enthielten sie nicht.

Lanzelot könne keinen Verrat an ihm begehen. Falls er die Königin liebe, sei es infolge eines unwiderstehlichen Triebes, gegen den 'kein Gesetz und kein Verstand' bestehen kann. Jedoch fügt er im hebräischen Manuskript hinzu: 'Fern sei es von mir zu glauben, dafs er seine Gedanken zur Tat werden läfst.' Doch geht der König auf den Vorschlag ein, die beiden in flagranti zu fassen, und bricht nach einer sorgenvollen Nacht nach Winchester auf, läfst aber die Königin trotz ihrer Bitte, mitgehen zu dürfen, zurück. Bald nach seinem Aufbruch macht sich auch Lanzelot auf den Weg; zuvor jedoch geht er zur Königin und sagt zu ihr: 'Meine teure Gebieterin, wenn es in deinen Augen gut scheint, bin ich gewillt, mit deiner Erlaubnis zum Turnier zu gehen.' Da sagt die Königin: 'Mein Lieber, warum zögerst du, und was war dir, dafs du nicht mit dem Könige gingest?' Er gibt ihr obigen Grund an. Sie wünscht ihm Glück; er antwortet: 'Wer wäre der Ritter, der — wenn er auch das Herz eines Hasen hätte — nicht das eines Löwen bekäme an Stärke und Mut, wenn er durch die Liebe einer Herrin beglückt würde, wie ich heute, der ich reicher bin als die Reichsten?' Und sie herzten und küfsten einander. — Diese letzten Worte finden sich in der französischen Handschrift nicht. — Dann reitet er heimlich fort — im Hebräischen morgens, im Französischen abends — und hält sich mit seinen zwei Begleitern abseits vom Wege, um niemand zu treffen, bis er nach der Stadt Askalot zum *vavassor* Lanwal kommt. Der König erkennt Lanzelot an seinem Rosse und teilt das dem Goflet (französisch Girflet) mit; der erklärt ihm, Lanzelot habe zuerst nur eine Krankheit vorgegeben, um im geheimen kommen zu können, nicht um den König zu hintergehen. Das sieht der König ein und verflucht alle Übelredner. Lanzelot ist unterdessen bei dem Herrn von Askalot. 'Und hier hört das Buch auf, vom Könige zu reden, und redet wieder von Lanz und dem Herrn von Askalot, seinen Söhnen und seiner Tochter.'

Lanzelot erbittet sich — um nicht erkannt zu werden — die Rüstung des einen der beiden Söhne. 'Beide haben rote Waffen ganz aus einer Farbe; denn so ist der Gebrauch der Knappen, dafs sie im ersten Jahre nur eine Farbe tragen.'[1] Der Name des älteren ist Adelfrat,[2] der des jüngeren Karboz. Er erhält die Rüstung des jüngeren, der wegen Krankheit zu Hause bleibt, und wird von dem älteren begleitet. Lanzelot gibt sich aber nicht zu erkennen, sondern erklärt, er sei ein unsteter Ritter aus dem Lande Logris. Die Neigung der schönen Jungfrau von Askalot für Lanzelot, ihr Verlangen, er möge ihr eine Bitte er-

[1] *et estoit de costume en ce temps que nul noveau chevalier ne portast ce premier an quil recevoit lordre de chevalier escu quil ne fust tout dune couleur.*

[2] Oder Adelpert, einmal auch Adelfot.

füllen, seine Bereitwilligkeit, dieses zu tun, ihre Forderung, daſs er ihre Armschleife an seinem Helmbusche befestige, sein Nachgeben, da er sein Versprechen erfüllen muſs — all das ist in der hebräischen Version wie im französischen Texte dargestellt.

Mit Sonnenaufgang macht er sich nach herzlichem Abschied auf den Weg; er übernachtet bei einer Tante seines Begleiters. Der kurze Aufenthalt wird wie in französischen Handschriften geschildert, nur daſs die direkte in die indirekte Rede verwandelt und auch verkürzt ist und Nebensächlichkeiten — wie die Frage der Tante nach dem anderen Neffen — ausgelassen sind. Begreiflich ist auch, daſs der hebräische Übersetzer die in der Vorlage folgende Bemerkung ausläſst, Lanzelot sei am anderen Morgen zur Messe gegangen, *si come un bon crestien doit faire.* Er schickt seinen Knappen ins Turnierlager; der erstattet ihm Bericht über die Anwesenden: Bors und Lionel sowie Estor sind in der Stadt, vier Könige, die von Scocia, Erlande, Gales, Cornwales, sind auſserhalb. Der König von Cornwales ist im Französischen nicht erwähnt. Darauf folgt die Schilderung des Turniers: Der König, Gawain und Gadriet besteigen den Turm — im Französischen heiſst es nur allgemein: 'der König mit groſser Gesellschaft' —, um alles zu sehen. Lanzelot schlägt sich zu der schwächeren Gruppe und besiegt unter allgemeinem Erstaunen drei Ritter nacheinander. Adelfrat hat sich gegen Estor de Mares gewandt, der ihn aber besiegt; Lanzelot rächt ihn und wirft Estor, den er nicht erkennt. Im hebräischen Manuskript führt Lanzelot den verwundeten Knappen aus dem Getümmel und sagt: 'Siehe, ich habe deinen Fall gerächt.' Da tritt ihm Bors entgegen und verwundet ihn. Es kommt zum heiſsesten Kampfe, dessen Schilderung hier wörtlich folgen soll:

Et Boort qui venoit parmy la presse abatoit chevaliers et arrachoit haulmes et escus des colz alla tant quil rencontra lancelot du lac emmy la presse il ne le salua pas comme celuy qui point ne le congnoissoit ainsi le frappa de toute sa force de ung glayue fort trenchant si durement quil luy fist une moult grande playe et profonde, si vint de toute sa force et de toute sa puissance si rudement quil abbatit lancelot tout en ung moment a terre et au cheoir rompoit son glayue, mais lancelot ne demoura pas longuement ainsi, car le cheval estoit fort et leger ne onques lancelot pour playe quil eust ne demoura quil ne faillist sur son cheval tout suant dangoisse, car onques ne trouva ung seul homme

'Und Bors kam inmitten des Getümmels und begann Schläge an Ritter auszuteilen und rechts und links Ritter zu Fall zu bringen, als ob sie alle Schafe wären, und spaltete Helme ... und als die Lanze zerbrach, schlug er mit dem Schwerte und vollbrachte viele Heldentaten. Da sah er Lanz und forderte ihn heraus; jedoch erkannte er ihn nicht; da schwang er seine schwere, starke Lanze gegen Lanz und schlug ihn mit starker Hand und mit groſsem Verlangen, und er durchstieſs den Schild des Lanz und seinen Panzer, und er stieſs die Lanze in seine Rippen und verursachte ihm heftige Schmerzen und bedrängte ihn so sehr mit der Lanze, bis er Roſs und Reiter in einem Augenblick zu

qui autant en peust faire. Si pensa en luy mesme que sil rencontroit celluy qui luy avoit fait ce plaisir si luy rentroit sil pouvoit. Lors print lancelot ung glaive que ung escuyer tenoit et se adressa vers boort.

Boden schleuderte und das Blut sehr heftig vorsprang und seine ganze Rüstung rot färbte. Ebenso aber zerbrach des Bors Lanze. Und Lanz. als starker Ritter, blieb nicht am Boden liegen und fürchtete nicht wegen seiner Wunden, sondern sprang eilends auf sein Rofs, zornentbrannt wegen seiner Wunden und seines Falles. Und er sprach mit vernehmlicher Stimme: "Bei meinem Haupte, der mich zu Boden geworfen, ist kein Knabe; denn ich habe niemals einen gefunden, der mich beschämt hätte, der mir Schande angetan, wie dieser getan. Jedoch niemals hat er in seinem Leben etwas getan, wofür ihm so rasch Vergeltung ward, wie ihm nun werden soll, wenn ich kann." Darauf nahm er eine starke Lanze aus der Hand eines Knappen und eilte auf Bors zu.'

Aus dem Kampf geht schliefslich Lanzelot als Sieger hervor. Es folgt ein Zwiegespräch des Königs und Gawains, welch letzterer meint: 'Wenn wir nicht Lanzelot krank in Kamelot gelassen hätten, hätte ich geglaubt, er sei es.' Hierbei lächelt der König. Bei der Fortsetzung der Schilderung des Kampfes, als gerade von Lanzelots neuen Heldentaten zu erzählen begonnen wird, bricht das Fragment ab.

An der zum Vergleich angeführten Stelle ist also eine gröfsere Ausführlichkeit des hebräischen Manuskripts festzustellen. Wenn — wie anzunehmen ist[1] — der hebräische Übersetzer sein Werk zu Ende führte, so berichtete er weiter — wie die französische *Mort d'Artus* —, dafs Lanzelot von seiner schweren Verwundung geheilt wird, dafs Gawain im Hause des Herrn von Astolat Lanzelots Waffen erkennt und dadurch dessen Teilnahme am Turnier bekannt wird. Ginevra wird eifersüchtig, als sie hört, dafs er die Armschleife einer anderen getragen hat, verzeiht aber, da er siegreich aus dem Turnier hervorgeht, in dem er sich von dem Verdacht reinigt, einen Ritter vergiftet zu haben. Lanzelot vergeht sich sodann wieder mit Ginevra und wird in flagranti erwischt; beiden gelingt es, zu fliehen. Ihre Burg Joyeuse Garde wird von Arthur belagert, so dafs Lanzelot unter Zurücklassung von Ginevra nach Gallien fliehen mufs, wohin ihm aber der König folgt. In Arthurs Abwesenheit wirft sich Mordred zum König auf und sucht Ginevra zu gewinnen. Diese

[1] Vgl. p. 52.

geht ins Kloster und tut Bufse.[1] Arthur und Mordred verwunden einander tödlich in der Entscheidungsschlacht. Der sterbende König wird nach Avalon entrückt.[2] Lanzelot verbringt den Rest seiner Tage ebenfalls im Kloster.[1]

Nach dieser Inhaltsangabe bleibt noch einiges über Entstehungszeit und Quelle zu sagen übrig. In bezug auf erstere sei auf die Einleitung verwiesen. Es liegt, wie bemerkt, kein äufserer Anlafs vor, die Richtigkeit der Angabe des Jahres 1279 als Entstehungsjahr zu bezweifeln. An inneren Gründen, die das bestätigen, seien noch folgende angeführt:

1. Die überlieferten Merlinhandschriften vereinigen eine 'Fortsetzung' mit der Prosaauflösung von Roberts *Merlin.*[3] Dem hebräischen Übersetzer scheint nun ein alter *Merlin* ohne Fortsetzung vorgelegen zu haben, da er eine Stelle als 'nahe beim Ende' bezeichnet, die sich unweit des von Paris vermuteten Endes des eigentlichen *Merlin* befindet.[4]

2. Das Geschlechtsregister von Igernas Nachkommen zeigt einen ursprünglicheren Charakter als im überlieferten französischen *Merlin* (Hs. Huth); denn:

a) Mordred wird nicht als Sohn Lots angeführt, was er doch auch tatsächlich nicht ist;

b) von Morgana wird hier gesagt, dafs sie nicht heiraten wollte; im Manuskript Huth heiratet sie aber Uriens, obwohl sie anfänglich ins Kloster geht;

c) im hebräischen Manuskript heiratet eine andere, ungenannte Tochter Lots eben diesen Uriens; ihr Sohn ist Iwan = Iwain. Dies stimmt zu sonstigen alten Berichten, in denen Morgana nicht als Iwains Mutter gilt.

3. Bei der Angabe der Zahl der bei der Graalsuche getöteten Ritter — alle aufser Bors werden getötet — sprechen die romanischen Berichte gewöhnlich von 22 oder 32, anscheinend selten von 42;[5] unser Manuskript weist letztere Zahl auf. Nun scheint aber 42 die ursprünglichere Zahl zu sein. Nach den biblischen Büchern Sam. II, 23 und Chronik I, 11 hatte König David 40 bis 45 Ritter um sich gesammelt, die mit ihm Heldentaten verrichteten.[6] Wie nicht selten sonst, mag auch hier bei der Bildung der Sage ein biblischer Einflufs — die Erzähler waren zumeist kirchlich gebildet — sich geltend gemacht haben, so dafs 42 die frühere Zahl ist.

4. Es wird[7] einer ritterlichen Sitte gedacht mit den Worten

---

[1] Vgl. p. 53. [2] S. Tennysons unvergleichliche letzte Königsidylle.
[3] Vgl. Sommer, *Morte Darthur*, London 1889/91, III, 32. [4] S. p. 55.
[5] Handschrift 24367 der Bibliothèque Nationale hat 42.
[6] Vgl. Gaster, *Jewish Sources of and Paralleles to the Early English Metrical Romances of King Arthur and Merlin*, London 1887, p. 17.
[7] Vgl. p. 57.

'So ist der Brauch', während die französischen Handschriften von einer Sitte vergangener Zeiten sprechen.

Die Zeit der Entstehung des hebräischen Manuskripts erscheint allerdings auffallend früh. Wenn aber auch nur französische Prosaromane der Arthur- und Graalsagen aus so früher Zeit vollständig erhalten sind, so mehren sich doch die Anzeichen, dafs auch andere romanische Sprachen zu jener Zeit ihre Versionen jener Dichtung besafsen; so wird die Existenz einer provenzalischen Übersetzung des *Merlin* im 13. Jahrhundert behauptet[1] und die Entstehung der italienischen *Tavola Rotonda* auf früher als 1313 angesetzt.[2]

Dies führt uns zu der Frage nach der Quelle der hebräischen Übersetzung. Es ist schon bemerkt, dafs die kurze Einleitung, die sich mit Lanzelots Abstammung beschäftigt, auf den Roman *Lanzelot* hinweist, ebenso dafs die Erzählung der Ereignisse vor Arthurs Geburt und dieser selbst ganz dem Roman *Merlin*, und zwar wahrscheinlich in seiner ursprünglichen, nicht erweiterten Form — also der Prosaauflösung von Roberts de Borron *Merlin* — entspricht. Beide Romane brauchen aber dem Übersetzer nicht vorgelegen zu haben; denn in der Lanzelot-Einleitung werden nur wenige genealogische Bemerkungen, die sich in verschiedenen Teilen des Originals finden, zusammengestellt, und in dem dem *Merlin* entsprechenden Abschnitte sind starke Kürzungen[3] vorhanden — vgl. den zweimaligen Ausdruck 'Und die Worte sind lang'. Der Verfasser der hebräischen Bearbeitung mag einiges Gelesene gedächtnismäfsig aufgezeichnet und auch ein wenig hinzugefügt haben.

In dem Hauptteil aber, dem Buche vom 'Untergang der Tafelrunde' — wie der Übersetzer es selber nennt —, hält sich dieser, wie wir gesehen, im ganzen eng an die Vorlage, den bisher noch nicht gedruckten dritten Teil des Prosa-Lanzelot *Mort d'Artus.*[4] Die auffallenden Namensangaben bei der Episode in Astolat[5] sind dem Quellentext zuzuschreiben, wenn wir nicht annehmen, dafs der hebräische Übersetzer gerade bei der Erwähnung von Eigennamen originell sein wollte.

Wie nahe das hebräische Fragment und somit auch dessen Quelle dem französischen Prosaroman steht, ergibt auch ein Vergleich mit der bekanntesten vorhandenen Bearbeitung desselben

[1] Vgl. Chabaneau in der *Revue des Langues Romanes* XXII, p. 105, 237; Stimming in Groebers *Grundrifs der romanischen Philologie* II[2], p. 69.

[2] Casini ib. II, 3, 38; Rossi in *Storia letteraria d'Italia* V, 311.

[3] Vgl. p. 53 Anmerkung 1.

[4] Eine gedruckte Inhaltsangabe findet sich bei Sommer l. c. vol. III, p. 220.

[5] Der Name des Herrn von Astolat, 'Lanwal', findet sich in der Graalgeschichte, wo der Sohn des schottischen Königs Eliezer so heifst; vgl. P. Paris, *Les Romans de la Table Ronde* V, 321.

Stoffes, Malorys *Morte Dartur.* Im Anschlufs an Sommers Ausführungen[1] sei folgendes festgestellt:

Das hebräische Manuskript gibt die Zahl der bei der Graalsuche Gefallenen an, wie es auch der Prosa-Lanzelot tut, Malory aber nicht. Hbr. wie Pr.-Lanz. teilen mit, dafs Lanzelot und Ginevra keine Vorsicht mehr walten lassen, um ihre Liebe zu verheimlichen, im Gegensatze zu Malory. Hbr. wie Pr.-Lanz. erwähnen nicht, wie Malory es tut, den Namen des Eremiten, zu dem Lanzelot sich begibt, um Bufse zu tun. Im Hbr. wie im Pr.-Lanz. befindet sich die Geschichte von Mador de la Porte an späterer Stelle[2] als bei Malory. Im Hbr. wie im Pr.-Lanz. wünscht Arthur nicht Ginevras Anwesenheit beim Turnier; anders bei Malory. Im französischen wie im hebräischen Berichte fehlen Malorys lange Listen von Ritternamen. Beide erwähnen ferner nicht die von Malory bei der Episode in Astolat angegebenen Namen. Im Hbr. wie im Pr.-Lanz. haben Lanzelot und sein Begleiter von Astolat rote Rüstung, die Farbe der Armschleife ist nicht angegeben; bei Malory ist letztere rot, die Farbe der ersteren wird nicht angegeben. Bei Malory fehlt die Angabe, dafs das Haus bei Winchester, in dem sich Lanzelot aufhält, der Tante seines Begleiters gehört. Bei Malory weifs Lanzelot — im Gegensatz zum Hbr. und Pr.-Lanz. —, wer ihn im Turnier verwundet hat.

Was nun die direkte Vorlage betrifft, so enthält unser Manuskript eingangs die Bemerkung 'übersetzt aus der Laas-Sprache', d. h. aus der Landessprache. Dafs die von Bartolocci aufgestellte Behauptung, dies sei das Spanische, unrichtig ist, ergeben ohne weiteres die Formen der Eigennamen[3] sowie der wenigen romanischen Fremdwörter, die sich zumeist auf das Kriegswesen beziehen. Dagegen weisen die Eigennamenformen *Ginevra, Morgana, Scocia, Bano, Artusin* auf das Italienische hin. Die Appellativa[4] *elmo, scudier, messer, cugini* (*g* = stimmhafter *sch*-Laut, *ȝ*), *germani, vavassor* (auch *valvassor*), *pennon,* der Büchertitel *Libro*

---

[1] L. c. III, 220.

[2] Das hebräische Manuskript enthält allerdings diesen Teil der Erzählung nicht mehr.

[3] Die Kopie des hebräischen Manuskripts enthält zahlreiche Fehler; so p. 2 *Estor de Mateis* für *Mareis, Iserna* für *Igerna* (der Fehler erklärt sich hier wie in den meisten Fällen aus der Ähnlichkeit der betreffenden hebräischen Buchstaben), p. 3 *Lono* für *Lot,* p. 4 *Mordnet* für *Mordret, Gods* für *Bors,* p. 5 *Agradan* für *Agrawan,* p. 6 *w-ncestre* für *Wincestre,* p. 7 *Adolfot* für *Adolfrat,* p. 8 *Loris* für *Logris, dellec* für *dellac,* p. 9 *tornwales* für *Cornwales.*

[4] Die scheinbar romanischen Wörter *duchaus* (auch die Lesungen *dukus, dukos* wären möglich), femin. *duchses* sowie *tablo* sind öfters belegte aus dem Lateinischen auf dem Umweg über das Griechische in das Spät-hebräische übergegangene Lehnwörter; vgl. Dahlmann, *Aramäisch-neuhebräisches Wörterbuch,* 1901, p. 92.

de la Qesta del Sangraal lassen mit Sicherheit eine italienische Vorlage erkennen.

Über den Dialekt des Originals läſst sich eine Vermutung aufstellen. Die hebräische Umschreibung des zweiten Konsonanten von *cugini* läſst sich als stimmhafter (*ʒ*) oder als stimmloser (*ʃ*) breiter Zischlaut (deutsch *sch*), aber zuweilen auch als stimmhafter oder stimmloser *s*-Laut lesen. Die gewöhnliche Aussprache des Schriftzeichens ist der stimmlose breite Zischlaut *ʃ*. Der Anfangslaut von *germani* kann als stimmhafter palataler Reibelaut *j* oder als stimmhafter Zischlaut *ʒ* gelesen werden. Die Aussprache von *cugini germani* würde also jedenfalls Norditalien ausschlieſsen und nach Mittelitalien, speziell nach der Toskana weisen.

Das Vorkommen der Fremdwörter erklärt sich daraus, daſs der Übersetzer, der — wie auch der hebräische Stil zeigt — eilig und ohne Sorgfalt schrieb, einige im Hebräischen schwerer wiederzugebende Ausdrücke aus der Quelle übernahm.

Um nachzuweisen, daſs auch kein äuſserer Umstand der Möglichkeit der Entstehung des Manuskripts in jener Zeit widerspricht, sei angeführt, daſs im 13. Jahrhundert Juden in groſser Zahl in Italien, besonders in Mittelitalien, ansässig waren.[1] Sie entwickelten eine rege Tätigkeit als Übersetzer, so daſs das 13. Jahrhundert geradezu als Blütezeit dieser Art von Literatur bezeichnet wird.[2]

Durch diesen hebräischen Arthurroman wäre demnach — wenn das Datum 1279 richtig ist — die Existenz eines italienischen, wahrscheinlich toskanischen Prosaromans *Lanzelot* für die Mitte oder das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts erwiesen.

[1] Lolli in *The Jewish Encyclopedia* XII, 408.
[2] Steinschneider, *Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters und die Juden als Dolmetscher*, 1893.

Frankfurt a. M. M. Schüler.

Ein neues Manuskript von Cyranos *L'Autre Monde.*

Den Lesern des *Archivs* sind die Fragen, die sich an Cyranos kosmologischen Roman knüpfen, aus H. Dübis Arbeit vertraut.[1] Wir erfahren hier (*Archiv* CXIV, 1905, S. 371 ff.), daſs ein Manuskript der *Mondreise* im Jahre 1858 wieder auftauchte und seit 1890 in der Pariser Nationalbibliothek unter der Kote *Fonds frçs., nouvelles acquisitions 4558* zu finden ist. Dies Manuskript allein gibt den wahren Text von Cyranos Werk, denn in den Drucken ist er von dem getreuen Freund und ungetreuen Erbwalter Henri Lebret grausam entstellt worden, ja die Änderungen erstrecken sich bis auf den Titel, der in den Drucken *Histoire Comique contenant les Etats et Empires de la Lune* umgetauft wurde.

Ein zweites, soweit mir dies bisher möglich zu bestimmen, der Pariser Handschrift gleichwertiges, stellenweise überlegenes Manuskript fand ich kürzlich unter den Beständen unserer Münchener Staatsbibliothek. Es ist die N° 420 (Gall. 419) des gedruckten Katalogs (Band VII. München 1858) der ausländischen Handschriften und hat den gleichen Titel wie die Pariser Schwesterhandschrift: *L'Autre Monde ou les empires et estats de la lune.* Da aber der Verfasser nicht genannt ist, so wuſste man nicht, wem es zuzuschreiben sei, und nannte als den vermutlichen Verfasser einen gewissen Helie, der auf fol. 19 vorkomme. Das ist aber natürlich niemand anders als der Prophet Elias, den Cyrano auf dem Monde trifft, und der an dem Roman gewiſs unschuldig ist.

Aus diesem Grunde ist das Manuskript unbekannt und unbenutzt geblieben. Es ist ebenso sauber geschrieben wie die Pariser Handschrift und gehört paläographisch derselben Zeit an (Katalog: *XVII. s.*). Es ist über die Pfalz (*Ex bibl. Palat.*) nach München gekommen, gehört also zu den älteren Beständen der Bibliothek. Wie im Pariser Kodex finden sich keine oder nur sehr seltene Korrekturen, wie sie in einem Autormanuskript selbst-

[1] In dieser Zeitschrift Bd. CXIII. CXIV. CXV (1905), in Buchform: Heinrich Dübi, *Cyrano de Bergerac. Sein Leben und seine Werke,* Bern 1906.

verständlich zu treffen wären, weshalb ich, entgegen der Ansicht von Montmerqué, die Dübi (*Archiv* CXV, S. 372 'von der Hand Cyranos?') nicht ablehnt, beide für Abschriften halte, die bestimmt waren, das Buch vor dem Druck im Freundeskreise bekannt zu machen. Diese handschriftliche Propaganda wird nun von Dübi in die Jahre 1648/49 gesetzt. Die Lektüre der Handschrift hat mich darauf gebracht, dafs die bisherige Datierung falsch ist. Dübi schreibt: 'Der erste Teil, die Reise nach dem Mond, wurde in den Jahren 1648/49 geschrieben und war 1650 mindestens im Manuskript bekannt.' Dem widerspricht aber die folgende Stelle, die sich in beiden Handschriften findet (P, 24, v.): '*pour les vases ilz monterent tousjours jusques a ce que dieu les enchâssa dans le ciel et c'est ce qu'aujourdhuy vous appellez Les Balances qui nous montrent bien tous les iours qu'elles Sont Encore pleines des odeurs du sacrifice d'un | Juste par Les influences fauorables qu'elles inspirent sur L'horoscope de Louys le Juste qui Eust les balances pour ascendant.*' *Louis le juste* ist Ludwig XIII. († 1643). Die Stelle ist sinnlos, wenn dieser nicht mehr am Leben war, während sie niedergeschrieben wurde.[1] Die Drucke lassen sie denn auch sämtlich aus, schliefsen mit dem ersten *les balances,* ohne den Relativsatz folgen zu lassen.

Folglich ist Cyranos *Mondreise* bereits vor 1643 entstanden, Ludwigs XIII. Todesjahr. Und da wohl Gassendi und seine Vorträge, die von 1641 an in Paris stattfanden, den Dichter zu seinem Werke anregten, so ist die Entstehung in die Jahre 1641 bis 1643 zu verlegen. Cyrano hat also wahrscheinlich unmittelbar unter dem Eindruck der neuen kosmologischen Ideen gearbeitet.

Inwiefern das neugefundene Manuskript zu einem kritisch zu gestaltenden Texte des Romans zu verwenden ist, dies beabsichtige ich nun zu untersuchen. Ist P von M (dem Münchener Manuskript) abgeschrieben oder M von P (beides ist möglich), so ist natürlich die Abschrift wertlos. Aber wir werden sehen, dafs von einer Abschrift bei keiner von beiden Handschriften die Rede sein kann. Vorab zeigen sie beide einen einschneidenden Unterschied: dem Text von P gehen zwei dem Autor gewidmete Gedichte voraus, ein Epigramm und ein Sonett. Mehrere Blätter sind freigelassen, als ob ein Platz für weitere Zueignungen, für Vorreden, Titel u. dgl. geschaffen werden sollte. P gibt sich also als nicht fertiggestelltes Druckmanuskript. Anders M: auf der ersten Seite folgt unmittelbar auf den Titel der Anfang des Romans. Hieraus folgt, dafs M wahrscheinlich das ältere Manuskript ist

[1] Vgl. besonders: *montrent bien tous les iours*, worauf mich Herr Prof. Morf aufmerksam macht.

und der Zeit entstammt, in welcher Cyrano sein Werk handschriftlich unter Freunden zirkulieren liefs. Erst dann liefs er es, vielleicht nach dem Rate von Freunden hier und da streichend oder verändernd, druckfertig abschreiben. Diese Vermutung, die ich hier äufsere, wird sich bei der Vergleichung der Handschriften bestätigen, denn eine heikle Stelle, die in P bös verstümmelt wurde, ist in M vollständig und nur in dieser Fassung verständlich. Ja es ist deutlich sichtbar, dafs die Version von P aus derjenigen von M entstanden ist.

Ich ziehe nun zum Vergleich mit M die Stellen von P heran, die Dübi in seinem Buche auf den Seiten 112—125 abdruckte, also die Verhandlungen mit Elias auf dem Monde und die Disputation mit dem Atheisten am Schlusse des Romans, die zur prompten Zurückbeförderung auf die Erde führt.

Was vorab die Schreibung betrifft, so ist die Verwendung grofser und kleiner Buchstaben ebenso inkonsequent in P wie in M. P verwendet gern Abbreviaturen für *saint, comme, homme* u. a. m., M meidet sie.

Die Interpunktion ist sehr verschieden: M verwendet den Punkt als Interpunktion überhaupt nicht. Es kennt nur Kommata, die auch am Schlufs des Satzes und der Abschnitte gesetzt werden. Nach Dübis Text verwendet P Punkt, Doppelpunkt und Strichpunkt, aber kein Komma.

Was die Varianten anbetrifft, so sind kleinere Varianten, der Ersatz eines Wortes, einer Redensart durch andere, häufig. Meist zeigt hier P die stilistisch bessere Lesart, was ja nach dem vorhin über das Verhältnis beider Manuskripte Gesagten nicht überraschen kann. Auch ist P sorgfältiger abgeschrieben, enthält weniger Irrtümer und Verdrehungen schwer leserlicher Worte. So schreibt M fol. 11 r. *Kerbec* für *Kebec* (Quebec), fol. 30 v. *apripa* (Agrippa), *labé, friteme* (*l'abbé Tritème*), *le docteur Saute* (*Fauste*), *Carus* (*Cesar*). Man sieht aber meist das Bestreben des Schreibers, das Schriftbild des schlecht geschriebenen Originals (wohl von der Hand Cyranos) nachzumalen, z. B. fol. 20 r. *eluu* für *elixir*; für eine halbe Zeile, die er nicht lesen konnte, läfst er den Raum leer (fol. 16 v. oben).

Das Verhältnis der wirklichen Varianten zu den Drucken ist, wie es sich so oft bei handschriftlichen Vergleichen herausstellt, nicht gleichmäfsig. Ich wähle den ältesten mir zugänglichen Druck der *Sonnenreise*: Paris 1665, Exemplar der Münchener Staatsbibliothek. Dieser Druck geht für das erste von Dübi beigebrachte Bruchstück fast immer mit P, für das zweite, den Schlufs, immer mit M. — P ist also nicht das definitive Druckmanuskript gewesen, wie ja auch aus dem unvollständigen Titel und Anfang zu schliefsen ist. Das definitive Druckmanu-

skript, das Cyrano Lebret vermachte, ist vermutlich bis zu einem Punkte durchkorrigiert gewesen, dann aber haben die Korrekturen, die in P durchgeführt waren, abgesetzt oder sind aus irgendwelchen Gründen nicht so weit gegangen wie in P. Oder aber, was ebensogut möglich ist, Lebret hat mehrere Manuskripte gehabt und eine eklektische Arbeit geleistet, für den Anfang nach einem Manuskript der Familie P, wenn nicht nach P selber, für das Ende nach einem Manuskript der älteren Redaktion M.

Aber auch schon im ersten Bruchstück geht M einmal mit den Drucken und hat dabei die bessere Lesart:

P: *La fumée aussitost qui tendoit a S'Esleuer droit a Dieu ce qui ne pouuoit que par miracle penetrer du metal ...*	M: *la fumée aussytost qui tendoit droit a s'enleuér, droit à dieu et qui ne pouuoit pas penetrer le mestail ...*	Druck: *La fumée aussitost qui tendoit à s'éleuer, & qui ne pouuoit penetrer le metail ...*

Da erst im zweiten Bruchstück längere Partien mit den Drucken zusammengehen, sind übrigens unsere Beobachtungen hier zahlreicher und sicherer. Ich gebe eine kleine Liste der Hauptvarianten, die sich durch den Druck entscheiden lassen:

P:	M:	Paris 1665:
fol. 138 v. *un pommier*	fol. 106 v. *Prunier*	S. 127. *Prunier*
139 v. *i'en tairé les particularités* bis *iour precedent*	Fehlt	Fehlt
140 r. *Expressions de miracles, de prodiges*	107 r. *Expressions de prodiges*	= M
140 r. *répandu dans nos corps*	107 v. Fehlt	129. Fehlt
140 v. *nrẽ imagination auertie par la douleur va choisir en son lieu le remede specifique qu'elle oppose au venin & nous guerit.*	107 v. (Ich gebe nur die Varianten an:) *chercher* ... *apporte*	129. *chercher* ... *apporte un venin.* (*& nous guerit* fehlt.)
141 v. *ce fieureux ... a souhaitté ... de se reuoir en Santé.*	108 r. ... *d'estre Guary*	130. *d'estre guery*
144 r. *Et moy ie ne pourré donc me seruir de ma main droite par ce que i'en ay aussy une gauche.*	109 v. *quoy ie me* (l. *ne*) *pourray donc me seruir de ma main droicte a cause que j'en ay une gauche*	132. *Quoi je me* etc. *à cause que je n'ay une gauche.*

Am Schlufs der Unterredung mit dem Atheisten schliefslich gehen beide Manuskripte stellenweise auch in stärkerem Grade auseinander, und zwar so, dafs P eine Reihe von Zufügungen enthält, breiter ist, ohne dafs M deswegen unklarer wäre. Cyrano

hat wohl in der jüngeren Redaktion in dieser Kontroverse, die ihm besonders behagen mochte, allerhand eingeflickt, was ihm später noch einfiel.

Daſs er in der jüngeren Redaktion besonders heikle, wohl von seinen Freunden bezeichnete Stellen strich, läſst sich, wie schon angedeutet, in den Bruchstücken an einer Stelle bereits erweisen, die erst durch M verständlich wird. Die Ungezogenheit, wegen deren Cyrano aus dem irdischen Paradies von Elias hinausgeworfen wird, lautet in P (fol. 37 r.): *Je m'en souuiens luy dis je Dieu fut vn Jour aduerty que L'ame de cet Euangeliste estait si detachée qu'il ne la restenoit plus qu'a force de serrer les dents et cependant L'heure ou il* (Gott!) *auoit preueu qu'il* (der Evangelist!) *seroit enleué ceans Estoit presque Expiré de façon que n'ayant pas le temps de luy preparer vne machine il* (Gott) *fut contraint de l* (den Evangelisten) *y faire estre vistement sans auoir le Loisir de l'y faire aller.*

Diese schwer verständliche, geschraubte Stelle wird dadurch auffallender, daſs der Text fortfährt: *Elie pendant tout ce discours me regardait ...*; denn für die Bezeichnung *tout ce discours* ist sie doch zu kurz. Das Rätsel wird durch M gelöst: hier wird Gott redend eingeführt. An der Rede Gottes, der in ziemlich kläglicher Rolle auftrat, mochten sich die Freunde stoſsen. Cyrano strich sie deshalb, änderte den Text etwas, machte ihn dadurch aber auch unklar. Die *Raillerie* lautet in M (fol. 26 r.): *Il m'en souuient luy disje, Dieu fut vn jour aduerty que l ame de cest Euangeliste estoit sy destachée qu'il ne la retenoit plus qu'a force de serrer la bouche,* (P: *les dents*) [*Alors la sagesse etternelle bien surprise d'vn accident sy innopiné, hellas s'escria Elle Il ne doibt point gouster la mort, Il est predestiné a monter en chair et en os au paradis terrestre,*] *Et cependant l'heure ou j auois* (P: *il avoit*) *preueu qu jl y seroit Enleué Est expirée,* [*Juste dieu* (sic!) *que diront de moy les hommes, S jlz sçauént que ie me sois trompé ainsy irresoleu l'Eternel*] *fust constrainct pour rabiller sa faucte de luy* (l. *l'y*) *fere estre vistement sans auoir le loisir de l y fere aller.*

Helye pendant tout ce discours me regardoit ...

Hierauf paſst in der Tat die Bezeichnung *tout ce discours,* und nach dieser kolossalen Irreverenz sind wir auch nicht über des Propheten Gewaltmaſsregel erstaunt, wie dies in P der Fall ist. Man sieht deutlich, wie der Korrektor verfahren ist. Die heikelsten Stellen wurden gestrichen, die direkte Rede in indirekte gewandelt, aber dadurch der Effekt zerstört. Es ist zu vermuten, daſs sich bei Vergleichung der Manuskripte *in extenso* noch mehr solche Stellen finden lassen werden.

Nach alledem kann unser Prinzip bei Gestaltung eines kritischen Textes nicht zweifelhaft sein. Wir müssen annehmen,

dafs die Fassung, die Cyrano dem Freunde Lebret einhändigte, seine definitive war. Wäre er nicht gestorben, so hätte er die *Mondreise* in dieser Fassung herausgegeben. Wo also die beiden Handschriften P und M mit den Drucken zusammengehen, entscheiden die Drucke, welcher Handschrift der Vorzug zu geben ist. Es müfste denn sein, dafs die Lesart der alleinstehenden Handschrift (speziell habe ich da das säuberlich durchkorrigierte P im Auge) ganz offenbar die bessere ist.

Wo wir auf die beiden Handschriften allein angewiesen sind, und dies ist ja nur streckenweise, ist P als dem Druckmanuskript unbedingt der Vorzug zu geben. Stärkere Abweichungen von M gehören, als einer älteren Redaktion des Werkes entstammend, in den Variantenapparat.

Umgekehrt verhält es sich natürlich mit solchen Stellen, in denen P Kürzungen zeigt, die sinnstörend sind, die auch nachweisbar nicht unternommen wurden, um stilistisch oder sachlich zu bessern, sondern um abzuschwächen. Hier gehört natürlich der Passus von P in die Varianten.

Auf diese Weise, glaube ich, liefse sich ein im besten Sinne kritischer Text herstellen, der dem posthumen Druckmanuskripte Cyranos in der Hauptsache entspräche, ohne aber dessen Konzessionen an den Zeitgeit mitzumachen.

Wenn niemand einen Prioritätsanspruch auf die Herstellung dieser kritischen Ausgabe geltend macht, so würde ich die Aufgabe übernehmen und sie in nicht allzuferner Zeit zu lösen versuchen.

München. Leo Jordan.

Zur Aussprache des Italienischen.

Wirft jemand einmal die Frage auf, in welcher Gegend wohl das Italienische am besten ausgesprochen werde, so erteilen besonders Halbwisser mit überlegener Miene und der ihnen eigenen Bestimmtheit ungesäumt die belehrende Antwort: *lingua toscana in bocca romana!* Etwa dagegen laut werdender schüchterner Widerspruch wird mit geringschätzigem (und so bequemem) Achselzucken abgetan. Andere Waffen stehen nämlich den Halbwissern für die Verteidigung ihrer Ansicht gar nicht zu Gebote. Es forsche der Zweifler beileibe nicht nach der inneren Berechtigung jenes 'unumstöfslichen' Gesetzes oder nach der gewichtigen Autorität des Gesetzgebers; sein Name ist verschollen, und der Beweis für die Vorzüglichkeit der spezifisch römischen Aussprache ist bis auf den heutigen Tag aus guten Gründen von niemandem erbracht worden.[1]

Dafs dagegen die von ihren geringfügigen Schlacken[2] (bedingte Aspiration der einfachen gutturalen, labialen und dentalen Tenuis

[1] Das übersieht der für die *bocca romana* eintretende Lovera in § 2 seines popularisierenden Aufsatzes 'Die Aussprache des Schriftitalienischen' (*Neuere Sprachen* V, 10, Jahrg. 1898); und wenn er sagt: 'Nachdem Rom die Hauptstadt des Königreichs geworden, sind über 300 000 Personen aus allen Gauen Italiens zugezogen; alle haben ihre Mundart zu Hause gelassen und sprechen in Rom eine Sprache, die als das Normal-Schriftitalienische gelten kann', so ist das eben eine recht wunderliche Ansicht, die einer Widerlegung wirklich nicht bedarf, um so weniger, als Lovera selbst in seinen weiteren Ausführungen nicht etwa die phantastische Normal-Aussprache der zusammengewürfelten römischen Bevölkerung uns eingehend darlegt, sondern sich (mit unerheblichen, von ihm nicht gerechtfertigten Abweichungen) auf das engste an — Petrocchi anschliefst. Er scheint demnach die Eigenheit der toskanischen Aussprache vornehmlich in den 'häfslichen Hauchlauten' und in der Erweichung der Palatale nach Vokal zu sehen. Alles andere von ihm zur Aneignung Empfohlene ist doch aber auch spezifisch toskanische Aussprache, die man in der Reichshauptstadt eben nur aus dem Munde des toskanisierenden gebildeten Römers in mehr oder minder unzulänglicher Nachahmung zu hören bekommt!

[2] Diese hat sicherlich D'Ovidio (aus Campobasso) im Auge, wenn er schreibt (*Dieresi e Sineresi nella Poesia italiana* p. 31): '*è ben questionabile, se pur … alla conversazione colta della rimanente Italia si possa o debba applicare in tutte le sue sfumature dialettali* [*l'odierna pronunzia toscana*].' Als — rein ideale — Norm für die Aussprache stellt er auf (Gröbers *Grundr. d. rom. Spr.*[2] I, p. 647) die Ausmerzung all dessen aus der toskanischen Aussprache, 'was entweder keine Nachahmung verdient [worüber die Meinungen vermutlich auseinandergehen würden], oder die gemeinsame literarische Überlieferung stört oder dem Geist des Toskanischen selbst widerstrebt'. Er betont mit Recht, dafs zur Lösung dieser wahrlich nicht

zwischen Vokalen) befreite Aussprache des **gebildeten** Florentiners mit ihrer sauberen Wiedergabe der vortonigen, nachtonigen und auslautenden Vokale, mit ihren ungetrübten *a, i, u* unter dem Ton, mit ihrer Feinheit des Qualitätsunterschiedes bei *é* und *ó*, mit ihrer dreifachen (schwachen, straffen, verschärften) Artikulierung der Tenuis und Media je nach dem unmittelbar vorhergehenden Laute und schliefslich mit ihren auch zwischen Vokalen stimmhaften und stimmlosen Sibilanten,[1] dafs diese klare, volltönende, weiche, und doch wieder markige und nervige, dabei reich gegliederte und mehr als jede andere etymologisch begründete Aussprache allein als Muster zum mindesten für den Philologen zu gelten hat, wird heute kein Einsichtiger mehr in Zweifel ziehen wollen. Ist doch hierauf von allen ernsten italienischen Forschern des letzten Jahrhunderts, Toskanern[2] und Nicht-Toskanern,[3] die ihre Landsleute und die Fremden über die *retta pronunzia* zu belehren unternommen, mit mehr oder weniger Nachdruck, Wissen und kritischem Urteil einmütig hingewiesen worden.[4]

Nun liegt auf diesem — noch keineswegs völlig erforschten — Gebiete die Hauptschwierigkeit[5] bekanntlich in dem bald offenen, bald geschlossenen Klange der betonten *e* und *o*, sowie in der zweifachen Aussprache von *s* und *z*, je nachdem sie stimmlos (hart) oder

leichten Aufgabe aufser der vollkommenen Kenntnis des toskanischen Sprachgebrauchs noch ein feines Gefühl für das Werden der Sprache und auch nüchterner, praktischer Sinn erforderlich sein würden. D'Ovidio selbst wäre wie kein zweiter der Mann dazu, eine solche Muster-Aussprachelehre zu schaffen! Ob sie Aussicht hätte, in Italien durchzudringen, ist mir allerdings mehr als zweifelhaft. Wir Ausländer würden sie natürlich mit gröfster Dankbarkeit als willkommenen Leitstern begrüfsen.

[1] Vgl. Ascoli (Gorizia) im *Arch. glott. it.* XVI, p^a^ p^a^, wo er auf p. 191 seinen grundlegenden Aufsatz zum intervokalen *s* mit den Worten beschliefst: *'se io, come spero, non ho infelicemente ragionato, ne risulterà una nuova prerogativa del toscano, analoga a tante altre per cui esso va insigne.'*

[2] Thouar (Florenz), Gradi (Siena), Nesi, Fanfani, Petrocchi (alle drei Pistoia), Giorgini und Fornaciari (Lucca), Rigutini (Arezzo); in älterer Zeit noch vor Buommattei und Salvini besonders der Senese Celso Cittadini (vgl. Cap. VI seiner *Origini d. tosc. fav.*).

[3] Tedeschi (Triest), Buscaino Campo (Sizilien), Fornari (Piemont), Lovera (Lombardei), Donati (Trentino), Maddalena (Dalmatien), Eugenia Levi (Venetien), Malagoli (Emilia); vgl. auch Girolamo Rosasco (Piemont) im VII° Dialogo, § 14 und 15 seines *Della lingua toscana* (1824); schliefslich aus jüngster Zeit den Aufsatz *Musica fiorentina* in der *Illustrazione italiana* (30. 5. 05), mit welchem Edmondo De Amicis (Ligurien) die Schönheit der toskanischen Aussprache begeistert feiert.

[4] Dafs der Florentiner Pietro Dazzi einmal in seiner kommentierten Auswahl von Novellen des Decameron (in der Auflage des Jahres 1902 auf S. 223, n. 1) in 'frevelhafter' Verblendung gewagt hat, die toskanische erweichte Aussprache des palatalen *c* nach Vokal als 'viziata' zu bezeichnen, bringt den Sizilianer Buscaino Campo gewaltig in Harnisch und gibt ihm Anlafs (*Reg. p. la pron.* p. 50, n. 1), jenen abtrünnigen Sohn seiner Heimat in recht urwüchsiger Weise abzukanzeln.

[5] Vgl. die Anmerkung am Schlufs des Aufsatzes, S. 92.

stimmhaft (weich) sind. Zur Überwindung dieser dem ehrlich Strebenden manches Jahr mühseliger Übung kostenden Schwierigkeit haben die einen systematische Darstellungen und Abhandlungen[1] geschrieben, haben andere *Vocabolarietti di Pronunzia* veröffentlicht, wieder andere (auch Ausländer) ihre Grammatiken oder Lehrbücher,[2] Chrestomathien und Lesebücher,[3] sowie Wörterbücher[4] vermittels diakritischer Zeichen mit durchgängigen Aussprachehilfen versehen, was mir mit seiner Einfachheit und Anschaulichkeit noch immer als das nützlichste, weil eindringlichste, Lehrmittel erscheint, vorausgesetzt allerdings, daſs der — mit sicherer Kenntnis ausgestattete — Herausgeber sich peinlichster, nie ermüdender Sorgfalt bei der Drucklegung befleiſsigt. Natürlich ist daneben für das theoretische Studium eine methodische Zusammenstellung der zahlreichen Regeln mit ihren (ach so langen!) Reihen von Ausnahmen durchaus auch dem Schüler zu empfehlen, wenngleich es wohl nur wenigen, besonders eifrigen und ausdauernden gelingen mag, sich durch jenes Gewirr und Gestrüpp toter Wörter den Weg zu lebendigem Wissen zu bahnen. Hier sei auf das jüngste derartige Werk, die *Ortoepia e Ortografia italiana moderna* von Giuseppe Malagoli (Milano, Hoepli, 1905) anerkennend hingewiesen, die unter Berücksichtigung der neueren Forschungen bei geringem Umfange (193 Seiten in Taschenformat) einen brauchbaren Wegweiser auf diesem Gebiete abgibt und zu der fleiſsigen und verläſslichen *Teorica e Pratica dell'accento tonico nelle parole italiane* (Firenze, Barbèra, 1899) desselben Verfassers eine willkommene Ergänzung bildet.

Während Malagoli bei der äuſseren Anordnung des Stoffes der *Ortoepia* von der älteren Schablone im groſsen und ganzen kaum abweicht, hat Eugenia Levi, die Verfasserin von *Come si pronunzia?* (Firenze, Bemporad, 1904), von praktischen Erwägungen

[1] Von Deutschen Chr. J. Jagemann (*Anfangsgründe von dem Bau und der Bildung der Wörter der Italiänischen Sprache* etc., Leipzig 1800); A. Linke (*Programm der Friedrich-Wilhelms-Schule zu Stettin*, 1869) und besonders der Schweizer Jean Keller (*Programm der Kantonsschule in Zürich*, 1857), der manche feine Bemerkung zu unserem Gegenstande beigesteuert hat. Vgl. auch B. Wiese im Anhang zu Meyers Sprachführer.

[2] In Italien meines Wissens nur der um die praktische Verbreitung guter Aussprache so hochverdiente Policarpo Petrocchi; in Österreich Mussafia-Maddalena; in der Schweiz Sophie Heim; in Deutschland Vockeradt und in neuester Zeit auſser Sabersky-Sacerdote ganz besonders Carl Weber (Halle); teilweise auch G. Rolin und C. H. Grandgent.

[3] Auſser den älteren Sailer, Thouar, Baragiola, Rinaldi, Fornari wieder Petrocchi, Maddalena, Weber, weiter Fr. Kürschner (Schweiz) und in beachtenswerter Weise E. Troan (Kristiania); vgl. meinen *Piccolo Italiano*².

[4] Neben Giorgini-Broglio (Firenze 1897) das unphilologische, ordnungslose und hinsichtlich Technik und Wissenschaft allzu lückenhafte, aber dafür von echter, frischer Ausdrucksweise des täglichen Lebens geradezu übersprudelnde *Novo Dizionario Universale della Lingua italiana* von Petrocchi (Milano, Treves). Sein äuſserst preiswertes *Dizionario Scolastico* (L. 6) kann als Notbehelf dienen und sollte in aller Händen sein.

geleitet, einen neuen Weg eingeschlagen.[1] Sie hat drei Aussprachetafeln aufgestellt, von denen sich die erste mit dem *e*, die zweite mit dem *o* und die dritte mit *s* und *z* befafst. Das Format ist bei zusammengeklappten Tafeln (sie sind zweimal der Länge nach gebrochen) 10,5 cm Breite zu 24 cm Höhe; die aufgeklappten Tafeln machen, querüber gemessen, 31 cm aus, sind also immer noch recht handlich. Während man bei den *Trattati ortologici* auf jeden Überblick verzichten mufs (was zu unaufhörlichem, zeitraubendem Blättern nötigt), hat man hier von jedem der vier schwierigen Buchstaben zu gleicher Zeit die gesamte Aussprachelehre vor sich liegen, und zwar in diesem besonderen Falle auf festem, gelblichem Papier, in scharfem, die Beispiele heraushebendem Drucke und in einer typographischen Anordnung von wohltuender Übersichtlichkeit, die dem Suchenden seine Mühe aufserordentlich erleichtert. Der Stoff ist so verteilt, dafs bei den Vokalen zur Vereinfachung die Zeitwörter an erster Stelle für sich behandelt sind; alsdann folgt in 28 bzw. 30 numerierten Absätzen die Reihe der Einzelfälle je nach der Stellung von *e* und *o* nach Vokal, in Einsilbnern und Oxytonis, vor Vokal, nach jedem der in Betracht kommenden Konsonanten oder Konsonantengruppen. Ähnlich bei *s* und *z*, deren Aussprache in Abhängigkeit von dem vorhergehenden oder nachfolgenden Vokal durch 11 bzw. 18 Nummern zur Anschauung gebracht wird.

Bei Regel und Ausnahme sind nur die Stammwörter aufgeführt, dagegen Ableitungen und Zusammensetzungen grundsätzlich fortgelassen worden. Infolgedessen braucht natürlich sehr viel unbequemer Ballast nicht mitgeschleppt zu werden; auf gewisse damit verbundene Unzuträglichkeiten werde ich gleich noch tiefer eingehen. Ebensowenig haben die rein wissenschaftlichen und technischen Ausdrücke Aufnahme gefunden, was zu beanstanden unbillig wäre, wenn auch vielleicht für manches zum Gemeingut aller Gebildeten Gehörende getrost eine Ausnahme hätte gemacht werden können. Die ältere Sprache ist zwar nicht völlig unberücksichtigt geblieben, aber von einer planmäfsigen Ausbeutung des Wortschatzes der Klassiker oder auch nur Dantes kann keine Rede sein. Eugenia Levi ist hierin den Spuren ihrer Vorgänger gefolgt, die ungeachtet der Bedürfnisse der Schule merkwürdigerweise darauf ebenfalls kein besonderes Gewicht gelegt haben.[2] Welche Lücken da noch auszufüllen waren, wird sich im folgenden zeigen.

---

[1] Inwiefern die Verfasserin etwa an Fornari (*Guida per la retta pronunzia italiana, disposta in tavole*, Torino 1879) auf diesem Wege einen Vorgänger gehabt hat, ist mir nicht möglich gewesen festzustellen, da die *Guida* völlig vergriffen und auch antiquarisch unauffindbar ist.

[2] Selbst Buscaino Campo hat ganz willkürlich bald hier, bald dort und auch nur eben an der Oberfläche geschürft. Tiefer zu dringen erfordert allerdings erhebliche Opfer an Geduld und Zeit; mit wenigen Wochen hastiger Kompilation ist da auch bei kritischem Sinn und guter

Doch hiervon abgesehen, wollen die Aufstellungen des *'Come si pronunzia?'*, wie die Verfasserin ausdrücklich in dem kurzen Vorwort betont, so vorsichtig abgefafst, so scharf umgrenzt, so durchaus bündig und schlüssig sein, dafs die leidigen *omissioni, eccetera* und *eccezioni* unfehlbar daraus verbannt wären. Das ist als Wunsch nur zu begreiflich, als Ziel wahrlich erstrebenswert, als Behauptung aber arg vermessen und tatsächlich im vorliegenden Falle leider nur ein Wahn. Trotz allen Fleifses und aller Sorgfalt, trotz gediegenen Wissens dürfte die Verfasserin doch im Anschlufs hieran eine grofse Anzahl von meistenteils unentbehrlichen Zusätzen und Ergänzungen zu ihren Tafeln finden. Ich hätte mich der beträchtlichen Mühe einer genauen Nachprüfung ihrer schätzbaren Arbeit auf Grund meiner eigenen langjährigen Forschungen nie und nimmer unterzogen, wenn nicht meiner Ansicht nach diese einfachen, geschickt erdachten und angeordneten Tafeln für den täglichen Gebrauch des Schülers das ideale Hilfsmittel darstellten, dessen Anschaffung dank dem äufserst niedrigen Preise (45 Centesimi) sich wirklich niemand zu versagen braucht.[1]

Und nun, bevor ich zu den Einzelheiten komme, noch eine allgemeine Bemerkung. Die Verfasserin hat — wie bereits oben erwähnt — den abgeleiteten Wörtern grundsätzlich keine Aufnahme gewährt,[2] weil sich eben ihre Aussprache nach der des Stammwortes zu richten pflegt. Diese Ausscheidung bringt nun aber einige nicht ganz leicht zu nehmende Nachteile mit sich. Gar zu häufig wird der Schüler (auch der italienische) die Zugehörigkeit eines Wortes zu einer bestimmten Wurzel nicht ohne weiteres herausfinden und so z. B. möglicherweise übersehen, dafs er *spepera, bezzico, traveggole, le peste, imbechero* mit geschlossenem *e, bocio* und *ingollo* mit ge-

philologischer Vorbildung wirklich nichts getan. Als letzter hat Malagoli sich den anderen bei ihrer bequemen Wanderung auf der ausgetretenen Heerstrafse angeschlossen. Und doch war rechts und links davon auch für die lebende Sprache durch selbständige Forschung noch so manches nicht gerade unwichtige Ergänzungsmaterial zu finden!

[1] Ein Abdruck der Tafeln von *e* und *o* ist in der neuen, von der Verfasserin durchgesehenen Auflage der Sauerschen *Konversationsgrammatik* erschienen. Warum nicht auch die Tafeln von *s* und *z*?

[2] Manchmal ist sie aber doch ohne recht erkennbaren Grund von ihrem Prinzip abgegangen; so gibt sie z. B. *cioè* neben *è, dello, nello, quello* neben *ello, dentro* neben *entro, desso, stesso* neben *esso, Domenico* neben *domenica, infermo* neben *fermo, lena* neben *alena, messa* neben *messo, scherma* neben *schermo, semina* neben *seme, setola* neben *seta, telo* neben *tela, tema* (la) neben *temere, zeppo* neben *zeppa*; *col, coi, cogli* neben *con, coloro* neben *loro, cora* neben *coro, molla* neben *molle, morsa* neben *morso, mostra* neben *mostro, nol* neben *non, pozza* neben *pozzo, sfogo* neben *fogo, tombola* neben *tombolo*; *rasare* neben *raso* (Part.), *lezzo* neben *olezzo*. Wenn sie dagegen dem Grundprinzip zum Trotz doch z. B. *rigoglio* neben *orgoglio, ramanzina* neben *romanzo, azzurro* neben *lapislazzulo* verzeichnet, so kann man ihr darin mit Rücksicht auf die begreiflicherweise recht geringe sprachhistorische Durchschnittsbildung des Schülers nur beipflichten.

schlossenem *o, protocollo* und *sarcocolla* mit offenem *o, forosetta, rappresaglia* und *annusare* mit stimmlosem *s, lazzeretto* und *lazzeruola* mit stimmhaftem *z, ammalizzito* mit stimmlosem *z* zu sprechen hat, weil diese Aussprache in den Tafeln für die Stammwörter *pepe, becco, vedere, pesto, bevere, voce, gola, colla, forese, preso, naso, Lazzaro, azzeruola, malizia* vorgeschrieben wird. Anderseits kann doch trügerische Ähnlichkeit zweier völlig unverwandter Wörter den Schüler zu einer falschen Ableitung[1] und damit zuweilen auch zu fehlerhafter Aussprache verführen; wie leicht wird er z. B. *raccapezzo* mit *pezzo, codolo* mit *coda, groppa* mit *groppo, casacca* mit *casa, ruzzolare* mit *ruzzare* in Verbindung setzen! Schliefslich kommt es doch noch bei einer Anzahl von 'abgeleiteten' Wörtern vor, dafs sie der allgemeinen Regel zuwider nicht der Aussprache des Grundwortes folgen, worauf in jedem einzelnen Falle ausdrücklich hinzuweisen ist, damit nicht gerade im Kopfe des denkenden und unterrichteten Schülers Verwirrung angestiftet wird. Ich habe hier Fälle im Auge wie diese: *aceto — acetico*; *cera — cereo*; *quieto — cheto*; *credere, credito — il Credo, credulo*; *esso — adesso*; *equo — adeguo*; *freno — frenulo*; *integro — intero*; *me — ohimè*; älteres *lego* (= *delego*) — *collega*; *menda — rammendo*; *mente — demente* und *mentovo*; *penna — bipenne*; *arena — rena*; *Acheronte, Anacreonte — acherontico, anacreontico*; *apposito — apposto*; *computo — compito*; *coorte — corte*; *cortice — scortico*; *domo — indomito*; *Elicona — eliconio*; *feroce — ferocia*; *fiore — defloro*; *forma — formula*; *Giunone — giunonico*; *Napoleone — Napoleonidi*; *nome — nomino*; *odore — inodoro*; *posto — posta* und *sposto*; *sonno — insonne*; *torto — torta*; *borghese — borghesia*; *concluso — conchiuso*; *corroso — corrosivo*; *presumere — presunzione*; *raso — rasente*; *risi — derisi*; *seguire — eseguire*; *solo — desolo*; *bazza — bazzicare*; *zaino — zana*. Ich lasse nunmehr die Einzelheiten folgen:

Zur Tafel des *e*.

Bei N° 1 (Zeitwörter) fehlen mit geschlossenem *e* unter den Verben auf *ere émpiere* (das *empio* unter N° 16 braucht man für *impius*)

[1] Ist doch die Verfasserin selbst augenscheinlich vor diesem Irrtum nicht völlig bewahrt geblieben. So hat sie z. B. bei *s* unter N° 3 versäumt, den *nasello* (*Gadus merlanus*) ausdrücklich zu erwähnen, obwohl sein Name doch nicht aus *naso,* sondern jedenfalls aus *un asello* (lat. *asellus*) entstanden ist, in derselben Weise wie etwa in Siena *nebbio* aus *un ebbio* (*Sambucus ebulus*). Desgleichen hat die Verfasserin (wohl infolge Zurückleitung auf ein falsches, scheinbar naheliegendes Wurzelwort) nicht — wie notwendig — besonders aufgeführt bei *e* unter N° 1 *annegare* (*negare*) und *inerpicare* (*erpice*), unter N° 16 *assembrare* (*sembrare*), unter N° 17 *palafreno* (*freno*), unter N° 21 *palischermo* (*schermo*), unter N° 25 *lucchetto* (*lucco*) und *rubinetto* = *chiavetta* (*rubino*); bei *o* unter N° 1 *bordare, consolare, involare* (*bordo, solo, volo*), unter N° 24 *granciporro* (*porro*), unter N° 29 *scovolo* (*covo*); bei *s* unter N° 2 *rosolio* (*olio*); bei *z* unter N° 11 *verzicola* (*verde*) und *ingarzullire* (*garza*), unter N° 14 *azzimare* (*azzimo*).

und das ältere *lẹcere* (= *esser lecito*), bei *-are* die folgende gar zu lange Reihe von Zeitwörtern, die 'keinem Substantiv[1] oder Adjektiv bzw. Adverb mit geschlossenem *e* entsprechen': *addormẹnto, adẹguo, annẹgo, assẹmbro, balbẹtto, cinguẹtto, dẹsino* (altes *dẹsno*), *dilẹguo, ẹnfio, imbẹchero, inẹrpico, lẹtico, mẹno* (das *mẹno* unter N° 17 braucht man für *minus*), *mẹscolo, mẹsto, nẹgo, sẹmbro, sgrẹtolo, trafẹlo, trẹbbio* (das *trẹbbio* unter N° 7 braucht man als älteres Substantiv = *trivium*), *umẹtto, vẹndico* (altes *vẹngio*). Einige von diesen hat die Verfasserin fälschlich an anderer Stelle angeführt; da sie die Zeitwörter für sich behandeln will, gehören sie alle hierher. Aus der älteren Sprache waren noch zu erwähnen: *allẹfico* (= *allevo*), *attẹlo* (= *schiero*), *collẹppolo* (= *dimeno*), *lẹllo* (= *gingillo*), *lẹppo* (= *rubo*), *mancẹppo* (= *emancipo*). Schliefslich mufste hier auch noch auf die stammbetonten Formen des Präsens der Verben auf *-eggiare*, sowie einiger auf *-ezzare* und auf *-ecchiare* hingewiesen werden, also: *armẹggio, contẹggi, dannẹggia, festẹggiano, larghẹggino* etc.; *carẹzzo, marẹzzo, raccapẹzzo, spetẹzzo, spulẹzzo, tappẹzzo*; *punzẹcchio, sonnẹcchio.*

Bei N° 2 (Verbalausgänge) war zu erinnern an *dẹsti, dẹmmo, dẹste* und *stẹsti, stẹmmo, stẹste*; auch wäre der Hinweis auf poetisches *credẹo, godẹo* etc. und *credẹnno, godẹnno* etc., sowie auf die alten *avẹmo, sẹmo, sẹte, dẹa, stẹa* etc. angebracht gewesen.

Bei N° 3 (nach *i*) sind mit geschlossenem *e* nachzutragen *chiẹppa* (*Silurus glanis*), Umstellung von *chẹppia* (*Clupea alosa*) und *ciẹra*, dessen attrahiertes *i* (*cerea*) heute durch Aufsaugung von seiten des Palatals in Toskana geschwunden ist.[2] Nach Petrocchi auch der Name der Stadt *Orviẹto* (trotz des zugrunde liegenden *vetus*). Aus der älteren Sprache war *pariẹte* (= *parete*) erwähnenswert. Wenn dann weiter von der Hauptregel — betontes *e* nach *i* offen — ausgenommen werden die Diminutive auf *-iẹtto* (z. B. *Antoniẹtta, sofñẹtto, vecchiẹtto*) und die Abstrakta auf *-iẹzza* (z. B. *ampiẹzza, gonfiẹzza, saviẹzza*), so sind doch damit die Ausnahmen keineswegs er-

[1] Nach ihrem Grundsatz, stets die voci primitive, nicht die derivate aufzunehmen, hätte die Verfasserin aber nicht die postverbalen Substantive wie *cerca, frego, lega, pẹsca, rammendo, rovescio, sega, seguito, solletico, spreco, tentenna, tresca, ascolto, cioccia, ciondolo, compera, covo, doccia, fọro, germoglio, ricovero, scorcio, sgombero, soffio, tọcco, vergogna, roga, volo* etc. und nicht die postverbalen Adjektive wie *enfio, desto, pesto, scevro, domo, gonfio, tronfio* etc., sondern unter N° 1 bei *e* und *o* die entsprechenden Zeitwörter verzeichnen sollen!

[2] Im 17. Jahrhundert wurde ein derartiges vor *e* stehendes *i* nach Palatal, das heute in Florenz völlig verstummt ist (man spricht *cẹlo, cẹco, spẹce, sufficẹnte, socetà, arancẹra, lancẹre, pasticcẹre, scẹnza, scentifico, uscẹre, gẹlo, igẹne, effige, leggẹro, passeggẹro* etc.), noch deutlich — wenigstens von den Gebildeten — gesprochen. Sagt doch Buommattei in seiner *Lingua Toscana* (Tratt. V, c. 2): 'In *Cielo, Gielo,* e simili [l'I] è ben dittongo: perchè non vi sta per segno, ma vi opera: perchè lo pronunziamo. E molto ben si sente dall'orecchio la differenza che è tra *Cielo* e *Celo* [Verbo], e tra *Gielo* e *Geloso.*'

schöpft. Es mufste vielmehr ganz allgemein gesagt werden: Ausgänge mit einem von Natur geschlossenen *e* bewahren dieses, auch wenn es zufällig einmal hinter *i* zu stehen kommt; Beispiele: *sceglięte, empięi, cignęssi* (*gn* = *nj*!); *arięggio, occhięggio* etc.; *polizięsco, scimmięsco, Cerchięschi* und *Pannocchięschi* (aber *Fięschi*), *cagnęsco* etc.; *atenięse, pistoięse, puglięse, varsavięse* etc.; altes *paięse* = *paese*; *boięssa, granchięssa*; *castagnęto, giglięto*; *scambięvole, servizięvole, compagnęvole* etc. (aber *fięvole,* weil hier das *e* zum Stamme gehört).

Bei N° 4 (*voci tronche e accentate*) fehlt mit offenem *e*: *evoè*. Wird die Regel gegeben 'fremde Subst. und Adj. auf *è* (also *consumè, defilè, gilè, lacchè, purè, rapè*; *burè, dorè, tanè* etc.) haben offenes *e*', so durfte ein Hinweis auf die Ausnahmen *autodafę* und *scimpanzę* nicht fehlen. Unvergleichlich einfacher wird aber die ganze Regel, sobald man sie umkehrt und sagt: 'Bei den mehrsilbigen Oxytonis ist das *e* nur im Passato remoto (*credę, temę* etc.) und in den beiden Fremdwörtern *autodafę* und *scimpanzę* geschlossen, sonst immer offen.' *Affę, mercę, testę, vicerę,* geradeso wie *benchę, dacchę, finchę, perchę, sicchę* etc. können als abgeleitete Wörter unberücksichtigt bleiben; sie folgen natürlich der Aussprache des Grundwortes (*fęde, mercęde, testęso, rę* etc.).

Bei N° 5 (Einsilbner) ist aus der Liste der Wörter mit offenem *e* zu streichen *veh,* das doch nichts anderes ist als *ve'* = *vedi*; hinzuzufügen sind dagegen: *ę* (Name des Vokals) und *sęr* (Titel). *Be', me', ver'* etc. haben ihrem Grundwort entsprechend offenes *e*.

Bei N° 6 (vor Vokal) konnte vielleicht im Gegensatz zu *cręa, si bęa* etc. auf die ganz für sich stehende, interessante (wenn auch natürliche) Ausnahme der Danteschen Bildung *s'intręa* (Par. XIII, 57) aufmerksam gemacht werden.

Bei N° 7 (vor *b*) kommen zu den wenigen Wörtern mit geschlossenem *e* noch aus der älteren Sprache: *ghębbio* (= *gozzo*), *zębbo* (= *inzeppo*), *Tębro* (= *Tevere*).

Bei N° 8 (vor *c*) fehlt unter den voci sdrucciole mit geschlossenem *e*: *ritręcine*; ferner die älteren *cęcero* und *cęcino* (= *cigno*), *pęcchero* (= *bicchiere*), *sollęchero* (= *solluchero*), *stręcola* (= *colpettino*), *tręccola* (= *mercatina*), *zęccole* (= *lappole*). Unter den voci piane mit offenem *e* mufs *reco* (als Verb!) gestrichen werden; dagegen vermifst man *cerbonęca* (= *vinaccio*), *tęca* (= *scatola, astuccio*), das als Grundwort der anderen auf *-tęca* nicht fehlen durfte, *ęchio* (= *Echium vulgare*), *bernęcche, salamelęcche, sottęcche,* das populäre *cęcia* (= *scaldino*) und trotz des wahrscheinlichen Etymons zur Vorsicht auch *cęca* (= *anguillina di bocca d'Arno*); aus der älteren Sprache: *cibęca* und *mormęca* (= *baggeo*), *moccęca* (= *moccicone*), *movęca* (= *scioccone*), *ribęca* (= *ribeba*), *spizzęca* (= *spilorcio*), *męco* und *męcco* (= *adultero*), *pastęco* (= *cosa sciocca*), *pitęco* (= *scimmia*), *pręco* (= *prece*), *giulęcco* (= *veste dei galeotti*); *cęcia* (= *vento*), *pęccia* (= *pancia*), *provęccio* (= *profitto*), *nęce* (= *morte*), *fęce* (= *feccia*), *schimbęci* (= *sghim-*

bescio). Bezüglich der Eigennamen lehrt die Verfasserin, das *e* sei offen in *Męcca, Rebęcca, Dęcio, Gręcia, Tęcla* und altri simili. Diese unbestimmte Ausdrucksweise mufs hier den Schüler geradezu zum Irrtum verleiten. Stehen doch den *Abimelęcco, Elimelęcco, Melchisedęcco, Lamęcche, Giudęcca, Aztęchi, Pęcci* (Leone XIII) mit geschlossenem *e* gegenüber *Lęcco, Chęcca, Pennęcchia, Sęcchia, Lamporęcchio, Montęcchi, Magliabęchi, Lęcce* etc. Woran soll nun der Lernende erkennen, dafs diese nicht zu den altri simili gehören??

Bei N° 9 (vor *d*) mufs *reseda* getilgt (sein *e* ist offen) und *battifrędo* hinzugefügt werden; zu den voci sdrucciole ist *edera* nachzutragen, dessen Tonvokal (trotz lat. *ĕ*) wie bei der Nebenform *ellera* in Florenz geschlossen gesprochen wird. Bei den Namen auf *-edo* (*Goffrędo* etc.) und *-ędi* (*Tancrędi* etc.) wäre der Hinweis auf *Pędo* und *Rędi* nicht überflüssig gewesen.

Bei N° 10 (vor *f*) konnte einfacher gesagt werden, der Ausgang *-efice* habe immer geschlossenes *e*; dazu aus der älteren Sprache: *opęfice, partęfice, pacęfico, ortęfica* (= *orticaria*).

Bei N° 11 (vor *g* + Vokal) wäre neben *tręgua* besser auch *stręgua* angeführt, denn seine Ableitung von ersterem steht doch auf recht schwachen Füfsen; ferner das ältere *tęga* (= *baccello*). Zu den voci sdrucciole ist nachzutragen *stęgola* (= *manico dell'aratro*) und älteres *dilęgine* (= *debole*).

Bei N° 12 (vor *gg* und *gn*) war an die älteren *męggio* (= *meglio*), *ręgge* (= *porta*) und *convęgna* (= *convenzione*), sowie an den Personennamen *Mantęgna* zu erinnern.

Bei N° 13 (vor *gl* und *gr*) waren mit geschlossenem Tonvokal erwähnenswert die älteren *bręglia* (= *briglia*) und *oveglia* (= *pecora*); zu beachten ist auch der spät aus *pellegrino* gebildete Vorname *Pellęgro* im Gegensatz z. B. zu *Flęgra*.

Bei N° 15 (vor *l*) sind noch *tordęla* (= *tordo grosso*) und das ältere *schęlmo* (= *fianco di nave*) nachzutragen; desgleichen die Eigennamen *Ęlda, Matęlda, Ęlsa, Fęltre, Montefęltro,* im Gegensatz zu *Grisęlda, Schęlda, Cęlso, Ofęlte, Stęlvio.* Auch war bei *tęlo* die Bedeutung anzugeben, denn im Sinne von *dardo* spricht man doch *tęlo.* Zu den voci sdrucciole mit geschlossenem *e* merke noch die älteren *ęlice* (= *elce*), *fęlice* (= *felce*) und *sęliqua* (= *siliqua*).

Bei N° 16 (vor *m*) ist *Męmmo* auszumerzen, denn diese Verkürzung hat offenes *e* wie *Guglięlmo* selbst; dagegen sind einzuschieben *Nuova Zęmbla* und das ältere *męmma* (= *melma*). Unter den voci sdrucciole mit *ę* vermifst man *ęmpito* (= *impeto*) und *Ęmpoli,* wie auch das seltenere *ęmblici* (= *mirabolani*).

Bei N° 17 (vor *n* + Vokal) ist in der Reihe der voci piane mit geschlossenem *e arena* (heute in allen Bedeutungen mit *ę* gesprochen) besser durch das volkstümliche *ręna* zu ersetzen; hinter dem angeführten *ręni* sollte in Klammern der Artikel *le* stehen, denn es gibt doch auch *i ręni*! Nicht berücksichtigt sind *balęna* (*cetaceo*), *falęna,*

palafrẹno und das ältere *crẹno* (= *criniera*). Bei den voci sdrucciole war auf das ältere *mẹnimo* im Gegensatz zu heutigem *mẹnomo* aufmerksam zu machen.

Bei N° 18 (vor *n* + Kons.) wäre vielleicht zu *cẹncio* ein Hinweis auf *Cẹncio* = *Vincenzo* (deshalb auch *Beatrice Cẹnci*) ganz angebracht gewesen. Bei den voci piane mit geschlossenem *e* sind übersehen worden: *altrimẹnti, bischẹnco, brẹnna, cempẹnna, mẹnno*; ferner die älteren *alchẹnna* (= *alcanna*), *bẹnna* (= *carrẹtta*), *cicutrenna* (= *strumento*), *segrẹnna* (= *persona sparuta*); schliefslich die Eigennamen *Chiavẹnna, Ravẹnna, Ẹnno, Cẹnni* (aus *Bencivenni*) im Gegensatz z. B. zu *Porsęnna, Sęnna, Ardęnne, Bręnno, Lęnno.* Alsdann heifst es, geschlossenes *e* finde sich in den Substantiven *menta, mente, mento* und in den mit diesen Silben auslautenden, einzige Ausnahme sei *memęnto.* Vergessen sind die unentbehrlichen *clemẹnte* (*Chimẹnti*), *demẹnte, dirimẹnte* und *veemẹnte,* von den nur den Gebildeten bekannten *pigmẹnto, recremẹnto* und *amẹnto* (dem *gatto* der Botanik) ganz zu geschweigen. Unter den voci sdrucciole mit geschlossenem *e* fehlen *ẹndice, mẹnchero* und *zẹnzero* (mit der älteren Nebenform *géngiovo,* die jedenfalls erst als abgestorbenes Wort zu dem greulichen *gengióvo* der Wörterbücher umgestempelt worden ist; vgl. Buscaino Campo, *Pronunzia,* p. 78, n. 1); desgleichen fehlen die älteren *ẹndica* (= *incetta*), *cẹnnamo* (= *cinnamomo*), *ciammẹngola* (= *cianciafruscola*), *rimbrẹnciolo* (= *brincello*) und *prẹncipe* (dagegen *pręnce*!).

Bei N° 19 (vor *p*) vermifst man unter den voci piane mit geschlossenem *e*: *Chẹppia* (*Clupea alosa*), *ghẹppio* (*Falco tinnunculus*), *calcatrẹppa* (*Eryngium campestre*), sowie die älteren *ritrẹppio* (= *bástia*) und *lẹpra* (= *lebbra*); unter den voci sdrucciole: *saẹppolo* und die älteren *grẹppola* (= *tartaro*) und *atrẹpice* (*Atriplex hortensis*).

Bei N° 21 (vor *r*) sind unter den voci piane mit geschlossenem *e* nachzutragen *palischẹrmo* (*barchetta*) und *cicẹrchia* (*Lathyrus*); hinter *nẹro* sähe man gern in Klammern: aber *Nẹri* = *Ranieri*! An Wörtern der älteren Sprache kommen hinzu *pẹra* (= *tasca*) und *procẹro* (= *alto*). Bei den voci sdrucciole durften nicht fortbleiben *ẹrica, cicẹrbita* (*Soncus oleraceus*) und der Eigenname *Lẹrici* im Gegensatz z. B. zu *Ęrice, Gęrico, Lęrida, Męrida, Espęridi.*

Bei N° 22 (vor *s* + 1 Vokal und vor *sc*) waren in der Liste der voci sdrucciole mit geschlossenem *e* noch aufzuführen: *ẹscara* und *vẹscovo,* sowie das ältere *pẹsolo* (= *pensile*). Bei den voci piane mit offenem *e* sind zu streichen *esco* und *rovescio,* ersteres als Verb, letzteres ebenfalls als solches oder als postverbales Substantiv; übersehen sind *malęscio, sovęscio* und die älteren *bęscio* (= *stolido*) und *pręscia* (= *fretta*). Ferner mufste auf die Eigennamen *Męsa, Stręsa* und *Ęso* aufmerksam gemacht werden, die nicht aus dem Griechischen stammen. Übrigens mutet die Regel '*e larga in tutte le voci dal greco uscenti in esa, eso, esi*' dem Schüler entschieden zu viel zu; aufserdem wird es doch auch sehr viele geben, denen zwar eine gute Aus-

sprache am Herzen liegt, die aber auf der Schule kein Griechisch getrieben haben. Eine solche Notwendigkeit, den Schüler mit dem Griechischen zu bemühen, liegt überdies in diesem Falle nicht vor. Für *-esa* käme doch aufser dem angeführten *Teręsa* wohl nur noch *chięsa* in Betracht, und dieses fällt unter N° 3. Auch auf *-eso* will mir neben dem von der Verfasserin erwähnten *blęso* kein zweites einfallen; dem *Cręso, Ręso, Teumęso* stehen aber *Chersonẹso* und *Peloponnẹso* gegenüber, was ausdrücklich hervorgehoben werden mufste. Bliebe der Ausgang *-esi,* aber selbst bei diesem sind die Beispiele noch an den Fingern herzuzählen.

Bei N° 23 (vor *s* mit anderen Konsonanten oder 2 Vokalen) mufste zu *cẹsto* die Bedeutung gegeben werden, denn man hat doch auch *cęsto,* sogar zweimal! Auch war zu erinnern an die Eigennamen *Tẹssa* und *Odẹssa* (aber *Edęssa* und *Tręssa*!) und — in anscheinendem Gegensatz zu heutigem *tenęsmo* und *Ledęsma* — an die älteren Zusammenziehungen *battẹsmo, medẹsmo, paganẹsmo* etc., sowie auch an *ẹsto* (das *quẹsto* und *codẹsto* entbehrlich machen würde), *rẹspo* (= *sterpo*) und *senẹstro* (= *sinistro*). Bei den voci sdrucciole ersetze das irrtümlich dorthin geratene *vẹscovo* durch *mẹstola.* Betreffs der weiblichen Bildungen auf *-essa* heifst es: *'e stretta in leonessa, contessa, medichessa e in tutti gli altri nomi in essa indicanti titoli e professioni.'* Diese schiefe Bedeutungsangabe ist nur dazu angetan, irrezuführen, denn dasselbe geschlossene *e* findet sich ja auch noch in *buẹssa, elefantẹssa, gamberẹssa, pavonẹssa*; *orchẹssa*; *deẹssa, diavolẹssa*; *gigantẹssa*; *brachẹssa, corallẹssa, pennellẹssa, poemẹssa, madrigalẹssa, sonettẹssa* etc.

Bei N° 24 (vor *t* + Vokal) sind die folgenden voci sdrucciole mit geschlossenem *e* nicht beachtet worden: *farchẹtola* (*alzavola*; *Anas querquedula*), *pellẹtica, parlẹtico* und *cẹtera,* das beim Volke noch heute neben dem jüngeren *cẹtra* vorkommt (offenes *e* dagegen in der Redensart *entrare in cętere,* die zu anderer Wurzel gehört). Von Eigennamen tritt noch hinzu *Perẹtola*; schliefslich aus der älteren Sprache *dilẹtico* (= *solletico*). Bei den voci piane mit offenem *e* sind nachzutragen *cęto, fęto, quęto* und das ältere *gęti* (*pastoiette del falcone*), sowie der Eigenname *Ugo Capęto* und der Juno-Beiname *Monęta.* Weiter heifst es dann, das *e* sei offen in allen aus dem Griechischen stammenden Wörtern auf *-eta, -eto, -ete* (also z. B. *zęta, atlęta, Oęta, Gaęta*; *catęto, Epittęto, Milęto*; *diabęte, magnęte, Ermęte, Talęte*). Will man durchaus eine derartige etymologische Regel geben, so soll man auch vollständig sein (es mufste u. a. auch an *Tęti* erinnert werden) und vor allem die Ausnahmen berücksichtigen. Haben wir doch ein geschlossenes *e* in *crẹta* (Κρήτη *Cręta*), *comẹta* (κομήτης), *pianẹta* (πλάνης), *anẹto* (ἄνηθον), *bolẹto* (βωλίτης), *tappẹto* (τάπης) und in dem campanischen *Sebẹto.*

Bei N° 25 (vor *t* + Konsonant) fehlen in der schon so langen und wirren Liste der voci piane mit geschlossenem *e,* die keine oder

nicht erkennbare Diminutive sind, noch die folgenden: *anisẹtta, barzellẹtta, basẹtta, garẹtta, golẹtta, mellẹtta, tẹtta, redẹtta*; *architẹtto, berrẹtto, furẹtto, garẹtto, grillẹtto, lucchẹtto, mughẹtto, rubinẹtto, traghẹtto, valẹtto,* sowie das ältere *brẹtto* (= *brullo, sciocco*). Das von der Verfasserin angeführte substantivierte Adjektiv-Diminutiv *bellẹtto* konnte fortbleiben; dagegen war bei den Diminutiven auf die Ausnahme des nicht eigentlich toskanischen *prẹtto* (aus *puretto*) hinzuweisen. Für sich mufste Erwähnung finden *cẹtra.* Betreffs der Eigennamen wird gelehrt, das *e* sei geschlossen in *Maometto* e in altri simili. Auf *-etto* werden sich nur noch ganz wenige auftreiben lassen; dagegen war der Hinweis auf die Ausnahmen *Alẹtto* und *Imẹtto* nicht zu entbehren. Vermutlich hat die Verfasserin auch den Ausgang *-etta* im Auge gehabt (z. B. *Caltanissẹtta, Rocẹtta, Solẹtta*); dann durfte aber die Ausnahme *Elisabẹtta* keinesfalls übersehen werden. Kaum wird aber jemand daran denken, den altri simili der Verfasserin auch *Arcẹtri, Castelvẹtri, Vellẹtri* hinzuzuzählen, die ebenfalls mit geschlossenem Tonvokal zu sprechen sind.

Bei N° 26 (vor *v*) vermifst man unter den voci piane mit geschlossenem *e* den Eigennamen *Ginẹvra* (altes *Geneva*), während *Lęvi, Tręvi* etc. das offene *e* haben. Auch konnte das ältere *trẹva* (= *tregua*) herangezogen werden. Bei den voci sdrucciole ist *pẹvera* (*imbuto*) vergessen, falls nicht etwa das *pevere* der Verfasserin (das ja = *pepe* sein kann) verdruckt ist. Auch die älteren *bẹvero* (= *castoro*) und *zenzẹvero* (= *zenzero*) hätten Erwähnung verdient. Bei den Eigennamen darf man nicht achtlos an *Lẹvico, Rẹvere, Tẹvere* vorübergehen, da sie doch im Gegensatz z. B. zu *Tręviri* und *Scęvola* stehen.

Bei N° 28 (vor *zz*) sind mit offenem *e* nachzutragen *bęzzi* (*denari*), das ältere *trapęzzo* (= *trapęzio*) und der Eigenname *Tręzza*, während man *Trẹẓẓo* wie *Arẹzzo* und *Sẹzze* (*Setia*) spricht.

Zur Tafel des *o*.

Bei N° 1 (Zeitwörter) steht *tọndere* (*tosare*) fälschlicherweise unter den Verben auf *-ere* mit geschlossenem Stammvokal. Hinter *condurre* wäre der Vermerk angebracht gewesen: desgleichen natürlich alle anderen Komposita des lateinischen *ducere,* denn diese als derivazioni des willkürlich gewählten *condurre* zu betrachten, ist natürlich nicht angängig. Übersehen sind mit geschlossenem Stammvokal: *incọmbere, procọmbere, soccọmbere*; ferner *mọlcere* und das — wohl seiner Unflätigkeit wegen — unterdrückte *fọttere,* sowie die älteren *mọlgere* (= *mungere*) und *fọlcere* (= *sostenere*). Von Verben auf *-are* werden (aufser den von Substantiven oder Adjektiven mit *ọ* abgeleiteten) hier nur *adọro* und *divọro* angeführt. Es durften doch aber auch die folgenden nicht fehlen:[1] *agọgno, bọrdo* (*picchio*), *brọntolo,*

[1] Einige sind von der Verfasserin statt hier an anderer, falscher Stelle angeführt; manche hat sie auch hier zu erwähnen unterlassen, weil sie

cerziọro, ciọndolo, circọndo, cọmpio, cọmpro, consọlo, cọnto, deteriọro, dọndolo, difficọlto, giọvo, gọngolo (älteres *gọgolo*), *ingọmbro, invọlo* (*rubo*), *mọrmoro, ọrno, pọnzo, pọlo, rọnzo, sbọnzolo, scọrtico, sgọmino* (*sgomíno* ist weniger üblich), *tọso, zọmbo,* sowie die älteren *adọlto* (= *cresco*) und *tọmo* (= *casco*).

Bei N° 3 (nach *u*) lehrt die Verfasserin, nur in *languore* und *liquore,* sowie bei den Adjektiven auf *-tuoso* sei geschlossenes *o* zu finden. Es mufs doch aber — ähnlich wie bei *e* nach *i* — auch hier heifsen: in allen Ausgängen mit von Natur geschlossenem *o* erhält sich dieses, auch wenn es einmal zufällig hinter *u* tritt. So in *cruọre* und *fluọre* (auch in dem für sich stehenden *cuọra* oder *quọra* = *aggallato*); so in *sinuọso, acquọso, mostruọso, flessuọso*; so schliefslich in *scialacquọne* und *sperpetuọne.*

Bei N° 4 (in Einsilbnern und Oxytonis) ist aus der Liste der Wörter mit geschlossenem *o* das Adverb *mo'* zu streichen, denn als solches (= *ora*) hat es wie das apokopierte Substantiv (*modo*) offenen Tonvokal; mit *ọ* ist es der apokopierte Imperativ *mostra* oder in älterer Sprache auch = *moglie.* Der Name des Buchstaben *o* wird offen gesprochen, desgleichen der Ausruf *oh,* sobald er lang gedehnt ist und besonders Verwunderung oder Bedenken ausdrückt. Mit geschlossenem *o* konnten noch angeführt werden die familiär für *signore* gebrauchten *gnọr* und *sọr* (dagegen *sọr* = *suora*) und die älteren *sọr* (= *sopra*) und *sọ* (= *suo*). Dafs sich die älteren apokopierten *co', do', don'* und *so'* nach dem geschlossenen Tonvokal ihrer Grundwörter richten, ist selbstverständlich.

Bei N° 5 (vor Vokal) heifst es: geschlossenes *o* nach *s* und nach *t.* Dazu würden nicht stimmen z. B. *sọia, cissọide, Piritọo, stọico, Stọilow.* Die Regel mufs also genauer gefafst werden.[1]

dieselben irrtümlicherweise von postverbalen Substantiven oder Adjektiven herleitet (vgl. S. 76, Anm. 1).

[1] Nach Bulle-Rigutini (*Dizionario italiano-tedesco,* Lipsia 1896) hätte auch der Eigenname *Ancroia* geschlossenes *o.* Sein Tonvokal ist aber offen wie der von *Troia* und *Savoia.* Selbst wenn *Ancroia* etwa aus *la* + *croia* (wie z. B. *adragante* aus *la* + *dragante* und *ancona* aus *la* + *icona* mit einem epenthetischen *n* nach Art von *amendue, galantina, ninfolo, lontra* etc.) entstanden sein sollte, würde das *o* doch offen sein, denn es hat sich ja auch in *crọio* geöffnet, ebenso wie in *fọia, salamọia* u. a. Wahrscheinlich liegt bei Bulle nur ein Druckfehler vor. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf eine Anzahl ärgerlicher Versehen seines Wörterbuches hinweisen, gerade weil die Aussprachebezeichnung dort im allgemeinen mit anerkennenswerter Sorgfalt durchgeführt worden ist. So haben z. B. bei Bulle geschlossenen anstatt offenen Tonvokals: *Ardenne, Berna, commemoro, sperma, teschio, Tenero, veglio* (alt); *acquaforte, panforte, Como, decotto, foia, ploia, precoce.* Offenen anstatt geschlossenen Tonvokals: *belletto, bietta, capitanessa, filatessa, cenere, cometa, cuffietta, doppietta, molletta, ed, fede, lanzichenecco, mezzocerchio, pegno, per, sera, vergine*; *crematoio* (*empitoio, fenditoio*), *esitabondo, fogo, folta, ghiotto, gonna, Londra, non, onco, prestanome, ritondo, voto* (gelobt). Weichen anstatt scharfen Zischlauts: *borghese, isa!, misirizzi, Musulmano, Pavese, pisello, Svedese*; *zaffo, zampa, immalizzire, scu-*

Bei N° 6 (vor *b*) ist zu *ottọbre, rọbbia* (auch älteres *rọbbio* = *rosso*) mit geschlossenem *o* noch hinzuzufügen *dọbbla* (*dọbla*) und *Agọbbio,* die alte Form des heutigen *Gubbio* (dagegen *Bọbbio*).

Bei N° 7 (vor *c*) war auf *ciọcci* (*a pie' ciocci*) hinzuweisen; auch kann an älteres *bọccola* (= *buccola*) erinnert werden. Statt der Aufzählung der sieben Wörter auf *-oce* war es einfacher, zu sagen, dieser Ausgang habe immer den geschlossenen Tonvokal (einzige Ausnahmen *precọce* und *cappadọce,* wo die Lautverhältnisse andere sind).

Bei N° 8 (vor *d*) tritt zu *cọda* noch *biọdo* (*giunco fiorito*).

Bei N° 9 (vor *f*) waren neben *sọffio* noch die älteren *rọffia* (= *caligine*) und *parọffia* (= *parrocchia*) wohl noch erwähnenswert.

Bei N° 10 (vor *g*) mit geschlossenem *o* noch das Fremdwort *dọgo* (*cane*) und die älteren *sọga* (= *cigna*) und *sọggo* (= *solco*).

Bei N° 11 (vor *gn*) vermiſst man mit offenem *o*: *erọgnolo* (*Atherina hepsetus*), *prọgnosi, Teọgnide* und die älteren *Colọgna* (*Colonia*) und *Tọgno* (*Tonio*).

Bei N° 12 (vor *gl*) sind unter den Wörtern mit geschlossenem *o* übersehen das auch figürlich gebrauchte *cọglia* und das ältere *mormọglio* (= *mormorio*).

Bei N° 13 (vor *l* + *c, f, l, m*) konnte unter den sdrucciole mit geschlossenem *o* Erwähnung finden das ältere *zọlfaro* (= *zolfo*). In der Liste der voci piane mit offenem *o* sucht man vergebens: *panciọlle, pọlca* und das auch nach Florenz gedrungene *contrọllo*; die Eigennamen *Jọlco, Ciọlla, Rọlla* (aber natürlich *Rampọlla*!), *Rọlle, Rọlli, Lọllio*; schlieſslich die älteren *stọlco* (= *fagiano*), *sọllo* (= *soffice*), *margọlla* (= *versiera*), *margọllo* (= *marcio*) und *ọlla* (= *pentola*).

Bei N° 14 (vor *l* + anderem Kons.) fehlen mit geschlossenem *o*: *birọldo, cọltre, cọltro, cọlza* und das poetische *scọlto* (= *scolpito*); aus der älteren Sprache *tomọlto, pọlta* (= *intriso*), *pọltra* (= *gamba*), *pọltro* (= *poltrone*), *pọltro* (= *puledro*) und *adọltero, avọltero.*

Bei N° 15 (vor *m* + Vokal) durften nicht fortbleiben *pọmero* (*cane*) und älteres *lọme.*

Bei N° 16 (vor *m* + Kons.) treten zu den sdrucciole mit geschlossenem *o*: *bọmbice* (*baco*), *cordọmbero* (Euphemismus für *cordone*), *gọmbina* (seltener *gombína*), das populäre *gọmbito* (*gọmito*) und die älteren *bọmbere* (= *vomere*), *palọmbolo* (= *fico fiore*), *rọmbice* (= *romice*), *rọmbola* (= *frombola*). Zu den beiden voci piane mit offenem *o* kommen noch die Eigennamen *Cọmba di Susa* etc., *Tọmma* (= *Tommaso*) und das ältere *scọmma* (= *motto pungente*).

Bei N° 17 (vor *nn*) sind mit geschlossenem *o* *gọnna* und *mọnna* (*sbornia*) und schlieſslich auch *cọnno* nicht zu entbehren; erwähnenswert erscheinen immerhin die älteren *ciọnno* (= *sciatto*) und *fannọnnolo* (= *baggeo*).

---

terzola. Scharfen anstatt weichen Zischlauts: *cimasa, ecclesiastico* (*Ecclesiaste*), *esoso, rasente, reseda, Sisifo, Trasibulo*; *zebù, zibibbo, Zurigo, azienda, belzuino, calapranzi, manza, orezzo, parazonio.*

Bei N° 18 (vor *n* + Vokal) sind mit offenem *o* vergessen *matrǫna* und die Eigennamen *Antǫna, Bǫna* (Algerien), *Giǫna, Mǫna* (Insel Man), *Pleiǫna*; *Colǫno, Crǫno, Titǫno*; dazu aus der älteren Sprache *annǫna* (= *biada*), *mǫna* (= *mǫnna*), *polǫno* (= *polacco*).

Bei N° 19 (vor *n* + Kons.) kommt zu den sdrucciole mit geschlossenem *o* *Brọndolo* und älteres *giọngere* (= *giungere*); mit offenem *o* sind nachzutragen: *pǫnca, pǫnce, pǫndo, cǫndor, ipocǫndrio, cǫnscio, spǫnte, acǫnzia,* sowie die älteren *lǫngo* (= *lungo*), *levitǫngo* (= *tonaca del romito*) und *spǫnso* (= *sposo*). Betreffs der Eigennamen heiſst es, das *o* sei offen in *Congo, Longo, Alfonso, Ponzio, Leonzio* e in altri simili nomi propri. Für *Ildefǫnso* und *Folǫngo* wird der Schüler danach leicht die richtige Aussprache treffen; aber wird er nun nicht ebenso leicht in den Fehler verfallen, auch *Bọnghi, Poggibọnsi, Cọnso* (Nettuno) mit offenem Tonvokal zu sprechen? Und wenn er bei *Isǫnzo* richtig das offene *o* wählt, wie soll er dann darauf kommen, daſs *Aurọnzo, Mọnza, Magọnza* und *Pọnza* das geschlossene *o* haben? Und wie soll ihn schlieſslich das obige altri simili darauf bringen, ebenfalls mit offenem *o* zu sprechen *Cǫnca* (Fluſs), *Sǫndrio, Pǫnto* (*Ellespǫnto, Metapǫnto*), dagegen mit geschlossenem *o* *Bitọnto* (*Butuntum*) und *Trọnto* (*Truentus*)??

Bei N° 20 (vor *p*) fehlt mit geschlossenem *o* der Ausruf *tọppete*!

Bei N° 22 (vor *r*) muſs in der Überschrift hinter dem *a* noch der Vokal *o* eingeschoben werden. In der Liste der Wörter auf *-ọra* sind übersehen: *aurọra* (als Eigenname *Aurọra*), *interiọra, priọra, superiọra.* Bei *ọra* (Substantiv) war die Bedeutung anzugeben wegen des dichterischen *ǫra* = *aura.* Nicht fortbleiben durften *Elsinọra, Fiọra* und *Sọra,* da sich sonst bei Eigennamen immer der Ausgang *-ǫra* findet, z. B. *Angǫra, Dǫra, Eleonǫra, Flǫra, Pandǫra* etc.

Bei N° 23 (vor *r* + *e* oder *i*) sind unter den voci piane mit *ǫ* unberücksichtigt geblieben Eigennamen wie *Ǫreb, Singapǫre, Antinǫri, Clǫri, Dǫri, Licǫri.* Aus der älteren Sprache verdienten Erwähnung *labǫre* (= *fatica*) und *sorǫre* (= *sorella*).

Bei N° 24 (vor *r* + *d, m, n, p, r, s, v*) gehörte unter die sdrucciole mit *ọ* der Eigenname *Ọrsera* (*Ursern*). Aus der Liste der voci piane mit offenem *o* sind zu streichen *dormo* (als Verb!) und *norma,* bei dem die ebenfalls übliche geschlossene Aussprache aus historischen Gründen vorzuziehen ist (als Eigenname aber *Nǫrma*); dagegen durften dort nicht fehlen: *concǫrde, discǫrde, milǫrde, nọrd, esǫrdio, primọrdio, scǫrdio* (*Teucrum*), *Gǫrdio, precǫrdi, camǫrro* (mit *camǫrra*), *granciporro, gǫrra, zavǫrra*; die Eigennamen *Perigǫrdia, Panǫrmo, Bǫrnio, Andǫrra, Mǫrra, Belfagǫrre, Melchiǫrre, Nabuccodonosǫrre, Caǫrsa.* Erwähnenswert aus der älteren Sprache: *nasǫrre, destrǫrso, retrǫrso, bǫrnia* (= *fandonia*), *bǫrnio* (= *guercio*), *cǫrnia* (= *corniola*) und *avǫrnio* (= *ornello*).

Bei N° 25 (vor *r* + *b, c, f, g, l, t, z*) fehlen mit geschlossenem *o*: *spilọrcio, ọrca* (*Delphinus Orca*), die Eigennamen *Astọrga* (*Asturica*)

und *Sọrga*; dazu die älteren *bọrbora* (= *arganello*), *capitọrzolo* (= *bacchettone*) und *sọrcolo* (= *marza*). Hinter *Giọrgio* würde es sich empfehlen, in Klammern zu setzen: aber *Geọrgia* und *Geọrgi*!

Bei N⁰ 26 (vor *s* + Vokal) sind übersehen worden: *alọsa* (*pesce*), *tuberọso*, sowie die Eigennamen *Romagnọsi*, *Certọsa*, *Tolọsa*, *Tọrtosa*, *Fọrmosa*, *Pianọsa* und *Venọsa* (im Gegensatz z. B. zu *Berọsa*, *Mọsa*, *Perọsi*); dazu die älteren *baldọsa* (*istrumento*) und *tọsa* (*fanciulla*).

Bei N⁰ 27 (vor *s* + Kons.) sollten mit *ọ* besonders erwähnt werden die Eigennamen *Famagọsta* (dagegen *Aọsta*, obgleich = Augusta!) und *Tọscolo* (dagegen *Fọscolo*!); aus der älteren Sprache *angọstia*, *camọscio* (= *camuso*), *mọscolo* (= *muscolo* und *muschio*).

Bei N⁰ 28 (vor *t*) fehlt der Ausruf *tọtto!* (*ai bambini che toccano*) und *dọtta*, das noch heute in der Redensart *rimetter le dọtte* fortlebt; auch das ältere *bọto* (= *stupido*) gehört hierher.

Bei N⁰ 29 (vor *v*) war unter den voci piane erwähnenswert das ältere *lọva* (= *lupa*): zu den sdrucciole mit geschlosenem *o* kommen noch hinzu *scọvolo* (*granatino*) und die älteren *gọvito* (= *gomito*) und *sọvero* (= *sughero*).

Bei N⁰ 30 (vor *z*) mufste zu *mọzzo* die Bedeutung angeführt werden, denn wir haben ja auch *mọżżo*. Von den Eigennamen waren *Saragọzza* und *Mendọzza* dem alten *Chiọżża* gegenüberzustellen, und aus der älteren Sprache sind mit geschlossenem *o* beachtenswert *dọzzi* (= *dodici*), *ghiọzzo* (= *goccia*) und *scamọzzolo* (= *minużżolo*).

Zur Tafel des *s*.

Von *s* nach einem Konsonanten spricht die Verfasserin nicht, wohl in der Überzeugung, es könne da ein Italiener über die Aussprache nicht im Zweifel sein. Wir Deutschen finden dagegen in der Grammatik begreiflicherweise stets ausdrücklich hervorgehoben, dafs ein solches *s* stimmlos, also wie unser *ß* zu sprechen ist; z. B. *abside*, *Icso*, *Alsazia*, *anseatico*, *rapsodia*, *Corsica*, *Getsemane*. Erwähnung verdienten jedoch auch für den Italiener einige wenige Fälle, wo das *s* gleichzeitig nach irgendeinem Konsonanten und vor einem stimmhaften Konsonanten steht. Natürlich sind das Namen und Wörter gelehrter Bildung, z. B. *Transbaicalia*, *transdanubiano*, *translucido*; *Ansgario*, *panslavismo*. Hier pafst sich das *s* immer dem folgenden Konsonanten an, wird also stimmhaft (weich), ganz gleich, ob es — wie in den letzten beiden Beispielen — etymologisch zu ihm gehört oder auch nicht.[1]

[1] In gleicher Weise zieht der nachfolgende Konsonant das *s* an sich und sonorisiert es, falls er selbst stimmhaft, auch in Zusammensetzungen, wo es ursprünglich als stimmloser Auslaut eines lateinischen Wortes nach Vokal steht; z. B. *agnuṡdei*, *casuṡbelli*, *corpuṡdomini*, *giuriṡdizione*, *lapiṡlazzulo*. Denselben Vorgang finden wir bei dem *s* der Präfixe *bis*, *cis*, *dis*, *mis*, *tras*, *tris*: *biṡlungo*, *ciṡrenano*, *diṡdire*, *diṡgraziato*, *diṡmisura*, *miṡ-*

Bei N° 1 (vor Kons.) heifst es, das *s* sei 'aspra sempre, un poco meno innanzi *a, b, d, g, l, m, n, r, v*'. Warum nicht einfach: vor stimmhaften Konsonanten weiches *s*? [1]

Bei N° 2 (vor Vokal im Anlaut, auch des zweiten Gliedes einer Zusammensetzung) sind von den Beispielen der Verfasserin *consapevole, contrassegno, insegnare,* weil selbstverständlich, zu streichen; es bleiben noch *risapere, disegno, girasole, dicesi.* Hier wäre aber eine gröfsere Fülle meines Erachtens durchaus am Platze gewesen. Lehrreich scheinen mir u. a. die folgenden: *altresì* (neben besserem *altressì*), *ammazzasette, anglosassone, antesignano, antisettico, Artaserse, asimmetro, asintoto, battisegola, bisulchi, cartasuga, cessosuda, cisolfaut, coseno, così,* älteres *cusoffiola* (= *rimescolamento*), *Desanctis* und *Desimoni* (neben der üblicheren Schreibung *De Sanctis* und *De Simoni*), *desidero* (auch *Desiderio*), *designare, desistere,* älteres *desidia* (= *poltronaggine*), *endecasillabo, episinalefe, equiseto* (*coda cavallina*), *guardasigilli, idiosincrasia, ileosauro, Minnesingheri, misirizzi, monosillabico, paraselene, polisenso, preside, presumere, proseguire, residuo, resipiscenza, risarcire, risultare, salmisia, semiserio, sputasentenze, stasera, strasecolare, trasalire, trasognato, trisezione,* älteres *tusanti, tuttesalle, unisono, Valdisieve, verisimile, vosignoria, vosustrissima.* Als Ausnahmen von dieser wichtigen Regel werden nur angeführt *biṡaccia, eṡangue, filoṡofo* (hinter denen in Klammern sonderbarerweise steht 'da *sacca, sangue, sofo*', als ob es sich hier um italienische Bildungen handelte!); weitere Ausnahmen, die keinesfalls fehlen durften, sind: *aṡilo, biṡesto* (*biṡestile*), *creoṡoto, deṡerto, deṡinenza, deṡolare, eṡecrare, eṡeguire,* älteres *eṡiccare, eṡistere, eṡule, eṡultare, preṡagire, preṡepio, preṡuntuoso, roṡolio, teoṡofo.*

Bei N° 3 (vor Vokal, nach *a*) vermifst man mit scharfem *s* *parasito* und *iccase,* die beide auch mit *ss* geschrieben werden, geradeso wie die älteren *asillo* (= *assillo*) und *prasino* (= *color di porro*); ferner *asello* (*crostaceo isopodo*) und von derselben Wurzel *nasello* (*Gadus merlangus*). Dem aus Päonien stammenden *bonaso* (*βόνασος bue selvaggio*) geben zwar Petrocchi und Rigutini ein scharfes *s,* aber kaum mit Recht, man müfste denn an eine Volksetymologie denken, die bei diesem unvolkstümlichen Worte aber keine Wahrscheinlichkeit hat. Aus der älteren Sprache ist noch *spaso* (*expansus*) erwähnenswert; gegen Petrocchi und Rigutini ist ihm mit Fanfani (*Voc.*

leale, traṡbordo, traṡlato, traṡversale, triṡnipote. Übrigens wird ein derartiges *s* auch vor Vokal stimmhaft und lehnt sich an diesen an: *bi-ṡunto, ci-ṡalpino, di-ṡonesto, mi-ṡavventura, tra-ṡumanare, tri-ṡavolo.*

[1] Der Senese Temistocle Gradi ist trotz recht guter Beobachtungsgabe und für seine Zeit tüchtigen Wissens entschieden im Irrtum mit seiner noch ausdrücklich hervorgehobenen Behauptung (*Reg. p. pron.* p. 63): '*innanzi a qualunque consonante la s si pronunzia sibilante e sempre a un modo.*' Das Richtige hat schon 150 Jahre vor ihm sein Landsmann mit der bösen Zunge, Girolamo Gigli, erkannt und gelehrt (vgl. *Vocabolario Cateriniano* p. 267).

di pron.) und mit S. Pieri (*Arch. glott. it.* XVI, 165) das scharfe *s* zuzuerkennen, vgl. *rimaso* aus *remansus*. Schliefslich konnte auf den Eigennamen *Ricasoli* hingewiesen werden, bei dem sich einem das stimmlose *s* nicht so aufdrängt wie bei *Casanova, Casamicciola* u. a. Aufser *raṡente* wird auch *abraṡione* mit weichem *s* gesprochen.

Bei N° 4 (vor Vokal, nach geschlossenem *e*) mufs aus der Liste der voci piane mit weichem *s* gestrichen werden *crimenlese*, weil es als gelehrtes Wort unbedingt offenes *e* hat; es ist zu ersetzen durch *illẹṡo*. Ferner sind nachzutragen *paveṡe* (aber *palvese*) und die Eigennamen *Chersoneṡo* und *Peloponneṡo*.

Bei N° 5 durften als wichtige Ausnahmen zu der Regel (nach *ę* stets weiches *s*) nicht fehlen die Formen *chięsi, chięse, chięsero*.

Bei N° 6 (vor Vokal, nach tonlosem *e*) werden als Ausnahmen mit scharfem *s* gegeben *desiderio, desistere, resistere, residuo* etc. Da hier Zusammensetzungen vorliegen, war einfach auf N° 2 zu verweisen. Ableitungen wie *mesata, impresario, rappresaglia, forosetta* folgen natürlich der Aussprache des Grundwortes; doch mufste auf zwei Ausnahmen aufmerksam gemacht werden: *borgheṡia* (zu *borghese*) und *farneṡiano* zu *Farnese* (und *farnesino*!).

Bei N° 7 (vor Vokal, nach *i*) waren mit scharfem *s* noch zu erwähnen der Ausruf *isa!*, ferner *cisale* (*ciglione*), dessen von Natur stimmhaftes *s* wohl durch Einflufs von *sale, risale, casale, nasale* etc. stimmlos geworden ist, alsdann die Eigennamen *Misilmeri, Pisidia, Pisone, Urbisaglia*; aus der älteren Sprache *camisa, misalta* (= *maiale salato*), *risigallo* (*corrosivo*), *sisimbrio* (*Nasturtium*). Bei den Ableitungen von *ridere* durften im Gegensatz zu *risi, riso* nicht übersehen werden mit weichem *s*: *deriṡi, deriṡo, deriṡore, deriṡorio, irriṡore, irriṡorio*; auch konnte auf das scharfe *s* von *appioriso* (*Sardoa herba, ranunculus sceleratus*) immerhin aufmerksam gemacht werden.

Bei N° 8 (vor Vokal, nach geschlossenem [betontem] *o*) lehrt die Verfasserin, sei nur scharfes *s* zu finden. Wir haben doch aber die stammbetonten Formen von *toṡare*, also *tọṡo, tọṡi, tọṡa, tọṡano* (desgleichen im Konjunktiv) und die Eigennamen *Certọṡa, Potọṡi, Tolọṡa, Tortọṡa* (im Gegensatz zu *Formọsa* und *Venọsa* und älterem *Alfọso* = *Alfonso*); aufserdem aus der älteren Sprache *arrọṡo* (= *annaffio*), *tọṡa* (= *fanciulla*), *giọṡo* (= *giuso*) und *sọṡo* (= *suso*).

Bei N° 9 (vor Vokal, nach offenem *o*) werden dem *pǫsa*, das scharfes *s* hat, gegenübergestellt als 'derivate' mit weichem *s*: *appǫṡito, compǫṡito, depǫṡito, espǫṡito* etc. Ein merkwürdiger Lapsus! Was hat denn *posa* (aus *pausa* oder postverbal zu *posare*) mit den lateinischen Kompositis von *ponere* zu tun?

Bei N° 10 (vor Vokal, nach tonlosem *o*) gehört das als einziges Beispiel mit scharfem *s* gegebene *cosi* eigentlich nach N° 2 unter die Zusammensetzungen. Dagegen konnte hier wie oben bei dem tonlosen *e* auf die Ableitungen der Wörter mit stimmlosem *s* hingewiesen werden; also z. B. auf *gelosia, generosità, curiosare,*

rosicare (aber die gelehrten *corrosione* und *corrosivo*), *coserellina, posatezza.*

Bei N° 11 (vor Vokal, nach *u*) waren mit scharfem *s* besser noch anzuführen *annusare* (*fiutare*) und *fusone* (*cerbiatto*), da die Ableitung von *naso* wegen der Form, von *fuso* wegen der Bedeutung für den Schüler doch nicht gerade auf der Hand liegt. Zu *chiusi, chiuso* (und dementsprechend *conchiuse, conchiuso, inchiusi, inchiuso, socchiusi, socchiuso*) könnte man vielleicht zur Vermeidung von Mifsverständnissen daran erinnern, dafs die Komposita gelehrter Bildung (mit *l* nach dem *k*-Laut) das weiche *s* haben; also *acclusi, accluso, conclusi, concluso, inclusi, escluso* etc. Schliefslich sind noch aus der älteren Sprache mit scharfem *s* zu beachten *ascuso* (= *ascoso*), *búsino* (= *búccina*), *susórnio* (= *susurro*) und *susorno* (= *suffumigio*).

Zur Tafel des *z*.

Bei N° 1 (im Anlaut vor *a*) kommen mit weichem *z* noch hinzu *zaffrone*, die Interjektion *za!*, das span. Fremdwort *zarzuela* und die älteren *zaganella* (= *beffa*), *zaffera* (= *cobalto*), *zanzero* (= *bardassa*), *zarletto* (= *gerla*). Die Eigennamen hätten nach der Verfasserin alle das weiche *z*. Das ist aber hinsichtlich der Familiennamen dahin einzuschränken, dafs die aus Dingnamen mit scharfem *z* entstandenen natürlich den stimmlosen Laut bewahren, also: *Zacchi, Zaffetti, Zampetti, Zanchi* etc.

Bei N° 2 (im Anlaut vor *e*) werden mit weichem *z* 9 Wörter angeführt. Übersehen sind *zea* (*gran turco*), *zebedei, zetetico, zeugma*; dazu kämen noch die älteren *zeba* (= *capra*), *zelamina* (= *giallamina*), *zembuto* (= *gobbo*) und *zettovario* (*erba*). Diesen 17 Wörtern mit stimmhaftem Anlaut stehen mit scharfem *z* nur gegenüber *zecca* und *zeppa* und die älteren *zezzo* (= *sezzo*) und *zezzolo* (= *capezzolo*). Man lernt also besser nur diese 4 und kehrt die Regel um. Für die Familiennamen gilt dieselbe Einschränkung wie bei N° 1; also mit scharfem *z* z. B. *Zecchini* und *Zeppi*.

Bei N° 3 (im Anlaut vor *i*) sind mit weichem *z* 11 Wörter verzeichnet, zu denen noch treten müssen *ziffe!, zigoma, zigrino* und *ziro ziro*, sowie die älteren *zinepro* (= *ginepro*), *zimár* (= *verderame*) und *zinzibo* (= *zenzero*). Diesen 18 mit stimmhaftem Anlaut stehen gegenüber mit scharfem *z* *zimbello, zingaro, zinzino, zio, zipolo, zirlare, zittella, zitto* und die älteren *zinale* (= *grembiale*) und *zinna* (= *poppa*), also im ganzen 10. Demnach wäre auch hier die Regel besser umzukehren. Von Eigennamen hat *Zizimo* das stimmlose *z*; bei den Familiennamen derselbe Sachverhalt wie oben.

Bei N° 4 (im Anlaut vor *o*) gibt die Verfasserin 7 Wörter mit stimmhaftem Anlaut und dazu noch die Zusammensetzungen mit *zoo*... aus dem Griechischen. Vergessen sind *zombare* und das ältere *zoforo* (= *fregio*). Wir erhalten also hier, niedrig gerechnet, 15 Wörter

mit weichem *z*. Stimmlosen Anlaut haben aber nur *zoccolo, zolfa, zolfo* und *zoppo*. Demgemäfs ist auch hier die Regel umzukehren. Familiennamen wie oben!

Bei N° 5 (im Anlaut vor *u*) vermifst man mit weichem *z zuzzurullone* und die älteren *zugo* (= *frittella*) und *zurro* und *zurlo* (= *ruzzo*). Bei den Eigennamen ist mit stimmlosem *z* zu merken *Zungaria* (*Songaria*). Familiennamen wie oben!

Zwischen N° 5 und N° 6 war ein Hinweis auf das äufserst seltene, immer stimmhafte *z* nach *c* angebracht: *czar, czechi, eczema*. Übrigens entspricht die Schreibung *c* in diesen Wörtern nicht dem gesprochenen Laute; vor dem *z* wird es entweder als *g* hörbar oder schwindet auch vollständig.

Als N° 6 sollte nun *z* nach *l* (N° 10) folgen, da sonst überall die alphabetische Ordnung eingehalten ist; es fehlt dort mit stimmhaftem *z Elzevir*.

Bei N° 6 (nach *an*) sind mit weichem *z* nachzutragen *organzino* und das ältere *zanziero* (= *bardassa*). Die Eigennamen sind ganz unberücksichtigt geblieben. Es haben stimmhaftes *z*: *Almanzor, Catanzaro, Manzanares, Manzoni, Nazianzo, Zanzibar.*

Bei N° 7 (nach *en*) mufste an die Eigennamen *Hohenzollern* und *Menzini* erinnert werden; auch älteres *zenzania* (= *zizzania*) gehört dorthin.

Bei N° 8 (nach *on*) sind vergessen mit weichem *z sbonzolare*, die Eigennamen *Gonzaga, Gorgonzola, Sonzogno* und das ältere *bronzoluto* (= *broccoluto*).

Bei N° 9 (nach *in*) konnte als einziges Grundwort mit stimmhaftem *z* das ältere *zinzibo* (= *zenzero*) angeführt werden. Auch wäre es immerhin nicht unangebracht, an Komposita zu erinnern wie *inzotichire, inzozzarsi* und an die älteren *inzaffirarsi* und *inzibattato*. Petrocchi gibt in seinem Wörterbuch ein weiches *z* auch dem älteren *inzigare* (= *stimolare*), doch schwerlich mit Recht, da sich dieses Verbum — ähnlich wie *posola* aus *posolino* und *Pellegro* aus *pellegrino* — aus dem anscheinenden Diminutiv *inzigolare* (d. i. *inzivolare* = *insibilare*) meines Erachtens entwickelt haben dürfte.

Bei N° 11 (nach *r*) fehlen in der Liste der Wörter mit weichem *z*: *arzeglio* (= *balzano*), *arzente, ingarzullire, scarza* (*pesce*), *verzicola* (*Sequenz*), das Fremdwort *zarzuela* sowie die Eigennamen *Erzerum, Marzabotto, Sarzana* (im Gegensatz z. B. zu *Barzellotti, Barzilai* etc.). Aus der älteren Sprache noch *arzentino* (= *argentino*), *borzacchino* (= *stivaletto*) und *gorzerino* (= *gorgerina*).

Bei N° 12 (nach Vokal vor einem Vokal) müssen zu den Wörtern mit stimmhaftem *z* noch hinzutreten: *azimut, bizantino, gazometro, gazosa, mazurca, ozena, settizonio, sinizesi* und einige der wichtigeren Ableitungen von griechischem *ῥίζα*, wie *rizoforo, rizoma, rizomolo, rizopodi*; schliefslich das ältere *nazadra* (= *zattera*). Bezüglich der Eigennamen wird gelehrt, sie hätten alle weiches *z*. Das

ist nicht zutreffend, es mufs heifsen: in ihrer grofsen Mehrzahl (z. B. *Artabazo, Baiazette, Clazomene, Donizetti, Genezaret, Mazarino, Montezuma, Pizarro, Sannazaro*), und als Ausnahmen mit scharfem *z* waren hervorzuheben: *Chimborazo, Cizico, Custoza, Mazeppa, Mendoza, Spinoza.*

Bei N° 13 (nach Vokal, vor zwei Vokalen) sind mit weichem *z* übersehen *Nazianzeno* und *Venezuela*; auch durften nicht fehlen die allen Gebildeten geläufigen Zusammensetzungen mit griechischem *ζῶον*: *epizoozia, fitozoi, protozoi, spermatozoi* und *azoico* (*azootico*).

Bei N° 14 (*zz* nach *a*) vermifst man mit stimmhaftem Laut *paraizo* (*Clupea latulus*) und den Eigennamen *Azzo*; ferner aus der älteren Sprache: *bazzeo* (= *verdastro*), *bazzesco* (= *bassotto*), *ghiazzerino* (= *giaco*) und *slazzerare* (= *cavar fuori*).

Bei N° 15 (*zz* nach *e*) sind zu den Wörtern mit stimmhaftem *zz* nachzutragen: *ghezzo, lacchezzo, muezzino, pettegolezzo, marezzare, spetezzare, spulezzare,* sowie die Eigennamen *Avezzano, Frezza, Trezza, Trezzo*; aus der älteren Sprache: *bezzuar* (= *belzuar*), *sezzo* (= *ultimo*), *serezzana* (= *sizza*), *amarezzare, poetezzare, polverezzare, profetezzare, scandalezzare, spettorezzare.*

Bei N° 16 (*zz* nach *i*) durften mit weichem *zz* nicht fortbleiben *azzimare, bizzarro, intirizzito, rubizzo, sizza, totalizzatore*; dazu merke noch die älteren *bizzochero* (= *pinzochero*), *bizzocone* (= *scioccone*), *mirizzana* (= *rezzo*). Unter den Eigennamen sind bemerkenswert *Fivizzano, Lavizzara* und *Lizzana,* wenn man sie hält z. B. gegen *Cernovizza, Nizza, Svizzera* etc. Bei den Verben auf *-izzare* mit scharfem *zz* vermifst man *schizzare, strizzare* und *tipizzarsi* (= *zipittarsi*); aufserdem die älteren *pizzare* (= *pizzicare*), *stravizzare, vizzato* und *prizzato* (= *brizzolato*).

Bei N° 17 (*zz* nach *o*) waren mit weichem *zz* noch zu erwähnen *baragozzo* und der Eigenname *Jozzelli*; dazu die älteren *dozzi* (= *dodici*) und *ozzima* (*basilico*).

Bei N° 18 (*zz* nach *u*) fehlen mit dem stimmhaften Laut: *buzzago, uzzolo, zuzzurullone* und die älteren *pruzza* (= *prurito*) und *uzza* (= *sizza*).

Zum Schlufs sei noch einer geringfügigen Lücke in dem *'Come si pronunzia?'* gedacht. Nicht etwa vermisse ich dort *'il perchè delle regole'*, worauf die Verfasserin — wie sie ausdrücklich zu betonen für nötig hält — aus Zweckmäfsigkeitsgründen verzichtet hat. Nur Unverstand hätte eine solche Anforderung an ihre rein praktischen Zielen dienenden Tafeln stellen können. Jene in Tausenden von Fällen überaus schwierige Aufgabe zu bewältigen, ist ja Sache der im einzelnen noch längst nicht abgeschlossenen historischen Grammatik. Dankbar wäre man dagegen der Verfasserin gewesen für einen Hinweis auf das doch bemerkenswerte und lehrreiche S c h w a n k e n der Aussprache bei einer Anzahl von Wörtern.

Ich meine hier nicht die zwischen Florenz und Siena[1] bestehenden Unterschiede in der Aussprache, wo bald der eine, bald der andere Ort etwas an sich Besseres (d. h. Lautgerechteres) bietet.[2] Diese für den Eklektiker von Fall zu Fall erwägenswerten Ungleichheiten mufsten für die Verfasserin von vornherein ausscheiden, weil sie sich den Florentiner Gebrauch der Gebildeten (*la pronunzia in uso a Firenze fra i ben parlanti*[3]) ausschliefslich zum Muster genommen hat. Aber auch in Florenz selbst kann, wer etwas schärfer hinhorcht, bei gewissen Wörtern ein sich stets gleichbleibendes Schwanken in der Aussprache wahrnehmen. Ich will nur an ein paar besonders interessante Beispiele erinnern wie *crẹta* und *Cręta, mẹta* und *męta, ręni* und *rẹni, impǫsta* und *impọsta, ǫrco* und *ọrco, mǫnna* und *mọnna, ǫrgano* und *ọrgano, pǫndo* und *pọndo,* denen der Florentiner, je nach der engen oder breiten Aussprache des Tonvokals, obwohl es sich in jedem einzelnen Falle um das gleiche Wort handelt, eine verschiedene Bedeutung beilegt. Nie würde er sagen: *l'isola di Crẹta, ho pestato una męta, uno sforzo di ręni, chiudete l'impọsta, ha visto l'ǫrco, cotto com'una mǫnna, le canne dell'ǫrgano, il mal de' pǫndi.* Wir sehen also hier einmal die Lautschattierung des Tonvokals zum Zwecke der Differenzierung von der Sprache ausgenützt, die sich sonst dazu auch anderer Mittel bedient; man denke an *banca — panca, tintinnire — tentennare, lento — lente, triste — tristo, sorte — sorta, specie — spezie, raro — rado, arido — alido, carbonaio — carbonaro, proferire — profferire, calpestare — scalpitare, terremoto — tremoto, il frutto — la frutta, i legni — le legna.*

Berlin. Oscar Hecker.

[1] Andere Städte, etwa Pisa (Livorno), Lucca, Pistoia, Arezzo (Città di Castello) oder gar das von Muzio (*Battaglie,* cap. VI) seiner Aussprache halber neben Siena besonders gerühmte Volterra, kommen nicht weiter in Betracht, da ihre Abweichungen von der Florentiner Regel nur vereinzelt einmal der Kritik standhalten.

[2] In Siena z. B. besser: *ancẹlla, ascẹlla, architętto, bẹnda, Cęsare, fringuẹllo, gręgge, lẹttera, lęsina, maẹstro, mẹstica, nęgo, saętta, sbilẹnco, scęmpio* (Subst.), *schẹrma, schiẹna, schiẹtto, siẹte* (aus *sẹte* [*sĭtis*] + *siamo*), *spẹngere, Stęfano, stẹrpo, umętto; bọlgia, bọsso, bọssolo, cǫcca, cocǫlla, conọcchia, cọppia, cọsto, fọlla, mọccolo, ǫgni, ǫrno* (*frassino*), *quattǫrdici. sọffice, tǫrlo, tǫrvo, sọffoco, ciṡale, zolla, sozzo* (stimmloses *z*), *żana.* Schlechter dagegen z. B. *ameręsti, ameręmmo, ameręste* etc., *capitẹllo, contẹmplo, ẹlica, ẹrmo, giovẹnca, mẹmbro, mẹttere, nęve, Orvięto, rimẹmbra, scandẹlla, segręto, tẹmpia, tẹmpio, tẹmpra, zęnzero; asciọlvere* (*colazione*), *atrǫce, ferǫce, enǫrme, Epaminǫnda, Giǫrgio, giǫvo, giǫvane, lọlla, mǫrmoro, Rǫmolo, sgọrbio, sǫno* (*sum*), *velǫce, luccheṡe, roṡicare, zombare* (vgl. *żum*!).

[3] Merkwürdigerweise fügt sie hinzu: '*e quale la sentireste da tutti gli Italiani più colti*'. Diese optimistische Behauptung mufs ich aus meiner Erfahrung heraus leider Gottes mit einem dicken Fragezeichen versehen. Die Mehrzahl selbst der *più colti* — natürlich beileibe nicht die Philologen (*corvi con corvi* ...) — läfst in Italien wie anderswo unter dem Einflufs des heimatlichen Dialekts sich gar zu oft in der Aussprache bedenklich gehen und kümmert sich blutwenig um ihre Reinheit und Feinheit.

Anmerkung zu S. 71.

Von der Betonung und von dem sogenannten Verdoppelungsgesetz (vgl. zuletzt meinen *Piccolo Italiano*, 2ª ed., p. VIII—X), dessen Ausnahmen noch genauer festzustellen sind, ganz abgesehen, gibt es zwei andere Schwierigkeiten, die weniger ins Ohr fallen als die obige und infolgedessen nur geringe Beachtung gefunden haben. Ich meine erstens die Aussprache des tonlosen *i* vor Vokal. Da sind noch mehr Knoten zu lösen, als die Ausspracheiehren auch nur ahnen lassen. So durchsichtigen Beispielen wie etwa *spïare* : *spiacere, vïolare* : *vietare, mïasma* : *miagolare, vïale* : *triviale, espïare* : *pietà, altrïeri* : *ieri, Mattïoli* : *Salvioli, Ïonia* : *Iesi* (*Colonia Aesis*), *Pïenza* (das frühere *Corsignano*) : *Pianora* etc. etc. stehen doch auch weniger klare Beispiele gegenüber wie etwa einerseits *badïale, desïoso, eresïarca, ferrovïario, geremïata, lunedïare, parodïare, nïello, rïone* und anderseits *albagioso, bugiardo, ferrovieri, melodioso, messiano, poliziotto, soriano, caporione,* ja sogar *agognare*; und schliefslich kommen noch geradezu dunkle (wenn auch nicht unerklärliche) Fälle hinzu wie etwa *dïaspro* (aber *diacere*), *dïario* (aber *dieta*), *indïarsi* (aber *Diana* und gar *Giannutri*), *dïadema, dïaframma, dïaletto, dïetetica* (aber *diavolo, dieta* = *δίαιτα*, und nach Petrocchi auch *diagonale* und *dialogo,* hingegen *dïalogico*), *nïuno* (aber *niente*), *pedïatria* (aber *psichiatria* und *zooiatria,* wenigstens nach Petrocchi), *ittïologia* und *ittïologico* (aber *ittiologo* und *ittiofago,* wenigstens nach Petrocchi), *scïentemente* (aber z. B. *incoscientemente*). Mir scheint, diese Frage verdiente wohl eine eingehendere Untersuchung und Klarstellung, deren Ergebnis die rein empirischen und daher unsicher tastenden Aufstellungen Petrocchis jedenfalls in zahlreichen Punkten berichtigen wird. Nur gestreift ist begreiflicherweise dieses Problem in der zitierten Abhandlung D'Ovidios (p. 51 und 52), wo erwähnt wird, dafs bei einer Anzahl der eben angeführten Beispiele in der Poesie die Dieresi das Gewöhnliche sei. Für unsere Zwecke wäre es aber wichtig, festzustellen, wann die toskanische Aussprache in alltäglicher Rede unter allen Umständen die Dieresi eintreten läfst.

Die zweite Schwierigkeit, auf welche ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist in besseren Lehrbüchern gerade nur angedeutet worden. Es handelt sich um die Aussprache derjenigen zusammengesetzten Wörter, die in ihrem ersten Bestandteil ein von Natur offenes *e* oder *o* haben. Am nächsten liegen die (daher auch nicht übersehenen) zusammengesetzten Adverbien und die vielen Bildungen mit *bene.* Also *estręmamęnte, męritamęnte, sęriamęnte, sevęramęnte, sincęramęnte, tęneramęnte*; *appǫsitamęnte, cǫmodamente, lǫgicamente, metǫdicamente, pǫveramente, sǫlitamente.* Niemandem scheinen aber zwei Ausnahmen aufgefallen zu sein: *crudęlmente* zu *crudęle* und *leggiermente* von älterem *leggięre.* Da die auf der dritten Silbe von vorn betonten Wörter den Nebenton auf der ersten haben, ist infolge der Tonverschiebung (vgl. *fédelménte, brútalménte, fínalménte, réalménte, cívilménte, géntilménte, sóttilménte, vólgarménte, mággiorménte* etc. etc.) bei jenen beiden durch Abstofsung des vokalischen Auslauts inniger mit *mente* verbundenen Beispielen eine Verengerung des *e* eingetreten. Zu den Bildungen mit *bene* gibt Carl Weber (*Italienisch in Beispielen,* S. 18), der immerhin tiefer als andere gedrungen ist, eine Liste von 20 Wörtern mit offenem *e* und bemerkt, alle übrigen würden mit geschlossenem *e* gesprochen. Bei näherer Prüfung dieser übrigen (kaum mehr als 10!) zeigt sich nun aber, dafs es lauter aus dem Lateinischen übernommene Zusammensetzungen sind (*benedizione, benefizio, benemerenza, benevolenza* etc.), was die Regel sehr vereinfacht. Bei Petrocchi finden sich für beide Klassen bedauerliche Versehen, z. B. *brevemente, appositamente, benchè, bennato, bensì, benvenuto.* — Nun bestehen aber aufser den bisher behandelten Klassen von Zusammensetzungen zahlreiche an-

dere, teils weniger verzweigte, teils ganz vereinzelte, deren wichtigste einmal aneinandergereiht aufzuführen doch wohl lohnt. Es sind das: *elettrodinámica, elettromagnete, elettromotóre, elettroterapía* etc., *sieroterapía, terrapieno, terracrepolo* (= *Sonchus oleraceus*), *giocoforza, nottetempo, toporágno, Calendimággio, Celtiberi, Pierantoni, Pietroburgo, Portorenere; novecento, cencinquánta, seimíla, ottomíla, centogámbe; chiomazzúrro* (= *Nettuno*), *corcontento, occhicerúleo, occhiborína, occhiocotto* (*Sylvia melanocephala*), *luogotenente, belladonna* (= *Atropa*), *begliuomini* (*Impatiens balsamica*), *bellimbústo, bellumore, belvedere, Belcári, Belmónte, bembè; bonaroglia, bongustáio, bontempóne, Bonamíci, Bonapárte, Bonaventura, Boncompágni, Buonarroti, Fieramósca, Forteguerri, medioevo, mezzalúna, mezzanotte, mezzatinta, Mezzofánti, mezzogiórno, mezzosángue* etc., *terzúltimo, retrobottéga, retrocárica, retroguárdia* etc., *oggidì, sempreverde, semprevívo, fuoruscito, fuorchè, poichè, crepacuore, crepapelle, perdigiorno, perditempo, prestanome, reggiposáta, rendiconto, spengimoccolo, appoggiacápo, copialettere, copribústo, copricápo, copripiátti, inchiodacristi* (*agutoli, Lycium Europaeum*), *portafiáschi, portafogli, portalápis, portalettere, portamonete, portavoce* etc. etc., *posapiáno, posapiedi, storcileggi, strozzapreti* (*pere, susine*), *torcicollo, voltafáccia, vuotacessi, vuotapozzi, dormiveglia* (es muſs befremden, daſs sich bei Petrocchi — neben richtiger Aussprachebezeichnung in den meisten Fällen — so bedauerliche, weil irreführende, Versehen finden wie *ferrovia, bellimbusto, crepapelle, crepacuore, perditempo, novecento, settecento, appoggiacapo, ciocchè, poichè, torcicollo* u. a. m.!). In den Rahmen dieser Regel — in Zusammensetzungen bewahrt der erste Bestandteil trotz des Haupttons auf dem zweiten seinen ursprünglich etwa offenen Laut — fügen sich die folgenden Einzelbeispiele und Klassen von Zusammensetzungen aus ganz verschiedenen Gründen nicht ein.

I. Eine Sonderstellung nimmt *cioè* (aus *ciò è*) ein, dessen *o* bei dem innigen Verwachsen der zwei Wörter sich geschlossen hat, weil zwei offene, durch keinen Konsonanten getrennte Vokale sich nebeneinander nicht behaupten können; natürlich ist der mit dem Hauptton geblieben.

II. Ebenso sind für sich zu betrachten untoskanisch gebildete, aus anderen Gegenden Italiens stammende Namen wie *Piemonte, Piedigrotta* u. a., bei denen die geschlossene Aussprache des *e* nicht überraschen darf (vgl. dagegen toskanische *pieddritto, pieccioccі* etc.!).

III. Eine Klasse bilden Zusammensetzungen mit dem Ton auf der dritten Silbe von vorn wie *Michelángiolo, Antommárco, Castelnóvo, Castelfránco* u. a., bei denen der ursprünglich offene Vokal des ersten Bestandteils sich geschlossen hat, als er tonlos geworden infolge der bereits beim Adverbium erwähnten Tonverschiebung (*Michele Angiolo* zu *Míchelángiolo, Antonio Márco* zu *Antommárco, Castello novo* zu *Cástelnóvo*); dieselbe Tonverschiebung, die bewirkt, daſs man z. B. spricht *Gióvambátta, capelvénere, géntildónna, mággiordómo* und sogar bei getrennt Geschriebenem, aber zusammenhängend Gesprochenem z. B. *Cánal Gránde, signor Cárlo, Pástor Fído, la mággior párte, cárbon fóssile, in cálzon córti, Gésu Crísto* (mit aspiriertem *k* im Florentinischen, was nach *Gesù* undenkbar wäre, vgl. *Gesummaria*!).

IV. Den geschlossenen statt des offenen Lautes finden wir in dem ersten Bestandteil einer Zusammensetzung, sobald ihr zweiter kein selbständiges sprachliches Dasein führt. So stehen bezeichnenderweise den oben erwähnten *elettromagnete, ferrovia, medioevo, fuorchè, bonomo, Bonaparte* gegenüber *elettroforico, ferroviario, medioevale, forsennato, bonomia, bonapartista.* Hierher dürfte auch *Portogallo* (*Portus Calae*) gehören, in welchem der zweite, schon früh zu *gallus* — *gallicus* umgedeutete Bestandteil heute nicht mehr für sich verstanden wird und man sich wohl unwillkürlich sträubt, ihn mit dem Tiere *gallo* in Verbindung zu bringen.

Doch ist infolge dieser besonderen Verhältnisse ein Schwanken der Aussprache auch in Toskana leicht möglich.

V. *Giovedì, Venerdì, orbacco (orbaco), orolegio, orpello, Ferragosto, Forlì, Forcassi, Forfiamma, Fossombrone* und ähnliche Bildungen. Hier handelt es sich um ganz alte Zusammensetzungen (*Iovis dies, Veneris dies, lauri baca, laurus regia, auri pellis, feriae Augusti, Forum Livii, Forum Cassii, Forum Flaminii, Forum Sempronii,* deren Bestandteile in den beiden ersten allein und auch dort nur von den Gebildeten erkannt werden. Das Volk (das von *Giove* natürlich nichts weifs) hat bei *Giovedì* sowenig wie bei *Mercoledì* ein Gefühl von der vorliegenden Zusammensetzung, während der Mangel eines solchen bei *Venerdì* doch einigermafsen überrascht; ist doch *Venere* als Symbol der Schönheit schliefslich auch dem einfachen Mann geläufig und lebt aufserdem als Name des Wochentages in dem populären Sprichwort weiter: *nè di Venere nè di Marte non si sposa nè si parte.* Hierher gehört schliefslich auch das florentinische *Orsammichele* (*Horreum S. M.*).

VI. Lateinische und latinisierende Zusammensetzungen weisen ebenfalls im ersten Bestandteil den geschlossenen Vokal auf. Also *Benevento, Benedetto, beneplacito* etc. (siehe oben!), *breviloquenza, centifoglia, deicida, equidistante, equinozio, gelicidio, secento, settiforme, terremoto, tergiversare, Bonifazio, cordoglio, cornamusa, cornucopia, omicida, ottaedro*; *centigrammo, centiaro, centiloquio, ebrifestoso, insetticida, pediluvio, pettirosso, rettifilo, setticlavio, settentrione, terraqueo, locomobile, locomotiva, locomozione, novigildo, novilunio, oleografia, oricrinito, orifiamma, orticultura, ovidutti, proteiforme.* Bei *piedistallo* wird, trotzdem Diphthongierung eingetreten ist, das *e* geschlossen gesprochen. In derselben Weise haben natürlich erst recht die griechischen und gräzisierenden Zusammensetzungen in dem ersten Bestandteil statt des ursprünglich offenen stets den geschlossenen Laut; z. B. *decaedro, etimologia, eterogeneo, melancolia, melodramma, metrologia, stereometria, teleologia, tetralogia*; *neolatino, neonato, pseudodottore, spermaceti, spermatozoi, termoelettrico, termosifone*; *cosmologia, cronologia, logomachia, monotonia, nosocomio, orografia, pornografia, topografia.* Das moderne, auch selbständig gebrauchte Präfix *etto* (*ettogrammo*) müfste als Ausnahme betrachtet werden, wenn es nicht wegen seiner inkorrekten Bildung (aus ἑκατόν) einen Platz für sich einnähme. Bei Petrocchi trifft man bedauerlicherweise wieder auf eine Anzahl irreführender Versehen, wie *plenipotenziari, regicida, tergiduttore, oroidrografico* u. a. Neben zehn richtigen *termo*... gibt er *termobarometro* und *termominerale,* und sogar bei den Zusammensetzungen mit griechischem πρῶτος (!) ist das *o* von ihm bald — wie natürlich — als geschlossen (z. B. *protocollo, protodiacono, protofisico, protomedico, protoplasma*), bald aber wieder als offen (z. B. *protobromuro, protocloruro, protocanonico, protogiudice, protonotaro, protovangelo*) bezeichnet. Augenscheinlich spukt hier die stets offene, fehlerhafte Aussprache von lateinischem *é* und *ó* der italienischen Schulen mit hinein (vgl. Pio Rajna in *Bibliot. delle Scuole ital.* III, 289). Dem allgemeinen hier entwickelten Gesetze folgen auch die zusammengesetzten Wörter, die aus anderen Sprachen entlehnt worden sind. Man denke z. B. an die germanischen *feldmaresciallo, feldspato, lombardo, stoccafisso, Goffredo, Ostenda, Ostrogoti.*

O. H.

Kleinere Mitteilungen.

Marschall Vorwärts.

In Friedrich Wilhelm von Ditfurths *Einhundert historische Volkslieder des Preufsischen Heeres* findet sich unter Nr. 68 folgendes Gedicht:

Marschall Vorwärts.

1813.

Marschall Vorwärts!
Tapfrer Preufse, deinen Blücher,
Sag, wie willst du nennen ihn?
(Schlag nur nicht erst nach viel Bücher,
Denn da steht nichts Tücht'ges drin.)
Mit dem besten Namensgrufse
Hat ihn dir genannt der Russe:
Marschall Vorwärts!
Marschall Vorwärts nennt er ihn.

Marschall Vorwärts!
Guten Vorwärtsschritt erhob er
Über Flufs und Berg und Tal
Von der Oder, von dem Bober
Bis zur Elb' und bis zur Saal',
Und von dannen bis zum Rheine,
Und von dannen bis zur Seine,
Marschall Vorwärts!
Marschall Vorwärts allzumal.

Marschall Vorwärts!
Leben soll in ew'ger Dauer
Dieser Name klar und hell,
Mehr als hiefs' er Herzog Jauer
Oder Fürst von Neufchatel.
Titel kann gar mancher haben!
Diesen Titel den wir gaben,
Marschall Vorwärts!
Teilt mit dir kein Kriegsgesell.

Marschall Vorwärts!
Ihr französischen Marschälle,
Warum seid ihr so verstört?
Räumt die Felder, kriecht in Wälle,
Wenn ihr diesen Namen hört!
Marschall Rückwärts! der ist euer,
Marschall Vorwärts ist ein neuer,
Marschall Vorwärts!
Der dem Blücher angehört.

Ditfurth gibt in den Nachweisen und Erläuterungen zu seiner Sammlung an, dafs er dies Lied aus Soltau, *Ein Hundert deutsche historische Volkslieder,* abgedruckt habe. Es steht bei Soltau unter Nr. 94, und einige Seiten vorher, bei Nr. 93, macht Soltau folgende Anmerkung: 'Dieses und die folgenden Lieder, aus einer gröfseren Anzahl ausgewählt, sind sämtlich aus fliegenden Blättern (meistens in Hamburg gedruckt) entlehnt. Zu rechter Würdigung der kleinen Liederschar dieses Jahrhunderts, in die nur wirkliche Volkslieder oder doch volkstümliche, absichtlich aber nichts von den zum Teil trefflichen Dichtungen der besseren Sänger der Zeit, E. M. Arndts, Th. Körners, v. Schenkendorffs etc., aufgenommen ist, möge nicht übersehen werden, dafs keiner unserer Vorgänger auch nur ein einziges historisches Volkslied aus dieser Zeit beigebracht hat.'

Das Lied aber, das ich oben wiedergegeben habe, ist ein Werk Friedrich Rückerts. Es erschien zuerst 1814 in den *Deutschen Gedichten* von Freimund Raimar (unter welchem Namen der junge Rückert zuerst vor die Öffentlichkeit trat). Von da aus mufs es dann ohne den Namen des Verfassers in die fliegenden Blätter übergegangen sein, aus denen es Soltau als ein 'wirkliches Volkslied' entnahm.

Übrigens findet sich der 'Marschall Vorwärts' in der oben wiedergegebenen ursprünglichen Fassung in keiner der unter Rückerts Namen gehenden Sammlungen seiner Gedichte. In der Erlanger Ausgabe, die Rückert 1834 veranstaltete, fehlt die dritte Strophe, und in Strophe 4 Vers 6 ist der Reim durch die Änderung:

Marschall Rückwärts, das ist eurer

gestört. In der Auswahl seiner Gedichte, die Rückert 1841 herausgab, steht das Gedicht nicht. In den *Gesammelten Gedichten,* die er 1843 in Frankfurt a. M. erscheinen liefs, finden wir es wieder mit Auslassung von Strophe 3 und einer neuen Änderung von Strophe 4 Vers 6 und 7:

Marschall Rückwärts! Das ist euer
Name, Vorwärts ist ein neuer

In dieser Form ist das Gedicht auch in die von Heinrich Rückert 1868 veranstaltete Gesamtausgabe übergegangen.

Vielleicht können diese Bemerkungen einem künftigen kritischen Herausgeber der Rückertschen Gedichte von einigem Nutzen sein.

Berlin. Susanne Engelmann.

Eine neue altenglische Psalter-Glosse.

Zu Anfang des Jahres 1907 entdeckte der rührige Abt Gasquet in der Bibliothek des Herrn Turville Petre zu Bosworth Hall bei Husbands-Bosworth in Leicestershire eine bisher unbekannte lateinische Psalterhandschrift, die bald darauf in den Besitz des Britischen Museums gelangt ist, wo sie jetzt die Signatur Additional 37 517 trägt. Im Verein mit dem gelehrten Liturgiker Edmund Bishop hat uns Abt Gasquet dann kürzlich — unter dem Titel *The Bosworth Psalter* (London 1908) — einen äufserst sorgfältigen und aufschlufsreichen Bericht über diese Handschrift gegeben, dem folgendes entnommen sei. Geschrieben ist der Bosworth-Psalter, wie der beigegebene Kalender beweist, für Canterbury, und zwar höchstwahrscheinlich zur Zeit des Erzbischofs Dunstan (960—988), wofern nicht sogar für denselben. Allerhand Anzeichen sprechen dafür, dafs die Handschrift zum Gebrauch für das Stundengebet nach dem Benediktiner Offizium bestimmt war. Der Text, den sie bietet, ist, wie bei allen älteren englischen Psalmenhandschriften (z. B. auch Vespas. A. 1 und Reg. 2. B. V), die von Augustin nach England mitgebrachte römische Fassung, welche jedoch im 12. oder 13. Jahrhundert nach

der gallikanischen Version durchkorrigiert worden ist — eine Ummodelung, die sich fast alle älteren englischen Psalterien zur Normannenzeit haben gefallen lassen müssen. Der Kalender, welcher dem Psalter folgt, ist besonders wichtig, weil er zusammen mit dem des Leofric-Missales diejenige Form darstellt, welche in Canterbury ehemals üblich war, bis in der Normannenzeit, wesentlich durch den Einfluſs Erzbischof Lancfrancs (1070—93), dort der Kalender von Winchester Eingang fand. Die ältere Kalenderform des Bosworth-Psalters war dagegen aus Glastonbury abgeleitet, demselben Orte, wo Dunstan Abt gewesen war, bevor er den Erzbischofsstuhl zu Canterbury bestieg. Für den Anglisten hat der neue Bosworth-Psalter ein erhöhtes Interesse dadurch, daſs etwa 38 Psalmen und einige kleinere liturgische Stücke am Schlusse mit einer altenglischen zwischenzeiligen Übersetzung versehen sind, womit wir also die zwölfte altenglische Psalterglosse erhalten. Als Probe dieser letzteren seien hier der Schluſs des Psalms 131 sowie die kurzen Psalmen 132 und 133 abgedruckt auf Grund des Faksimiles, welches Gasquet als Plate II (nach Seite 6) von einer Seite der Handschrift bietet.

[*Psalm CXXXI 15–18*]

widwan his bletsiʒende ic bletsiʒe þearfan his
[*15*] Vidua*m* eius benedicens benedica*m*; pauperes ei*us*

ic ʒefylle mid hlafum sacerd-hadas his ic ʒeʒerwe mid hælo 7
saturabo panib*us*. [*16*] Sacerdotes eius induam salutare et

halʒe his mid wynsumnesse wynsumiađ 7 blissiađ þær ic forđʒelæde
*san*c*ti* eius exultatione exultabunt. [*17*] Illic p*ro*duca*m*

horn dauides ic ʒeʒearwode leohtfæt criste minum fiend
cornu Dauid; paraui lucernam Chr*isto* meo. [*18*] Inimicos

his ic ʒeʒerwe mid scome ofer hine sođlice blewđ
eius induam confusione; sup*er* ipsum autem florebit

halʒunʒ min
chr*ist*ificatio mea.

[*Psalm CXXXII*]

ʒesehþe hu ʒood 7 hu wynsum þætte eardian
[*1*] Ecce quam bonum et quam iocundum habitare

brođor on annisse swa-swa smirinʒ on heafde seo smirinʒ
fr*atr*es in unum. [*2*] Sicut unguentu*m* in capite, q*uo*d

adune astah on beard beard aarones seo astaʒ on læppan
descendit in barba*m*, barba*m* Aaron. Quod descendit in ora

hræʒles his swa-swa deaw þæs muntes hermones se deaw
uestimenti eius, [*3*] sicut ros Hermon, qui

adune astiʒeđ on munt sion forþan þær bebead drihten
descendit in montem Sion. Q*uoni*am illic mandauit d*ominus*

bletsunʒe 7 lif ođ on weoruld
benedictione*m* et uita*m* usq*ue* in sec*ul*um.

[*Psalm CXXXIII*]

ʒesehþe 7 witodlice nu ʒebletsiað drihten ealle þeowas
[*1*] Ecce nunc benedicite d*ominum*, om*nes* serui
drihten ʒeþe stondað on huse drihtnes on cafortunum huses ʒodes
d*omi*ni, qui statis in domo d*omi*ni, in atriis domus dei
ure on nihtum uphebben ʒe honda eowre on haliʒe
n*ost*ri. [*2*] In noctib*us* extollite manus u*est*ras in s*anc*ta
7 bletsiæn ʒe drihten bletsiʒe þe drihten of sione
et benedicite d*ominum*. [*3*] Benedicat te d*ominus* ex Sion,
seþe geworhte heofon 7 eorðan
qui fecit celum et terram.

Würzburg. Max Förster.

Zum Vokalismus von altengl. *frīō, frēō* 'frei'.

Der Diphthong im Nom. Sg. Msk. und Ntr. *frīō, frēō* wird gemeinhin als Kontraktionsprodukt (wgrm. **frija-*) aufgefafst; vgl. z. B. Sievers, *Ags. Gramm.*³ § 130, 297, Anm. 2; Bülbring, *Ae. Elementarbuch* I, § 118, Anm. 1; Walde, *Die germanischen Auslautgesetze* S. 61, Anm. 1.[1] Mir scheint diese Auffassung nicht haltbar. Wgrm. **frija-* (< **frija˜*, **frija"*) konnte meines Erachtens lautgesetzlich nur *frī* ergeben, eine Form, die neben *frīō, frēō* tatsächlich vorkommt, und die ja in den übrigen westgermanischen Sprachen durchaus die herrschende ist: ahd., as., afries. *frî*.[2]

Ich zweifle nicht, dafs die Form *frīō*, (*ēō*) im Nom. Sg. Msk. Ntr. auf einem Ausgleich innerhalb des Paradigmas beruht. Während Formen wie **frija˜*, **frija"*, **frijas"* (**frijes"*), **frijai*, **frijizai* usw. regelrecht zu altenglischen Formen mit *ī* (*īʒ*) führten, entwickelte sich in Formen wie **frijommō*, **frijanō"*, **frijō* usw. lautgesetzlich urenglisch ein Diphthong (*ιō, ēō*): *frī, frī(ʒ)es, frī(ʒ)e* usw.; aber *frīōm* (*ēō*),[3] *frīōne* (*ēō*), *frīō* (*ēō*) usw. Sekundär traten dann Ausgleichungen ein, indem teils *ī(ʒ)*, teils (und zwar vorwiegend) *īō* (*ēō*) verallgemeinert wurde: Dt. *frīʒum*, Akk. Sg. M. *frī(ʒ)ne*; Nom. Sg. M. N. *frīō* (*ēō*), [G.,] Dt. Sg. F. *frīōre*, Nom. Akk. Pl. M. *frīō* (*ēō*) usw.

Die starke Ausbreitung der Diphthongformen (namentlich im Westsächsischen) mag durch das Gegenwort *þēū, þīōw, þēō(w), þēā* 'Knecht'[4] begünstigt worden sein; dies Wort ist ja im Altenglischen (auch in selbständiger Verwendung) noch voll lebendig, während es die übrigen westgermanischen Dialekte gar nicht mehr oder kaum

---

[1] '.. *frío, fréo*, wo bei der Kontraktion doch jedenfalls im Stamme **frija-* schon der -a-Laut vorhanden war, also i + a zu io kontrahiert, besser gesagt, ia zu io weiter gewandelt ist; ebenso *díofol, déofol* = lat. *diabolus*.'

[2] Dagegen ahd. *fîant*, as. *fiund*, afries. *fīand* = ae. *fīōnd, fēōnd* 'Feind'; ahd. *friunt*, as. afries. *friund* = ae. *frēōnd* (*īō*) 'Freund'.

[3] Sekundär *frīōum* (*ēō*).

[4] Über den Vokalismus dieses Wortes vgl. Sievers, *Zum ags. Vokal.* S. 37 ff.

noch kennen (as. *þeo-*, ahd. *deo*). Die Möglichkeit einer derartigen Beeinflussung durch das Gegenwort wird durch das bei Kluge, *Nominale Stammbildungslehre*[2] § 144 zitierte *fréowet* 'Freiheit' (nach *þéowet*) erwiesen. — Auch das *ēō* der nordhumbrischen Nebenform *frēō* (s. Bülbring a. a. O.) dürfte bei dieser Annahme am ehesten seine Erklärung finden.

Halle a. S. Otto Ritter.

Zur Etymologie von altengl. *simbles* (*Archiv* CXIX, 180).

Ich erfahre von Herrn Prof. Pogatscher, daſs die von mir genannten Orts vorgeschlagene Deutung von ae. *simbles, -e* aus **sinmêl-* bereits von Kluge in einer Anmerkung zu seiner Kritik von Zimmer, *Altindisches Leben* (*Anz. f. dtsch. Alt.*, 1880, VI, 200) gegeben worden ist.

Halle a. S. Otto Ritter.

Ne. *ingle* 'a darling, paramour'.

Dieses Wort leitet Skeat, *Concise Et. Dict.*, aus dem Niederländischen oder Friesischen her und verweist auf mittelniederl. *ingel, engel* 'an angel', ostfriesisch *engel,* das nach Doornkaat-Koolman häufig als weiblicher Name und als Kosewort gebraucht wird. Das Oxforder Wörterbuch läſst das Wort unerklärt ('origin unknown'). Ich glaube nicht, daſs das Wort aus dem Kontinentalgermanischen entlehnt ist; und daſs es gerade friesischen Ursprungs sein soll, glaubt niemand, der das zum allergröſsten Teil rein niederdeutsche Wortmaterial bei Doornkaat-Koolman kennt.

Über die Geschichte des Wortes ist nicht viel zu sagen. Nach dem *Oxf. Dictionary* taucht es erst im 16. Jahrhundert auf, und zwar mit der Bedeutung 'a boy-favourite (in a bad sense); a catamite'; dazu gehört natürlich das Verbum *to ingle* 'to fondle caress, to cajole, wheedle, coax'. Von Walter Scott wird das Subst. in der Bedeutung 'familiar friend, chum' miſsbraucht.

Ich leite das Wort direkt aus ae. *engel,* frühme. *engel* 'Engel' her. Diese Ansicht will ich hier in aller Kürze näher begründen.

Ae. *engel* lebt noch im früheren Mittelenglisch (z. B. Laȝamon, Orrmulum, On god ureison of ure lefdi, Hali Meidenhad, Ancren Riwle u. a.), wurde aber schon im 13. Jahrhundert in der Literatursprache durch die französische Form *a(u)ngel* verdrängt, was ja gar nicht zu verwundern braucht, wenn man sich die unerhörte Macht des Franzosentums in England zu diesen Zeiten, vor allem die der französischen Geistlichkeit und der französischen Sprache in der Kirche klarmacht. Deshalb braucht aber die alte Form nicht ausgestorben zu sein. Unter dem Volke lebte das Wort *engel* in dieser Form sicher noch lange, und als es wieder in der Literatur auftauchte, hatte es teils den Lautübergang *eng* > *ing* durchgemacht, teils eine veränderte Bedeutung (zuerst 'Liebling') angenommen. Der

Bedeutungsübergang braucht nicht mehr zu befremden als die Bedeutung des Wortes *Engel* 'Liebling' in anderen Sprachen. Es ist für die Frage nicht ohne Bedeutung, dafs das Wort nach dem *Oxf. Dictionary* in Ben Jonsons *Poetaster* mit *e* (*enghle*) geschrieben wird. Und wenn wir in Dekkers *The Honest Whore* den Satz *Call me your love, your ingle*[1] lesen, so werden wir ziemlich direkt an das ae. Wort *engel* gemahnt.

Lautliche Schwierigkeiten stehen unserer Erklärung nicht entgegen. Der Übergang *eng* > *ing* ist allbekannt. Und *g* statt *dž* steht vollkommen im Einklang mit der Schreibung des Wortes im Orrmulum, worüber siehe Napier, *The Orthography of the Orrmulum* (in *History of the Holy Rood-tree* E. E. T. S. No. 103, S. 73).

Der Umstand, dafs das Wort 'Engel' im Mittelniederländischen gewöhnlich *ingel* geschrieben wird (vgl. Verwijs u. Verdam s. v. *Engel*), darf uns also nicht irremachen; die Schreibung (bzw. der Lautübergang *e* > *i* in dieser Sprache) hat mit unserer Frage nichts zu tun.

Der englische Familienname *Ingle* (Bardsley, *Dictionary of English and Welsh Surnames* S. 416) kann mit unserem Worte identisch sein; vgl. *Angel* als Familienname (Bardsley S. 53).

Göteborg. Erik Björkman.

Dichiarazione.

In alcune linee comparse nell' ultimo fasc. dell'*Archiv*, 1908, p. 484 si dice dei miei *Testi antichi francesi*, Roma-Milano, 1908: 'Das Ganze macht den Eindruck (!) unsorgfältiger hastiger Arbeit: *qui trop embrasse, mal étreint.*' Come prova di questa grave affermazione, è citato *unicamente* il testo *Le samedi* (n°. XVII), di cui si dice: 'Die sechs Strophen enthalten wohl zwei Dutzend Lesefehler.' — Ora, il recensente ha semplicemente dimenticato di consultare la ben nota edizione di questo componimento data da G. Paris, *Chrest.*[3], p. 278, che ha introdotto nella lezione dell' unico ms. di S. Germano parecchie dotte modificazioni in omaggio alla parlata dell' Isle de France. Io ho limitato il numero di queste modificazioni e ho data la prevalenza, ove mi parve opportuno, alla lezione del codice, tenendo sotto gli occhi la riproduzione Meyer e Raynaud.[2] Quelli

[1] Vgl. Wright, *Engl. Dial. Dictionary* III, S. 321.

[2] Così, mi sono attenuto al ms. per *an*, invece di *en* (*vante, antraiment*, Paris: *rente, entr.* e avrei anche potuto accettare *anfes* per *enfes* 6, 23, 26), per *oin*, invece di *ein* (v. 18 *moine*, P. *meine*), che sono tratti dell'est (studiati a pp. XXXI—XXXIII del mio manuale) i quali son dovuti all'amanuense, mentre ho accettato in molti altri casi la lezione Paris, per ragioni talora ovvie: *Le* (ms. *Lou*), *li raim crollent* (ms. *li* [cioè *la*] *raime crollet: dormēt*), *soef* (ms. *soueit*, v. 5) ecc. Quando poi la divergenza tra la lezione del ms. e quella del Paris mi è parsa andar più in là di ciò che è consentito da una pura e semplice riduzione da un dialetto all'altro, ho registrato a piè di pagina la lez. del ms., e così ho fatto quando il ms. mi parve presentare una forma notevole: v. 6 *cuitainne*, v. 7 *chosit*, v. 8 *soueif*, ecc.

adunque che sono leggermente chiamati 'Lesefehler', non sono che pensate e volute divergenze dal testo del ms., che si risolvono in concessioni all'edizione Paris.

Freiburg. G. Bertoni.

Bemerkung der Redaktion.

Diese *Dichiarazione* ist eine Ausrede, die den Tatbestand verschleiert. Es ist eben nicht wahr, dafs B. in den Fufsnoten seiner Varia Lectio die handschriftlichen Lesarten *cuitainne, chosit,* wie er hier glauben machen will, angegeben hat. Er hat vielmehr fälschlich *cuintaine, choisit* als Lesarten des Manuskripts angeführt. Und von solchen Lesefehlern wimmelt sein Abdruck der Romanze. Erst jetzt, auf den Tadel des *Archiv* hin, hat er etwas besser zugesehen. Er kann hierin ruhig noch fortfahren und wird dann sehen, dafs die Handschrift nicht *raime,* sondern *raïme* hat etc. etc. — G. Paris hat nicht 'einiges' am Text der Handschrift geändert, sondern er hat die ganze Graphie der Romanze sorgfältig regularisiert, in usum delphini, in einem Buch für französische Mittelschulen. B. hat — wie er nun nachträglich erklärt — diese Schulausgabe zum Muster genommen. Er hat daran aber ganz planlos geändert, hat hier einen dialektischen Zug der Handschrift getilgt und an einer anderen Stelle den nämlichen Zug behalten (er ändert das *ait* [*habet*] der Handschrift in *a* in Vers 8 und behält es als *ait* in Vers 7; er schreibt Vers 26 ss.: *torneit, citeit,* aber im Reime dazu *esposé,* etc.). — Durch seine — freilich ganz lückenhafte und unzuverlässige — Varia Lectio macht B. glauben, dafs er wirklich die Handschrift wiedergebe, auf die er sich in der Überschrift ausdrücklich und allein beruft. Wie sehr hierbei der Studierende irregeführt wird, liefse sich, wenn es sich lohnte, leicht durch einen Parallelabdruck des Bertonischen und des handschriftlichen Textes zeigen. Zwei Beispiele mögen genügen: Vers 3: Hs.: *Main et main vont bagnier a la fontainne*; B.: *Main a main vont bagner a la fontaine.* — Vers 8: Hs.: *Antre ces bras l'ait pris*; B.: *Antre ses braz l'a prise.* Nicht eine einzige dieser sieben Abweichungen hat B. in seiner Varia Lectio verzeichnet. — Ich wiederhole deshalb mit allem Nachdruck mein Urteil: 'Die arme Romanze ist geradezu liederlich wiedergegeben; die sechs Strophen enthalten wohl zwei Dutzend Lesefehler, die auch den dialektischen Charakter des Liedes verwischen. Und das in einer Chrestomathie, die hauptsächlich in das Studium der Mundarten einführen soll!' und bestehe auch darauf, dafs ein Buch, das eine solche Stichprobe liefert, 'den Eindruck unsorgfältiger, hastiger Arbeit macht'. H. M.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 14. Januar 1908.

Herr Herrmann gibt einige Ergänzungen zu seinem Vortrage vom 10. Dezember 1907. Er macht Mitteilung von einem Briefe Dr. Furnivalls und von dem Inhalt zweier Drucksachen, dem *10. Jahresbericht des Furnivall Sculling Club* und der ersten Nummer der *Furnivall News.*

Danach ist der ursprüngliche Hammersmith Girls' Sculling Club inzwischen dem Working Men's College angegliedert worden und heifst jetzt nach seinem Gründer und Vorsitzenden The Furnivall Sculling Club for Girls and Men.

Herr Adolf Müller und Herr Kuttner werden zu Kassenprüfern für 1908 gewählt.

Herr Pochhammer (als Gast) hält einen Vortrag über: *Das innere Leben der 'Divina Commedia'.* Der Vortragende dankt der Gesellschaft, die ihm erlaubt, als Laie vor Gelehrten über seinen Dichter zu sprechen. Er treibt keine 'mimicry' in Anpassung an die Weise, wie Dante von der Wissenschaft behandelt wird. Sein Weg ist ein anderer, da ihm die *Commedia* ein anschaubares Kunstwerk (Triptychon) ist. Dessen Bau mufs topographisch und tektonisch behandelt werden, wenn er die vom Dichter in ihn gelegten Gedanken wiedergeben soll. Hierzu hat Dante selbst durch den Bau seiner *Vita nuova* (Norton 1859) sowie durch den Kommentar zu deren Sonetten uns erzogen. Das Dreibild mufs daher textgemäfser dargestellt werden, als in Italien üblich. Alle drei Reiche müssen die (physikalisch unmögliche) Gestalt behalten, die Dante ihnen gab. Erst nach Auflösung des Schemas der sieben Sünden-, Läuterungs- und Seligkeits-Stufen in Lehrgedanken ergibt sich das innere Leben der Dichtung. Der Himmel Dantes birgt einen ethischen Gott, der von jedem Erlösten jedoch persönlich gesucht sein will. — Ferner ist der Gottesgedanke auszudenken, der in den drei Schöpfungsakten (Himmel und Erde, Hölle und Berg, Eden und Mensch) sich ausgeprägt hat. Nur so wird klar, dafs Dante den Heilsweg geht, den Gott gebaut, Christus aber erst geöffnet hat, und den die richtig beratene Vernunft den Menschen führen soll. Dante hat das 'irdische Paradies' (Mon. III, 15) lebend erreicht, teilt mit, wie er dahingelangt ist, und wie er dann vom Himmel in der Seraphliebe die Triebkraft sich geholt hat, die ihn befähigt, dort zu weilen. Daher erwacht er in Eden. Fausts Himmelfahrt darf hier nicht stören. Goethe aber hilft zu Dante 1) durch Klarlegung des Unterschiedes zwischen Allegorie und Symbol (Sprüche IV), 2) dadurch, dafs er die Weise uns näher bringt, wie der Genius einen ihm von der Volksseele gereichten Stoff zu dichterischer Lösung des Lebensproblems verwertet.

Beim Durchsprechen der wichtigsten Einzelheiten, wie sie sich dem 'Schauenden' ergeben, hielt der Redner die in seinen Schriften (2. Aufl. *Dante* [Teubner] und *Dantekranz* [Grote]) niedergelegte Auffassung auch

den drei Einwürfen gegenüber aufrecht, die C. Appel (*Archiv* CXIX, 1/2) ihm gemacht hat. Die noch im *Convivio* mit den sieben freien Künsten besetzten Planeten haben in der *Commedia* ethische Werte erhalten, um mit den von Dante neugeordneten sieben Sünden (Hölle — Berg) in geistige Verbindung gebracht zu werden. Die Sterne waren gegebene Gröſsen, das Dreibild ist daher in gewissem Sinne von rechts nach links geschaffen. Der *loco voto* (*Inf.* XXXIV, 125) bedeutet unzweifelhaft die ganze Hölle. Nur so entsteht der Berg, den Ulyss wie Dante himmelragend finden und zu dessen halber Höhe (*Purg.* XXI, 50) kein Regenbogen mehr hinanreicht. Statius aber ergänzt Virgil ähnlich wie die praktische Vernunft Kants die reine ergänzt: nicht zum menschlichen, sondern zum natürlichen Denken tritt das religiöse, zum heidnischen das christliche, dessen Dante benötigt zum Verkehr mit Beatrice wie mit den Aposteln.

Die sehr wichtige Frage der Datierung der Danteschriften bat P. als noch nicht abgeschlossen zu betrachten. Ihn führen innere Gründe immer bestimmter dazu, Witte-Grauert recht zu geben gegen Kraus-Voſsler und die *Monarchia* für eine Streitschrift von 1300 zu halten. Schlieſslich hob er den Wert der Danteschen Dichtung für die Gegenwart hervor. Sie komme dem Sehnen der Zeit nach Vertiefung wie nach Verständigung entgegen. Dante selbst fordere in so wunderbarer Weise (*Par.* VIII und XXIX) die Beachtung der menschlichen Verschiedenheiten. Er könne in seinem 7. Jahrhundert wohl alle einigen, die, gleichviel von welchem Standpunkt aus, dazu gelangt sind, Genuſs und Erhebung in ihm zu finden.

Herr Oberlehrer Dr. Diekhoff (14. Realschule) wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 28. Januar 1908.

Herr Aronstein spricht über die *Dramen Beaumonts und Fletchers.* Zwischen dem wirklich lebendigen Drama und dem Leben besteht eine enge Verbindung. Niemals war diese Verbindung enger als in dem englischen Drama der Renaissance, das einen wunderbar getreuen 'Abdruck' seiner Zeit gibt, und zwar nicht bloſs in den äuſseren Erscheinungen des Lebens, sondern auch seiner inneren Struktur, seinem Glauben, Fühlen und Wollen. Diese enge Verbindung besteht aber nicht nur für die elisabethische Zeit und die erste Hälfte der Regierung Jakobs I., sondern auch für die zweite spät-jakobitische Epoche, in der die 50 Dramen entstanden sind, die die Namen Beaumont und Fletcher tragen. Nicht durch die veränderte Technik unterscheiden diese sich von dem Drama Shakespeares und seiner Zeitgenossen, sondern durch eine andere Lebensanschauung, eine umgeänderte 'Kritik des Lebens' in politischer, sozialer und ethischer Beziehung.

Man hat das Beaumont- und Fletchersche Drama unmoralisch, dekadent genannt, aber als solches wurde es von den Zeitgenossen der Dichter und ihren Nachfolgern bis nach der Restauration keineswegs angesehen. Vielmehr gilt es ihnen als die Vollendung der Kunst Shakespeares und Jonsons und namentlich auch als moralischer, dezenter als das Drama ihrer Vorgänger. Erst im 18. Jahrhundert tritt ein Umschwung in der Wertschätzung ein, der bleibend ist. Diese merkwürdige Erscheinung will der Vortragende durch seine Darlegungen erklären.

Shakespeares Dramen wie die Beaumonts und Fletchers sind das Produkt ihrer Zeit. Aber die Zeit Shakespeares war eine Zeit nationaler Synthese, eine Zeit der Zusammenfassung aller Kräfte und vorherrschenden Einheitlichkeit im politischen, sozialen, künstlerischen und wissenschaftlichen Leben; und daher ist auch das Drama jener Zeit national und beurteilt die Dinge vom Standpunkt einer so breiten Menschlichkeit, daſs

er uns als allgemein menschlich erscheint. Mit der zweiten Hälfte der Regierung Jakobs I. tritt eine Spaltung ein. Auf der einen Seite steht der Hof und der Adel, auf der anderen das puritanisch-demokratische Bürgertum. Auch das Drama wird Partei, und zwar schlägt es sich naturgemäfs meist auf die Seite des Hofes und Adels, die es beschützen. Diese Richtung zeigt sich am schärfsten in den Dramen Beaumonts und Fletchers, die beide durch Geburt und Erziehung der Aristokratie angehörten.

Der Kreis der Wirklichkeit, der in ihren Stücken ernsthaft behandelt wird, ist der Hof und die aristokratische Gesellschaft; die Bürger treten nur auf, um verspottet zu werden. Dies zeigt sich schon in dem ersten Stücke Beaumonts *The Woman-Hater* und ebenso auch bei der Darstellung des Bürgertums in anderen, wie *Philaster, Cupid's Revenge, A King and No King* und namentlich dem Lustspiele *The Knight of the Burning Pestle,* in dem beide Dichter im Gegensatz zu dem literarischen Geschmack des Bürgertums gewissermafsen ihr Programm aufstellen.

Wenn die Dichter in dieser Verachtung des Volkes sich vielfach mit Shakespeare berühren, so tragen sie ein ganz neues Element in das Drama in der Behandlung des monarchischen Gedankens. Shakespeare und Jonson waren zwar Monarchisten, aber doch Vernunftmonarchisten; sie legen auch an das Königtum den Mafsstab der Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Unter Jakob I. kommt eine neue Theorie auf, die des Absolutismus, 'des göttlichen Rechts der Könige' und 'passiven Gehorsams' der Untertanen. Der König selbst verkündet sie in seinen Schriften, und Kirche, Universität und die Juristen lehren sie. Diese Theorie zeigt sich aufserordentlich mächtig in den Dramen Beaumonts und Fletchers. Beispiele dafür sind die Dramen *The Maid's Tragedy, Thierry and Theodoret, Valentinian* und *The Loyal Subject.* Sehr interessant ist besonders auch die eingehende dramatische Behandlung des Problems des richtigen Verhaltens gegenüber einem lasterhaften und tyrannischen Könige in der Tragödie *The Bloody Brother, or Rollo, Duke of Normandy,* einem Kompagniestücke, an dem aufser Fletcher auch Jonson, Massinger, Field oder Cartwright und vielleicht noch ein fünfter Dichter mitgearbeitet haben. Ein einziges Drama dieses Kreises vertritt einen demokratischen Standpunkt, die Tragikomödie *The Double Marriage.* Der Grund dieser Verschiedenheit liegt wohl darin, dafs Massinger, der Demokrat war, an diesem Stücke den Hauptanteil hat.

Im übrigen ist das vorherrschende Motiv des Beaumont-Fletcherschen Dramas die Liebe, während in den Dramen der vorigen Epoche die Leidenschaften, die aus dem Streben nach Macht, Ruhm und Besitz fliefsen, die Hauptrolle spielen. Alles andere, namentlich auch die historische Einfassung, ist nur Hintergrund, Staffage und soll nur Gelegenheit geben zu grofsen Szenen und Prachtentfaltung. Deshalb wird auch in den historischen Stücken die historische Treue, das Lokalkolorit, die Chronologie u. dgl. mit wahrhaft souveräner Gleichgültigkeit behandelt.

Ihre Auffassung der Liebe unterscheidet sich von Grund aus von der Shakespeares und seiner Generation. Bei diesem ist die Liebe sinnlich und geistig zugleich. Bei den späteren Dramatikern ist aber die Trennung zwischen Geist und Sinnlichkeit eingetreten. Die Liebe wird zur Erotik. Eine programmatische Bedeutung hat in dieser Beziehung Fletchers *Faithful Shepherdess,* ein Hirtendrama, das im Rahmen einer idealen Welt die Liebe in ihrem Verhältnis zur Sinnlichkeit behandelt. Ganz ähnlich ist das Thema in dem prächtigen Drama *The Knight of Malta,* einem gemeinsamen Werke Fletchers, Beaumonts und Massingers, das uns einesteils die allgemeine Auffassung der Dichter von der Liebe, aber auch ihre besonderen Unterschiede in der Behandlung derselben, namentlich die Beaumonts und Fletchers, deutlich zeigt. Der Vortragende

schliefst hieran eine kurze Charakteristik dieser beiden Dichter und Massingers mit Bezug auf ihre Auffassung des Geschlechtslebens.

Die Liebeskonflikte in den Dramen der Dichter sind natürlich sehr mannigfaltig, aber schliefslich lassen sie sich doch auf einige Grundformen zurückführen. Da ist zuerst die sentimental-schmachtende Liebe, wie sie zuerst die englische Bühne betritt in *Philaster*. Diese stammt aus der Ritterromantik, wie ja auch der Sonnenritter die Quelle dieses Stückes ist. Beaumont ist ihr Vertreter; von ihm rührt auch die auf denselben Ton gestimmte Haupthandlung in *The Coxcomb* her. Fletcher behandelt dasselbe Thema mehr humoristisch in den Tragikomödien *The Humourous Lieutenant* und *Woman Pleased*. Er ist in seiner Auffassung der Liebe Skeptiker, Ironiker, und dies zeigt sich namentlich in den Stücken *The Mad Lover* und *The Island Princess*, in denen die Liebe als Tollheit erscheint.

In einer ganzen Reihe anderer Stücke, ist die Liebe Lustspielmotiv für die Entfaltung von Schlauheit und List, und zwar ist in diesen meist von Fletcher herrührenden Stücken die Frau fast immer der überlegene, aktive Teil. Es herrscht ein grundlegender Unterschied in Fletchers und Shakespeares Auffassung des Frauencharakters. An die Stelle des tiefen Gemüts, der echten Weiblichkeit der Shakespeareschen Frauen ist ein scharfer Verstand getreten. Wir bemerken in den Stücken Fletchers eine feministische Tendenz, die in einem Stücke, der parodistischen Fortsetzung von Shakespeares *Taming of the Shrew*, *The Woman's Prize or the Turner Tamed*, sogar zum Hauptmotiv eines Lustspiels wird. Eine ähnliche Tendenz herrscht in der Tragikomödie *The See Voyage*, in der der Dichter die Übertreibungen weiblicher Selbständigkeitsgelüste verspottet.

Das Ziel der Liebe ist in den Dramen Beaumonts und Fletchers, wenigstens soweit die Personen der besseren Gesellschaft in Betracht kommen, die Ehe. Aber die Auffassung der Ehe ist durchaus äufserlich; sie ist bei ihnen nichts weiter als die konventionelle Sanktion des geschlechtlichen Verkehrs. Beispiele hierfür sind zahlreich und werden von dem Vortragenden angeführt.

Bei der Auffassung der Liebe als rein geschlechtlicher Anziehung von Mann und Frau spielen natürlich Verführung und Ehebruch eine grofse Rolle in den Dramen der Dichter. In ihrer Behandlung unterscheidet sich der moralisch ernste Beaumont von dem frivolen Fletcher. Sein Prinzip bei der Darstellung von Konflikten aus geschlechtlicher Leidenschaft ist, Pikanterie mit der Wahrung der äufseren Moralität, der Konvention zu verbinden. Seine keuschen Mädchen und Frauen sind innerlich unkeusch, verderbt. Ein krasses Beispiel einer solchen demivierge ist die angeblich moralische Heldin Evanthe in *A Wife for a Month*.

Herr Tanger berichtete über die Entwicklung, welche die Frage der *Vereinheitlichung der Aussprachebezeichnung* genommen hat seit der Überreichung der von ihm darüber verfafsten *Denkschrift* im Preufsischen Kultusministerium (Februar 1907) und des dadurch veranlafsten *Rundschreibens der Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen* an die neuphilologischen Vereine und zahlreiche einzelne Fachgenossen, welches im April 1907 versendet wurde. Herr Tanger erinnerte daran, dafs die Denkschrift damals eine freundliche und ermutigende Aufnahme im Ministerium gefunden habe, und dafs Herr Geheimrat Münch im März der Gesellschaft mitteilen konnte, die Einberufung der in der Denkschrift empfohlenen vorbereitenden 'Vorkonferenz' sei noch für das Frühjahr 1907 wahrscheinlich.

Das Rundschreiben habe bald angefangen zu wirken. Zwar sei von vielen Seiten keine direkte Antwort erfolgt, aber die Wirkung habe sich doch indirekt z. B. in den Fachzeitschriften bemerkbar gemacht. Es seien

aber auch viele direkte Antworten aus den verschiedensten Gegenden eingelaufen, und man könne erfreut und dankbar aussprechen, dafs alle den Gedanken der erstrebten Einigung mit Freuden begrüfsen, und dafs sie teilweise nur über den einzuschlagenden Weg insofern anderer Meinung seien, als man vielfach meint, freie Verständigung der Fachmänner unter sich wäre vielleicht vorzuziehen; ferner dafs die Sache der Erörterung in den Vereinen bedürfe und vor den Allgemeinen deutschen Neuphilologentag gehöre. Herr Tanger erklärte dazu, dafs solche gründliche Erörterung durchaus ratsam und nützlich sei, dafs er aber die Erreichung des Zieles blofs auf dem Wege der freien Verständigung für ausgeschlossen halte. Er widerlegte dann den Irrtum in manchen Zuschriften, als befürworte er einen einfachen behördlichen Machtspruch, und betonte aufs neue, die ganze Frage sei nur durch Fachleute zu regeln. Nur von ihnen sei das Einheitssystem auszuwählen oder auszuarbeiten, aber die Einführung des von ihnen präsentierten Systems könne und werde allein durch die Regierungen geschehen.

Herr Tanger konnte mitteilen, dafs seines Wissens Gesuche um Einberufung bzw. Beschickung der Einigungskonferenz an die zuständigen Ministerien gesandt seien von dem Wiener, dem Rheinischen und dem Hannoverschen Neuphilologentage sowie von dem Verbande der Neuphilologenvereine im Königreich Sachsen.

Die Sache sei also bis in den Sommer hinein im besten Gange gewesen. Da habe Herr Tanger im Juli 1907 aus dem Preufsischen Kultusministerium auf seine Denkschrift den amtlichen Bescheid erhalten, und zwar unerwarteterweise in ablehnendem Sinne: man sehe sich zurzeit nicht in der Lage, die Konferenzen einzuberufen; die Systemfrage scheine nach dem Urteil zu Rate gezogener Fachleute noch zu wenig geklärt; auch werde vielleicht der phonetischen Umschrift für die Schule zu viel Bedeutung beigemessen; es empfehle sich, durch die fachmännischen Vereine eine Einigung auf bestimmte Aussprachezeichen anzubahnen, und wenn diese Einigung erzielt sei, werde die Unterrichtsverwaltung gern bereit sein, 'Mafsnahmen für die Sicherung einer allgemeinen Beachtung derselben in wohlwollende Erwägung zu nehmen'.

Herr Tanger erklärt dazu, dafs er in seiner Denkschrift in betreff phonetischer Umschrift oder diakritischer Zeichen sich völlig unparteiisch geäufsert und betont habe, erst die Fachmännerkonferenz solle darüber die Entscheidung treffen; ferner: geklärt seien die Ansichten über die ganze Frage schon hinreichend, nur fehle es an der Einigkeit, und nur um diese zu beschleunigen, habe man nach Staatshilfe gerufen.

Nun stehe man vor der Tatsache, dafs die Regierung sich abwartend verhalten wolle. Man müsse nun wohl oder übel den viel langwierigeren Weg einschlagen und versuchen, den Allgemeinen deutschen Neuphilologenverband für die Sache zu gewinnen und zur Einsetzung der erforderlichen Kommission zu veranlassen. Herr Tanger teilt mit, dafs er durch den Ortsausschufs des diesjährigen Neuphilologentages in Hannover aufgefordert sei, über diese Frage dort zu Pfingsten einen Vortrag zu halten, und dafs er zugesagt habe, so dafs also nichts versäumt werde, die Angelegenheit, welche die Berliner Gesellschaft in so dankenswerter Weise moralisch und materiell gefördert hat, wenn irgend möglich weiter einem guten Ende zuzuführen.

Sitzung vom 11. Februar 1908.

Herr Aronstein fährt in seinem Vortrage über das *Drama Beaumonts und Fletchers* fort.

Aufser blofsen Verführungs- und Ehebruchskonflikten schildern die Dichter raffinierte geschlechtliche Verwicklungen in *The Coxcomb, The*

Custom of the Country und *The Double Marriage.* Auch die Blutschande bildet das Thema einer Reihe von Stücken. Beaumont behandelt sie tragisch in *A King and No King,* Fletcher und Massinger tragikomisch in *The Captain* und *The Fair Maid of the Inn.* Die Verbindung des Liebesmotivs mit dem der Herrschsucht und des Ehrgeizes findet sich in mehreren Stücken unserer Dichter, und zwar meist handelt es sich auch hier um die sinnliche Begierde, die Wollust. Eine Ausnahme macht das unbedeutende Drama *The Prophetess.* Beispiele sind *Cupid's Revenge, Thierry and Theodoret* und das Cleopatra-Stück *The False One,* das zu einer Vergleichung mit Shakespeares *Anthony and Cleopatra* Anlafs gibt. Endlich finden sich Konflikte zwischen Liebe und Freundschaft, so namentlich in dem Drama *The Two Noble Kinsmen,* an dem auch Shakespeare Anteil hat, und in einer Reihe von anderen.

Niemals ist wohl das Geschlechtsleben auf der Bühne in so abstofsender, frivoler Weise dargestellt worden. Es erinnert an die äufsersten Erscheinungen des französischen Romans und Dramas. Eigentümlich ist dieser Erotik ein Zug zum Aberglauben. Zaubertränke spielen besonders eine grofse Rolle darin. In dieser Äufserlichkeit wie in ihrem Inhalt und Charakter sind die Dramen ein getreues Abbild des Hofes und der aristokratischen Gesellschaft ihrer Zeit. Wir finden ganz ähnliche Situationen in den Skandalaffären der Zeit, dem Ehescheidungsprozefs der Lady Essex und der Ermordung des Thomas Overbury, der Entführung der Tochter des Lordkanzlers Sir Edward Coke und dem Verleumdungsprozefs der Lady Lake.

Im weiteren behandelt der Vortragende die Männer und die Ehre in den Beaumont-Fletcherschen Dramen. In seinen höchsten Erscheinungen hat das Drama die hohe Schätzung der Persönlichkeit zur Voraussetzung. Deshalb finden wir auch in dem englischen Drama zunächst eine Überschätzung der Persönlichkeit, des entschlossenen Willens, der keine Schranken kennt. Macchiavelli ist der Lehrmeister der ersten Dramatiker, namentlich Marlowes. Shakespeare findet aus dieser Welt der Leidenschaften und der ungezügelten Liebe den Weg in eine sittliche Welt, aber auch bei ihm steht doch die starke, grofse Persönlichkeit im Mittelpunkte der Tragödie. Seine Zeit war auch eine Zeit grofser Individualitäten auf allen Gebieten des Lebens. Dagegen beherrscht in der spätjakobitischen Epoche ein kleinlicher und kleinmütiger Geist das öffentliche Leben, und dieser Geist spiegelt sich auch im Drama der Zeit. Die männlichen Charaktere des Dramas werden nicht mehr als Einzelwesen, sondern als Vertreter eines Standes oder einer Klasse dargestellt. Sie treten den Frauen gegenüber an die zweite Stelle.

Grofse Charaktere finden wir nur wenige in diesen Dramen. Solche sind etwa Mountforest in *The Knight of Malta,* der Held der Tragödie *Sir John van Olden Barnavelt* und allenfalls noch Melantius in *The Maid's Tragedy.* Den übrigen Helden der Dramen fehlt es entweder an Kraft oder an Einheitlichkeit. Zu der ersten Gattung gehören die sentimentalen Liebhaber, wie Philaster, Amintor, Valerio usw., und die idealen Bühnenhelden, wie Caratach, Leucippus (*Cupid's Revenge*), Lord Montagne in *The Honest Man's Fortune.* Nur eine einzige dieser Gestalten ist aus der Sphäre der Sentimentalität in die wahrer Poesie hinausgehoben, Miranda in *The Knight of Malta.* Die zweite Gattung kann man als problematische Gestalten bezeichnen. Ihr Charakter besteht darin, dafs sie keinen haben. Sie springen grundlos und unvermittelt vom Guten zum Bösen und umgekehrt über oder schwanken zwischen beiden hin und her. Hierher gehören Maximus in *Valentinian,* der Herzog von Moskau und Borosky in *The Loyal Subject,* Virolet in *The Double Marriage,* Lidian und Clarangè in *The Lovers' Progress* und Cesario in *The Fair Maid of the Inn.*

Diese Helden ragen hervor aus einer Masse typischer Charaktere, die dem Hof- und Kriegsleben angehören. Im Mittelpunkte steht meist ein wollüstiger, mehr oder weniger grausamer Herrscher. Um ihn gruppieren sich die übrigen Charaktere, der gewissenlose Schmeichler und Hetzer, das Werkzeug der Leidenschaften und Begierden des Herrschers, der treue, hingebende Berater und Feldherr, die feigen, prahlerischen Höflinge und eine Reihe anderer, Advokaten, Geistliche, Emporkömmlinge, die von Beaumont, der der Schule Jonsons angehört, satirisch, von Fletcher mehr ironisch dargestellt werden. Der Vortragende geht hier auf den Unterschied in der Auffassung des Komischen bei Beaumont und Fletcher ein.

An Heldentum glaubt Fletcher nicht. Er ironisiert es, wie z. B. in seinem Cleopatra-Stücke *The False One* den Charakter Caesars oder in *The Mad Lover* den General Memnon. Sein Lieblingstypus ist der des gentleman, d. h. des jungen Kavaliers oder Offiziers, der zwar in geschlechtlichen Dingen ausschweifend und gewissenlos, aber sonst ein Ehrenmann ist. Beispiele hierfür werden angeführt. Verwandt mit diesem Kavaliertypus ist der des derben, braven, lustigen Gesellen und der des lustigen, jovialen alten Herrn. Allerdings zeigt sich gerade in den Gestalten der Alten, etwa des Sebastian in *Monsieur Thomas,* ein moralischer Zynismus, der in dem Drama der Restaurationszeit kaum noch übertroffen werden konnte.

Doch behandeln die Dichter auch gewisse sittliche Probleme ernsthaft, so namentlich die Frage nach dem Wesen der persönlichen Ehre und ihrem Schutze. Shakespeare hat diese Frage in tiefsinniger, philosophischer Weise in *Heinrich IV.* behandelt und streift sie auch in *Hamlet.* Bei Beaumont und Fletcher ist die Ehre der äufsere Ruf, die Meinung der Menschen und speziell der Gesellschaft, also die Satisfaktionsfähigkeit. So handelt es sich denn bei ihnen nur um den Schutz der äufseren Ehre, namentlich das Duell. Duelle waren in jener Zeit sehr häufig, und dies spiegelt sich auch im Drama. Die Frage nach ihrer Berechtigung wird ernsthaft erörtert in den Stücken *The Little French Lawyer, The Pilgrim, The Custom of the Country, The Lovers' Progress* und *Nice Valour.* Der Vortragende legt im einzelnen dar, wie der Dichter diese Frage beantwortet.

So ist das Beaumont-Fletchersche Drama ein treues Spiegelbild des Fühlens und Denkens der aristokratischen Kreise jener Zeit. Daraus erklärt sich sein grofser Erfolg und auch das Schwinden desselben, als mit der Revolution von 1688 andere sittliche Anschauungen zur Herrschaft gelangten, eine Umwertung der sittlichen Werte eintrat.

Herr Tiktin spricht über *Rumänische Novellisten.* Er bemerkt, dafs seit dem Bestehen der Gesellschaft noch niemals über die rumänische Sprache und Literatur etwas vorgetragen sei, obschon auch dieser Zweig des Romanischen von grofser Wichtigkeit sei, nicht nur für den Philologen, sondern auch für den Literarhistoriker. Die Übersetzungen aus dem Rumänischen sind leider recht mangelhaft, wie die Proben aus bekannten Übersetzungen zeigen. Herr Tiktin liest nun einige kurze, das rumänische Volk charakterisierende Novellen vor, die er selber übertragen.

Von Joan Creangă, der, aus dem Bauernstande hervorgegangen, Priester und Schulmeister wurde, ist die *Geschichte von einem Faulpelz,* die die Trägheit des rumänischen Bauern schildert, während Vlahuţă, ein mit der westlichen Kultur vertrauter Dichter, der in seinen Werken für die Hebung des Bauernstandes eintritt, in der Novelle *Auf dem Dreschplatz* von dem Leben der Bauern ein anschauliches Bild gibt.

Beim 30. Stiftungstage der Dresdner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen wird unsere Gesellschaft durch die Herren Risop und Adolf Müller vertreten sein. Eine von den beiden Vorsitzenden verfafste Adresse wird angenommen.

Sitzung vom 25. Februar 1908.

Herr Cornicelius spricht über *Johannes Trojan,* seine schlichte, gerade und ungesuchte Schilderung des Lebens in und um Berlin zunächst hervorhebend. Als Verfasser von Kinderliedern steht er neben Hoffmann von Fallersleben, als Humorist neben Heinrich Seidel, als Kenner und Bewunderer der Mark neben Theodor Fontane. Seine Berufstätigkeit ist die politische Satire, die seinem innersten Wesen zunächst fernzuliegen scheint, durch die er aber auch zu Versen veranlafst worden ist, die an warmem, herzbewegendem Patriotismus mit Schenkendorff wetteifern. Der Vortrag ist in den *Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen* erschienen.

Herr Adolf Müller berichtet über den aufserordentlich herzlichen Empfang, den die Abgesandten der Gesellschaft, Herr Risop und er selbst, in Dresden bei dem 30. Stiftungstage der dortigen Gesellschaft gefunden haben. Die Feier habe den Charakter eines herzlichen Familienfestes getragen, sei durch die Anwesenheit von Damen verschönt worden und in bezug auf alles Gebotene — Vorträge, Toaste, humoristische Tafellieder — in jeder Weise als hervorragend und gelungen zu bezeichnen.

Der Vorsitzende, Herr Mangold, verliest das Schreiben des Vorsitzenden der Dresdner Gesellschaft, Herrn Besser, worin dieser für die Teilnahme der Berliner Gesellschaft und ihre Adresse seinen wärmsten Dank ausspricht.

Herr Tiktin beendigt seinen Vortrag über *Rumänische Novellisten.* Er spricht über Joan Basarabescu, der mit Vorliebe das kleinbürgerliche Leben schildert, humorvoll und nicht pessimistisch, sondern einfach, wie es sich ihm darstellt. Zum Vortrag bringt er die charakteristische Novelle '*Sie*', die die Stellung des Ältesten in der Familie und die Feier des Weihnachtsfestes beleuchtet.

Herr Wolff spricht über das unerfreuliche Ehebruchs- und Mordstück *Arden von Feversham,* das, nach einer wahren Begebenheit erzählt, im 17. Jahrhundert sich grofser Beliebtheit erfreute. Die Charaktere des Mörderpaares Alice und Mosby sind gut geschildert, doch ist die ganze dramatische Struktur verfehlt: der unbekannte Verfasser ist mehr Novellist als Dramatiker. Die Mitarbeit Shakespeares soll der vorgerückten Zeit wegen in der nächsten Sitzung erörtert werden.

Sitzung vom 10. März 1908.

Herr Wolff beendet seinen Vortrag über *Arden von Feversham,* indem er namentlich die Frage der Verfasserschaft Shakespeares erörtert. Die Frage tauchte zuerst 1770 auf und ist seitdem bis auf den Dichter Swinburne vielfach behandelt worden. Sämtliche Kritiker beschränken sich auf philologische und ästhetische Gründe, besonders Parallelstellen, die aber nicht viel beweisen, da bei dem damals allgemein angenommenen Theaterstil sich solche in jedem Drama jener Zeit nachweisen lassen, besonders bei Kyd und Marlowe. Gerade der Stil *Ardens,* der trocken und nüchtern bis zur Plattheit ist, spricht gegen Shakespeares Verfasserschaft. Ebenso der Versbau, der auffallend unregelmäfsig für die frühe Zeit ist. Der Verfasser, bei dem der Verstand die Phantasie überwog, war offenbar ein Akademiker. Und seine Seneca-Erinnerung brachte ihn dazu, den Stoff *Ardens* zu dramatisieren, die Ähnlichkeit, die zwischen seiner Ermordung und der Agamemnons bestand. Auch die klassizistische Tendenz spricht gegen Shakespeares Autorschaft. In letzter Zeit hat man dieses Drama, ebenso wie manche andere Dramen unbekannter Verfasser, Kyd zugewiesen, doch sind auch die hierfür vorgebrachten Gründe in keiner Weise stichhaltig. Namentlich der Vergleich mit *Soliman und Perseyda,* das wahrscheinlich von Kyd stammt, will nicht passen. Auf Grund des

vorhandenen Materials läfst sich das Stück keinem der bekannten Dichter zuschreiben.

Herr Conrad tritt besonders im Hinblick auf die unregelmäfsige Metrik *Ardens* der Ansicht des Vortragenden bei. Nur *George-a-Greene* (spätestens 1593) könnte in bezug auf die merkwürdig vernachlässigte Metrik, die jedes rhythmische Gefühl vermissen läfst, *Arden* an die Seite gestellt werden. Herr Conrad führt im einzelnen aus, dafs in beiden Dramen genau dieselben auffallenden Unregelmäfsigkeiten, meist in gleichem Zahlenverhältnis, vorkommen. Er stellt Dramen von Kyd, Marlowe, Shakespeare daneben, die alle derartige Unregelmäfsigkeiten durchaus nicht aufweisen. Er kennt überhaupt kein Drama aus jener Zeit mit einer so unrhythmischen Metrik wie *Arden* und *George-a-Greene*. Er glaubt daher, dafs beide Dramen einen Verfasser haben, der vorläufig unbekannt ist.

Herr Wolff hebt dagegen den munteren naiven Ton in *George-a-Greene* gegenüber dem öden Klassizismus *Ardens* hervor.

Herr Conrad findet in den Gesprächen der Verbrecher in *Arden*, Will Shakebag und dem Fährmann, ebenfalls einen frischen humorvollen Ton, wie er überhaupt nicht ganz so ungünstig von der poetischen Seite der Dichtung urteilt wie Herr Wolff.

Als Delegierter zum Neuphilologentage wird Herr Tanger gewählt.

Herr Philipp spricht über das *Schattentheater*. Er stützt sich besonders auf die eingehenden Untersuchungen G. Jacobs (*Geschichte des Schattentheaters*, Berlin 1907) und gibt ein Bild vom heutigen Stande der Forschung. Die Heimat des Schattentheaters ist Indien, von dort wanderte es nach Ceylon, Java, Siam und China. Die mongolischen Völker dürften die Vermittlerrolle für die islamischen Völker gespielt haben. In das Abendland ist das Schattenspiel jedenfalls von Tunis aus gewandert, zuerst nach Italien, sodann nach Deutschland und schliefslich nach Frankreich.

Der Apparat des Schattenspiels besteht aus einer spanischen Wand, die einen mit Leinwand überspannten viereckigen Ausschnitt (*perde*) hat. Hinter diesem wird eine Olivenöllampe angezündet; hinter dieser Lampe sitzt der *chajaldschy* (der Schattenkünstler), spricht oder singt die Texte und bewegt die mit Stäbchen gegen die Leinwand gedrückten Figuren. Die (türkischen) Figuren sind gewöhnlich aus Kamelleder oder auch aus Papier gefertigt, mit Gelenken versehen, vielfarbig und transparent, so dafs die Farbe durch den Vorhang schimmert.

Der Vortragende schildert dann eingehend das türkische Schattentheater und dessen Haupttypen, den Karagöz, der nahezu unserem Kasperle entspricht, seinen Genossen Hadschiewad und das übrige Personal. Zur Erläuterung der Schattenspielkomik teilt er eine Probe in Übersetzung mit.

Dann behandelt er das Schattenspiel in Deutschland, wobei er das im Herbst 1907 eröffnete Schattentheater in München-Schwabing erwähnt. Ferner bespricht der Vortragende das Schattenspiel in Frankreich, dessen bedeutendster Künstler Dominique Séraphin (geb. 1747) war, und gibt zuletzt eine ausführliche Schilderung der von Jacob mit Schattenlyrik bezeichneten Aufführungen in der bekannten Singspielhalle Chat Noir zu Paris.

Herr Tiktin berichtet, dafs die Zigeuner in Rumänien Schattenspiele noch in den sechziger Jahren in den Bojarenschlössern aufgeführt hätten. Man spielte 'mit' und 'ohne Vorhang', d. h. mit oder ohne Rücksicht auf die anwesenden Damen; im letzteren Falle waren die Vorführungen so derb, dafs die Damen sich vor der Vorstellung entfernten.

Herr Tanger fragt, wie es technisch möglich sei, farbige Bilder zu geben. Herr Philipp erklärt das so, dafs der Vorhang aus ganz dünner Gaze bestehe, gegen die die Bilder gedrückt würden. Auch sei der Zuschauerraum erleuchtet.

Sitzung vom 24. März 1908.

Herr Ludwig spricht über *Schiller und den literarischen Geschmack der Restaurationszeit.* Ohne auf die ästhetischen Theorien der Romantik einzugehen, zeigt der Vortragende, wie die Mitglieder der jüngeren romantischen Richtungen die Abneigung des älteren Jenaer Kreises gegen Schiller meist teilten, und wie auch das Publikum sich dieser Strömung nicht entziehen konnte. Nicht nur dafs mehrfach nachzuweisen ist, wie der Einflufs romantischer Dichtung und Kritik direkt zur Ablehnung Schillers führte, der Dichter wurde überhaupt als fremd empfunden gegenüber den von der Romantik bestimmten politischen, literarischen und religiösen Zeitmeinungen. Dem ruheseligen Geiste der Restaurationszeit erschien er revolutionär, die Goethe-Verehrer in den Kreisen der hohen Bildung meinten auf ihn als populär hinabsehen zu dürfen, die germanisch-christlichen Ideale der Burschenschaft stiefsen sich an seinem Kosmopolitismus, der neuerwachte kirchliche Sinn vermifste unter der glänzenden Form das eine, was not ist. So stellt sich das Jahrzehnt 1815 bis 1825 als schillerfremd dar, wenn auch in der warmen Liebe manchen einfachen Mannes zu dem Dichter des Volkes und der Freiheit sich Vorboten künftiger Wandlung aufweisen lassen.

In der Erörterung hebt Herr Förster hervor, dafs Schiller der Berichtigung und Kritik bedürfe. 1905 schien man auf dem richtigen Wege zu sein. In Oberklassen seien die *Götter Griechenlands* unmöglich. Wenn man manches über Bord werfe, behalte man den unsterblichen Schatz für ewige Zeiten. — Herr Münch gedenkt des Auf und Nieder in der Bewunderung für Schiller. Das Wort 'Schiller ist ein Blechkopf' in Otto Ernsts *Jugend von Heute* hat doch die Leute aufgerüttelt. 1859 und 1905 war wieder eine starke Strömung für ihn. Viel Liebe, Verehrung und Ehrfurcht wurden ihm dargebracht.

Herr Tanger wird als Delegierter zum Bayerischen Neuphilologentag in Würzburg gewählt.

Auf Antrag des Herrn Kuttner werden in Zukunft die Delegierten der Gesellschaft mit den Bezügen eines Rats IV. Klasse ausgestattet werden.

Herr Rosenberg macht einleitende Bemerkungen zu *Goethe en France* von Baldensperger. Der Vortrag selbst findet in der nächsten Sitzung statt.

Sitzung vom 7. April 1908.

Herr Rosenberg sprach über *Goethes Werther in Frankreich.* Nach einem kurzen Überblick über den Einflufs französischer Kultur, der sich bei Goethe besonders in früher Jugend und in späterem Alter geltend machte, ging der Vortragende zu einer Besprechung des anregenden Buches von F. Baldensperger, *Goethe en France* (Paris 1904), über. Er meint den Hauptvorzug dieses Werkes in der Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffes zu finden, einen Nachteil aber darin zu sehen, dafs das Unwesentliche neben dem Wichtigen in allzu gleichmäfsiger Weise dargestellt ist. — Auf Grund des Baldenspergerschen Buches, aber mit absichtlicher Übergehung des Unwesentlichen und mit weit ausführlicherer Behandlung des Bedeutenden sprach der Vortragende über den Einflufs des Goetheschen Werther in Frankreich. — Nach einer Reihe von ziemlich gleichartigen Nachahmungen des deutschen Romans zeigt zuerst vollkommene Freiheit in der Abhängigkeit der Briefroman *Delphine* von Mme de Staël. Wie Werther darunter leidet, dafs er für das Ausleben seiner Persönlichkeit keinen Platz in der Gemeinschaft finden kann, so wehrt sich auch Delphine vergebens gegen die Gesellschaft, die es der Frau als einzige Glücksmöglichkeit gewährt, die Liebe in der Ehe zu finden. Wir können in

Delphine einen feministischen Werther erblicken. Die künstlerische Behandlung des Stoffes aber ist durchaus verschieden. Namentlich findet sich von der Schilderung der Natur, die im Werther so hinreifsend wirkt, bei Frau von Staël auch keine Spur. — Ganz anders wieder bei Chateaubriand, in dessen *René* die Naturbeschreibung eine grofse Rolle spielt; aber im Gegensatz zu den voll Empfindung dargestellten Landschaften Werthers, die sich immer nach dem Gefühl färben, das die Geliebte und die Welt in ihm erregen, finden wir Renés Schilderungen an sich virtuos, häufig von berückendem Glanz und ungewöhnlich klar und lebendig, aber nicht selten auch an Stellen, wo sie mit dem Gefühl und der augenblicklichen Lage des Helden nichts zu tun haben. — René und Werther gemeinsam ist die Leidenschaft und Unruhe des Temperaments, die Empfindung der Qual über die Beschränkung unseres Wesens und die Melancholie, die daraus entspringt; aber während Werther sich mit einem Übermafs der Leidenschaft nicht nur dem Schmerz, sondern auch, in hochgestimmten Augenblicken, der Freude hingibt, leidet René unter der Leere seines Herzens, unter der Gleichgültigkeit, mit der er, gelangweilt, dem Leben gegenübersteht. — Erst nachträglich — darin stimmt der Vortragende Morf (*Archiv* CXIV, 224) bei — hat Chateaubriand seinem Roman eine religiös-christliche Tendenz hinzugefügt und so einen scharfen Gegensatz zum *Werther* geschaffen. — Gerade die Verbindung dieser beiden Motive, der schwärmerischen Sentimentalität eines Liebenden und des gläubigen Aufschauens zu dem Troste, den die Religion gewährt, verschaffte dem Roman der Frau Julie von Krüdener, *Valérie* (1803), einen so grofsen Erfolg. Die Religion als Trösterin der tugendhaften, unglücklichen Liebesleidenschaft, das ist die neue Note gegenüber dem *Werther*. Im übrigen aber finden wir fast alle Motive, die im deutschen Roman verwertet werden, hier wieder, nur noch ins Weichere, Sentimentalere übersetzt und zum Teil vergröbert. — Der 1804 erschienene Briefroman von Senancour, *Obermann*, hat anfangs nicht diesen Erfolg gehabt, ist aber später in die *Werther*-Begeisterung mit eingeschlossen worden. Dieses melancholische Buch handelt fast ohne jede äufsere Verwicklung von der Kleinheit aller menschlichen Bestrebungen und Einrichtungen, und in diesen fast abstrakt gehaltenen Briefen wird alle Tätigkeit als unnütz verurteilt. — Eine weit höhere allgemeine literarische Bedeutung hat Benjamin Constants Roman *Adolphe*. Trotzdem aus Goethes Roman eine ganz andere Stimmung auf den Leser hinüberströmt als aus *Adolphe* — dort wurden wir von der Begeisterung der Jugend angeweht, hier herrscht die trostlose Kühle der Erfahrung —, werden doch verwandte Themata in beiden Werken behandelt. Nicht nur die Übereinstimmung einzelner Gedanken und die Ähnlichkeit im Charakter Adolphes und Werthers (ihre pessimistische Weltanschauung, ihre Menschenscheu und ihre Unentschlossenheit) ist dabei mafsgebend, sondern vor allem der Umstand, dafs in beiden Werken das unerträgliche Gefühl menschlicher Ohnmacht zum Ausdruck kommt. Baldensperger vergleicht mit Recht das Verhältnis von Adolphe zu Werther mit dem von Marivaux zu Racine. — Die spätere Einwirkung des Goetheschen Romans genau zu umschreiben, ist sehr schwierig, weil andere Erscheinungen, besonders Byron, neben dem *Werther* für die Romane in Frage kommen, in denen der Weltschmerz zum Ausdruck gebracht wird (besonders Georges Sand, *Jacques* und *Lélia*). Jedenfalls hört mit dem Beginn Balzacs die Periode sentimental-träumerischer Liebe gänzlich auf: Werther wird ein ganz deutscher Typus der Empfindsamkeit.

Herr Conrad spricht über *Shakespeares Much Ado about Nothing*. Bandellos Novelle *Come il Signore Timbreo di Cardona s'innamora di Fenicia Lionata*, die Urquelle der Hero-Fabel, ist doch nicht die unmittelbare Quelle Shakespeares. Das erkennen wir nach der scharfsinnigen Untersuchung von Holleck-Weithmann daraus, dafs Shakespeare sich

eine Reihe von Abweichungen von Bandello erlaubt, die ebenso in Jakob Ayrers *Komedia von der schönen Phänicia* vorkommen, welche auffallende Tatsache keine andere Erklärung zuläfst, als dafs beiden Dramen ein verlorenes älteres englisches Drama zugrunde liegt, welches durch die englischen Komödianten nach Deutschland gekommen sein mag. Eine andere Abweichung — die Überführung Claudios von der Untreue Heros durch den Augenschein — scheint Shakespeare Ariosts sehr ähnlicher Erzählung von der Prinzessin Ginevra im *Rasenden Roland* entnommen zu haben (übersetzt 1591 von Havington); eine fernere — das Liebesverhältnis Heros mit einem Diener — Spensers *Faery Queene.* Die moralische Vernichtung Heros vor der ganzen Hochzeitsgesellschaft hat Shakespeare selbst in jugendlicher Effekthascherei hinzugefügt. — Für die Benedikt-Beatrice-Handlung ist keine Quelle bekannt.

Der Vortragende geht dann dazu über, im einzelnen nachzuweisen, dafs der ganze Charakter des Dramas ein jugendlicher ist. Das zeigt sich in der ungeschickten Handlungsführung, in den mindestens die Hälfte des Dramas einnehmenden Witzgefechten nach Lylyschem Muster, die unmittelbar an *Love's Labour's Lost* erinnern; in der Verknüpfung einer tiefernsten Handlung mit jenen Partien von sehr oberflächlicher Komik; in der auffallend grofsen Rolle, welche der Zufall in der Entwicklung der Handlung spielt; in der unvollkommenen Charakteristik und in dem Mangel an Zartheit des sittlichen Empfindens, wie er besonders in der allseitigen Behandlung der gänzlich unerwiesenen Untreue Heros zutage tritt.

Die Figuren des Dramas haben fast alle ihre Pendants in sehr jugendlichen Stücken; das Liebespaar Benedikt-Beatrice ist geradezu identisch mit dem Liebespaar Biron-Rosalina in *Love's Labour's Lost.* Im Anschlufs hieran entwickelt der Vortragende seine Überzeugung, dafs *Much Ado* das von Meres genannte *Love's Labour's Won* ist, dessen Titel die Folio nicht kennt, obgleich es notwendig in ihr enthalten sein mufs.

Der Stil des Dramas unterscheidet sich nur dadurch von dem der jugendlichen Dichtungen, dafs Lyly und Petrarca in ihm nicht mehr so ausschliefslich als Muster auftreten wie in jenen. Stilistisch gehört es am meisten zusammen mit *As you like it,* aber auch, wie dieses, mit *Richard II, Love's Labour, Romeo* und den jugendlichen Sonetten. Beide Dramen gehören in die Übergangszeit vom unselbständigen Jugendstil zu dem Originalstil des *Merchant of Venice.* Die metrischen Erscheinungen versetzen beide Dramen ebenfalls an diese Stelle.

Herr Tanger legt das Amt des Delegierten zu den Neuphilologentagen in Würzburg und Hannover nieder; Herr Müller wird zum Delegierten für den Neuphilologentag in Würzburg gewählt, Herr Münch für den in Hannover.

Sitzung vom 28. April 1908.

Herr Mangold spricht über *Voltaires Korrekturen zu Friedrichs des Grofsen Gedichten* nach Kosers Publikation im *Hohenzollern-Jahrbuch 1906*: 'Voltaire als Kritiker der Œuvres du philosophe de Sanssouci', einem angenehm lesbaren, trefflichen und langerwarteten Essay, der eine deutliche Antwort gibt auf die Frage: Welche Fehler fand der berufenste französische Sprachkenner und Dichter in Friedrichs tüdesk-französischen Gedichten? Nur ein korrigierter Band wurde damals (1752) neu aufgelegt, der andere nicht, obwohl er nicht nur von Voltaire korrigiert war, sondern auch vom König, der nicht alle Korrekturen blindlings annahm. Würde dieser Band jetzt neu herausgegeben, so würden wir doppelt so viel in der Form tadellose Gedichte des Königs erhalten wie seither. — An orthographischen Fehlern sind nur wenige vorhanden (wie *crêp* statt *crêpe, aie* statt *ait*), weil Darget bereits die Orthographie korrigiert hatte, abgesehen von solchen Fehlern, deren Verbesserung den Vers zerstört

haben würde, und die auch noch im Druck der Preufsschen Ausgabe stehengeblieben sind, wie XI, S. 18—28: *morderont, fraguements* und ziemlich regelmäfsig *-e* statt *es* im Präs., 2. Pers. Sing. Metrische Fehler sind im ganzen nur in geringer Zahl vorhanden, desgleichen grammatische wie *si tu fusses*, synonymische wie *luxurieux* statt *luxueux* und Stilfehler wie *Louis vit le terme de ses succès et périr sa postérité*, wozu Voltaire: '*On ne peut dire : je vois du feu et pleuvoir*'. (Fortsetzung folgt.)

Herr Kabisch spricht über *C. Leroux-Cesbron, Souvenirs d'un maire de village*. Von dem im Juni 1898 bei E. Plon, Nourrit & Cie in Paris erschienenen, schon im *Matin* vom 29. Juni 1898 von Francisque Sarcey besprochenen Werke ist in der Bahlsen-Hengesbachschen Sammlung unter Nr. 49 ein Auszug, etwa die Hälfte des ganzen Werkes, von H. Klinghardt (Rendsburg) erschienen. Zu der geschickt getroffenen Auswahl gibt Klinghardt, alles in französischer Sprache, 40 enggedruckte Seiten, sprachliche und sachliche Anmerkungen, die namentlich auf sachlichem Gebiete den grofsen Reichtum des Werkes an Realien vortrefflich ausnutzen. Ein Spezialwörterbuch zu der Auswahl ist nicht erschienen, obgleich, auch neben Klinghardts umfassenden Erklärungen, noch so manche Wendung und mancher kühn gebildete Neologismus sich findet, der noch in keinem Wörterbuch Aufnahme gefunden hat.

Das Heimatsdorf des Verfassers, das er Les Arcis nennt, ist Coteaux par Maulevrier, Dpt. Maine-et-Loire, an der Grenze der Vendée. Die ganze Art seiner Darstellung zeigt, wie seine kühne Sprache, den völlig unabhängigen Mann, der Vermögen und einen einträglichen Grundbesitz hat. Seine Schilderung des Bauern steht im bewufsten und ausgesprochenen Gegensatz zu Émile Zola, *La Terre*. Er verhehlt keinen Fehler, den er an dem Bauern kennt, aber er hebt auch seine guten Eigenschaften hervor und erklärt mit beachtenswerter psychologischer Einsicht die Fehler. Seine Darstellung ist höchst amüsant, oft fein pointiert, ohne nach Witzen zu suchen: *il est plaisant bien qu'il ne cherche pas à provoquer l'hilarité*. An sprachlich Interessantem bieten gleich die beiden ersten Seiten *se fleurir* 'sich mit Blüten bedecken', *bourg* im Sinne von 'kompakter Teil des Dorfes', im Gegensatz zu den zerstreut liegenden Gehöften, und *délicieuse obsession*, ein Oxymoron mit dem reizenden Doppelsinn von 'köstliche Zudringlichkeit' des Gedankens *Je suis nommé* 'den er nicht loswerden kann', und seinem dadurch hervorgerufenen Zustand 'köstlichen Taumels'. — Über eine Reihe interessanter Realien und Urteile des Verfassers über französische Zustände wird Herr Kabisch in der nächsten Sitzung sprechen.

Andere Werke desselben Verfassers: '*Lofficial*' (Urgrofsvater Vfs.), *Journal* déc. 1794 à juillet 1795, bei Ernest Flammarion, Paris 1896, und '*Autres Temps*', Roman, bei Calmann-Lévy, Paris, wohl bald nach 1900 erschienen.

Herr Tanger gab eine Erklärung ab über die Gründe, die ihn veranlafst haben, die weitere Verfolgung des gemeinsam mit der Gesellschaft angestrebten Zieles einer Vereinheitlichung der Aussprachebezeichnung in den sprachlichen Schulbüchern vorläufig aufzugeben. Nach dem Eintreffen des ablehnenden Bescheides aus dem Kultusministerium (im August vorigen Jahres) habe er geschwankt, ob er nicht besser täte, nun diese Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, da er von vornherein den nun allein noch übrigbleibenden Weg einer freien Verständigung und Einigung durch die neuphilologischen Vereine für wenig aussichtsvoll gehalten habe. Schliefslich aber habe ihn die bis dahin einmütige Zustimmung der Gesellschaft und die Aufforderung seitens des Ausschusses für den diesjährigen Allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Hannover, dort einen Vortrag über diese Frage zu halten, bewogen, in seinen Bestrebungen fortzufahren, den gewünschten Vortrag zuzusagen und auch ein Mandat der Gesellschaft anzunehmen, zu Ostern als ihr Delegierter

zur bayerischen Neuphilologenversammlung nach Würzburg zu reisen, da dort die Einigungsfrage auf die Tagesordnung gesetzt war. Gewisse Äufserungen aber, die bei der Beschlufsfassung über diese Delegierung nach Würzburg seitens des Herrn Vorsitzenden und des Herrn Geheimrats Münch fielen, bewiesen ihm, dafs er auf die einmütige Zustimmung der Gesellschaft, auf die er sich in seiner Denkschrift an das Ministerium berufen konnte, fernerhin nicht mehr zählen könne. Er halte es daher für seine Pflicht, die Unterstützung der Gesellschaft nicht weiter in Anspruch zu nehmen. Ohne diese aber erscheine ihm gegenwärtig die Fortsetzung seiner Bestrebungen aussichtslos, und er habe die Sache deshalb vorläufig fallen lassen. Er habe deshalb auch die Delegierung nach Würzburg abgelehnt, seinen Vortrag in Hannover abgesagt und auch Herrn Prof. Kaluza, der in seiner Zeitschrift für die Einigung (wenn auch nach etwas anderer Richtung) kräftig gewirkt hat, von seinem Entschlusse benachrichtigt.

Nachdem Herr Tanger der Gesellschaft für die ihm so weit gewährte Unterstützung seinen herzlichen Dank ausgesprochen hatte, teilte er noch mit, dafs die bayerischen Neuphilologen sich nun in Würzburg auf die Erstrebung einer phonetischen Umschrift, d. h. Lautschrift (also unter prinzipieller Ausschliefsung diakritischer Zeichen), und zwar nur für das Englische, festgelegt haben, womit eine wesentliche Verschiebung des bisher angestrebten Zieles eingetreten sei.

Schliefslich gab Herr Tanger der Gesellschaft zur Erwägung anheim, ob sie nach der jetzigen Wendung in der Sache ihr vorjähriges Rundschreiben unwiderrufen auf sich beruhen lassen wolle, oder ob sie es für angezeigt erachte, eine kurze Nachricht über die eingetretene Wendung an die Vereine und Zeitschriften zu versenden.

Zu diesen beiden letzten Punkten hat die Gesellschaft in der Sitzung noch nicht Stellung genommen.

Herr Mangold bedauert, dafs Mifsverständnisse vorliegen; er habe in seiner Privatkorrespondenz mit Herrn Tanger auf dessen Wunsch nur seine persönliche Meinung ausgesprochen und Herrn Tanger nachher angeboten, die Gesellschaft noch einmal zu befragen.

Herr Münch erklärt sich durch die von Herrn Tanger gezogene Konsequenz überrascht und erläutert kurz seine Stellung zu der Frage.

Herr Adolf Müller berichtet über die Würzburger Tagung des Bayerischen Neuphilologenverbandes. Vor allem rühmt er die herzliche Art, mit der er von den bayerischen Kollegen begrüfst worden sei, und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, so manche Anregungen aus den reichhaltigen Tagesordnungen mit nach Hause gebracht zu haben. Er hoffe, dafs seine Begrüfsungsrede, in der er den Bayern vollen Erfolg in ihrem Kampf um einen Platz an der Sonne gewünscht habe, und in der er die Hoffnung ausgesprochen habe, die beiden Teile Deutschlands möchten sich gegenseitig immer besser studieren, dadurch besser verstehen und immer näher treten, voll in Erfüllung gehen möge.

Sitzung vom 12. Mai 1908.

Herr Mangold setzt seinen Vortrag vom 28. April fort. Voltaire will seine Randbemerkungen als eine Rhetorik und Poetik zum Gebrauche des Königs betrachtet wissen, doch enthalten sie wie der Corneille-Kommentar mehr Detailkritik als Regeln. Letztere lassen sich alle auf Voltaires Grundprinzip: nüchterne Klarheit, zurückführen. *Rien de trop!* Im Aufspüren von Pleonasmen geht Voltaire zu weit, wenn er z. B. *justice et équité* u. dgl. m. verdammt, aber er hat recht, wenn er mahnt: 'Wiederholungen sind schön nur in rascher rhetorischer Bewegung, die mit Gewalt denselben Gegenstand immer wieder vor die Seele führt.' Auch im

Tadel von Metaphern, deren Grundlage die Richtigkeit sei, geht Voltaire oft zu weit, wenn er z. B. *dès la fleur de ses ans* tadelt, 'weil die Blüte keine Zeit sei', oder das Horazische '*munis d'un triple courage*', oder den Vergleich des preufsischen Heldengeschlechts mit der Hydra, 'dem Symbol der Bosheit', worauf Koser mit Recht entgegnet, dafs die Hydra hier das Symbol der Unerschöpflichkeit sei. Anderseits wird aber auch manches mit Recht getadelt, wie der 'Abhang des Reizes' (*le charme m'entraîne par sa pente*), 'Apollo pflanzt seine Standarten auf' ('C'est l'affaire de votre autre dieu!'). Zu *plats nigauds, badauds, bête, butor* u. dgl. bemerkt der strenge Korrektor: 'Nicht so viele Schimpfwörter und mehr Feinheit!' Vereinzelt werden falsche oder nichtssagende Epitheta gerügt, öfter *termes vagues, plaisir charmant* u. dgl., *cent* und *mille* u. a. m. Zu '*mille malheurs, mille fléaux*' schreibt Voltaire: '*Cela fait deux mille juste*'. Ferner werden, wie bei Corneille, moniert: *dessus, dessous, desquels* ('*Dieu merci, je crois que nous ne verrons plus* des quels!'). Eine längere Regel über die Figur der sogenannten *énumération des parties* knüpft Voltaire an 'Blei und andere Metalle' an. Stets schärft er ein: '*Songez aux liaisons, aux transitions*', stets will er Doppelsinniges vermieden haben (wie '*la laine du berger*' u. a. m.). Auch Sachliches wird kritisiert. Der König wird belehrt, dafs nur Portiers nach der Herrschaft pfeifen, aber nie die Schweizer in vornehmen Häusern. '*Fidèles maîtresses*' wird zurückgewiesen mit '*Ma foi non!*' '*Quelle accolade!*' steht neben einer Reihe von Namen geistreicher Männer, bei denen Voltaire fehlt. Der König verstand den Wink und korrigierte dementsprechend. Nicht ganz klein ist die Zahl der als *trivial, bas, familier, comique, trop prosaïque* beanstandeten Wörter, aber sie ist lange nicht so grofs als in dem Corneille-Kommentar, wie denn auch im ganzen Friedrich von Voltaire viel weniger schlecht als Corneille behandelt wird. Das Ergebnis ist also verhältnismäfsig recht günstig für den König. Freilich kann aufser den von Voltaire korrigierten Gedichten wohl keines als völlig korrekt angesehen werden.

Herr Kabisch setzt seinen Vortrag über *Leroux-Cesbron, Souvenirs d'un maire de village* fort und beendet ihn für den von Prof. Klinghardt-Rendsburg getroffenen Auszug für den Schulgebrauch. Er zeigt den reichen Inhalt an Realien, die sowohl der Text selbst bietet, als auch das nähere Eingehen auf denselben leicht heranziehen läfst. Hierzu sind die in tadellosem Französisch geschriebenen Anmerkungen Klinghardts besonders geeignet. Auch zu höchst interessanten Wortstudien bieten der Text und die Anmerkungen willkommene Gelegenheit. Nach alledem empfiehlt Herr Kabisch das Buch dringend zur Schullektüre, aber nicht anders als in der Prima und bei sorgfältigster Vorbereitung — des Lehrers.

Herr Cornicelius wies auf ein neues Buch über Charles Nodier hin: *Michel Salomon, Charles Nodier et le groupe romantique*, Paris 1908. Der literarhistorische und ästhetische Teil der Aufgabe ist in dieser Darstellung weniger gefördert als der biographische. Hier hat besonders der Nachlafs Nodiers und seiner Tochter, und dazu sorgfältige Nachforschung in den Archiven, den Verfasser in den Stand gesetzt, ein reiches und auch fast überall im einzelnen zuverlässiges Bild der Jugendjahre Nodiers und des später im Arsenal sich um ihn sammelnden Freundeskreises zu geben. Der Vortragende schildert hiernach und auf Grund früherer Darstellungen, von Sainte-Beuve, Mérimée und von Frau Marie Mennessier-Nodier, den Lebenslauf und die Persönlichkeit Nodiers.

Sitzung vom 29. September 1908.

Herr Conrad spricht über den Vorgänger Shakespeares, *Robert Greene als Dramatiker*. In bezug auf sein Leben, von dem nur wenige Daten vorhanden sind, sucht er wahrscheinlich zu machen, dafs sein eheliches

Glück und Unglück in die schwer erklärliche Produktionspause zwischen 1585 und 1587 fiel, da er sich von seiner Frau hinweg unmittelbar nach London begab. Das kann aber unmöglich seine erste Übersiedelung in die Hauptstadt, 1583, gewesen sein, da er in diesem Jahre in Cambridge war, um seinen zweiten Grad zu erwerben. Bald nach seiner Rückkehr nach London (1587) mufs er seinen *James IV.* gedichtet haben, ein Drama, welches sich durch seine tiefe dramatische Wirkung, durch feine Charakteristik, dichterisch vollendeten Gefühlsausdruck, freilich auch durch eine simple Verskunst und viele Reime von all seinen anderen Bühnenstücken unterscheidet. Der Vortragende glaubt darin die reuevolle Nachwirkung der Treulosigkeit gegen seine 'Doll' zu erkennen, der er in der Schottenkönigin Dorothea ein wundervolles Denkmal gesetzt habe. Er setzt *James IV.* auch darum an die erste Stelle der von Greene bekannten Dramen, welche alle erst nach seinem Tode gedruckt wurden, weil in ihm allein nichts von Marloweschem Einflufs zu spüren ist und Greene gerade im Jahre 1588 als offener Gegner der Marloweschen Kunst auftritt. In allen anderen Dramen, von denen keines den dichterischen Wert dieser Historie erreicht, ist der Marlowesche Einflufs herrschend bis zu dem mit Lodge zusammengearbeiteten *Looking-Glass for London and England,* welches Henslowe 1592 erwähnt. Diese Dramen werden einzeln nach ihrem dramatischen und dichterischen Gehalt charakterisiert; der *George-a-Greene* wird Greene wegen seiner ganz eigenartig unregelmäfsigen und unrhythmischen Versifikation abgesprochen.

Die Hinabentwicklung des Dichters von einer originalen und bedeutenden Kunst zu der Nachahmung Marlowes erklärt der Vortragende, ebenso wie seinen menschlichen Fall in die tiefsten Abgründe des Lebens, durch die Haltlosigkeit seines Charakters und speziell durch eine angeborene krankhafte Willensschwäche, die es ihm bei aller Anerkennung und Verehrung des Guten unmöglich machte, immer sein Bestes zu tun.

Trotzdem steht der Verfasser von *James IV.* als dramatischer Dichter von allen Vorgängern Shakespeare am nächsten durch die Schönheit der Sprache, durch die Feinheit der Charakteristik und ganz besonders durch die Fähigkeit, edle und lebenswahre Frauen zu schaffen. Als Mensch verdient er unser Mitleid, da er seine Fehler, wie seine letzte Schrift *A Groat's Worth of Wit bought with a Million of Repentance* (1592) uns zeigt, einsah und tief bereute.

Herr Cornicelius machte *Neue Mitteilungen aus Claude Tilliers Leben und Schriften.* Zunächst gab er eine Ausführung der 1902 unter dem Titel 'Der Schulmeister von Clamecy' veröffentlichten Skizze (*Archiv* Bd. CVIII, S. 98—106). Das hier S. 103 f. erwähnte, damals noch verschollene 'Petitionspamphlet', das erste Pamphlet Tilliers, ist von P. Cornu in Paris wieder aufgefunden und von A. Dunois in den *Mémoires de la Société Académique du Nivernais* 1906 mit sehr ausführlicher und belehrender Einleitung neu herausgegeben worden. Daraufhin lassen sich die ersten Lehrerjahre Tilliers deutlicher darstellen, besonders die Zeit seiner Leitung der Gemeindeschule von Clamecy (November 1831 bis Dezember 1832). — An zweiter Stelle folgte eine genaue Inhaltsangabe des ersten Teils von *Un peu de théologie et d'architecture,* eines Pamphlets aus dem Jahre 1840, dessen erste Fassung M. Gerin wiedergefunden und in seiner vorzüglich kommentierten Ausgabe der Pamphlete Tilliers (Paris-Nevers 1906) neugedruckt hat.

Herr Dr. Karl Schmidt und Herr Prof. Dr. Quiel haben sich zum Eintritt gemeldet.

Der Vorsitzende Herr Prof. Dr. Mangold teilt mit, dafs er zu seinem grofsen Bedauern aus Gesundheitsrücksichten gezwungen sei, bei Ablauf des Jahres 1908 sein Amt als Vorsitzender niederzulegen.

Sitzung vom 13. Oktober 1908.

Herr Münch berichtet über den *XIII. Neuphilologentag.* Der vom 8. bis 11. Juni d. J. zu Hannover abgehaltene XIII. Neuphilologentag verlief unter günstigen äufseren Bedingungen. Auch kann, was den inneren Ablauf betrifft, gesagt werden, dafs eine Ausgleichsbewegung in mehr als einem Sinne sich vollzog. Etliche Erregung wurde zwar gegenüber der nicht immer sicheren Leitung der Geschäfte laut, aber anderseits war das Zusammenwirken einer ungewöhnlich grofsen Zahl von Universitätsvertretern mit Lehrern höherer Schulen, ferner das Erscheinen einer sehr ansehnlichen Zahl von Ausländern (auch delegierten Vertretern verschiedener Regierungen) und nicht zum mindesten die zwischen den Anhängern verschiedener didaktischer Methoden herrschende Verträglichkeit erfreulich. Neben der eindrucksvollen Eröffnungsrede des Vorsitzenden, Professor Stimming, enthielten namentlich die Ansprachen von Vetter-Zürich und Bouvier-Genf wertvolle Gedanken. — Die wissenschaftlichen Vorträge bildeten gegenüber den sonstigen keinen ganz so grofsen Bruchteil wie in München. Am meisten Beifall erwarb sich derjenige von Direktor Engwer über den Zusammenhang französischer bildender Kunst und Literatur in Frankreich während des 19. Jahrhunderts. Vielseitig wurde die Frage der Organisation des neuphilologischen Universitätsstudiums erörtert, zunächst in einem Vortrag des Referenten (Münch), dessen Inhalt schliefslich in 'zehn Gebote für Neuphilologen' zusammengefafst wurde, dann in Thesen von Prof. Sieper-München und namentlich von Direktor Dörr-Bockenheim; auch Vorschläge von den Professoren Vietor und Hoops (über Universitätsseminare) und von Prof. Ch. Schweitzer aus Paris (über ein 'Institut français pour étrangers') gehören hierher. Die Dörrschen Thesen (die schliefslich von der Versammlung angenommen wurden) galten unter anderem der Verengerung des Staatsexamens unter Erweiterung des tatsächlichen Fachstudiums, dem richtigen Verhältnis der Lehrbefähigung für zweite und für erste Stufe, der wünschenswerten Ausnutzung des Seminar- und Probejahrs. Viel Interesse und Beifall fand der Vortrag von Prof. Schneegans-Würzburg, der die Ausdehnung der wissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen auf die letzten Jahrhunderte und die dazu nötige Vermehrung der Professoren zum Gegenstand hatte. Die Beachtung aller Neuphilologen verdient der schon erwähnte (und inzwischen verwirklichte) Plan Schweitzers, der sich als Berater und Studienleiter in den Dienst der volleren Ausbildung junger ausländischer Neuphilologen stellt. Hieran schlofs sich Prof. Pinloche mit Mitteilungen und Dankesäufserungen aus Anlafs der mit französischen Schülerkolonien in Deutschland gemachten Erfahrungen. Auf Unterrichtsmethoden und didaktische Einrichtungen bezog sich Schweitzers Vortrag über die Hilfsquellen der direkten Methode, dann der wohldurchdachte, aber doch mehr Widerspruch erregende Vortrag von Uhlemayer-Nürnberg über den Ersatz produktiver durch wesentlich rezeptive Spracherlernung, der von Pinloche über die Zulässigkeit der Hinübersetzung auch bei grundsätzlich angewandter direkter Sprachlehrmethode. Bei der Vorführung neuer Phonographen oder Grammophone ergaben sich nur unter der Behandlung durch Dr. Thudichum aus Genf wirklich günstige Resultate. Die Vorträge von Huth-Stettin über die Konkurrenz von Englisch und Französisch an Gymnasien, Mettlich über Sonderwörterbücher, sowie einige andere konnten vom Referenten nur mit wenig Worten berührt werden. Ein kurzer Blick auf die wünschenswerte Zukunft der Neuphilologentage beschlofs den Bericht, den Herr Adolf Müller durch Mitteilungen eigener Beobachtungen — nicht ohne abweichende Auffassung in etlichen Punkten — ergänzte.

Die Herren Dr. Karl Schmidt und Prof. Dr. Quiel werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 27. Oktober 1908.

Herr Herzfeld machte einige kleine Mitteilungen. Zunächst besprach er des Shakespeare-Forschers John Payne Collier Übersetzungen aus dem Deutschen, von denen Goethes Tischlied, eine ziemlich mittelmäfsige Leistung, vorgetragen wurde. Sodann behandelte er ein unbekanntes englisches Don Carlos-Drama von dem berühmten englischen Staatsmann Lord John Russell (1822). Das Stück ist lediglich ein Buchdrama und daher nicht frei von Schwächen, zeigt daneben aber doch so viel Spuren von Talent, dafs bei einer fortgesetzten Produktion noch Besseres von Russell zu erwarten gewesen wäre. Es ist beachtenswert, dafs er von seinen zahlreichen Vorgängern nur insoweit beeinflufst erscheint, als dichterische Tradition die Charaktere des Königs, der Königin und des Prinzen fertig gestaltet hatte; im übrigen ist seine Quelle die *Kritische Geschichte der spanischen Inquisition* von J. A. Llorente, wie sich schon aus der Übereinstimmung in den Namen der handelnden Personen ergibt. Das Stück verrät die anti-römische Tendenz, die Russell auch im öffentlichen Leben betätigte. — Endlich wurde eine Bearbeitung von *Kabale und Liebe* (1824 in Covent Garden aufgeführt) kurz besprochen.

Herr Ludwig spricht über *Schiller und die deutsche Revolution.* An einer Reihe von Beispielen zeigt der Vortragende, wie die Auffassung vom Wert unserer Klassiker durch die politischen Zeitideale bestimmt wurde, wie ferner Schillers Bild und Beispiel in der Lyrik, seine Werke auf dem Theater den Interessen des Tages dienstbar gemacht wurden. Daran schliefsen sich Ausführungen über die Rolle Schillers in den Tagen der Reaktion, in denen er bei mancherlei Schwankungen im einzelnen doch immer mehr als der allem Parteihader enthobene Verkünder der Ideale der ganzen Nation erkannt wurde.

Der Vortrag bildet, wie die beiden früheren Schiller-Vorträge, einen Teil des umfassenden Buches *Schiller und die deutsche Nachwelt,* das demnächst als Preisschrift der Wiener Akademie der Wissenschaften bei Weidmann-Berlin erscheinen wird.

Herr Mangold teilt noch einige kleine *Voltairiana inedita* mit, die er in einem *Recueil de Poésies* des Prinzen August, Prinz Ferdinands Sohn, gefunden hat: 1) Epître à Mr. de Formont et à la Marquise du Deffand, 2) Impromptu à Mad. la margrave de Bareuth, 3) Impromptu à la duchesse douairière de Württemberg qui le tourmentait pour avoir aussi un impromptu, 4) Impromptu à une aimable femme, 5) Impromptu en Epigramme, 6) Madrigal. Dazu viele Varianten, von denen die Originallesart von '*Les Tonneaux, au Roi de Prusse*' (Moland 10, 360) besonders interessant ist, weil sie zeigt, wie kleinlich Voltaire nach seinem Bruch mit Friedrich dem Grofsen das im Original diesem gespendete Lob beim späteren Druck so viel wie möglich vernichtete. (Die Gedichte werden im *Archiv* erscheinen.)

Bezüglich des Diez-Denkmals wird beschlossen, aus der Kasse der Gesellschaft einen Beitrag von 100 Mark zur Verfügung zu stellen.

Herr Hahn teilt mit, dafs er eine Wahl zum zweiten Schriftführer nicht wieder annehmen könne.

Sitzung vom 10. November 1908.

Herr Herzfeld setzte seine kleinen Mitteilungen fort. Er gab zunächst eine Übersetzung von Goethes *Prometheus,* die von H. Crabb Robinson herrührt, die erste in englischer Sprache (1802). Diese wurde mit der späteren Übersetzung von Aytoun und Martin sowie mit der von Bowring verglichen. Sodann verlas er mehrere unpublizierte Briefe aus Robinsons Nachlafs: a) von Knebel, b) von Ottilie von Goethe, c) von

Friedrich Siegmund Voigt, Professor in Jena, einem Freunde Robinsons; in diesem ist ein Bericht über Goethes letzte Lebenszeit sowie über seinen Tod enthalten.

Herr Lewent schildert eine sechstägige Reise, die ihn von Paris über Orléans die Loire abwärts bis Angers geführt hat. Einleitend versucht der Vortragende die Bedeutung der Loiregegend und den Zusammenhang zwischen dem Lande und den in ihm geborenen geistigen und künstlerischen Berühmtheiten zu kennzeichnen. Die Reise selbst verlief von Orléans über Blois, Chaumont, Amboise und Tours nach Angers. Abstecher wurden gemacht von Blois nach Chambord und Cheverny, von Amboise nach Chenonceaux, von Tours nach Chaumont und Azay-le-Rideau und von Angers nach den Ponts-de-Cé. Die berührten Städte und Schlösser werden nach Lage, Gesamteindruck und architektonischer Bedeutung beschrieben und in Zusammenhang gebracht mit der politischen, geistigen und künstlerischen Entwicklung des französischen Volkes.

Bei der Vorstandswahl für 1909 werden gewählt: Herr Risop zum ersten Vorsitzenden, Herr Adolf Müller zum zweiten Vorsitzenden, Herr Penner zum ersten Schriftführer, Herr Ludwig zum zweiten Schriftführer, Herr Pariselle zum ersten Kassierer, Herr Werner zum zweiten Kassierer.

Sitzung vom 24. November 1908.

Herr Bitterhoff spricht über Prof. Schweitzers *Institut français.* Er hebt besonders hervor: 1) die Bemühungen der Direktion, die Schüler mit guten Familien in Verbindung zu bringen, sie in die Parlamentsverhandlungen, Gottesdienste, Theater zu führen, um das Ohr möglichst an die französische Sprache zu gewöhnen und sie einen Einblick in das französische Leben gewinnen zu lassen; 2) die Disziplinen, welche in der Unter- und Oberstufe behandelt werden — die Absicht, Professoren zu ersuchen, an dem Institut Vorlesungen über französ. Literaturgeschichte, Geschichte, Geographie zu halten — die Bereitwilligkeit verschiedener Schauspieler, Deklamation und Diktion am Institut zu üben; 3) die pädagogische Abteilung für Neuphilologen mit ihren Muster- und Probelektionen — das Interesse, das der Rektor der Universität an dem Institut nimmt — seine Bereitwilligkeit, den Studierenden den Zutritt zu den Vorlesungen in der Universität und den Bibliotheken zu erleichtern — die Freundlichkeit des Herrn Unterrichtsministers, den Neuphilologen das Hospitieren in den französischen Schulen gestatten zu wollen.

Herr Fritz Müller (als Gast) kann Schweitzers Bestrebungen nur mit grofsem Beifall begrüfsen. Schweitzer will nur den Fremden nützen, während die *Alliance française* rein nationalistisch wirkt. Wünschenswert wären Ferienkurse für die im Sommer nach Paris kommenden Oberlehrer. Eine Staatssubvention würde das Institut auf eine festere finanzielle Basis stellen, war aber bisher nicht zu erlangen.

Herr Spies widmete dem am 26. September 1908 im Alter von 81 Jahren zu Bremen verstorbenen Oberlehrer und Gelehrten Prof. Dr. Wilhelm Sattler einen ehrenden Nachruf, der in den *Englischen Studien* Band 40 erscheinen wird.

Herr Kabisch gibt Proben von italienischen, englischen und französischen Texten auf dem Grammophon, deren Wiedergabe allgemeinen Beifall findet.

Herr Dr. Köbe wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Da Herr Pariselle endgültig die Wiederwahl zum ersten Kassierer ablehnt, mufs eine Neuwahl stattfinden.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1909.

Vorstand.

Ehrenvorsitzender: Adolf Tobler.

Vorsitzender:	Herr A. Risop.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ Ad. Müller.
Schriftführer:	„ E. Penner.
Stellvertretender Schriftführer:	„ A. Ludwig.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ R. Werner.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J., 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Gröber, Gustav, o. ö. Professor an der Universität. Strafsburg, Universitätsplatz 8.

„ Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, o. ö. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Wien, XVIII, Währingerstrafse 147.

„ Dr. Morf, Heinrich, Professor an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften. Frankfurt a. M., Klettenbergstrafse 8.

„ Dr. Sachs, Karl, Professor, Oberlehrer a. D. Brandenburg a. H.

Rev. Skeat, Walter W., Dr. phil., Litt. D., LL. D., Professor. Cambridge, 2 Salisbury Villas.

Herr Dr. Suchier, Hermann, o. ö. Professor an der Universität. Halle a. S., Sophienstrafse 32.

„ Sweet, Henry, M. A., Hon. Ph. Dr., Professor. Oxford, 15 Rawlinson Road.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

Herr Dr. Wülker, Richard, Geh. Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Leipzig-Gohlis, Schönhausenstrafse 5.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 53, Lehninerstraſse 9.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 30, Zietenstraſse 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer an der III. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Altonaerstraſse 21.

„ Dr. Bitterhoff, Oberlehrer an der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 6, Luisenstraſse 62.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstraſse 58.

„ Boek, Paul, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium. Groſs-Lichterfelde, Marthastraſse 2.

„ Dr. Born, Max, Oberlehrer an der städtischen höheren Mädchenschule. Schöneberg, Grunewaldstraſse 41.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule, Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W. 30, Münchenerstraſse 3.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Groſs-Lichterfelde, Haupt-Kadettenanstalt.

„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W. 30, Luitpoldstraſse 4.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnbergerstraſse 63.

„ Delmer, Frederic Sefton, Professor, Lektor der englischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kriegsakademie und an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW. 23, Flotowstraſse 8.

„ Dr. Dibelius, W., Professor an der Kgl. Akademie. Posen, Linnéstraſse 11.

„ Dr. Diekhoff, Emil, Oberlehrer an der XIV. Realschule. Berlin W., Goebenstraſse 22.

„ Dr. Driesen, Otto. Charlottenburg, Giesebrechtstraſse 6.

„ Dr. Düvel, Wilhelm, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Berlin W., Neue Winterfeldtstraſse 41.

„ Dr. Ebeling, Georg, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Leonhardstraſse 19.

„ Enderlein, E., Professor, Oberlehrer an der Auguste-Viktoria-Schule und dem Mädchen-Realgymnasium. Charlottenburg, Bismarckstraſse 62.

„ Engel, Hermann, Oberlehrer. Charlottenburg, Kantstraſse 40.

Herr Dr. Engwer, Theodor, Professor, Direktor des Kgl. Lehrerinnenseminars und der Augustaschule. Steglitz bei Berlin, Arndtstrafse 40.
" Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Friedenau, Schmargendorferstrafse 23.
" Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Stubenrauchstrafse 5.
" Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO. 43, Am Friedrichshain 7 III b.
" Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 50, Neue Ansbacherstrafse 8.
" Dr. Greif, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO. 16, Köpenickerstrafse 142 II.
" Dr. Gropp, Ernst, Professor, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schlofsstrafse 27.
" Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C. 2, An der Schleuse 5 a.
" Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstrafse 31 II.
" Hamilton, Louis, Lektor des Englischen am Orientalischen Seminar. Halensee-Berlin, Joachim-Friedrichstrafse 40.
" Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Gleditschstrafse 48.
" Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.
" Dr. Heinze, Alfred, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Charlottenburg, Weimarerstrafse 27.
" Dr. Hellgrewe, Wilh., Professor, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Bismarckstrafse 39.
" Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin W. 50, Nürnbergerstrafse 70 I.
" Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Werneuchenerstrafse 11 II.
" Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W. 10, Dörnbergstrafse 6 III.
" Dr. Hosch, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 14, Alte Jakobstrafse 81/82 II.
" Dr. Johannesson, Fritz, Professor, Direktor der XIV. städtischen Realschule. Berlin N. 65, Seestrafse 61 II.
" Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannistal, Waldstrafse 6.
" Dr. Keesebiter, Oscar, Professor, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Charlottenburg, Neue Kantstrafse 17.
" Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstrafse 32 II.
" Kessmann, Adalbert, Oberlehrer an der Friedrich-Wilhelm-Realschule i. E., Königs-Wusterhausen, Karlstrafse 1.

Herr Dr. Kiehl, Bruno, Oberlehrer am Realgymnasium zu Charlottenburg. Berlin W. 62, Courbièrestraſse 13.

„ Dr. Koebe, Karl, Schulamtskandidat. Luckenwalde.

„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W. 30, Heilbronnerstraſse 26.

„ Dr. Krackow, Otto, Oberlehrer. Berlin W. 30, Frobenstraſse 8.

„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie, Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.

„ Dr. Kuttner, Max, Professer, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule und Lehrerinnen-Seminar. Berlin W. 50, Neue Ansbacherstraſse 11 IV.

„ Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S. 14, Dresdenerstraſse 90 I.

„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer. Berlin SW. 61, Waterlooufer 12.

„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstraſse 73 II.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraſse 29—30.

„ Dr. Laue, Franz, Oberlehrer an der Realschule. Charlottenburg I, Wilmersdorferstraſse 5.

„ Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin W. 30, Motzstraſse 87.

„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnenseminar und an der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthinerstraſse 41 III.

„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W. 35, Steglitzerstraſse 8 a.

„ Dr. Ludwig, Albert, Leiter des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Berlin O. 112, Frankfurter Allee 188 B I.

„ Luft, F., Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.

„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW. 21, Dortmunderstraſse 2.

„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Steglitz, Kleiststraſse 38.

„ Dr. Mann, Paul, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 13, Neuenburgerstraſse 28.

„ v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 2.

„ Dr. Mertens, Paul, Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. Schöneberg, Ebersstraſse 28.

„ Michael, Wilhelm, Oberlehrer an der Oberrealschule. Charlottenburg, Berlinerstraſse 99.

Herr Dr. Michaëlis, C. Th., Stadt-Schulrat. Berlin W., Kurfürstenstrafse 149.

„ Mugica, Pedro de, Lizentiat, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnackerstrafse 3.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin W. 50, Geisbergstrafse 15.

„ Dr. Müller, August, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW. 47, Grofsbeerenstrafse 55 part.

„ Müller, Fritz, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg I, Teglerweg 14 II.

„ Dr. Münch, Wilhelm, Geh. Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W. 30, Luitpoldstrafse 22 II.

„ Dr. Münster, Karl, Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Köpenick, Freiheit 1.

„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Grofs-Lichterfelde O., Frauenstrafse 3.

„ Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium. Grofs-Lichterfelde, Theklastrafse 12.

„ Dr. Nobiling, F., Oberlehrer an der Realschule zu Pankow. Charlottenburg I, Wilhelmsplatz 1 a.

„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Schlofsstrafse 77 III.

„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 30, Landshuterstrafse 36 II.

„ Dr. Penner, Emil, Professor, Direktor der XIII. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 14.

„ Dr. Philipp, Carl, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 61, Teltowerstrafse 22.

„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf bei Berlin, Alsenstr. 45.

„ Pohl, Oberlehrer an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde W., Karlstrafse 6.

„ Dr. Prollius, Max, Direktor der Kgl. Schillerschule. Jüterbog.

„ Dr. Quiel, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Grofs-Lichterfelde.

„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Berlin W. 57, Potsdamerstrafse 82 c.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstrafse 12.

„ Dr. Roediger, Max, Geh. Regierungsrat, aufserord. Professor an der Universität. Berlin W. 62, Bayreutherstrafse 43 II.

„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der Viktoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstrafse 51.

Herr Dr. Rosenberg, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstrafse 8/9.

„ Rossi, Giuseppe, Kgl. ital. Vizekonsul, Lehrer an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW. 40, In den Zelten 5a.

„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Strafse 28 I.

„ Dr. Sachrow, Karl, Oberlehrer. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Strafse 12 II.

„ Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 11 II l.

„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S. 53, Schleiermacherstrafse 23.

„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 59, Hasenheide 68 III.

„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 47, Yorkstrafse 68.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W. 50, Rankestrafse 29 III.

„ Dr. Schmidt, Karl August. Berlin S. 42, Oranienstrafse 130.

„ Schreiber, Wilhelm, Professor, Leiter der höheren Knabenschule zu Tegel. Tegel, Hauptstrafse 33a.

„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW. 23, Lessingstrafse 30.

„ Seibt, Robert, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W. 50, Würzburgerstrafse 10.

„ Smith, M. A., Lehrer des Englischen. Berlin, Gossowstrafse 1, Gartenhaus.

„ Dr. Spatz, Willy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstrafse 107.

„ Dr. Spies, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin W. 57, Kurfürstenstrafse 4.

„ Dr. Splettstöfser, Willy, Oberlehrer an der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 21, Oldenburgerstr. 5 B III.

„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium II. Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 187.

„ Stumpff, Emil, Leiter der Friedrich-Wilhelm-Realschule. Königswusterhausen.

„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Direktor der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Distelmeyerstrafse.

„ Dr. Tefsmann, Oberlehrer an der Margaretenschule. Charlottenburg, Sybelstrafse 60 II.

„ Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Wilhelmstrafse 11a.

„ Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Suarezstrafse 49 II.

„ Dr. Thurau, Gustav, Privatdozent an der Universität. Greifswald, Wolgasterstrafse 53.

Herr Dr. Tiktin, H., Professor am Orientalischen Seminar. Berlin W. 30, Bambergerstraſse 18 a.

„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.

„ Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Werner-Siemens-Realgymnasium in Schöneberg. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.

„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Gymnasium. Landsberg a. d. Warthe.

„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums. Berlin NW. 7, Georgenstraſse 30 31.

„ Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstraſse 123.

„ Weber, Emil, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 29, Bergmannstraſse 32.

„ Dr. Werner, R., Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Tempelhof, Albrechtstraſse 12.

„ Dr. Werth, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des städtischen Lehrerinnen-Seminars. Potsdam, Waisenstraſse 29.

„ Dr. Wespy, Paul, Professor, Direktor der II. Realschule in Schöneberg. Schöneberg-Berlin, Eisenacherstraſse 65.

„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer am Reformgymnasium. Charlottenburg, Carmerstraſse 7.

„ Dr. Willert, H., Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W. 35, Steglitzerstraſse 38.

„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Charlottenburg, Giesebrechtstraſse 8.

„ Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. Realschule. Berlin SW. 46, Luckenwalderstraſse 10.

C. Korrespondierende Mitglieder.

Herr Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 14.

„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der böhmischen Universität. Prag.

„ Dr. Meiſsner, A. L., Professor. Belfast (Irland).

„ Dr. Scheffler, Wilhelm, Professor am Polytechnikum. Dresden-A. 14, Sedanstraſse 6.

„ Dr. Sommermeyer, August, Braunschweig.

„ Dr. Wilmanns, Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität. Bonn.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Stamm-Heynes Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gotischen Sprache. Text, Grammatik, Wörterbuch. Neu herausgegeben von Ferdinand Wrede. 11. Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1908.

Der neuen Auflage des beliebten Handbuches schickt der Herausgeber ein ausführliches Vorwort voraus, in dem er die von ihm nach Heynes Tode (1906) vorgenommenen Besserungen und Änderungen aufzählt. Zunächst ist der Text einer gründlichen Durchsicht unterzogen worden. Offenbare Schreibfehler, wie überschüssige *h* (*gawaurhtai* für *gawaurtai* Ephes. 3, 18) oder *s* (*Moses* für *Mose* Joh. 9, 28) sind verbessert; im übrigen verhält sich der Herausgeber der Überlieferung gegenüber konservativ, wie bei dem Schwanken zwischen *e, ei, i* oder *o, u,* zwischen auslautenden *-f, -þ, -s* und *-b, -d, -z* usw. Dies Verfahren ist durchaus anzuerkennen. Denn einmal will der Forschende den überlieferten Text möglichst getreu abgedruckt haben, und anderseits lernt der Studierende, wenn er richtig angeleitet wird, aus dem Schwanken der Kodizes mancherlei für die Entwicklung oder Aussprache der gotischen Laute. — Der in der Einleitung gegebenen Aufzählung der uns erhaltenen gotischen Sprachdenkmäler möchte ich gern eine Liste der bei Busbeck überlieferten sogenannten krimgotischen Wörter hinzugefügt wissen, zumal sie aufser in Streitbergs *Got. Elementarbuch*, 2. Aufl. (wo sich übrigens mehrere Druckfehler: *stein* für *stern, eriten* für *criten,* finden) in keinem Handbuch abgedruckt sind. — An die Textausgabe schliefst sich die Grammatik an. Sie ist weder rein beschreibend noch durchaus vergleichend gehalten, sondern etwas bunt geraten; so fallen auf S. 229 f. die Paragraphen 40, 41, 42 ganz aus der sonstigen Anlage heraus; vgl. z. B. die gerade vorher stehende Übersicht über die Ablautsreihen. Auch § 77 (Grammatischer Wechsel) streift das vergleichende Gebiet; doch hier liefsen sich die einschlägigen Erscheinungen nicht anders klarlegen. Dagegen ist § 81 in einer beschreibenden Grammatik wohl entbehrlich. Die Wortbildungslehre ist so dürftig gehalten, dafs der Zweck ihrer Aufnahme in das Buch nicht recht ersichtlich ist.

Mit grofser Sorgfalt ist das Wörterbuch durchgearbeitet und vielfach gebessert. Zahlreiche Verweise auf die Stelle der Grammatik, wo ein Wort erwähnt wird, die Angabe der Deklinationsklasse eines jeden Haupt- und Eigenschaftswortes, die Vermehrung der griechischen Originalentsprechungen u. a. m. machen das Wörterbuch für den Gebrauch der Studierenden praktischer, als es in früheren Auflagen der Fall war. Auch im einzelnen ist vieles gebessert. So findet sich das von W. Schulze in einem ausführlichen Artikel (*Zs. f. vergl. Sprachforschung* 42, 94 f.) jüngst besprochene Adj. *fairns* neben *fairneis* bereits hier verzeichnet. Von der Übersetzung der nur aus den Komposita erschlossenen Simplicia wird abgesehen, entsprechend einem als berechtigt anerkannten Wunsch eines Rezensenten einer früheren Auflage (Jellinek, *Anz. f. d. Alt.* 30, 37). Dafs

auch in Zukunft an dem Wörterbuch noch manches zu bessern ist, weifs der Herausgeber selbst am besten. Man kann den Wert eines sorgfältig durchgearbeiteten Wörterbuches nicht hoch genug einschätzen.[1]

Berlin. Sigmund Feist.

Konrad Lux, Johann Kaspar Friedrich Manso, der schlesische Schulmann, Dichter und Historiker. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von M. Koch und G. Sarrazin, Heft 14 = N. F. 4.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1908. 244 S. 8. M. 8, für Subskribenten M. 6,40.

Dem Breslauer Rektor Manso ist es übel ergangen: der Hohn der Xenien haftet seinem Rufe noch heute an. Er gehört zu denen, deren Unglück es war, den Zorn Stärkerer erregt zu haben. Ein doppeltes Unglück war es für ihn, dafs die Xenien klassisch wurden, denn ohne sie wäre er heute vergessen. Die Literaturgeschichte kennt mehr dieser Unglücklichen, die, von Gröfseren aus der Menge herausgegriffen, für andere mitzuleiden haben. Nicolai ist uns noch heute der typische Vertreter einer ganzen Richtung; er hatte und hat noch den ganzen Spott zu tragen, den man gegen die Aufklärung richtete und noch jetzt richtet. Nur Wieland, der sich allerdings gut aus der Affäre zog, hat der Spott Goethes nichts geschadet. Er war freilich von anderem Schlage als Manso. Eine Würdigung dieses Mannes schien endlich am Platze. Das Buch von Lux ist aber mehr eine Würdigung der Werke als des Mannes geworden. Lux will 'rein sachlich eine Übersicht von Mansos Wirken und Schaffen geben'. Ergaben aber seine Quellen, die Briefe vor allem, wirklich so wenig für den Menschen? Wir übersehen jetzt in des Verfassers Darstellung Mansos Wirken vollständig. Manso hat sich als Philologe, Übersetzer, Dichter, Ästhetiker und Historiker nicht unrühmlich betätigt. Sein dichterischer Beruf war indes nicht grofs. Gegen seine Dichtungen und Übersetzungen richtete sich der Spott Schillers. Die Übersetzungen sind heute vergessen, ebenso wie die Dichtungen, die zumeist Kopf- und Verstandespoesie sind. Denn Manso ist Lehrdichter. Charakteristisch ist das Gedicht 'An Amalien. Über den Einflufs der Grazien'. Eine Graziengruppe, die einer Freundin geschenkt und von ihr bei der Wiederkehr des Frühlings in ihrem Gartensaal aufgestellt wurde, gab die Veranlassung zu dem Gedichte. Und was macht Manso aus diesem Begebnis? Der Untertitel sagt es: ein Gedicht über den Einflufs der Grazien. In der Epistel 'An Garve. Über die Verläumdung der Wissenschaften', die, um verständlich zu sein, zwei Dutzend Anmerkungen erforderte, stehen folgende Verse: 'Und doch verkehren Genufs und Freude sich so leicht in Bitterkeit, Wenn wir die Gränzen nicht verehren, Die, warnend, die Vernunft zu ehren uns gebeut.' Ich halte sie gegen ein paar Verse aus Goethes Ewigem Juden: 'Fühlt, wie das reinste Glück der Welt Schon eine Ahnung von Weh enthält', um den ganzen Abstand zwischen beiden zu fühlen. Das Allheilmittel 'Vernunft' ist nur bei dem Lehrdichter der Aufklärungszeit am Platze. Auch die 'Elegie an die Heimath', in der neben 'Was sie mir nahm und gab' noch das meiste Persönliche steckt, verleugnet den Charakter des Verstandesmäfsigen nicht.

Lux hat seine Darstellung etwas breit angelegt. Ich meine nicht, dafs er Proben von Mansos Dichtungen gibt und die 'Gegengeschenke' abdruckt — das ist vielmehr ein Vorzug —, aber an vielen Stellen hätte er

[1] [Korrekturnote: Durch die inzwischen erschienene 'Gotische Bibel I' von W. Streitberg und die darin enthaltenen Ergebnisse einer neuen Lesung der ambrosianischen Handschriften durch W. Braun ist manches in obigem Buche verbesserungsbedürftig geworden.]

vorteilhafter seine Sätze zusammendrängen können. Wozu steht z. B. auf Seite 94 der etwas schwerfällige Abschnitt über Rousseau? Auch ist seinem Helden mit allgemeinen Urteilen wenig gedient. Urteile wie diese '... wie tief Manso in das Wesen antiker Religion zu blicken verstand. Ein gleiches feinsinniges Verständnis bekundet sein Aufsatz ...' (S. 58) und 'dafs er einen tiefen Einblick in das Wesen der verschiedenen Dichtungsarten besafs und mit feinem Verständnis sich in die individuelle Eigenart antiker und moderner Dichter zu versetzen verstand' (S. 190), sagen alles und nichts. Mich reizen sie aufserdem zum Widerspruch. Der Verfasser scheint allgemeine Urteile zu lieben: Goethe heifst ihm 'der grofse Goethe', Schiller 'der grofse Dichter', Napoleon 'der geniale Feind', die Königin Luise gar 'ihre Majestät, die unvergefsliche Königin Luise'. Er hat ja wohl Recht mit diesen Urteilen; sie wären aber besser weggeblieben, ebenso wie das Urteil über Mansos Leidensgefährten Nicolai. Denn wer über Manso ein Buch von 244 Seiten schreibt, braucht nicht Nicolai einen seichten Aufklärer zu nennen. Das war Nicolai, aber auch er hat wie Manso seine Verdienste gehabt, ich denke an den jungen Nicolai, den Genossen Lessings. Bescheidenheit im Urteil hätte dem Retter Mansos geziemt.

An dem Stile des Verfassers hätte ich manches auszusetzen. Verunglückt nenne ich Bilder wie diese: 'mit Brandpfeilen einen tüchtigen Hieb versetzen' (S. 145), 'in die Tiefen der Volksseele hinabzusteigen und ihren innersten Pulsschlag zu fühlen' (S. 204), schwerflüssig einen Satz wie: 'und sogar das Versmafs ist modern — nämlich, wie man bereits gesehen haben wird, der Alexandriner' (S. 31). Weshalb gebraucht der Verfasser Georgika als Singular, warum wie Manso 'Sirvente' für 'Sirventese'? Übrigens ist auch Mansos Stil nicht frei von mifsglückten Bildern; Manso schreibt in den Nachträgen zu Sulzer (4, 304): 'und fühlen die Gewalt einer Geifsel, die sich an kein Ansehen der Person bindet und von keiner Furcht vor der Strafe gezügelt wird.' Lux bezeichnet seinen Prosastil 'geradezu als klassisch'. Das würde stimmen, wenn Manso immer so geschrieben hätte wie in den beiden hübschen Sätzen, die Lux aus der Geschichte Spartas mit glücklicher Hand aushebt: 'Die Spartaner sind die einzige Nation der Erde, welche Freiheit und Gleichheit nicht blofs dem Namen nach gekannt, sondern wirklich besessen hat' und 'ihnen allein hat die Ausbildung der Menschheit nichts und das Vaterland und dessen Herrlichkeit alles gegolten.'

Nach dem Vorwort will der Verfasser auch untersuchen, 'welche Bedeutung ihm (Manso) zukommt, und was von ihm bleibenden Wert hat'. Ich denke, welche Bedeutung Manso zukommt, das hat uns Lux gezeigt. Aber ob etwas von Manso bleibenden Wert hat, weifs ich nicht; die Geschichte des ostgotischen Reiches in Italien soll noch heute ihre Geltung haben. Das mögen Historiker entscheiden. Es ist auch gleichgültig. Jedenfalls kann man aber Lux beipflichten, dafs Manso 'eine bessere Wertschätzung beanspruchen darf, als man ihm bisher entgegengebracht hat', eine b e s s e r e, keineswegs aber die, die L. ihm entgegenbringt.

Charlottenburg. W i l h e l m N i c k e l.

Goethes Faust, erster Teil. Edited with introduction and commentary by J u l. G o e b e l. New York, Henry Holt & Comp., 1907. LXI, 384 S.

Zu dem trefflichen Kommentar des 'Faust' von Calvin Thomas tritt hier eine neue, auch in Deutschland beachtungswürdige Ausgabe für amerikanische Leser. Der Text ist im ganzen derjenige Erich Schmidts in Cottas Jubiläumsausgabe; Göbel zieht aber aufser dem Stuttgarter Druck von 1816, der nachher der Ausgabe letzter Hand zugrunde lag, noch den gleichzeitigen Wiener Druck heran, ohne sich in einem kritischen Apparat über Einzelheiten auszusprechen. Seine Erklärung hat einen materiellen

Wert durch die Verarbeitung der Notizen in R. Hildebrands Handexemplar und einen prinzipiellen durch ausgiebigere Heranziehung der Quellen für die magischen Elemente des Stoffes, womit eine Erklärung 'aus Goethes Weltanschauung' heraus, wie sie der Verfasser anstrebt, freilich noch nicht geleistet, aber doch um ein Stück gefördert wird.

Dabei legt nun Goebel einen sehr entschiedenen Nachdruck auf die neuplatonische Spekulation der Renaissance; er würdigt daneben kaum in genügendem Maſse den breiten Strom rein volkstümlicher Vorstellungen von der Magie und ihren Vertretern, der die unteren Schichten der gesamten europäischen Kultur durchzieht;[1] ist doch der wohltätige wie der selbstsüchtige Zauberer bereits dem alten Testament, geschweige der Apostelgeschichte und der frühchristlichen Literatur bekannt; immerhin mag man die 'Vorgeschichte der Faustsage' von Simon bis zu Theophilus usw. übergehen,[2] wenn man nur nicht vergiſst, daſs der hier gesammelte Schatz von Vorstellungen und Motiven weiterhin der Ausbildung der Faustsage zugute kam und sich mit den eigentlichen Renaissanceelementen verschmolz. Und wir brauchen für die Scheidung zwischen diabolischer und natürlicher Magie nicht eben bis auf Pico della Mirandola herabzugehen (Goebel, S. XVII), denn Albertus Magnus oder Roger Baco verteidigten, mindestens dem Sinne nach, ihre eigene magische Kunst bereits als streng wissenschaftliche Naturbeherrschung ohne Hokuspokus. Ich will mit diesen Hinweisen die anziehende und für den Studierenden instruktive Schilderung der Renaissancemagie bei Goebel nicht entwerten, sondern nur zeigen, wieviel sich bei besserer Wahrnehmung der historischen Kontinuität hätte gewinnen lassen. Mit Recht weist Goebel auf die heftigen Kämpfe zwischen Orthodoxie und Neuplatonismus im Reformationszeitalter hin, die wenigstens auf die Entstehung des Faustbuches mit eingewirkt haben (XXII f.).[3] Ihre eigentliche Geschichte ist freilich noch nicht geschrieben, auch nicht in Lehmanns *Aberglaube und Zauberei*, doch haben wir wertvolle Vorarbeiten von Dilthey, die Goebel eingehend hätte berücksichtigen sollen. Für den jungen Goethe kamen aber, was Goebel (p. XXVII) richtig bemerkt, doch nicht genügend verwertet, ausführliche geschichtlich-apologetische Abschnitte in Gottfried Arnolds *Kirchen- und Ketzerhistorie* in Betracht. Ebenso geht Goebel über Wellings *Opus magocabbalisticum*[4] als 'an abstruse repetition of the teachings of Paracelsus' viel zu eilig hinweg, sucht aber dafür einen weitgehenden Einfluſs des Abstrusesten unter den neuplatonischen Philosophen, des Jamblichus, nachzuweisen, den Goethe etwa in Th. Gales lateinischer Übersetzung (London 1674) gelesen haben soll. Diese These ist die interessanteste und bedeutsamste in Goebels ganzem Buche, und da hier nicht auf alle Einzelheiten seiner Interpretation eingegangen werden kann, so sei wenigstens dieser 'Entdeckung' einige nähere Beachtung geschenkt.

Goebel kommt bei der Frage nach der ursprünglichen Konzeption der Dichtung und insbesondere nach der ältesten Gestalt der Einführung des Mephistopheles prinzipiell auf dies Abhängigkeitsverhältnis zu sprechen. Für ihn geht aus der Szene 'Trüber Tag, Feld' ebenso wie für C. F. Weiſse und K. Fischer ein näherer Zusammenhang zwischen dem Erdgeist und Mephistopheles hervor. Daſs diese Folgerung nicht mit der

[1] Vgl. jetzt A. Deiſsmann, *Licht vom Osten*, Tübingen 1908.

[2] Die Behauptung Goebels (p. XXVI, Note): 'none of its supposed forerunners had anything to do with the Faust-legend', ist in dieser Allgemeinheit und Unbestimmtheit einfach nicht zu diskutieren.

[3] Goebel überschätzt die Bedeutung der antimagischen Tendenz des Volksbuches; es handelt sich hier um einen der vielen Angriffspunkte, welche die humanistische Weltanschauung und Lebenshaltung überhaupt bot.

[4] Hier zitiert nach der 'anderen Auflage' 1760.

Möglichkeit und hohen Wahrscheinlichkeit eines tragischen Irrtums Fausts über die Rolle seines höllischen Gefährten rechnet, braucht hier nicht mehr hervorgehoben zu werden. Er selbst weist auf Jambl. de myst. IX, 9; der Philosoph sucht da die Frage zu beantworten, mit welchem Rechte die Menschen, deren jedem ein besonderer Schutzgeist beigegeben ist, doch alle Geister mit einem und demselben Gebet um Schutz bitten: er erklärt das im Sinne des neuplatonischen Systems daraus, dafs das Gebet bis zur Gottheit selbst vordringt (*καθ' ἕνα τὸν κύριον θεόν*), der als Herr aller Dämonen jedem seine Stellung und Aufgabe zuweist. Daraus geht schon hervor, dafs nicht eine untergeordnete Macht wie Goethes Erdgeist gemeint sein kann (der der Gottheit lebendiges Kleid zu weben hat), wenn Jamblichus fortfährt: *καὶ ἐπὶ τῶν δαιμόνων τοίνυν εἷς κοινὸς ἡγεμὼν τῶν περὶ τὴν γένεσιν κοσμοκρατόρων καταπέμπει τοὺς ἰδίους δαίμονας ἑκάστοις.* Es ist also Gott selbst, der Eine, Höchste, der über Geistern vom Range des Erdgeistes steht, und der persönlich die Dämonen aussendet. Diese Schilderung pafst zwar zu dem 'Welt- und Tatengenius'[1] des 1. Paralipomenons (zu dessen Konzeption übrigens Goethe nicht eben des Jamblichus bedurfte), keinesfalls aber zu dem Erdgeist des 'Urfaust'. Damit fallen auch Goebels phantastische Vermutungen einer ausgefallenen Szene, worin der Geist Fausten seinen Begleiter zuerteilen sollte usw., was schon zu dem autonomistischen Darstellungsprinzip Goethes wenig stimmt. Noch weniger will Mephistopheles' ausgesprochene Bosheit, die auch Goebel nicht leugnet, zu dem Bilde des gottgesandten Geistes im Sinne des Jamblichus passen.

Dafs übrigens Goethes Vorstellung vom Erdgeist als zusammenfassender Personifizierung aller zeugenden und entwickelnden Kräfte des Erdballs auch nicht gerade auf Swedenborg zurückgehen mufs, mag im Vorübergehen ein Blick auf Welling lehren; der kennt nicht blofs 'Erdgeister', d. h. Elementargeister der Erde, mit denen der Magier in Verkehr treten und von denen er wunderbare Geheimnisse lernen kann, sondern er sieht auch in jedem Stern, also auch in Sonne, Mond und Erde, abgeschlossene Welten: 'und sind die Einwohner dieser Welten qualifiziert nach essentialischer Eigenschaft derselben Welt oder Kugel, darauf sie geschaffen; es hat auch eine jede dieser Welten und dero Einwohner ihren Herrscher und König, welches gewaltige Geister, doch eben untertan sind denen hohen Geistern in denen englischen Kreisen oder Regenten der Geisterwelt' (Op. mago-cabb. p. 134).

Zu Fausts Anrede an den Mond zieht Goebel die ganz gelegentliche Notiz aus Jambl. d. m. III, 14 heran, dafs die göttliche Erleuchtung u. a. bei Mondschein vollzogen werden könne; aber für Faust handelt es sich hier durchaus nicht um magische Mafsregeln, sondern um einen Naturgenufs, auf den Goethe selbst als Mensch und als Dichter sich sehr wohl verstand. Hier liegen wahrlich die silbernen Gestalten der Vorzeit im Sinne Ossians näher als die Beschwörung neuplatonischer Naturdämonen. Freilich gibt einem Faust die Betrachtung des Mondes noch mehr als einem Goethe: sie lenkt seinen Blick hinaus auf das weite Himmelszelt und auf die siderischen Gesetze in ihrem Zusammenhang mit allem anderen kosmischen Geschehen: indem Faust auf das Buch des 'Nostradamus' schaut, der wirklich Astrolog war (vergl. meine Bemerkungen in den *Philologiae Novitates* 1906, Nov.), erwartet er von dem Eindringen in 'der Sterne Lauf', von der 'Natur' die 'Seelenkraft, wie spricht ein Geist zum anderen Geist'. Darüber aber liest Goebel völlig hinweg, identifiziert die 'Seelenkraft' schlechtweg mit der magischen 'Imagination' und führt das Ganze auf Jambl. de m. III, 14 zurück, der aber gerade nur zwei

[1] Goebel setzt dieses Schema ohne weitere Diskussion in die Zeit der italienischen Reise (s. XLIX f.).

ganz andere Quellen der Imagination angibt als die Naturereignisse, nämlich entweder göttliche Parusie oder unmittelbare Erleuchtung durch die Gottheit — jedenfalls eine heteronomistische Vorstellung, die zu Fausts Wesen wenig pafst. Trotzdem behauptet Goebel gerade im Hinblick auf diese 'Parallele', dafs Goethe seinen Jamblichus gut gekannt habe (p. 279); ich teile durchaus seine Meinung, dafs der Einflufs Swedenborgs auf den 'Faust' im allgemeinen bedeutend überschätzt wird und wir bei Welling und in den Auszügen Arnolds aus Paracelsus usw. einen grofsen Teil der in Rede stehenden Vorstellungen und Ausdrücke nachweisen können — aber noch kühner erscheint mir denn doch Goebels Vermutung, das geheimnisvolle Buch von Nostradamus' eigener Hand sei Jamblichus, de mysteriis (p. 277). Natürlich ist es sehr leicht, ganz allgemeine Züge des Magierbildes, das Goethe zeichnet, mit Jamblichus in Beziehung zu setzen, weil diese Züge eben bei allen wiederkehren oder wiederkehren können, die sich mit magischen Fragen beschäftigen; aber wo ist ein strikter Beweis dafür, dafs Fausts 'junges heiliges Lebensglück', das ihm 'neuglühend durch Nerv und Adern rinnt', mit der Beförderung der Körperwärme durch die Magie zusammenhänge? (Jambl. d. m. II, 6). Und das Gottgefühl des Magiers, das Jamblichus d. m. I, 12 beschreibt, ist so gut bekannt, dafs schon Marlowe seinen Faust erklären läfst: A sound magician is a mighty God'; ist auch er bei dem ärmlichsten der Neuplatoniker in die Schule gegangen?

Zu der Kenntnis des Sternenlaufs fügt Goethe als Vorbedingung für eine erfolgreiche Beschwörung die Öffnung des Herzens im Sinne der Sturm- und Drangperiode. Nüchtern betrachtet, wird hier geheimes Wissen und ein idealer, nach der geistigen und sittlichen Seite gleich kräftig entwickelter Charakter verlangt. Das ist mehr als die Beseitigung der natürlichen menschlichen Gebrechlichkeit durch das innere Licht, wovon Jambl. d. m. III, 18 spricht und woraufhin ihn Goebel vorschnell auch mit dem 'Weisen' in V. 442 gleichsetzt. Wieviel näher liegt hier Welling! Gerade er fordert für den Magier den rechten Glauben, freiwillige Gelassenheit und Fügung in die kräftigen Wirkungen des heiligen Geistes und 'die Erkenntnis der Bezeichnung von den natürlichen Dingen, als wozu die wahre Cabbala den Schlüssel hat' (a. a. O. III, 5, p. 402); und was hier für den Magier allgemein, gilt ganz besonders für denjenigen, der mit 'den uns unsichtbaren Kreaturen in den Elementen', mit diesen 'fürtrefflichen, subtilen Menschen' verkehren möchte. Dazu gehört u. a. besondere Demut, Keuschheit des Gemüts und jenes melancholische Temperament, das Faust besonders in der Anrede an den Mond bewiesen hat. Endlich mufs er unter einer bestimmten Konstellation geboren sein, wovon Goethe hier natürlich keinen Gebrauch macht. Das alles lag unserem Dichter näher als Jamblichus. Und um wieviel des Dichters 'Bad im Morgenrot' über dem 'divini luminis particulam haurire' der 'Quelle' (III, 18) erhaben ist, gibt Goebel selber zu; es hat natürlich ebensowenig zu tun mit der ὑπαίθριος αὐγή (Jambl. d. m. III, 14), die Goebel (p. 284) zum Überflufs heranzieht.

Nach alledem treten wir mit nicht eben starkem Vertrauen an Goebels Erklärung der Erdgeistererscheinung heran; ihm erscheint sie (p. 288 f.) vor allem von Jamblichus II, 4 abhängig; aber die Untersuchungen von Morris zeigen, dafs Goethe die wesentlichen Züge (Dämpfe, Lichtstrahlen, Wahrnehmung des Geistes ohne Mitwirkung des Gesichts, Erhöhung des Lebensgefühls usw.) mindestens ebensogut bei Swedenborg vorkommen, und sie wären wohl noch in manchem der anderen, z. T. noch nicht genügend durchsuchten Handbücher Goethes bequemer beisammen zu finden als hier. Wie äufserlich aber Goebel seine Parallelen zieht, dafür nur ein Beispiel: im 'Faust' ist eigens davon die Rede, dafs der Mond sein Licht verbirgt, d. h. untergeht; in Fausts Zimmer ist es Nacht, nur einzelne

Strahlen zucken durch die Finsternis, und endlich erscheint der Geist in roter Flamme; bei Jambl. d. m. II, 4 aber ist von einem Lichtglanz der göttlichen Wesen die Rede, der den ganzen Himmel und Sonne und Mond überstrahlt. Goethes Worte sind also ebenso schief aufgefafst wie das 'eratmend' V. 486, das Goebel allen Ernstes (p. 295) mit Jambl. II, 8 zusammenbringt, wonach die Magier, die das göttliche Feuer erblicken, 'nicht mehr atmen' können.

Von den sonstigen Parallelen genügt es, noch eine einzige, auf den ersten Blick vielleicht bestechende, anzuführen. Gewifs redet Jambl. d. m. VIII, 8 von zwei Seelen des Menschen in Ausdrücken, die einigermafsen an Fausts Worte auf dem Osterspaziergang erinnern. Und sicherlich ist der Hinweis auf den Neuplatonismus als Quelle dieser Vorstellung stichhaltiger als derjenige auf Xenophon usw. Aber nichts beweist uns, dafs gerade Jamblichus es sein mufste, dem Goethe die Vorstellung verdankte. Sie kommt reiner und edler bei Plotin zum Ausdruck (vergl. Zeller, *Philosophie der Griechen* IIIb, 3. Aufl., S. 576 und Drews, Plotin, 1907, S. 207 ff.), dem Goethe auch mittelbar oder unmittelbar die Lehre vom Dämonischen, wie er es fafst, zu verdanken scheint. Wenn Goethe schon einen Neuplatoniker studierte, so war es sicherlich Plotin und nicht Jamblichus, der ihn nach kurzen Proben für immer abgestofsen hätte; aber es bedurfte keines Quellenstudiums, da Goethe bei den magischen Philosophen der Renaissance, u. a. bei Helmont, die betr. Vorstellungen in reicher Fülle verarbeitet vorfand. Das ganze reichhaltige Material, das Goebel beigebracht, ergibt keinen einzigen zwingenden Beweis für die Benutzung des Buches *de mysteriis*: eine ganze Anzahl der Parallelen stimmt nicht, und die anderen zeigen Berührungen Goethes mit dem Neuplatonismus überhaupt, nicht mit Jamblichus im besonderen.

Die Parallelensuche hat Goebel auch sonst eifrig betrieben, eifriger noch als viele seiner Vorgänger. Es soll ihm unvergessen sein, dafs er Welling und Agrippa von Nettesheim, Arnold und Möser gelesen und ausgezogen, aus Goethes und Herders Schriften manches Neue und Wertvolle beigebracht hat. Aber im ganzen begnügt er sich mit der Kausalerklärung der stofflichen Elemente, und die von hier aus unternommenen Datierungsversuche bedürfen durchaus der Nachprüfung an weiteren Kriterien. Für die Erörterung der eigentlich tragischen Probleme und ihres Zusammenhangs mit Goethes innerem Lebensgang kommt dabei wenig heraus, wie es ja denn auch bei fortlaufenden Noten zu einzelnen Versen nicht wohl anders sein kann. So vermag Goebel für uns deutsche Leser die vorhandenen Kommentare in Einzelheiten recht wohl zu ergänzen, überflüssig aber macht er keins der in den letzten Jahren bei uns erschienenen wissenschaftlichen Bücher über Goethes 'Faust'.

Heidelberg. Robert Petsch.

Neue Schillerliteratur.

1. Karl Berger, Schiller, sein Leben und seine Werke. II. Band. Mit 1 Photogravüre. 1.—4. Aufl. (1.—13. Tausend). VIII, 812 S. M. 7, geb. M. 8, in Halbfranzband M. 10,50.
2. Eugen Kühnemann, Schiller. Mit einer Wiedergabe der Schillerbüste von Dannecker in Kupferdruck. 3. Aufl. (6.—9. Tausend). XIV, 612 S. 8. Ebenda. Geb. M. 6,50.
3. Schillers Meisterdramen. Zehn Teile in 2 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Albert Köster, Albert Leitzmann, Franz Muncker, Georg Witkowski. Mit des Dichters Bildnis. 1. Band (1. bis 5. Teil). 1. Teil: Die Räuber. XXII, 111 S. 2. Teil: Fiesco. XVI, 93 S. 3. Teil: Kabale und Liebe. XVIII, 86 S. 4. Teil: Don Carlos.

XXXIV, 174 S. 5. Teil: Maria Stuart. XIV, 112 S. 2. Band (6. bis 10. Teil). 6. Teil: Wallenstein. XVIII, 219 S. 7. Teil: Jungfrau von Orleans. XVI, 104 S. (mit einer Karte von Frankreich). 8. Teil: Braut von Messina. XII, 82 S. 9. Teil: Wilhelm Tell. XVIII, 92 S. (mit einer Karte). 10. Teil: Die Huldigung der Künste. Demetrius. XXIV, 80 S. In 2 Leinenbänden je M. 2.

4. O. Falckenberg, Schillers Dramaturgie. Drama und Bühne betreffende Schriften, Aufsätze, Bemerkungen Schillers, gesammelt und ausgewählt. (Deutsche Dramaturgie, hg. von W. v. Scholz, 2. Band. Der erste Band der Sammlung bringt die vom Herausgeber selbst bearbeitete, recht nützliche Dramaturgie Hebbels.) München u. Leipzig, Georg Müller, 1909. VIII, 460 S. 8. M. 4,50.
5. E. Kilian, Schillers Wallenstein auf der Bühne. Beiträge zum Problem der Aufführung und Inszenierung des Gedichts. München und Leipzig, Georg Müller. VIII, 200 S. 8. M. 3. — Derselbe, Goethes Faust auf der Bühne. Ebenda. IV, 149 S. M. 2,50.
6. B. C. Engel, Schiller als Denker. Prolegomena zu Schillers philosophischen Schriften. Berlin, Weidmannsche Buchhandl., 1908. VIII, 182 S. 8. M. 4 (geb.).
7. A. Ludwig, Schiller und die deutsche Nachwelt. Von der Kaiserlichen Akademie zu Wien erkrönte Preisschrift. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909. XII, 679 S. 8. M. 12, geb. M. 14.

Wir stehen zwischen zwei Schillerjubiläen: der 100. Todestag des Dichters liegt hinter uns, sein 150. Geburtstag naht. Nach einer Spanne von vier Jahren blicken wir zurück auf die Hochflut von Reden und Abhandlungen, Büchern und Denkmälern, die das erste Jubelfest gezeitigt hat: 'Von all dem rauschenden Geleite, wer harrte liebend bei mir aus?' Gottlob, nicht alles ist im Winde verweht, nicht alle Glut ist als Strohfeuer verflackert; manche abgedroschene Phrase wagt sich heut nicht mehr so frech an das Tageslicht, viele unreine Schwärmerei ist gedämpft und der ernsten Erkenntnis des Dichters in seiner Wesenheit so tapfer vorgearbeitet worden, dafs der echte Schiller aufs neue und vielleicht mehr denn je seinen Siegeszug in deutschen Landen beginnen kann; wenn das kein rauschender Triumphzug wird, um so besser; dieser kampfbereite Mensch, dessen Pathos dem besseren Kenner nur als gelegentliche Eruption feuriger Ströme in der Tiefe seines Wesens erscheint, will nicht laut gefeiert, sondern studiert sein in jener Einsamkeit, wo uns der heilige 'Schauer' vor dem heroischen Ideal als 'der Menschheit bestes Teil' gewährt wird. Soweit er sich bemüht, die Fülle der Erscheinungen und der Kämpfe des Lebens auf dieses Ideal zurückzubeziehen, kann jeder ehrlich Strebende im Volke auch ohne eine aufsergewöhnliche intellektuelle Bildung zu Schiller in die nächste, menschliche Beziehung treten, auch wenn sein eigenes Bild des wirklichen Lebens, auch wenn seine Vorstellung von der empirischen Durchführbarkeit des Ideals noch so weit von des Dichters Meinung abweichen sollte. Wer uns diese innere Einheit und Geschlossenheit seines Wesens und Wirkens aufzeigt und von dieser Grundlage aus immer wieder zu den einzelnen dichterischen und theoretischen Werken den Weg zurückfindet, wer diese unausgesprochenen Unterlagen eines unvergleichlich reichen Lebens in edler Sprache zum Ausdruck bringt, der ist auf dem Wege, den wahren Schiller, nicht ein schwärmerisches Zerrbild, in weite Kreise unseres Volkes hineinzutragen.

Und in diesem Sinne dürfen wir Karl Bergers Schillerbiographie, die nun endlich fertig und vollendet vor uns liegt, als den rechten Schiller fürs Volk aufrichtig empfehlen. Mit grofser Kunst werden hier allge-

meine Kulturentwickelung und Literaturgeschichte innig verschmolzen, behutsam wird der menschlich bedeutsame Gehalt aus Schillers philosophischen Schriften herausgeholt und zu seinem dichterischen Schaffen in Beziehung gesetzt; und mit vornehmer, unparteiischer Gerechtigkeit blickt der Verfasser den zahlreichen Persönlichkeiten ins Auge, die den Lebenslauf seines Helden gekreuzt haben; das alles wirkt zusammen, um das innerlich-biographische Element, die Entwickelungsgeschichte der Schillerschen Individualität in das hellste Licht zu rücken; immer wieder hören wir den Menschen, lauschen seinen Worten, lesen seine Briefe, beobachten ihn in den Schilderungen der nächst Verwandten, und auch bei der Analyse der Kunstwerke, bei der Entwickelung der Charaktere und bei der Nachzeichnung der Komposition hören wir immer wieder den lebendigen Pulsschlag des grofsen Kämpfers durch, dieser Heroengestalt κατ᾽ ἐξοχήν.

In Bergers starker menschlicher Teilnahme für seinen Helden liegt denn auch der Wert des Buches für die germanistische Wissenschaft, abgesehen von mancher tiefgreifenden ästhetischen Diskussion und manchem feinen Wink für das Verständnis einzelner Motive in den Werken. Was Bergers Stellung zu den schwierigsten Problemen der Interpretation, zu der deterministischen Frage u. dergl. angeht, so kann und mufs ich hier Zurückhaltung üben, da er sich in den wesentlichsten Punkten zu meiner Auffassung in dem Buche über ‘Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen’ bekennt. Auch sonst hat er die wissenschaftliche Literatur, besonders der neueren Zeit, fleifsig gebucht und benutzt,[1] es auch an kritischen Winken nicht fehlen lassen, die sein Buch zu einer recht nützlichen Studentenlektüre machen. Solange die beiden grofsen Biographien von Minor und von Weltrich als Torsi vor uns liegen, werden wir unsere Zuhörer doch immer auf Bergers Buch, wie auf Kühnemanns geschlossenere Darstellung mit ihrem starken Persönlichkeitswert verweisen müssen, die jetzt eben in neuer Auflage vor uns liegt.

Gerade mit Rücksicht auf den Studierenden aber möchte ich doch noch einige Wünsche äufsern, die Berger bei einer zweifellos bald notwendigen Neubearbeitung seines Buches freundlich berücksichtigen dürfte. Wir möchten die allgemeinen geistesgeschichtlichen Gesichtspunkte noch hier und da verstärkt, Schiller immer mehr aus seiner Zeit und ihren Gedanken heraus erfafst sehen. Ein Beispiel gleich aus dem ersten Kapitel: Berger gibt einen geschickten Aufrifs von Schillers Antrittsvorlesung, die wir lieber mit den anderen historischen Schriften zusammen behandelt gesehen hätten; dabei wird (S. 12) Schillers Unsterblichkeitsbegriff gestreift. ‘Die wahre Unsterblichkeit’ hat der Redner im Auge, ‘wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.’ In Wahrheit meint Schiller natürlich hier echten Nachruhm im Gegensatz zu falschem; aber es hätte an dieser Stelle auch von Herders und Goethes Unsterblichkeitsbegriff im Sinne des Fortlebens der Entelechie geredet werden können, wozu auch bei der Besprechung von Schillers philosophischen Gedichten Anlafs gewesen wäre. Ich hoffe, dafs wir demnächst von anderer Seite eine förderliche Monographie über diesen wichtigen Punkt erhalten werden. Bei der nahe verwandten Abhandlung ‘Über die erste Menschengesellschaft’ kann der Satz irreführen: ‘Gleich Kant deutet Schiller die biblische Erzählung vom Sündenfall der Ureltern als Abfall vom Instinkt und von der Herrschaft der Natur’; es handelt

[1] Nur weniges wäre nachzutragen, vor allem die französische Festschrift *Études sur Schiller*, die wir hier (Band CXX, 206) ausführlich gewürdigt haben und aus deren Inhalt für Bergers 2. Band vor allem in Betracht käme: Andler, *Über die Quellen der Braut von Messina*, und X. Léon, *Über Schiller und Fichte.*

sich um keine persönliche Deutung des einen oder des anderen, sondern um eine Gedankenreihe, die in der theologischen Spekulation und danach in der Popularphilosophie des 17. und 18. Jahrhunderts fest verankert ist, Schiller höchstwahrscheinlich aus dem Schulunterricht bekannt war und weiter nachgewirkt hat, als man auf den ersten Blick annehmen möchte; denn unter ihrem Einflufs stehen ersichtlich, um nur auf unsere Dichter hinzuweisen, Heinrich von Kleist[1] und Hebbel, der unter Schillers Einwirkung die Formel prägt: 'Die Welt ist Gottes Sündenfall'. In solchen Zusammenhang gerückt, gewinnen Schillers Gedankengänge neues Licht und ein erhöhtes Interesse; er und Kant sowie Rousseau haben für eine vornehmere Auffassung der alten Vorstellung, die übrigens letzten Endes auf die Mystik zurückgeht, das Beste getan, und das sollte ihnen bestätigt werden.[2]

Ähnlich möchten wir die 'Ideale' als wichtiges Bekenntnis einer grundsätzlichen Wandlung, einer tapferen Resignation eingehender des Dichters gewürdigt sehen. Ich glaube nicht, dafs der Nachdruck auf der breiten Schilderung der Enttäuschungen des Dichters liegt, die dann nur durch eine 'versöhnende Kontrastwendung' (300) abgeschlossen würde, sondern dafs die ganze Darstellung der Illusionswelt sich wie ein Nebensatz zu dem positiven Bekenntnis im Haupt- und Schlufssatz verhalten soll; und ich wünschte, dafs das Begriffspaar 'Freundschaft und Beschäftigung' in eine allgemeine Entwickelung des Humanitätsgedankens hineingestellt würde.

Was die Analyse der grofsen Dramen angeht, so bewährt sich Berger vor allem bei der Darlegung der äufseren Entstehungsgeschichte, der Quellenverhältnisse, sodann bei der schwierigen Frage der Problemstellung, bei der Dekomposition des inneren Lebens im Kunstwerk. Minder befriedigt sind wir von seiner Verfolgung der äufseren Komposition, des 'Ganges der Handlung' usw. Hier gibt er mehr detaillierte Inhaltsangaben, als unbedingt nötig wäre, freilich immer mit feiner Bezugnahme auf die unausgesprochenen Absichten des Dichters; dennoch hätten wir gewünscht, dafs hier mehr die grofsen Motivgruppen zusammengefafst und die Betrachtung vereinheitlicht worden wäre, womit wir nicht etwa einem schematisierten Aufrifs der Handlung nach Freytags 'Technik' oder gar in der Art gemeinschädlicher Aufsatzbücher das Wort reden wollen. Und bei dieser Gelegenheit könnte dann eine vergleichende Behandlung der rein technischen Fragen vorgenommen werden; man sollte z. B. Schillers Kunst der Charakterabstufung im Gegenspiel bei Gelegenheit der Reihe (Kaiser Ferdinand) Octavio, Buttler, Deveroux und Macdonald oder Elisabeth, Burleigh, Paulet usw. darstellen und dann Umschau halten, was Schiller bei seinen Vorgängern und Zeitgenossen in dieser Beziehung vorfand, wie weit er bei ihnen in die Schule ging, wie weit er unbewufst über sie hinausschritt; wieviel mehr Klarheit hätte die Gestalt Max Piccolominis gewonnen, wenn der Verfasser auf die technische Bedeutung der 'Sympathiefigur' im deutschen Drama seit Elias Schlegels 'Herrmann' (vgl. den jungen Siegmund) mit ein paar Worten eingegangen wäre. Ähnlich könnte man bei der Betrachtung des 'Tell' verfahren und z. B. den Tadel, dafs 'Ruodis wortreiche Klagen und Verwünschungen aus dem Wesen des einfachen Mannes herausfallen', durch geschichtliche Betrachtung mindern: in dieser kraftvollen Schilderung des Gewitters wirken englische Vorbilder nach (z. B. der Anfang des 'Sturm'), denen sich das deutsche

---

1 Vgl. die ausgezeichnete Studie von Hanna Hellmann, *Heinrich von Kleist.* Heidelberg, 1908.

2 Vgl. hierzu meine Rezension über Kayka, *Kleist und die Romantik* in Ilbergs *Neuen Jahrbüchern* 1908.

Bühnenstück zu jener Zeit einfach noch nicht entziehen konnte. Es ist ein ganz besonderer Vorzug von Bergers Biographie, dafs sie auch auf die formale Seite der Schillerschen Schriften in gebundener und ungebundener Rede die gebührende Rücksicht nimmt, dafs sie den Leser die pathetische Ausdrucksweise der Einleitung zum 'Abfall der Niederlande' und die schlichte, edle Darstellung der besten Teile des 'Dreifsigjährigen Krieges' auseinanderhalten lehrt, dafs sie die reifende Kunst des charakteristischen Ausdrucks in der 'Maria Stuart' betont usw. Aber alle diese an sich so wertvollen Betrachtungen hätten durch einige geschichtlich, auch stilgeschichtlich orientierende Winke nur gewonnen.

An dieser Stelle mufs noch eine andere, für die Allgemeinheit bestimmte Veröffentlichung erwähnt werden, die es mehr auf eine bequeme Zusammenfassung gesicherter Resultate als auf die Mitteilung eigener Forschungen abgesehen hat. In seiner rühmlich bekannten Sammlung 'Meisterdramen' bringt Witkowski, unterstützt von anderen Fachgenossen, Schillers Bühnenwerke zum Abdruck. Die Texte selber sind ohne kritischen Apparat, aber mit philologischer Sorgfalt hergestellt. Jedem Drama geht eine kurze Einleitung voraus, die alles Wissenswerte und Gesicherte über die Entstehungsgeschichte, Quellenverhältnisse, Komposition, Charaktere, Form, Bühnengeschichte und Nachwirkung zusammenrafft. Daran schliefsen sich in lexikalischer Form kurze Erläuterungen einzelner Namen und nicht ohne weiteres verständlicher Ausdrücke. Dafs trotz dieser knappen Form doch auch der Forschung einiges Material aufbereitet werden soll, zeigt z. B. die Einleitung Witkowskis zu den 'Räubern', wo S. 16 die Bibelzitate des Dramas aufgeführt sind. Der Herausgeber hat alle vier Jugenddramen, aufserdem 'Wilhelm Tell', die 'Huldigung der Künste' und den 'Demetrius' bearbeitet und dem letzteren Drama so viel aus Schillers Entwürfen beigefügt, dafs dem Leser der Plan des ganzen Dramas klar werden kann. Bedeutend kürzer hat Albert Köster den 'Wallenstein', A. Leitzmann die 'Maria Stuart' und die 'Braut von Messina' behandelt. Muncker greift in der Einleitung zur 'Jungfrau von Orleans' etwas weiter aus. Im ganzen sind die Bearbeitungen knapper als die von Goethes Dramen in derselben Sammlung; dennoch oder vielleicht gerade deshalb sind sie wohl auch für den Unterricht geeignet, und wir würden die ganze, durchaus gediegene und überraschend wohlfeile Sammlung gern als Schulausgabe unserer klassischen Werke empfehlen, wenn wir nicht annehmen müfsten, dafs der kleine Druck heutzutage in den Augen der pädagogischen Fachleute sich der Einführung als Hindernis in den Weg stellt.

Recht gern möchte man auch ein anderes verdienstliches und wohlausgestattetes Werk dem Unterricht in Universitätsübungen, vielleicht auch im Unterricht der Prima dienstbar machen, wenn sich der Verfasser oder besser Herausgeber zu einigen Änderungen entschliefsen könnte. Wir meinen Falkenbergs Schiller-Dramaturgie. Sie bringt im grofsen und ganzen, was der Titel sagt, und es ist ein unbestreitbares Verdienst ihres Verfassers, dafs er mit rühmenswertem Fleifse das dramaturgisch Wichtige nicht blofs aus den Schriften, sondern auch aus den Briefen Schillers herausgesucht und in streng chronologischer Reihenfolge zusammengestellt hat. Über diese Reihenfolge im einzelnen sei hier nicht gerechtet, aber wir müfsten verlangen, dafs die genauen Daten der Briefe und bei Auszügen aus gröfseren Schriften auch die Bände und Seitenzahlen nach einer bekannteren Ausgabe wenigstens im Anhang hinzugefügt würden (am besten jetzt nach der Säkularausgabe mit ihrer trefflichen Bearbeitung der philosophischen Schriften durch Walzel). Ferner sollte die Auswahl des Ausgehobenen sich nicht so eng auf solche Stellen beschränken, in denen unmittelbar von Drama und Bühne usw. die Rede ist. Bei Untersuchungen über Schiller als tragischen Dichter kann eine Zentralstelle nicht ent-

behrt werden, wie die Ausführungen über die 'moralische Selbstentleibung' in der Abhandlung 'Über das Erhabene' (Gödeke, X, 2?7 f.), die auf die gesamte tragische Lebensauffassung des Dichters das hellste Licht wirft! Aber auch so wichtige Schriften wie die Vorrede zum 'Verbrecher aus Infamie' oder die Novelle 'Das Spiel des Schicksals', die sich mit dem General Rieger beschäftigt, enthält so wertvolle allgemeine Ausführungen, dafs ohne sie eine Schiller-Dramaturgie mit Rücksicht auf das Tragische noch unvollständig ist. Wenn der Herausgeber aus äufseren Rücksichten den Abdruck so wichtiger Dokumente unterliefs, so mag er sich das nächste Mal durch Kürzung der rein dramaturgischen Abhandlungen Platz schaffen. Manches könnte in den 'Briefen über Don Carlos' noch gestrichen werden. Auf dieselbe Weise würde aber auch Raum für eine Einleitung gemacht, die eine sichere Grundlage für die Benutzung des ganzen Buches abgeben könnte. Und endlich sollten die gröfseren Artikel in dem recht verdienstlichen, auch der wissenschaftlichen Forschung ganz nützlichen Schlagwortregister ausführlicher gehalten, sollte auf den speziellen Inhalt der einzelnen Stellen mit einem Worte hingewiesen werden; und eine bedeutsame Stelle wie die über den Faust (S. 329) müfste, um nur ein Beispiel herauszugreifen, sowohl unter 'Stoffe' als unter 'unbegrenzbar' bzw. 'Begrenzung' angeführt werden. Natürlich sollte das Schlagwortregister durch ein Inhaltsverzeichnis ergänzt werden, dessen Mangel bei der Benutzung so unangenehm empfunden wird. Sollten sich Verleger und Herausgeber entschliefsen, diese Anregungen zu befolgen, so könnte das Buch dem deutschen Literaturstudium treffliche Dienste leisten.

Praktische und theoretische Probleme der Dramaturgie unserer Klassiker sehen wir gern von einem so feinen und tiefgrabenden Kenner wie Kilian erörtert.

Seine neue Schrift beschäftigt sich vom historischen und bühnenpraktischen Gesichtspunkte mit dem Problem einer einheitlich und dramatisch wirkenden Aufführung des 'Wallenstein'. Dafs das ganze Werk von Schiller nicht als 'Trilogie' gedacht ist und dafs die einheitliche Wirkung des Ganzen sowohl in der heutigen Buchausgabe als in der ersten Weimarer Theaterbearbeitung (die beiden ersten Akte von 'Wallensteins Tod' waren hier mit zu den 'Piccolomini' gezogen) vernichtet wird, liegt auf der Hand, und der moderne Dramaturg wird guttun, sich an Schillers eigenen, leider nicht durchgeführten Plan einer Verkürzung des Werkes auf einen Theaterabend anzulehnen. Freilich wird man in drei Stunden dem Riesenwerke nicht gerecht werden können; aber in der Zeit, die einem Wagnerschen Musikdrama anstandslos bewilligt wird, läfst sich ganz wohl der Hauptinhalt des Werkes ausschöpfen und sein dramatischer Eindruck beträchtlich erhöhen. Ähnlich wie Werder, Kühnemann, Minor u. a. versucht Kilian diese Teilung zu bewirken, und zwar im ganzen mit dem sicheren Blicke des künstlerisch reichbegabten Bühnenmannes und des feinsinnigen Ästhetikers. Über Einzelheiten liefse sich streiten. So möchte ich doch den wirksamen Schlufs mit der Bankettszene dem 2. Akte des 'Gesamtdramas' nicht dadurch nehmen, dafs noch der 5. Akt der Piccolomini mit angesetzt wird; freilich bereitet die Gefangennahme Sesins auf das Folgende wuchtig vor, aber kann sie das nicht ebenso am Anfang des 3. Aktes tun? Und ist das Bankett wirklich blofs eine Episode? Werden nicht gerade hier dem Zuschauer Winke genug gegeben, auf wie schwachen Füfsen das Gebäude der Wallensteinschen Macht ruht, nimmt er nicht von der glänzenden Szene eine schwermütig-düstere Stimmung zum Folgenden mit? Im übrigen verteilen sich die Akte des Buchdramas auf die des neuen Gesamtdramas nach Kilians Vorschlägen so: G. I = P. I, II; G. II = P. III—V; G. III = W. T. I; G. IV = W. T. II, III; G. V = W. T. IV, V. Natürlich mufs aber

auch bei einer Aufführung von sechs Stunden der Text noch um ein reichliches Drittel gekürzt werden, und Kilian ist sicherlich im Recht, wenn er diese Kürzungen vorzugweise auf Kosten der breiten Diktion und solcher Szenen durchführen will, mit denen der Dichter dem Zeitgeschmack Rechnung getragen hat; die Familienszenen können sehr energisch, die Liebesszenen zum mindesten beträchtlich reduziert werden, ohne dafs den dramatischen Absichten des Dichters Abbruch geschähe. Entscheidender sind die Änderungen, die Kilian speziell für die Rolle des Helden verlangt, und hier geht seine Studie unmittelbar auf das ästhetische Gebiet über und wächst sich aus zu einer tiefgreifenden Charakteristik Wallensteins, die mit dem kritischen Auge des gestaltenden, nach einem Einheitspunkte und einer durchgehenden Note forschenden Künstlers die dichterische, nicht immer im Hinblick auf die Bühne gestaltete Figur mustert. Im ganzen steht Kilian auf dem Boden der scharfen Kritik Otto Ludwigs, der vor allem die wirklich meisterhaft gelungene Einführungsszene des Realisten Wallenstein in den 'Piccolomini' gelten läfst, im Folgenden aber Schillers Abweichung zu einer mehr idealistischen, ja stellenweise fast absoluten Auffassung nicht folgen kann; und mit unverhohlenem Spott, bisweilen nicht ohne eine gewisse konstruierende Gewaltsamkeit, wendet sich unser Kritiker gegen die Ästhetiker, die mit Energie das Drama und vor allem die Figur des Helden gegen zweifelnde Einwände retten wollen. Sein oft extremer Ton soll uns nicht irremachen an dem berechtigten Kern seiner Ausführungen. Ich selbst habe in meinem von Kilian herangezogenen Schillerbuch auf die grofse Wandlung hingewiesen, die Schiller von seinem ursprünglichen Plan, einen entschlossenen Realisten zu zeichnen, ablenkte und ihn schliefslich doch wieder einen tragischen Charakter in der Art seiner Jugenddramen entwerfen liefs; ich hätte schärfer betonen sollen, dafs ganz realistische und verstiegen idealistische Stellen unmittelbar nebeneinander stehen, dafs es, mit Kilian zu reden, 'dem Dichter nicht geglückt ist, die offenbar einer späteren Schaffensperiode angehörigen Elemente der Charakteristik mit seinen ursprünglichen Intentionen zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen'. Aber ich kann nicht zugeben, dafs damit die Einheitlichkeit des Charakters selber so zerrissen wäre, dafs wir es nötig hätten, die Stellen, wo Wallenstein einen Aufschwung ins Idealistische nimmt, zum grofsen Teil zu streichen. Und wenn ich die günstige Selbstschilderung Wallensteins in dem grofsen Monolog auf eine gewisse Art von Selbstbetrug zurückführe, so mufs ich um so mehr daran festhalten, weil ich gerade an einer so entscheidenden Stelle Schiller keine unverzeihliche Unklarheit zumute, und weil eine derartige Selbsttäuschung des Helden auch den sonstigen und vor allem den Jugendtragödien des Dichters nicht fremd ist. Von Haus aus edel angelegt und erst durch die Leidenschaft ruiniert, sehen sie persönliche und allgemeine Motive zusammen, pendeln in ruhigen Augenblicken zwischen Ehrgeiz und Humanität hin und her, sind im Augenblick des Handelns entschlossen realistisch in der Zeit des Überlegens schwankend und zum Eingreifen erst fähig, nachdem sie sich zu ihrer schweren Tat eine gewisse moralische Zustimmung, wenn auch noch so gewaltsam, abgerungen haben. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das Schwelgen Wallensteins in Tiraden über den Wert der Treue, über die Freundschaft usw. wohl verständlich, ohne dafs man dabei aus dem Feldherrn gleich einen schwärmenden Deklamator machen müfste; aber das ist freilich zuzugeben, dafs eine solche Doppelheit, die einem Karl Moor besser ansteht, bei dem Führer der wilden Soldateska des Dreifsigjährigen Krieges ganz besonders schwierig durchzuführen war, und dafs Schiller nicht durchweg dieser Aufgabe Herr geworden ist — gar nicht zu gedenken der Gefahren, die in seinem breit-rhetorischen Stil lagen. Kilian hat manche brauchbare Anweisung gegeben, um dem modernen Schau-

spieler über die so entstehenden Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, wobei es natürlich ohne Gewaltsamkeiten gegen den Dichter nicht abgeht; dafs der Schauspieler die Worte: 'Max, du kannst mich nicht verlassen' usw. in dem Ton des älteren Freundes spricht und dabei ihn freundlich am Arm berührt, ist sicherlich nicht in Schillers Sinn, rettet aber die ganze Szene für das moderne Empfinden, wie wir denn auch sicherlich nicht die opernmäfsige Ausführung des Reiterliedes vertragen würden, die Schiller dem Geschmack seiner Zeit zuliebe vorschreibt. Wir können auf solche Einzelheiten nicht weiter eingehen und nur zusammenfassend sagen, dafs Kilian auch in dem Abschnitt über die Inszenierung des Ganzen und einzelner Szenen aufserordentlich fein das Empfinden des modernen Zuschauers zu berücksichtigen, sich aber von allen Bühnenmätzchen, von allem unästhetischen Haschen nach 'historischer Treue' fernzuhalten und seine einzelnen Ratschläge durch weitergreifende prinzipielle Erwägungen zu vertiefen und zu stützen weifs. Alles in allem ist sein Werk ein würdiges Seitenstück zu seinen früheren dramaturgischen Arbeiten, unter denen noch auf sein Buch über Goethes 'Faust' ausdrücklich verwiesen sei.

Schon Kilians Studie rührte an den geheimen Einheitspunkt von Schillers Wirken. Viel stärker ist das bei Engels Studie der Fall. Sein Buch ist eine Kampfschrift und geht manchmal mit etwas groben Waffen der historisch-psychologischen Forschung zu Leibe, deren Dokumente der Verfasser übrigens nur zum Teil kennt oder doch erwähnt und oft genug auf Grund herausgegriffener Einzelsätze von oben her abtut. Doch verkennen wir es nicht: Auch die systematische Auffassung und Darstellung von Schillers Philosophie nach ihren durchgehenden Grundgedanken hat neben der chronologisch-historischen Analyse seiner Schriften ihren grofsen Wert hat und ist bisher vielfach (aber nicht so absolut, wie man nach Engels Einleitung vermuten könnte) vernachlässigt worden; es ist notwendig, hinter der dichterischen Hülle, unter der wissenschaftlich wenig glücklichen Form den philosophischen Kern der spekulativen Arbeit Schillers aufzusuchen; und auf diesem Wege hat Engel reiche Ernte gehalten, wenngleich er Schillers eigentlich spekulative Begabung sicherlich überschätzt.

Engels Interessenrichtung ist eine andere als die des Literarhistorikers. Nicht ohne Geringschätzung spricht er von dem Bemühen, die einzelnen Gedankengänge Schillers mit denjenigen der zeitgenössischen Philosophen zweiten und dritten Ranges in Beziehung zu setzen, als ob auf diesem Wege bereits zuviel getan wäre und wir nicht vielmehr in den ersten Anfängen steckten! Als ob die inhaltliche Gleichsetzung einzelner Schillerscher Thesen mit denen kleiner Popularphilosophen bereits eine Unselbständigkeit Schillers behauptete und eine falsche Einschätzung seiner Geistesarbeit nach sich zöge. Aber freilich können uns Darstellungen wie diejenige Engels vor dem Fehler bewahren, Schillers Neuschöpfungen zu unterschätzen; über der immer genaueren Beobachtung des Milieus, die uns manche seiner Gedankenreihen genetisch und nach der Seite ihres Zeitwortes, ihres Gefühlsgehalts, ihrer ethischen Nuancierung erklären hilft, vergessen wir leicht das grofse Individuum, das sich plötzlich turmhoch über seine Umgebung erhebt und in freien Wettbewerb mit den Meistern vom ersten Grade tritt.

Es wird eine Zeit kommen, wo man von der Schillerforschung die Vereinigung der induktiven und deduktiven, der historisch-psychologischen und der ästhetischen Methode fordern wird, eine Aufgabe, von deren Bedeutung und Tragweite wir heute noch kaum eine Vorstellung haben. Wenn wir erst besser gelernt haben, mit derjenigen Relativität, die nun einmal unsere vornehmste Pflicht und unser wertvollstes Hilfsmittel ist, abwechselnd demselben Objekt gegenüber bald den einen, bald den anderen Standpunkt einzunehmen, dann werden wir uns in fortwährender

Selbstkontrolle dem Gegenstande von allen Seiten nähern[1] und uns der eigenen Einseitigkeit immer mehr entkleiden, dann werden wir über Bücher wie dieses hinaus sein, zugleich aber dankbar derer gedenken, die uns, ganz im Sinne der neuesten Wendungen in der Poetik, auch für die andere Seite des Problems das Auge geöffnet haben.

Engel faſst seinen Helden nicht absolut, aber im Sinne der absoluten Philosophie, als den Vorbereiter Schellings und Hegels. Schiller hat für ihn eine ganz bestimmte Bedeutung innerhalb der Geschichte des menschlichen Geisteslebens: 'Die spekulative Gestaltung der Ideen einer ästhetischen Kultur ist das Neue, was Schiller der Welt bringt.' Was ihn von Herder scheidet, ist das strenge Festhalten des eigenen Lebensideals, die Unbeirrbarkeit durch irgendwelche traditionellen widerstrebenden Gedankenreihen; was ihn über Shaftesbury erhebt, ist das Fortschreiten aus dem Gebiete der individuellen Selbstkultur in die Welt des allgemeinen Selbstbewuſstseins. Schiller gehört zu den groſsen Persönlichkeiten, die an den Wendepunkten der Weltgeschichte erscheinen, 'in denen der zum Bewuſstsein seiner selbst sich emporringende Geist sich individualisiert und gleichzeitig als gemeinschaftbildende Macht auftritt.' Von dem Gedanken der ästhetischen Kultur selbst innerlich ergriffen, sucht nun unser Führer im einzelnen nachzuweisen, wie die geniale Spekulation seines Helden die Fäden da aufnahm, wo Kant und Fichte sie hatten liegen lassen, um der Denkarbeit der Zukunft den Weg zu ebnen.

Schiller löst das Problem einer objektiven Fundamentierung der Ästhetik, indem er das Ästhetische der praktischen Vernunft direkt unterstellt. Kant bleibt bei einem Idealismus der Zweckmäſsigkeit stehen und glaubt 'die freien Bildungen der Natur (Kristallisation usw.) durch mechanischen Hang zur Erzeugung von Formen, die für den ästhetischen Gebrauch unserer Urteilskraft gleichsam gemacht zu sein scheinen, dem Bedürfnis näher zu bringen'. Schiller aber schaltet die Urteilskraft ganz aus und erfaſst das organische Formprinzip des Natur- und Kunstschönen unter dem Gesichtspunkte der Freiheit, der sittlichen Selbstbestimmung: 'Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung'. Das Bedürfnis unserer praktischen Vernunft führt uns zu der Bemerkung, daſs Gegenstände um uns her in sich selbst geschlossen, in ihren Teilen durch sich selbst bestimmt, an nichts auſserhalb ihrer selbst gebunden sind; die zweckmäſsige Organisation ist da; was wir von uns aus hineintragen, ist nichts anderes als der Gedanke der bewuſsten und gewollten Selbstbestimmung, der die Wahrnehmung eines Nicht-von-auſsen-bestimmt-seins erst in die Sphäre der Humanität erhebt. 'Die Idee der Selbstbestimmung auf die Welt der Erscheinungen angewandt und so die eigentlichen Wurzeln der Schönheit bloſsgelegt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Schillers. Diese Tat bleibt keine spezifisch ästhetische, sie bereitet eine Änderung der ganzen Auffassung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt, von Geist und Natur, Begriff und Gegenstand vor. Schiller wird damit der unmittelbare Vorläufer Schellings; er liefert diesem konstituierende Grundgedanken seiner Naturphilosophie.' Die letzten ausgehobenen Sätze zeigen, wie geneigt Engel zur absolutistischen Bewertung von Schillers Resultaten ist — ein Glück, daſs dieser Absolutismus bei seiner Analyse und Kritik im einzelnen vermieden wird und den Verfasser nicht blind gegen Schwächen in Schillers Gedankengängen macht.

[1] Wie sich Goethe in dieser Beziehung in die Schule nahm, und wieviel er auf diesem Wege in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht durch lebenslange Übung erreicht hat, kann man aus den Schluſsabschnitten von Bouckes Werk: *Goethes Weltanschauung* lernen (Stuttgart 1907), einem der anregendsten zeitgenössischen Beiträge zur Goetheforschung.

Da von einem näheren Eingehen auf Einzelheiten hier keine Rede sein kann, so sei es vergönnt, nur einen wichtigen Punkt herauszugreifen, wo wir mit Engel nicht einverstanden sein können. Er betrifft die innere Geschlossenheit dieses 'Systems'. Engel macht Schiller den Vorwurf, dafs ihm eine wirkliche Vereinigung von Freiheit und Erscheinung, von Geist und Natur in seinem Ideal der 'schönen Seele' nicht gelungen sei; wie weit das im Sinne eines fremden Systems richtig ist, kann hier nicht erörtert werden; in Schillers eigenem System scheint uns der Widerspruch so klaffend nicht. Woran Engel Anstofs nimmt, ist dies, dafs Schiller die sittlich 'freien Handlungen' in das Gebiet der Naturwirkungen hinüberspielen möchte und umgekehrt. 'Das *apriori* des reinen Willens besteht nicht für die schöne Seele, ihre Antriebe sind empirisch bedingt, der Pflichtbegriff mit seiner unbedingten Nötigung ist (wie das Erhabene) in ihr ausgelöscht, die schöne Seele läfst dafür ihren Affekt von Fall zu Fall handeln.' Wäre das wirklich der Fall, so hätten wir freilich nicht die Herrschaft des kategorischen Imperativs, sondern der aristotelischen Hexis zu konstatieren. Das ist aber Schillers Meinung nicht. Zwar redet er von 'sittlicher Fertigkeit', aber doch nicht von einer realen, instinktiven Regelung des Kraftverhältnisses zwischen einzelnen Trieben. So allgemein können Schillers Worte kaum verstanden werden. 'Es erweckt ihm kein gutes Vorurteil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, dafs er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören';[1] Schiller verteidigt zunächst einmal die sittliche Bedeutung derjenigen Handlungen, die aus Neigung in Übereinstimmung mit dem Sittengesetz vorgenommen werden. Freilich gehört für ihn zum 'Ideal der schönen Seele' die Bestimmung, dafs die unbewufste Übereinstimmung des menschlichen Handelns mit dem Inhalt des Sittengesetzes zum Grundsatz werde; aber dies Ideal reicht über alle Erdenerfahrung hinaus, gleich Wagners 'Kunstwerk der Zukunft'. Es ist nicht das Hilfsmittel zur Herbeiführung der ästhetischen Kultur, sondern ihre letzte Vollendung, ihr Ziel — das wir eben bislang immer nur mit der Phantasie antezipieren und regulativ verwerten können. 'Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, dafs es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es.'[2] Bis dahin aber wird eben neben denjenigen Fällen, wo der Mensch triebhaft im Sinne des Sittengesetzes handelt und die wohl immer vereinzelt bleiben werden, die bewufste Unterordnung unter das Sittengesetz bestehen bleiben. Inzwischen aber vollzieht sich eine langsame Annäherung an jenes letzte Ziel dadurch, dafs der Mensch auch seine Erscheinung unter dem Gesichtspunkt der Freiheit auffassen lernt. Die Pflanze folgt unbewufst organischen Bildungsgesetzen, aber wir fassen sie auf, als ob sie bewufst ihren eigenen Willen entfaltete; der Mensch folgt bewufst dem Sittengesetz unter Aufopferung eines guten Teils seines Trieblebens, aber schön erscheint er erst in dem Augenblick, wo dieser Kampf eben nicht in die Erscheinung tritt, sondern sein Leben zum Kunstwerk wird und alle Zeugen irdischer Bedürftigkeit ausstöfst. Schiller hat sich darüber an einer auch von Engel herangezogenen Stelle sehr deutlich ausgesprochen:[3] 'Unsere sinnliche Natur mufs also im Moralischen frei erscheinen, obgleich sie es nicht wirklich ist, und es mufs das Ansehen haben, als wenn die Natur blofs den Auftrag unserer Triebe vollführte, indem sie sich, den

[1] *Schillers Werke*, Säkularausgabe XI, 221. [2] A. a. O. 221.
[3] Briefe, hg. von Jonas, III, 264.

Trieben gerade entgegen, unter die Herrschaft des reinen Willens beugt.'[1] Das Ideal der schönen Seele gilt also als Ziel der Entwickelung in metaphysischer Hinsicht; es wird realisiert nur in der Kunst; für das sittliche Leben in der Empirie hat es bloſs regulativen Wert. Damit aber bleibt Schiller sich selbst treu: er ist eben nicht der rein spekulative Denker, sondern der Künstler, dessen Metaphysik von seiner ästhetischen Lebensanschauung abhängig ist. Auch in den 'Künstlern' spielt bei ihm das Schöne eine doppelte Rolle: die Kunst ist im empirischen Leben die Erzieherin zum Guten und Wahren, das ästhetische Verhalten also eine Durchgangsstufe; zugleich aber erstrecken sich ihre Wirkungen über die Sittlichkeit und Erkenntnis hinaus zur Gestaltung eines überempirischen Zustandes des Lebens in reiner Schönheit. Mit Recht weist Engel (S. 80) darauf hin, daſs 'von einer notwendigen Übereinstimmung der moralischen und ästhetischen Natur nicht die Rede sein kann'; es handle sich also bei der schönen Seele um einen Spezialfall, um eine mögliche Kombination, aber keine, die vermöge ihrer immanenten Wirklichkeitsmomente uns zur Anerkennung ihrer inneren Wahrheit zwänge. Gerade deshalb möchte Engel auch nicht mit Schiller in der ästhetischen Kultur den letzten und höchsten Ausdruck des Menschheitsideals sehen, sondern die Untersuchung auf einem anderen Gebiete suchen, das Schiller verschlossen blieb: dem religiösen. Aber gerade weil Schillers 'Ideal' überempirisch war, konnte es ihm die Religion ersetzen. Freilich, wenn man ihn gefragt hätte, wie es nun möglich sei, daſs vermittelst der Kunst die Menschheit aus einem Zustande grundsätzlicher Diskrepanz zwischen Trieben und sittlichem Willen schlieſslich in letzter Zukunft jemals zu einem anderen Zustande grundsätzlicher Harmonie zwischen beiden gelangt, wie sich durch reine Graduation eine Tatsache in ihr kontradiktorisches Gegenteil verwandeln solle, so würde der Genosse eines dynamistischen Zeitalters darauf sowenig eine Antwort gewuſst haben, die den modernen Kritiker befriedigte, als auf manche andere Frage, die sich billig an sein System und an die Gedankengänge seiner Zeitgenossen richten läſst. Er war eben nicht modern, trotz seiner epochemachenden Neuerungen, bzw. trotz der wuchtigen Formulierungen seiner Erkenntnisse, die auf die Nachwelt hinüberwirken sollten. Sprunghafte Reihen wie die hier entwickelten sind ja auch den Gedankengängen Herders und seiner Zeitgenossen nicht so fremd. — Rühmend sei hier hervorgehoben, mit welcher Energie Engel in dem Abschnitt über das Wesen des Künstlers die Forderung der harmonischen Persönlichkeit und das Bewuſstsein von der Totalität des Lebens in den Mittelpunkt von Schillers Erörterungen stellt und ihre Betonung als das spezifische Eigentum des Dichters gegenüber Kant herausarbeitet. Jede historische Auseinandersetzung über die Entwickelung des Totalitätsproblems im 19. Jahrhundert (und einer solchen bedarf u. a. die Wagnerforschung) wird über Hegel und Schelling bis hierher zurückzugehen haben.

Wenn wir uns zum Schluſs noch einmal vergegenwärtigen, daſs der Geschichtschreiber die doppelte Aufgabe hat, einmal nach Kräften die historische Bedingtheit der einzelnen Erscheinungen zu erfassen, anderseits aber das endogene Element gerade der hervorragendsten Träger der Entwickelung herauszuarbeiten; wenn er zeigen soll, wie weit jede überragende und in sich selbst geschlossene Persönlichkeit in ihren Ausstrahlungen dem Absoluten nahekommt, so müssen wir nochmals dankbar anerkennen, wie viel Engel gerade für die letztere Aufgabe der Schillerforschung getan hat. Er weiſs den Ewigkeitswert von Schillers Ästhetik zu betonen und damit denn auch ihren Gegenwartswert, und das will für den Unterricht viel bedeuten. Denn Engels Buch ist ein Symptom unserer Zeit —

[1] Die Sperrungen rühren hier, wie bei den letzten Zitaten, von mir her.

der Verfasser würde sagen: 'Eben beginnt ein ideenarmes Zeitalter einem ideenreichen zu weichen' (vgl. S. 11). Und selbst abgesehen von der Bedeutung Hegels für unsere Zeitgenossen — wenn Schillers Versuch einer objektiven Begründung der ästhetischen Wahrnehmung uns an Herders Gedanken einer Allbeseelung des Universums erinnert, so gedenken wir eines der letzten Worte Paulsens zur Signatur der Gegenwart; er bezieht sich auf 'das Vordringen des Gedankenkreises, der sich um den Namen Fechners sammelt. Überall ist es zu beobachten: in der Psychologie und Biologie. Die experimentelle Psychologie geht in seinen Spuren, und die moderne Biologie hat längst des Hohngelächters sich entwöhnt, womit vor fünfzig Jahren die Zeitgenossen auf Bücher wie "Nanna" und "Zendavesta" hinzeigten. Die Pflanzenseele ist beinahe schon Gegenstand des allgemeinen Glaubens der Botaniker, die ihrer Erscheinungsform in Sinnesorganen, Reizempfindlichkeit und Reaktionsbewegungen nachgehen, die mit denen der Tiere nahe Verwandtschaft zeigen. Die Zoologen beginnen mehr und mehr sich zu überzeugen, dafs es mit einer mechanischen Auslese im Entwickelungsprozefs nicht getan ist. Der Gedanke der Zielstrebigkeit läfst sich nicht fernhalten; und damit kommt dann die ganze Naturphilosophie in neue Bahnen: leibnizisch-aristotelische Gedanken, Monaden und Entelechien beginnen wieder lebendig zu werden. Und damit gewinnt dann das Universum überhaupt ein anderes Gesicht: nicht eine blofse Anhäufung von blofsen Atomen, die bald so, bald so zusammenfallen, sondern ein einheitliches Alleben, in dem ein Allwirkendes, das zugleich ein von Ideen bestimmtes Allwollendes ist, sich zielstrebig entfaltet.'[1] Ist dem so, dann steht Schillers Ästhetik eine Neubelebung bevor, und von hier aus gesehen erscheint Engels Buch trotz mancher Einseitigkeit als durchaus 'zeitgemäfs' im edelsten Sinne.

Aus dem Rahmen der Schillerforschung im inneren Sinne wächst das höchsten Lobes würdige Buch von Ludwig heraus; mit vollem Recht haben seine Studien zur Geschichte der Nachwirkung Schillers zweimal den Preis davongetragen: eine knappe 'Revision des Prozesses', den der Dichter vor dem Forum der Nachwelt zu führen hatte, brachte die Bonner Preisschrift 1904; nun ist daraus eine weitschichtige und wohlfundamentierte Literatur-, ja fast möchte man sagen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkt seines wechselnden Verhältnisses zu Schiller erwachsen. Es kann hier keine Rede davon sein, zu einzelnen Punkten kleine Nachträge zu bringen, die gegenüber dem von Ludwig völlig beherrschten Riesenmaterial kaum in Betracht kommen und die Grundlinien seiner Darstellung kaum ändern würden; wir freuen uns des Ganzen, wie es da steht. Generation für Generation läfst unser Führer die Tageskritik und die wissenschaftliche Forschung mit gut gewählten Proben zur Sprache kommen, mustert das Verhältnis der Kunst und besonders des Theaters zu dem Dichter, untersucht aber auch seinen Einflufs auf die dichterische Produktion. Und das alles wird nicht trocken und listenmäfsig vorgeführt, sondern nach Möglichkeit aus der geistigen Signatur jedes Zeitalters heraus entwickelt. Dabei weifs Ludwig fein zu unterscheiden, bei welchen Schichten der Bevölkerung Schiller jeweils besondere Zustimmung oder Abweisung erfahren mufste, wie sich gewisse Schlagworte über ihn forterbten und modelten, wie zähe sich trotz aller Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung eine gewisse Vulgatvorstellung von seinem Wesen und seinen Werken festhielt, um sich ganz allmählich zu wandeln. Die Lehr- und Lesepläne der Schulen, die Aufführungs- und Besuchsziffern der Theater, die Ausleihebücher der Bibliotheken und Volkslesehallen, alles wird mit herangezogen, um dies Bild wirklich farbig, lebendig und doch klar und übersichtlich zu machen. Durch das ganze Buch hindurch

[1] Paulsen im *Pädagogischen Archiv*, L, 435.

geht eine wohltuende persönliche Unterströmung, ohne dafs irgendwelcher Absolutismus das Auge des Verfassers blendete. Mufste doch gerade eine Arbeit wie diese den Verfasser zu einem fruchtbaren Relativismus erziehen, auch wenn er ihn nicht von vornherein mitgebracht hätte; möge denn sein Buch denselben wichtigen Dienst an seinen Lesern tun. Wie manche Phrase und schiefe Auffassung wird leicht überwunden, wenn man ihren fragwürdigen Ursprung kennen lernt; und wie zweckmäfsig ist es anderseits, auch die einflufsreichen Biographen und Kritiker, die Verfasser der grofsen Literaturgeschichten als Kinder ihrer Zeit kennen und damit auch den objektiven Wert ihres Urteils richtig begrenzen zu lernen. Was freilich die Gegenwart anlangt, so wird mancher in dem grofsen Schlufsabschnitt Ludwigs: 'Schiller-Renaissance', hier und da die Akzente verrückt, Licht und Schatten anders verteilt sehen mögen; aber wie schwer ist es, der gegenwärtigen Produktion gegenüber schon einen historisch-relativen Mafsstab zu finden, zumal wenn man einen so ausgesprochen persönlichen Geschmack hat wie der Verfasser. Hier und da möchten wir fast raten, die Tatsachen lieber für sich wirken zu lassen, als plötzlich die Darstellung mit eigenen Urteilen zu unterbrechen; solche Einschiebsel stören doch oft den rühmenswerten, bisweilen vollendet schönen Vortrag des Buches. Und da der Verfasser unsere Wünsche an eine neue Auflage (möge sie bald nötig werden!) selbst herausfordert, so möchten wir noch um zweierlei bitten: wie Ludwig von Zeit zu Zeit auf das Verhalten der katholischen Partei in klarer und verständnisvoller Weise eingeht, so möchten wir auch über die wechselnde Stellungnahme anderer Religionsgemeinschaften, wie des Judentums oder der Orthodoxie, eingehender unterrichtet werden, wobei denn auch Kulturkreise von dem Einflusse des Freimaurertums nicht übergangen werden dürften. Sind wir doch erst in den letzten Jahren durch Keller und Deile[1] darüber unterrichtet worden, wie energisch sich die Loge schon bei Schillers Lebzeiten des Menschen und des Dichters angenommen hatte. Und ferner möchten wir bei dem Abschnitt über die wissenschaftliche Schillerliteratur den Verfasser etwas weiter ausgreifen sehen: es handelt sich nicht blofs darum, die Stellungnahme der einzelnen Generationen zu Schiller selbst oder zur klassischen Literatur kennen zu lernen, sondern ihre Erkenntnis und Bewertung, die fortschreitende historisch-relative Würdigung der humanistischen Epoche des 18. Jahrhunderts im ganzen beleuchtet zu sehen: zu wissen, wie Biedermann über das 18. Jahrhundert urteilte, und wie es heutzutage in der Darstellung eines Windelband, Ernst Tröltsch oder W. Dilthey erscheint, ist nicht nur erspriefslich, sondern notwendig für denjenigen, der die jeweilige Bewertung Schillers auf eine breitere Grundlage stellen möchte. Und um so lehrreicher und anregender würde Ludwigs Buch für alle diejenigen werden, die Literaturgeschichte im modernen, verinnerlichten Sinne treiben und auf Grund besserer Kenntnis der Jugend das Auge öffnen wollen für die unmerklichen und doch so tiefgreifenden Wandlungen des geistigen Lebens innerhalb des letzten Jahrhunderts.

Heidelberg. Robert Petsch.

Joseph König, Karl Spindler. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Romans und der Unterhaltungslektüre in Deutschland nebst einer Zahl bisher ungedruckter Briefe Spindlers. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von M. Koch und G. Sarrazin. H. 15. N. F. H. 5.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1908. 159 S. M. 5.

Über den hundertbändigen Karl Spindler ein ganzes Buch zu schreiben! Der Gedanke erweckt ein gelindes Grauen. Joseph König hat sich

[1] Vgl. *Archiv f. d. Stud. d. n. Spr.* CXX, 202 f.

dieser mühevollen Aufgabe unterzogen. Wir wollen ihm zunächst dafür danken, dafs ihm bei der literarischen Ausgrabung des schon längst nicht blofs körperlich gestorbenen Romanciers nicht die Geduld ausgegangen ist.

Doch zum Inhalt des Buches! König eröffnet sein Buch mit einem kurzen Überblick über die literargeschichtliche Stellung Spindlers und über dessen Lebensgang; hierbei interessiert es uns namentlich, zu erfahren, wie sehr teilweise Spindler von seinen Zeitgenossen überschätzt wurde. Sodann mustert der Verfasser — und das ist der Hauptinhalt seines Werkes — in referierender Weise die Produkte der Spindlerschen Muse nach folgenden Gesichtspunkten durch: 1. Komposition und Technik; 2. Charaktere und die Art ihrer Zeichnung; 3. Motive; 4. Geschichtliches und Kulturgeschichtliches; 5. Humor und Satire; 6. Sprache und Stil. Als Anhang gibt uns König zehn bisher ungedruckte Briefe Spindlers, welche zum kleineren Teil aus der Autographensammlung W. von Wurzbachs in Wien, zum gröfseren aus der Königlichen Bibliothek in Berlin stammen.

Ich halte die ganze Anlage des Buches für verfehlt. Ich weifs nicht, ob der Verfasser mit obigen sechs Kategorien seine Materie erschöpft — ich möchte es sogar bezweifeln —, aber ein weit schlimmerer Nachteil ist der: durch diese gewaltsame logische Zerspaltung wird der organische Zusammenhang zerrissen und damit jeder tiefere Einblick in das Wesen und die Eigenart der Spindlerschen Romanwelt verschlossen. Das Ergebnis dieser Methode ist das: wir erfahren wohl tausendundeinen konkreten Einzelzug, jeden wie in einem Naturalienkabinett mit einem genauen Etikett versehen und in jenes sechsfache Fachwerk mosaikartig eingefügt, aber ein Gesamtbild von 'Karl Spindler', wie der Obertitel des Buches lautet, das aufserdem noch einen 'Beitrag zur Geschichte des historischen Romans' darstellen soll, bekommen wir doch kaum.

Entsprechend der Gesamtanlage des Buches, die von aufsen her die Probleme des zu behandelnden literarischen Stoffes in ein Schema zwängt, das diesem doch nicht ganz gerecht wird, leidet die Einzeldarstellung auch daran, dafs sie nicht von innen heraus, nicht aus der durch Raum und Zeit bedingten Eigenart des literarischen Stoffes, kurz, dafs sie Spindler nicht geschichtlich zu fassen sucht. Jeder Darstellungskomplex wird in der Regel eröffnet durch einen allgemeinen Satz, meistens ein Autoritätszitat, und dann kommen eine Reihe von Beispielen zu diesem Satz. Hier hat es Spindler ebenso gemacht, dort nicht. Also: der Held, er 'soll, wie Wolff und Spielhagen betonen, mehr geschoben werden, möglichst passiv sein ... In der Tat kann man diese Beobachtung an fast sämtlichen Helden Spindlers machen'. (S. 60). Folgt Hinweis auf Beispiele. Oder: 'Wenn Vischer in seiner Ästhetik (II, 206) sagt: "Es ist die Tat und die sie begleitende Rede, worin der Charakter seinem inneren Leben den wahren Ausdruck gibt", so bezeichnet er damit die beiden wichtigsten Handhaben für die epische und dramatische Kunst. Deshalb mufs näher untersucht werden, welchen Gebrauch Spindler davon gemacht hat.' Es folgen hierzu Beispiele (S. 66. 67). Und so zieht sich dieses Gegenspiel von Satz und Beispiel durch das ganze Buch. Glücklicherweise sieht der Verfasser bei seinen Beispielen nicht auf Vollständigkeit. Sichtlich ermüdet schliefst er des öfteren ab: 'Wenn auch diese Zusammenstellung bei weitem nicht erschöpfend sein kann, so dürfte doch zur Genüge zu erkennen sein ...' oder: 'Viele Beispiele dafür anzuführen, wäre überflüssig' u. a.

Diese Art der Behandlung wirkt auf den ganzen Stil. Durch die streng durchgeführte schematische Disposition ist er eintönig, und das Interesse erlahmt beim Lesen bald. Es ist nun einmal so: ein literarisches Problem läfst sich nicht anders behandeln als von innen heraus, als auf historisch genetischem Wege. Wir haben doch gerade in den

letzten beiden Jahrzehnten gute Vorbilder bekommen, wie man so etwas anfassen mufs. Ich gebe zu, dafs dies gerade bei Spindler seine erheblichen Schwierigkeiten hat, aber unüberwindlich sind sie nicht. Hoffentlich schreibt uns König demnächst das Buch über Karl Spindler, da er ja einer von den wenigen Lebenden ist, die Spindlers sämtliche Werke (101 Band) genau kennen.

Noch ein Wort über die beigefügten Briefe. Bei der ganzen Art, wie König seine Materie behandelt hat, sind sie natürlich a priori bestimmt, nur Anhang zu sein. Indessen läfst sich auch sonst nicht sagen, dafs sie ein weiteres literarisches Interesse beanspruchen, mit Ausnahme etwa der, die an Wilhelm und Helmine von Chezy (namentlich Brief 9) gerichtet sind.

Charlottenburg. Georg Becher.

Sehring, Ludwig, Maeterlinck als Philosoph und Dichter. (Kulturträger, hg. von V. Schweizer, Bd. 18.) Berlin, H. Seemann Nachf., 1908. 122 S. 8. M. 1.

Wir wollen mit dem Herausgeber dieser für weitere Kreise berechneten Sammlung nicht darüber streiten, ob es geschmackvoll war, unter den Säulen unserer Kultur neben Jesus, Buddha, Kopernikus, Shakespeare, Kant den stillversonnenen Träumer Maeterlinck zu setzen: auch die Königin Viktoria von England wird ja gewürdigt, in diesen Ehrentempel einzugehen; da sind die Grenzen so weit gezogen, dafs es unrecht wäre, von jedem einzelnen eine Legitimation als 'Träger' unserer Kultur zu verlangen.

Auch der Verfasser dieses Buches scheint derselben Meinung zu sein: es ist nicht seine Absicht, zu zeigen, was Maeterlinck als Philosoph und als Dichter für die Kultur unserer Tage bedeutet, die Linien zu ziehen von seinen Vorläufern zu ihm und zu seinen Wirkungen, er gibt schlicht und recht eine Übersicht über die Gedanken und Gedichte seines Meisters. Folgen wir ihm also in dieser Bescheidung, so werden wir gern zugeben, dafs das Buch mit Sachkenntnis und Liebe verfafst und wohl geeignet ist, mit dem Schaffen des flämischen Romantikers vertraut zu machen.

Der erste Teil ist dem Philosophen M. gewidmet, das erste Kapitel handelt von ihm als dem Philosophen der Innerlichkeit. In knappen Worten wird eine Übersicht seiner Kenntnis der mystischen Literatur vorausgeschickt, dann folgt die Besprechung des prosaischen Erstlingswerkes *Der Schatz der Armen*, 1896. Eine Kritik dieser Umwertung der psychischen Werte versagt sich der Verfasser, es bleibt also dem Leser überlassen, sich mit den feinsinnigen, aber den Protest herausfordernden Gedanken des Liebhabers alles Kleinen, Stillen, Geringen selbst auseinanderzusetzen. Ich wenigstens möchte glauben — und auch hoffen, dafs die hier gepredigte Verachtung der Leistung und der Tat bei uns nicht allzuviel Beifall finde: unsere Zeit hat eine andere Weltauffassung nötig, für die nicht 'die Tat des Regulus oder Leonidas ohne Belang ist, wenn ich sie mit einem Augenblick des geheimen Daseins meiner Seele vergleiche', und wir werden uns auch nur schwer zu jener Höhe der Verachtung des Gedankens emporarbeiten, auf welcher uns 'Epiktet, Goethe und Paulus nicht mehr sagen können, als zu gleicher Zeit und unmittelbarer vielleicht der kleine Schiffsjunge ihres Nachens sagen würde'.

1898 erschien *Weisheit und Schicksal*: es predigt von jener Windstille der Seele, der kein äufserer Sturm etwas anhaben kann, und von dem Zusammenhang von Glück und Unglück mit der Moral- und Weltanschauung jedes Wesens: Gedankengänge, die der hellenistischen Philosophie schon sehr geläufig waren und damals schon ebenso wahr oder unwahr waren wie jetzt. Von persönlicher Bedeutung sind sie nur des-

halb, weil in ihnen M. offenbar Befreiung von dem Pessimismus Schopenhauers sucht, den er nach seinem Bekenntnis 'ganz studiert hat'.

Kapitel II wendet die Blicke auf die Welt aufser uns (*Seine Naturbetrachtung*). Es ist bezeichnend für M., dafs er mit besonderer Liebe das Leben der Bienen studiert: aber auch von hier findet er schnell wieder den Weg in die Brust des Menschen, deren Geheimnisse ihn doch am tiefsten beschäftigen: 'Wenn wir den Verstand der Bienen erforschen, so erforschen wir eigentlich nur das Beste unseres eigenen Wesens in ihnen.'

Der *Begrabene Tempel* behandelt das Problem (Maeterlinck sagt lieber: das Mysterium) der Gerechtigkeit. Die Natur ist gerecht, aber in einem anderen Sinne als der Mensch. Wir können ihre Gerechtigkeit nicht verstehen und dürfen sie nicht nachahmen wollen. M. ist hier also von revolutionären Gedanken oder einer Umwertung aller ethischen Werte weit entfernt: der scheinbaren Härte und Grausamkeit der Natur gegenüber begnügt er sich mit einem 'non ignoramus', der Mensch aber soll gerecht sein, und als Sohn des 19. Jahrhunderts verlangt er eine weitere Gerechtigkeit als die früheren Zeiten: die soziale.

Überhaupt stellt sich M. nun mehr auf den Boden der Wirklichkeit (*Der doppelte Garten*): er tritt für das allgemeine Stimmrecht ein, für die Vorzüge des Sports, für das Recht des Degens, auch für das Recht der Leidenschaften. Er glaubt an den Fortschritt der Menschheit zu einem höheren Ziel (*Die Intelligenz der Blumen*). Die Anpassung der Pflanzen und Tiere wird ihm zum Symbol des Fortschreitens aller Kreatur, und der allgemeine Lebensstrom, der nur in der höchsten Potenz im menschlichen Gehirn ist, geht seinem unfafsbaren Ziel entgegen.

Mit Kapitel III beginnt der zweite Teil: M. als Dichter. Zuerst die 'Gedichte und ersten dramatischen Versuche': die Eigenart der Jugendgedichte wird gut charakterisiert, so gelingt es auch dem Verfasser, ein deutliches Bild von der Eigenart der dramatischen Werke zu geben; zu wünschen bliebe freilich, dafs die Entwickelung des Dichters, die doch vorhanden ist, wenn auch mit Seitensprüngen und Merkwürdigkeiten, mit festeren Strichen gezeichnet würde. Eingehend werden behandelt *Prinzessin Maleine* (1889), einige charakteristische Züge der Maeterlinckschen Muse, wie seine Vorliebe für bestimmte Gegenstände, Situationen, Gefühle, Worte werden gut hervorgehoben (S. 59—64).

Der Eindringling — 'ein typisches Alltagsdrama' (59—59). Das Thema von der Tragödie des Blinden, das hier angeschlagen wird, ist weitergeführt in *Die Blinden* (1890. S. 69—74). Ein mystisches Spiel sind *Die sieben Prinzessinnen* (1891, S. 74—77): man kann schon hier das traumhaft Beklommene, willenlos Angstvolle der M.schen Poesie in seiner ganzen Unerquicklichkeit kennen lernen.

Dagegen wirkt *Pelleas und Melisande* durch lyrische märchenhafte Schönheiten (1892, S. 77—86), *Alladine und Palomides* (1894, S. 86—89) führt das Thema von der verbotenen Liebe weiter; *Zu Hause* ist ein erschütterndes Bild vom Hereinbrechen des Unglücks über Ahnungslose (89—91); *Der Tod des Tintagiles* kehrt zu der Neigung zum Unheimlich-Quälenden zurück.

Kapitel IV (Die Dramen des Lebensphilosophen) will offenbar den dichterischen Höhepunkt bezeichnen. Zu diesen Werken werden gerechnet: *Aglavaine und Selysette* (1896, behandelt S. 95—98), *Blaubart und Ariane* (1899, 98—101), *Schwester Beatrix* (1900, 101—104), *Monna Vanna* (1902, 104—107), *Joyzelle* (1903, 108—111), *Das Wunder des heiligen Antonius* (111).

112—114 folgt ein kurzer Auszug aus des Dichters eigenen biographischen Mitteilungen nach der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung* vom 29. November 1903.

Das Schlufskapitel endlich (V) ist dem Kunsttheoretiker gewidmet: bezeichnend ist, dafs für M. zum Wesen der Poesie die Anspielung auf

das Unbekannte, das Mysterium gehört. Die Tragödie lebt vom Konflikt der Pflichten; je weiser wir aber werden, desto mehr schwinden diese Konflikte, und so mufs die Tragödie sterben: die Zukunft gehört einem Theater des Friedens und des Glückes.

Deutsch-Wilmersdorf. Eugen Neubronner.

Böckel, Otto, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, Teubner, 1906. VI, 432 S.

Maier, John, Kunstlieder im Volksmunde. Materialien und Untersuchungen. Halle, Niemeyer, 1906. CXLIV, 92 S.

Beiden Autoren ist es heiliger Ernst mit der Pflege des Volksliedes, beide wollen es ganz gründlich erforschen, beide haben hiezu eine Menge Material zusammengetragen, und doch kann man sich nach Methode und Ergebnissen kaum zwei verschiedenere Bücher vorstellen.

Böckel fragt nach dem Ursprung des Volksliedes überhaupt. Er zieht daher volksläufige Lieder aller Art, aller Zeiten, fast aller Völker heran. Seine Methode ist mehr quantitativ zu rühmen als qualitativ. Sie erinnert bei aller Gelehrsamkeit und Begeisterung etwas an den Hexenkessel, in den man die gröfste Buntheit des Seltsamen hineinschüttet, um dann Feuer zuzusetzen und den Dämon zu erwarten. Indem ich seine Kapitel mit grofsem Interesse durchlas, habe ich mir allerlei Fragezeichen gemacht, über die ich hiemit Weisere um Rat und allmähliche Entscheidung angehen möchte.

Der Ursprung des Volksliedes liegt nach Böckel im Ruf als Ausdruck der Gemütserregung. Man wird gern zugeben, dafs temperamentvolle Ausrufe bei allen Völkern gelegentlich gesungen werden und häufig in erhaltenen Liedern vorkommen: das sind nämlich Böckels Argumente. Aber gesungene Ausrufe sind auch in die Liturgie der mannigfachsten primitiven Völker eingedrungen und haben sich auf christlich-religiösem Gebiet am grofsartigsten in Form der Litaneien erhalten, aus denen doch, soweit historisches Licht reicht, niemals ein Volkslied hervorgegangen ist. Ich möchte daher bezweifeln, ob schmerz- und freudenreiche Ausrufe, so sehr sie zu allem Singen und Dichten hinführten, gerade der spezifische Quell des Volksliedes waren; vielleicht mufsten Gebets- und Kampflieder vorangehen, bis es begabten Persönlichkeiten einfiel, die im Dienste der höchsten Interessen entwickelte Technik auf die Stimmungs- und Unterhaltungsbedürfnisse privater Kreise anzuwenden. Wo immer ein primitives Volk in die Helle der Geschichte tritt, bei den alten Germanen und bei den heutigen Binnenaustraliern, sehen wir Kultus- und Hofpoesie in Blüte, von Volksliedern aber zunächst keine deutliche Spur. Nach einiger Zeit, sowie das Volk an Bildung gewinnt, wandelt sich dann kirchlicher und höfischer Sang in Volksgesang. Auch sind durchaus nicht in allen Volksliedern solche Ausrufe zu finden; sie gehören offenbar nicht zum Wesen der Gattung; dagegen ist immer die Form, die Stoffwelt, die Ehrenauffassung, die sich durch die Lieder eines Volkes hinzieht, konform mit dichterischer, priesterlicher, politischer Sitte einer früheren Epoche und als deren mündlich bewahrte Nachwirkung in den unteren Schichten erkennbar. Diese Tatsachen dürfen jedenfalls nicht einfach übergangen werden, wenn sich im einzelnen auch die Entstehung der ältesten Volkslieder von Stamm zu Stamm in der mannigfachsten Weise vollzogen haben mag.

Erst nachdem Böckel die Ursprungsfrage behandelt hat, sucht er nach einer Definition des Volksliedes und bezeichnet es als 'ein Lied, das nur zum Gesange bestimmt und im Gesange entstanden ist'. Verstehe ich dies richtig, so gehören z. B. auch die Hunderte von Madrigalliedchen aus der Shakespearezeit hierher, denn sie wurden von den Komponisten

mitsamt den Melodien ersonnen, sind durch und durch sangbar und erscheinen in den alten Liederbüchern immer mit den Weisen aufgezeichnet; dennoch verraten sie sich durch Allegorie und Mythologie, durch regelmäſsigsten Rhythmus und bunteste Reimordnung als lautere Kunstpoesie, wurden auch nachweislich gerade durch und für die Gebildeten vorgetragen. Durchgängige Sangbarkeit ist nur eine der Eigenschaften, die ein echtes Volkslied haben muſs; es gehört dazu noch Gemeinfaſsbarkeit und eine mit beiden zusammenhängende Schlichtheit der Metrik, deren nähere Bestimmung von älteren Literaturverhältnissen abhängt. Nur solche Lieder sind nachweislich vom Volke aufgenommen und zurechtgesungen worden. Von einer möglichst sorgsam angefertigten Liste der zurechtgesungenen Volkslieder ist in jeder Sprache auszugehen, wenn man das Wesen der Gattung verläſslich ergründen will.

Wie ein Volkslied gemacht wird, ist der Inhalt von Böckels drittem Kapitel. Er hat mir am meisten zu denken gegeben, sowohl wegen des schönen Materials, das hier von Böckel verwertet wurde, als wegen der eigenen Beobachtungen, die ich oft in meiner tirolischen Heimat anstellen konnte, wenn beim Tanz Bursch auf Bursch zum Zithertische vortrat und sein Schnaderhüpfel improvisierte. Mit Recht betont Böckel den unmittelbaren Gemütserguſs — das Volkslied ist in der Tat niemals lehrhaft oder reflektierend —, den engen Zusammenhang mit dem Leben in all seinen Zuständen der Rast und Beschäftigung, den mächtigen Einfluſs von Tanz, Umgebung und Gelegenheit, das Zurücktreten der dichtenden und singenden Einzelpersönlichkeit vor der Masse der Zuhörerschaft. Der letztere Umstand erklärt die Neigung und Einladung zum Wettsingen, die sich bekanntlich, sobald der erste Vers erklungen ist, einzustellen pflegen; auch das 'Schwimmen' des Sängers in der allen Anwesenden gemeinsamen Technik, so daſs er gestattete Wörter und Formeln nach Belieben neu gebrauchen darf; zugleich die Gebundenheit des Sängers an die Gewohnheit der Zuhörer, so daſs die einmal aufgenommene Technik durch Jahrhunderte festbleibt und eine Trägheit bewährt, die sehr ihre zwei Seiten hat. Was Böckel über diese ererbte Kunst jedes Volkssängers und seines natürlichen Hörerkreises sagt, das ergänzt und erläutert er selbst ausreichend, wenn auch etwas mystisch, als wäre das Erlebnis, die momentane Empfindung im Volkslied selbstdichtend. Dagegen ist das, was Böckel über das Zusammendichten mehrerer Sänger sagt, nicht ohne weiteres verständlich. Er erzählt z. B. von den litauischen Arbeitsgesellschaften: 'Ist der altüberlieferte Liederschatz durchgesungen und erschöpft, so beginnt einer oder der andere aus der Mitte der Anwesenden unter Scherzen eine neue Daina (Lied) singend zu erfinden, wobei die Anwesenden mithelfen' (S. 28). Es wäre doch wertvoll zu wissen, ob das etwa lose Gedichtreihen in der Art der Schnaderhüpfeln sind oder epische Gedichte mit ausgedehnterem, strafferem Zusammenhang, und in letzterem Falle, ob ein wirkliches Zusammendichten stattfand oder eine bloſse Nachhilfe durch sangeskundige Anwesende gegenüber einem leitenden Vordichter. Denn was hiebei zur Diskussion steht, ist das Problem, ob für die Volksballade *communal origin* anzunehmen ist, wie mein verehrter Freund Gummere glaubt, oder bloſs *communal controll.* Wie es bei der Erfindung solch epischer Gedichte zugeht, habe ich selbst in einem so weltentrückten Tiroler Gebirgsdorf wie Ischgl, wo Hunderte von lyrischen und spöttischen 'Gsangln' umschwirren, nicht direkt zu erkunden vermocht; es scheint, als würden solche im allgemeinen nicht mehr neugemacht; aber wo immer unser Volk auf das Ersinnen seiner Lieder anspielt, denkt es an eine Einzelperson: das ist ein nicht ganz verächtliches Selbstzeugnis.

Was das Kapitel über den Einfluſs des Volkscharakters betrifft, möchte ich empfehlen, zuerst die Herkunft der Lieder jedesmal genau zu erforschen. Viele, die man als altschottisch anspricht, können ebensogut nord-

englisch gewesen sein, besonders wenn die darin vorkommenden Lokalnamen südlich vom Border weisen; safs doch derselbe Angelnstamm auf beiden Seiten der Grenze, so dafs noch zu Ausgang des Mittelalters kaum ein dialektischer Unterschied zu erweisen ist (zu Böckel, S. 53). Dafs England durch sein Klima besonders viel Irrsinn, daher auch besonders viele Volkslieder von Geistesstörung erzeugt habe (S. 57), wird durch die Bemerkung eingeschränkt, dafs die *madsongs*, auf die bereits Percy und nach ihm Böckel jenes Gesetz basieren, nicht Volksballaden, sondern *street ballads* waren und von sensationslüsternen Bänkelsängern abgeleiert wurden. Böckel selbst hat in einem späteren Kapitel das Wandern des Volksliedes so prächtig gezeichnet, dafs er meine Zweifellust betreffs Urheimat begreifen wird.

Mit Staunen las ich im Kapitel 'Sprache der Volksdichtung', dafs das Volkslied, weil aus stimmungsvollen Augenblicken fliefsend und daher auf edlere Klänge angewiesen, in solchen Sprachen, die bereits eine anerkannte Schriftsprache herausgebildet haben, die Schriftsprache wähle. Alles, was ich an tirolischen Volksreimen selbst aus der jüngsten Zeit kenne, trägt reines Dialektgewand; nur volkstümliche und Standeslieder, die nicht in wechselnden Fassungen, nicht zurechtgesungen, sondern mit schulmäfsiger Korrektheit umlaufen, bieten dialektwidrige Reime. Die letzte schottische Volksballade, die Child zu datieren vermag, die auf Mary Hamilton, † 1719, enthält die ohne Zweifel schottischen Reime *hair* : *sair*, *three* : *ee*, *she* : *dee* u. dgl. (Child III, 384 ff.). Ob die Gedichte, aus denen Böckel seine Ansicht ableitet, echte Volkslieder waren? Immer wieder macht sich die Notwendigkeit genauer Begriffssonderung gegenüber volkstümlichen Liedern, Standesliedern und Bänkelsang fühlbar. Ohne sie schwanken alle spezifischen Ergebnisse.

'Volkssänger', Kapitel 6: Wenn Homer, der ags. Hofsänger des Hrothgar, die gotischen Sänger des Attila, überhaupt der berufsmäfsige Spielmann und Minstrel ohne weiteres mit den Vortragern von Volksliedern zusammengeworfen werden, ist der Mangel an Kritik besonders auffällig. — 'Totenklagen': Auch diese ursprünglich liturgische Gattung würde besser als aparte Gruppe behandelt. — 'Optimismus der Volksdichtung': Die etwas seltsamen Moralbegriffe des Volksliedes, das den Räuber, Wilderer und Entführer respektiert und in anderer Hinsicht doch streng auf Ehre und Gerechtigkeit achtet, manchmal grausam und dann wieder höchst zartfühlend ist, überhaupt mehr heidnisch-heldenmäfsig als nach dem Sittenkodex der herrschenden Religion empfindet, erklären sich wohl am besten nicht aus der gesunden Naturumgebung, 'ungetrübt und erquickend wie das Wasser der einsamen Waldquellen und -bäche' (S. 201), sondern auf historischem Wege als Reste früherer Kulturstufen. Es tut der gesunden Wirkung des Volksliedes auf die Menschheit keinen Eintrag, wenn man mystische Erklärungsversuche meidet. — Böckel schliefst mit einem warmen Aufruf zur Neubelebung des Volkssanges, dem man nur von Herzen beipflichten kann. Aber wenn sein letztes Wort 'Lafst uns wieder gesund werden an Körper und Seele' andeuten sollte, dafs unsere Generation als eine kränkliche das Volkslied mehr und mehr einbüfse, so scheint mir dies auf Überschätzung der 'guten alten Zeit' zu beruhen. In den abgelegenen Gebirgsorten, wo das Volkslied am zähesten sich gehalten hat, finden wir oft verhältnismäfsig mehr Krüppel, Kropfige und Kranke als in volksliedlosen Orten an der Eisenbahn. Nur die Sitten sind dort altertümliche geblieben, und an ihnen haftet die Gattung. Alle Männerchöre Deutschlands können die zurechtsingende Tätigkeit echter Volkssänger nicht ersetzen, können die Neuproduktion echter Volkslieder nicht galvanisieren. Möge um so fleifsiger gesammelt und gesungen werden, was wir noch haben!

John Maier beschränkt sich auf deutsche Volkslieder, sucht ihre

Schicksale aber mit besonnener Kritik zu ergründen und hat dabei die ganze Frage in methodischer Hinsicht wesentlich gefördert.

Maier legt zunächst eine grofse Sammlung von Kunstliedern vor, die dann zu Volksliedern und aus dem Volksmund in mehr oder minder veränderter Fassung aufgezeichnet wurden. Er hat 567 solcher Lieder zusammengebracht, darunter 336 von solchen Autoren, die uns mit Namen bekannt sind: das ist die massive Grundlage, auf der er in der Einleitung seine Leitsätze aufbaut. Nicht die Unbekanntheit des Verfassers, noch seine Herkunft aus niedriger Schicht ist das entscheidende Moment für die Entstehung eines Volksliedes, sondern 'dafs das Individuallied volksläufig wird' (S. XI). Die Tätigkeit des Volkes ist nicht danach geartet, dafs es eine führende Rolle in der geistigen Entwickelung spielen könnte; es bahnt nicht neue Wege, es erfindet nicht neue Formen, es lernt Technik und Gehalt von den höheren Ständen. Nicht die Masse, sondern das hochbegabte, reichlich vorgebildete Individuum bringt allen geistigen Fortschritt. Die Arbeit des Volkes an einem Volkslied besteht oft nur in der Auswahl und Assimilierung. Ein Gedicht kann Volkslied werden, wenn es zu dem überkommenen Schatz von Volkspoesie nach Stoff und Form stimmt und eingestimmt wird. Daran reiht sich folgerichtig eine schöne Untersuchung über die Art an, wie sich Volkslieder verbreiten und wie sie durch die buntesten Veränderungen zurechtgesungen werden. Jeder kommende Forscher auf diesem Gebiete wird diese Ergebnisse gern berücksichtigen.

Da Maier über Volkslieder aus Kunstliedern handelt, ist er in der glücklichen Lage, die Urfassung stets zu kennen, also die Veränderungen sicher anzugeben. Es ist begreiflich, dafs er auch fragt, ob eine nicht direkt erhaltene Urform eines Volksliedes aus mehreren gesungenen Fassungen mit einiger Aussicht auf Wahrscheinlichkeit rekonstruiert werden kann? Ich hatte solches in der Heinzel-Festschrift versucht, und zwar an einer schottischen Volksballade von gröfserem epischen Zusammenhang, von der wir fast ein Dutzend Fassungen der Gesamtgeschichte und noch etliche Fragmente besitzen, alle im 19. Jahrhundert aus dem Volksmund geschöpft. Meine Kriterien waren der Zusammenhang und der Reim gewesen; mehr als die Reimwörter und im Versinnern die Schlagwörter hatte ich nicht festzustellen unternommen. Dennoch hält Maier solche Versuche für zu kühn und führt zum Beweis eine gleichfalls epische Ballade von Stamford, gedruckt 1781, an, die uns in 15 Fassungen aus dem Volksmund und verschiedenen gründlichen Umformungen erhalten ist. Wie, sagt er im Hinblick auf diese höchst divergierten Spröfslinge, wäre da eine sichere Rekonstruktion möglich? Der Einwurf von Maier ist mir sehr willkommen, um mein Verfahren deutlicher ins Licht zu setzen. Umformungen mit ganz anderen Reimwörtern und Inhaltsmotiven sind bei einem Rekonstruktionsversuch natürlich von vornherein auszuschliefsen. Aber auch auf Grund der 15 direkt abgeleiteten Fassungen hätte ich hier niemals eine Erschliefsung des Urtextes gewagt; denn nur die beiden ersten bieten einigermafsen die ganze Geschichte, beide mit vielfach divergenten Reimwörtern, so dafs ihre arge Unvollständigkeit handgreiflich ist, und beide mit vielen Reimverderbnissen, die das Unternehmen recht mifslich erscheinen liefsen. Alle übrigen 13 Fassungen aber sind eigentlich nur Fragmente mit wenigen Strophen. Günstig nenne ich das Material nicht dann, wenn recht viele schlechte Reste vorliegen, sondern wenigstens ein Dutzend ziemlich vollständige Fassungen. Auch ist hier das Original besonders wortreich und nicht in einer der herrschenden Versformen echter Volkslieder, sondern in der sechszeiligen Schweifreimstrophe abgefafst; daher die starken Auslassungen und Reimschwankungen. Und selbst aus diesem schlechten Material hätte ich wahrscheinlich einige Strophen der Urfassung richtig herausgeschält; die Strophenform war aus Fassung 2

und 3, in denen allein das metrische Gebäude Vernunft hat, zu ersehen; in der Eingangsstrophe hätte ich gewifs nicht mit F. 2 *spann*: *verfliefst* gereimt, sondern mit F. 3 *vergnügt*: *verfliegt*; in der nächsten Strophe nicht mit F. 2 *früh*: *dazu*, sondern mit F. 3 *früh*: *sie*. Das von Maier angezogene Beispiel hat mich insofern bei meiner Ansicht noch bestärkt. Auch illustriert es gut die besonderen Schwierigkeiten, die sich der Rekonstruktion eines ursprünglichen Kunstgedichts entgegenstellen, während ein von vornherein volksmäfsiges Lied sich naturgemäfs bei mündlicher Überlieferung weniger zu ändern braucht. Endlich ist es mir wertvoll, dafs Maier wenigstens die ideale Berechtigung des Rekonstruierens einräumt, denn ich selbst möchte es zunächst nur unter den günstigsten Verhältnissen versuchen. Entbehren können wir diese historisch-kritische Methode nicht; denn nur auf Grund einer Anzahl gereinigter Urtexte können wir eine Geschichte unserer Volkslieder dereinst versuchen. Solange wir uns nur mit den fast immer verderbten Fassungen herumschlagen, die uns in Aufzeichnungen aus dem Volksmund bereitliegen, bringen wir es über eine Geschichte der Überlieferung nicht hinaus.

Berlin. A. Brandl.

Wilhelm Meyer, Flexionslehre der ältesten schottischen Urkunden, 1385—1440. Halle a. S., Max Niemeyer, 1907. XIII, 102 S. 8. [Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von L. Morsbach, XXIX.]

Meyer ergänzt die Studien von A. Ackermann (Göttingen 1897) über die Lautverhältnisse der ältesten schottischen Urkunden nach der flexivischen Seite hin. Die wichtigsten sprachgeschichtlichen Probleme, um die es sich dabei handelt, sind: 1. Ist in den schottischen Urkunden (SU) bereits Beeinflussung durch südliche Mundart festzustellen? 2. Ist in den SU selbst eine Entwicklung der Flexion zu beobachten? 3. Unterscheiden sich vielleicht die Flexionsverhältnisse der SU in systematischer Weise von denen der gleichzeitigen schottischen Dichter Huchown (Köster), Barber (Henschel, Bufs, Curtis), Wyntown (Hudnall)?

Da das Ziel des Verfassers im wesentlichen auf eine übersichtlich geordnete Darstellung der Einzelheiten des Formenbestandes gerichtet war, so seien obige Fragen der allgemeinen Entwicklung hier zusammenfassend erörtert. Leider läfst sich aber bei der Zerrissenheit des Materials vielfach nichts Sicheres entscheiden, so dafs von vornherein nur dürftige Resultate zu erwarten sind.

1. Südlicher Einflufs ist in der Flexion der SU erst spät, von 1432 ab, und ganz vereinzelt wahrnehmbar: das Part. präs. weist ein- bis dreimal die Endung *-ing* (*-yng*) auf in 1432 (Haddington), 34 b (Edinburgh), 35 (Perth), 39 c und 40 c (Stirling), doch stehen zahlreiche gleichbedeutende Formen auf *-and* daneben. Hierbei sehe ich ab von der (in die Lautlehre gehörenden) Frage, ob das in einigen Urkunden belegte *e* (statt *i*) der Flexionssilben *-es*, *-ed* (*-et*), *-en* südlichem Einflufs zuzuschreiben ist, wie M. mit G. Smith annimmt.

2. Eine Entwicklung der Flexion in den SU ist nur in einem Falle deutlich zu beobachten. Seit 1436 erscheint in den Urkunden als unbestimmter Artikel *ane* vereinzelt auch vor Kons., wie dies später das Gewöhnliche ist. — Bemerkenswert sind einige Urkunden, die sich durch gewisse Eigentümlichkeiten der Flexion deutlich von allen übrigen abheben. So hat allein 1385 (Perthshire) *theis* statt *thir*, 1409 (Fife) allein *thar* (neunmal) statt *thai* und *thaum* statt *thaim*, und in 1434 a und 39 a (Aberdeen) steht *quhat* auch in Beziehung auf Personen.

3. In mehreren Hinsichten ist die Flexion der SU fortgeschrittener als die der literarischen Denkmäler: a) Franz. Plural-*s* findet sich bei

Adjektiven vereinzelt bereits von 1387 an, und zwar zunächst bei Adjektiven romanischer Herkunft, bei *said* und *other*. Noch bei Wyntown (Dichter und Schreiber) fehlt diese Pluralbezeichnung. b) Vor konsonantischem Anlaut steht ausnahmslos *my*, vor vokalischem *mine* oder *my*. c) Ähnlich steht adjektivisches *nane* nur vor Vok., vor Kons. aber stets *na*. Beide Formensonderungen fehlen noch bei Wyntown. — Anderseits ist die Dichtersprache fortschrittlicher, insofern hier bereits *ma, ta* neben *mak(e), tak(e)* begegnen (Beispiele bei Bufs, *Anglia* IX, 507). Die SU haben zwar *tane* neben *takyn*, aber im Präs. stets die vollen Formen.

Die Arbeit M.s beschränkt sich in verdienstlicher Weise nicht auf die Untersuchung der flexivischen Verhältnisse, sondern hebt auch manche stilistische Eigentümlichkeit hervor. So ist z. B. bemerkenswert, dafs die Auslassung des Relativums, in der schottischen Dichtung ganz gewöhnlich, in den SU nur zweimal zu belegen ist, was seine Ursache in dem schwerfälligen, nach Deutlichkeit strebenden Kanzleistil hat (§ 116). Gebührend wird auch der starke stilistische Einflufs des Lateinischen hervorgehoben. Im Anhang behandelt der Verfasser aus der Syntax des Verbs den Akkusativ mit dem Infinitiv und den Infinitiv in futurischer Bedeutung, sowie die absolute Partizipialkonstruktion und das Verbalsubstantiv und Gerundium.

In Aussicht werden weitere Veröffentlichungen des Verfassers gestellt, die teils die unflektierbaren Wortklassen, teils Syntax und Stilistik der Urkunden behandeln sollen.

Charlottenburg. O. Sprotte.

Osler, William, Regius Professor of Medicine in the University of Oxford: Thomas Linacre = Linacre Lecture, 1908. St. John's College, Cambridge.

Je weniger sich die Geschichte des englischen Erziehungswesens einer einheitlichen und wohlorganisierten Pflege wie etwa die der deutschen erfreut, um so mehr ist man verpflichtet, auf jede, auch die kleinste Gabe hinzuweisen.

Thomas Linacre ist zwar nicht der erste, der sich dem *new learning* mit vollem Eifer hingab — Namen wie Free, Grey, Flemming, Gunthorp, Tiptoft sind als Kompilatoren und Exzerptoren von dicken Bänden klassischer Gelehrsamkeit in den Katalogen der College-Bibliotheken an der Isis und am Cam vertreten — aber ihre Arbeiten sind doch eben dort in den Collegemauern geblieben: der erste, der eine dauernde Wirksamkeit für sich in Anspruch nehmen kann, ist Th. Linacre.

Als praktischer Arzt genofs er zu seinen Lebzeiten hohes Ansehen: nicht als ob er mit einem Male all die Erfahrungen der arabischen Ärzte hätte über den Haufen werfen wollen, aber doch so, dafs er in Theorie und Praxis die obersten Ideale der griechischen Ärzte, Experiment und Beobachtung, wieder zu erneuter Geltung brachte.

In seiner Jugend war Linacre mit seinem Lehrer Selling an den Hof zu Florenz gekommen; es ist immer reizvoll für die englischen Forscher gewesen, sich auszumalen, wie einer ihrer Landsleute an einem Tisch mit Michelangelo, Pico della Mirandola, Ficino und all den anderen Gröfsen des Cinquecento gesessen haben mag. In Padua war Linacre Schüler des Leonicenus, des ersten Arztes, der über die Lues geschrieben hat. Hier auf seinen Reisen drang er auch tiefer in die Schriften Galens ein, den er dann für die Aldinische Presse übersetzte. Durch diese seine Übersetzungen hat L. die medizinische Wissenschaft einen gewaltigen Schritt vorwärts gebracht.

Dafs ein Arzt auf einem Gebiet abseits von seinem Fach etwas leistet, ist nichts Seltenes; dafür aber, dafs ein Medizinmann auf dem Felde der

trockenen Schulgrammatik fruchtbringende Saaten ausstreut, kann der Redner nur noch R. Latham anführen; doch hatte dieser als Arzt kaum einige Bedeutung.

Die kleineren grammatischen Arbeiten Linacres, *Progymnasmata grammatices vulgaria* — ursprünglich für die Londoner Paulsschule verfaſst — und die für die Prinzessin Mary daraus gekürzten *Rudimenta grammatices*, hatten in England wenig Glück. Sie wurden hier durch das Büchlein Colet-Lilys und dessen anonyme Umarbeitungen vollständig verdrängt. Auf dem Festland dagegen hatten die *Rudimenta* infolge der Übersetzung G. Buchanans ein langes Nachleben.

Kurz vor seinem Tode hat L. noch sein umfassendstes Lebenswerk, die *De emendata structura libri VI*, vollendet; ein Werk von erstaunlichem Fleiſs, das nach des Redners Meinung einen Robert Browning zu seinem Gedicht über den *grammarian* begeistert haben mag: die Zeile *calculus racked him* macht es Osler wahrscheinlich, da auch L. am Blasenstein gestorben ist. Wie die *Rudimenta* fand auch das bedeutendere Werk L.s auf dem Kontinent gröſsere Würdigung als im Heimatlande. 1527 druckte es Rob. Stephanus, vier weitere Ausgaben und ein Index folgten. Melanchthon besorgte einen Auszug aus L.s Werk für seinen Schüler Wilhelm Reifenstein, und Camerarius widmete eine Ausgabe dem Markgrafen Albert von Brandenburg, dem Gründer der Universität Königsberg.

Am längsten hat L. indes gewirkt durch seine Gründungen: das heute noch blühende College of Physicians in London, zwei Lehrstühle in Oxford und einen in Cambridge. Die Oxforder Gründung war am wenigsten vom Glück begünstigt. Der Cambridger Lehrstuhl hingegen hat den Vorteil einer sehr freisinnigen Auffassung der Stiftungsbestimmungen seitens des St. John's College, das von L. mit der Verwaltung betraut wurde, genossen. Der Stifter hatte nichts über den Gegenstand der Lehrtätigkeit gesagt; erst unter Elisabeth wurde festgesetzt, daſs der Professor — zum mindesten ein M. A. — in Aristoteles und etwas in Galen belesen sein müsse. Aber die späteren Zeiten haben sich auch hieran nicht gehalten, und so finden wir denn in der Reihe der Linacreprofessoren auch drei Dichter: Robert Allott, den Kavalierdichter John Clieveland und Matthew Prior. In die Zahl der englischen 'Unsterblichen' — d. h. derer, von denen das *Dictionary of National Biography* Notiz nimmt — sind allerdings nur sechzehn von den bisherigen fünfzig Professoren aufgenommen worden.

In diesem Jahre ist die Stiftung in ein neues Stadium getreten. Nach Berufung des letzten medizinischen Linacreprofessors in eine andere Stellung hat man den Lehrstuhl aufgehoben und an seiner Statt eine alljährlich zu haltende Vorlesung gestiftet. In weitgehendster Liberalität haben die Cambridger Kuratoren sich für die erste Vorlesung einen Oxforder Professor verschrieben.

Das vorliegende Büchlein, also die erste Linacrevorlesung, ist überaus anregend geschrieben und gibt ein sehr lebendiges Bild von dem Manne und seiner Zeit. Neue Materialien zum Leben L.s kann der Verfasser nach den gründlichen älteren Arbeiten von Johnson (1835) und neuerlich von J. F. Payne nicht mehr beibringen. Nicht unerwähnt bleiben sollen die zwei beigegebenen Linacreporträte, die Faksimiles der Titelseiten seiner Werke sowie der ersten Seite aus den *Progymnasmata* mit den Einleitungsversen von Linacre selbst, Thomas Morus und William Lily.

Berlin. S. Blach.

König Lokrin. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von William Shakespeare. Deutsche Übersetzung mit literarhistorischer Einleitung

und Anmerkungen von Alfred Neubner. (Neue Shakespeare-Bühne. Herausgeber: Erich Paetel. Bd. IV.) Berlin 1908. LI, 138 S. M. 2,75, geb. M. 3,75.

Mit grofser Hartnäckigkeit, aber geringer Überzeugungskraft setzt Neubner in diesem Bande seinen Kampf gegen die Zweifler an Shakespeares Autorschaft der pseudoshakespeareschen Dramen fort. Der Beweis fällt ihm nicht schwierig: nach Camdens und Kirkmans Zeugnis hat Shakespeare 48 Dramen verfafst. Daran sei nicht zu zweifeln, denn ihnen hätte noch eine 'reiche und ungetrübte Überlieferung' zu Gebote gestanden — dafs das unmittelbare Wissen der Schauspieler Heminge und Condell, der Herausgeber der Folio, langjähriger Lebensgefährten Shakespeares, noch reicher und ungetrübter gewesen sein mufs, liegt für Neubner nicht auf der Hand. So fehlen ihm 12 Dramen. Die Arbeit, sie festzustellen, hat Neubner schon in einem früheren Bande (Mifsachtete Shakespeare-Dramen) geleistet. Uns geht hier nur der Beweis für *Locrine* an, den er in der umfangreichen Einleitung gibt: als Verfasser nennt die Quarto W. S. Zwei Dramatiker mit diesen Anfangsbuchstaben sind nur bekannt, Wentworth Smith kommt nicht in Betracht, bleibt Shakespeare übrig. Die Erklärung, dafs es sich hier um eine Buchhändlerspekulation handelt, wird schnell abgetan: die Annahme von einer solchen Spekulation sei nur eine durch ihr Alter stets als feststehende Tatsache betrachtete Hypothese. Neubner übersieht, dafs diese Hypothese durch den bekannten Betrug beim *Passionate Pilgrim* klar bewiesen ist.

Damit hat Neubner den Verfasser des *Locrine* festgestellt, denn innere Gründe erkennt Neubner nicht an: 'Die Beschaffenheit eines Dramas ist nicht ein Beweis für seine Echtheit.'

Erwähnung verdient eine ungemein geschmackvolle Folgerung, die umgekehrt auch auf Shakespeare als Verfasser hinweisen soll: Shakespeare habe in einer Szene (III, 3) einen Abschnitt seines eigenen Lebens geschildert; nach Neubner hat Shakespeare keinen anderen als Strumbo gewählt, um an ihm und der prügelnden Margery die Geschichte seiner Liebe und Heirat widerzuspiegeln. Neben der bekannten, mutmafslichen, zarten Anspielung auf seine Heirat in *Was Ihr wollt* II, 4, haben wir nun eine neue: O Codpiece, thou hast undone thy master; this it is to be meddling with warm plackets! Das ist Neubners Shakespeare!

Er versucht nun noch, das Drama in Shakespeares Lebenswerk einzuordnen. *Perikles* ist vor dem *Titus* entstanden, hören wir da; die dumb shows im *Locrine* ständen auf einer primitiveren Stufe als im *Perikles*, folglich sei *Locrine* Shakespeares frühestes Werk, das er noch in Stratford 84/5 (auf S. 35 allerdings 85/6) verfafst habe. Woher all dieses bestimmte Wissen kommt, kann ich nicht sehen.

Noch ein Beispiel zu Neubners Arbeitsweise: am Schlufs seiner Einleitung gibt er die Resultate der Untersuchungen Erbes, Koeppels und Crawfords. Er gibt die Anleihen des *Locrine*-Dichters bei Spenser zu, nur mit einer Ausnahme: die Schlufsverse von Ates Prolog vor Akt 1 lauten:

> O what may long abide above this ground,
> In state of bliss and healthful happiness!

Die ganz zweifellos nur durch Nachahmung zu erklärende Übereinstimmung mit Spensers *Ruines of Time* VI:

> But what can long abide above this ground
> In state of bliss or steadfast happinesse?

beruhe aber auf der gemeinsamen Benutzung eines uns unbekannten geflügelten Wortes. Den Grund für das ganz unverständliche Ableugnen der direkten Abhängigkeit in diesem Falle glaube ich zu erkennen: *The Ruines of Time* sind nach Spensers eigenem Zeugnis erst nach seiner Rückkehr von Irland (1589) geschrieben; wurde dieses Gedicht nachgeahmt,

so rückt Locrine in eine gefährliche Nähe von Shakespeares Jugenddramen (wodurch übrigens auch die Übereinstimmung der Schreibung des Namens Guendoline mit der in dem Abdruck von Holinshed aus dem Jahre 1587 erklärt wird), die ganze schöne Hypothese vom Entwickelungsgang *Locrine—Perikles—Titus* gerät ins Wanken — folglich mufs ein solches geflügeltes Wort existiert haben.

Damit genug von diesen unfruchtbaren Irrwegen. Es folgt eine Übertragung des Dramas, die bei dem ausschliefslich literarhistorischen Interesse des Locrine kaum viele Bewunderer finden dürfte. Die zahlreichen Anmerkungen erklären fast ausschliefslich die ungemein grofse Zahl von Anspielungen auf die antike Mythologie.

Charlottenburg. Bernh. Neuendorff.

Shakespeare's Macbeth, ed. by F. W. Moorman. With the assistance of H. P. Junker. (Teubner's school texts. General Editors: F. Dörr, H. P. Junker, M. Walter. III.) Teubner, Leipzig und Berlin 1908. Text, IV, 87 S. Notes, 70 S. M. 1, geb. M. 1,20.

An Schulausgaben des *Macbeth* ist kein Mangel; dennoch können wir für die Ausgabe Moormans nur dankbar sein. Die Namen der Gesamtherausgeber weisen schon auf das Prinzip hin: die Unterrichtssprache ist Englisch. So vereinigen sich bei dieser Sammlung glücklich stets ein Ausländer und ein Deutscher als Herausgeber. Die Einleitung und Anmerkungen, in einem vom Text gesonderten Bändchen vereinigt, sind daher in englischer Sprache geschrieben. Ohne jede kleinliche sprachliche Interpretation, auf die ein Ausländer schwerlich verfällt, geben die Anmerkungen vor allem Erklärungen altertümlicher Wörter und Formen, der schwierigeren Bilder und aufserdem durch Abdruck einzelner Stellen aus Holinshed Gelegenheit, Shakespeare mit der Quelle zu vergleichen.

In der sehr hübsch geschriebenen Einleitung, die in der Klasse als Abschlufs der Lektüre gelesen zu werden sehr verdient, spricht sich Moorman gegen die Behauptung aus, dafs *Macbeth* nur in verkürzter Form auf uns gekommen sei, hält aber Interpolationen für wahrscheinlich (den Schlachtbericht in I, 2 rechnet er nicht dazu). In gedrängter Kürze spricht er klar über die Charaktere Macbeths und der Lady, ohne jedoch bei der Kürze das Komplizierte der Charaktere zu kurz kommen zu lassen. Auch Moorman neigt der Ansicht zu, dafs Macbeth schon vor dem Erscheinen der Hexen Mordgedanken in sich getragen habe. Drei Stellen hat man zu ihrer Begründung angeführt: das so natürliche Zusammenfahren Macbeths bei der Weissagung, das sofortige Zugeständnis der Mordgedanken kurz darauf — aber unmittelbar vorher sagt er selbst, dafs die Hexen ihm diese Gedanken eingegeben haben (why do I yield to that suggestion) — und endlich (eine Beweisstelle, die auch Moorman ablehnt) die Anspielung der Lady (in I, 7) auf eine frühere Unterredung; sie hat offenbar nach I, 5 stattgefunden (vgl. *Macbeth*: We will speak further). Das ist eben Shakespeares Zeitbehandlung, dafs trotz der unmittelbar aufeinander folgenden Szenen die wenigen Worte Duncans mit Banquo bei seiner Ankunft (I, 6) eine unbegrenzte Zeit repräsentieren mochten, in der sich alles mögliche hinter der Bühne abspielen konnte. Die ganze Annahme scheint mir gegen den dramatischen Stil Shakespeares zu verstofsen: Shakespeare setzt nicht den Beginn einer Charakterentwickelung derartig vorgeschritten voraus, er führt sie uns vor.

Am Schlufs gibt Moorman in wenigen Worten die Bedeutung der Hexen: They are tempters, aber: In Shakespeare's tragedies all his heroes are free agents, and a man's destiny is shaped by his own character.

Der auch äufserlich vortrefflichen Ausgabe ist eine Karte von 'Macbeths Schottland' und die Reproduktion des Droeshout-Bildes beigegeben.

Charlottenburg. Bernh. Neuendorff.

Titus and Vespasian or the destruction of Jerusalem in rhymed couplets. Edited from the London and Oxford mss. by J. A. Herbert. London 1905, printed for the Roxburghe Club. XLVI, 242 S.

Wenn diese Anzeige erst verhältnismäfsig spät erscheint, so mufs die bekannte Tatsache als Entschuldigung dienen, dafs die Publikationen des Roxburghe Clubs sehr schwer zugänglich sind; z. B. hat die Königliche Bibliothek in Berlin erst im Sommer 1908 ein Exemplar obigen Werkes erwerben können.[1] Das Buch bietet eine Ausgabe des mittelenglischen Reimgedichts von der Zerstörung Jerusalems, über das z. B. H. L. D. Ward, *Catalogue of Romances in the Department of MSS. in the British Museum*, Bd. I, 1883, S. 187—189 gehandelt hat; dem Text vorauf geht eine Einleitung des Herausgebers, die sich mit folgenden Punkten beschäftigt. Zunächst wird der Inhalt des Gedichts kurz angedeutet, dann folgt ein Auszug aus dem Bericht des Josephus über die Zerstörung der Stadt, darauf Bemerkungen zur Entwickelungsgeschichte der Veronikalegende (im wesentlichen nach v. Dobschütz, *Christusbilder*, Leipzig 1899), sodann eine Untersuchung über die Quellen des mittelenglischen Gedichts, ferner eine Beschreibung der benutzten Handschriften, Angaben über deren Gruppierung und schliefslich einige Bemerkungen zur Verfasserfrage. Mit Recht wird John Lydgate als Autor abgelehnt, da er erst um 1370 geboren ist, der Text aber, dessen älteste erhaltene Handschrift um 1400 entstanden ist, sicher in das 14. Jahrhundert gehört. Was Herbert hingegen vorbringt, um die z. B. von Warton[2] ausgesprochene Vermutung zu widerlegen, Adam Davie sei der Dichter, kann nicht als abschliefsend gelten. So schlecht gestützt und unwahrscheinlich die Verfasserschaft Davies auch ist, die Frage hätte immerhin einer genaueren Prüfung bedurft. Vielleicht würde schon eine wissenschaftlich gewonnene genauere Datierung des Gedichts die Unrichtigkeit jener Vermutung ergeben. Herbert setzt dessen Entstehung in die Mitte des 14. Jahrhunderts,[3] versucht aber keine ernsthafte Begründung.[4] — Sonst bringt uns noch die Klassifikation der Handschriften einiges Neue; alle fünf[5] stehen unabhängig nebeneinander. Die Resultate der Quellenuntersuchung hat der Herausgeber zwar auch selbständig gewonnen, doch waren sie bereits mehrere Jahre vorher von Bergau in seiner vorher zitierten Dissertation gefunden

[1] Dem Jahresbericht der germanischen Philologie ist das Buch ganz entgangen.

[2] *History of English Poetry, ed. by W. Carew Hazlitt*, Bd. II, London 1871, S. 201.

[3] F. Bergau, *Untersuchungen über Quelle und Verfasser des mittelenglischen Reimgedichts: The Vengeaunce of Goddes Deth* (Königsberger Dissertation, 1901), S. 8, setzt das Gedicht ins dritte Viertel des 14. Jahrhunderts und in die Gegend von London, lehnt auch sowohl Davie als Lydgate als Verfasser ab. Leider sind seine Untersuchungen über die Verfasserfrage nicht im Druck erschienen, er hat nur die Resultate mitgeteilt.

[4] Diesen Datierungen widerspricht scheinbar das Alter der Hs. 2014 des Magdalene College in Cambridge, die von R. Fischer im *Archiv* Bd. CXI, 1903, S. 285 bis 298 und Bd. CXII, 1904, S. 25—45 beschrieben und abgedruckt ist. Nach einer von Fischer zitierten Bemerkung Wülkers, die in letzter Linie vermutlich auf Bernards *Catalogi codicum manuscriptorum Angliae et Hiberniae*, Oxford 1697, Bd. II, S. 208 (No. 6756) zurückgeht, wäre diese Handschrift um 1300 entstanden und damit bei weitem die älteste unseres Textes. Diese Datierung Bernards ist jedoch nicht richtig; nach dem sachverständigen Urteil des Herrn M. R. James in Cambridge, der auf meine Anfrage hin die Handschrift angesehen hat, ist sie erst im Anfang des 15. Jahrhunderts geschrieben.

[5] Es sind folgende: drei Londoner: Brit. Mus. Add. 36523 (= *A*), Add. 10036 (= *B*), Harl. 4733 (= *C*); und zwei Oxforder: Bodleiana Digby 230 (= *D*) und Laud 622 (= *L*).

und von mir in diesem *Archiv* Bd. CVIII, 1902, S. 199—206 ergänzt worden; diese beiden Untersuchungen sind dem Herausgeber entgangen.[1]

Für die Herstellung des Textes hat Herbert von den 9 oder 10 vorhandenen Handschriften nur die oben angeführten 5 herangezogen. Die Londoner Hs. Brit. Mus. Add. 36983 ist erst gekauft worden, als die Ausgabe bereits abgeschlossen war; die oben erwähnte Cambridger Handschrift ist dem Herausgeber ganz entgangen, ebenso die Oxforder Douce 126, und die Hs. Douce 78 hat er zwar gekannt und beschrieben, aber nicht benutzt, da ihr Text nicht besonders gut wäre.[2] Im wesentlichen hat sich Herbert darauf beschränkt, einen Abdruck der Hs. A zu geben und nur die wichtigeren Varianten aus den übrigen 4 Handschriften mitzuteilen. Angeblich sollten zwar die Stellen, wo A fehlerhaft liest, im Text verbessert werden, doch ist dies sehr oft unterblieben. Die Ausgabe ist daher keine 'kritische' und erhebt auch diesen Anspruch gar nicht; sie dürfte auch so den Anforderungen des Roxburghe Clubs vollständig genügen. Der von Herbert hergestellte Text kann also nur dazu dienen, vorläufig eine etwas bessere Beurteilung des Gedichts zu gestatten, als dies bis jetzt möglich war, wo der Text nur nach einer einzigen, noch dazu unvollständigen Handschrift gedruckt vorlag.[3] Eine wissenschaftlich ausreichende Ausgabe bleibt immer noch zu machen. Bergau hatte s. Z. eine solche kritische Ausgabe für die Early English Text Society angekündigt, doch scheint sich die Ausführung des Plans zu verzögern.

Den Schlufs des Bandes bildet ein kurzes Glossar der unverständlich gewordenen mittelengl. Wörter und ein Verzeichnis der in dem Gedichte vorkommenden Eigennamen. Auch sind dem Buche die farbigen Reproduktionen zweier Miniaturen aus einem altfranz. *Livre d'heures* (Hs. des Brit. Mus. Egerton 2781) beigegeben, die Szenen aus der Zerstörung Jerusalems darstellen.

Marburg i. H. Walther Suchier.

Schücking, Levin Ludwig, Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit. Heidelberg, Winter, 1908. VIII, 196 S. M. 5.

Die Fragestellung ist glücklich. Wir brauchen nicht blofs eine Sammlung der zeitgenössischen Anspielungen auf Shakespeare, wie sie im *Century of praise* versucht ist, in handlicher Gedrängtheit auch in Lamberts *Cartae Shakespearenae*, 1904. Jede Äufserung über ihn mufs zugleich in ihrem Zusammenhang studiert und auf ihre Bedeutung hin gewogen werden. Schücking unternimmt dies in seinem ersten Kapitel wenigstens mit den wichtigsten Anspielungen, besonders mit denen von Meres, *Return from Parnass*, Drummond, Davies, Ben Jonson. Im zweiten Kapitel behandelt er das Publikum der Volksbühne, das, weil vorzugsweise durch Satiriker geschildert, nicht sehr gut wegkommt. Das dritte Kapitel ist überschrieben: Die ästhetischen Gründe der Geringschätzung der Volksbühne und Ben Jonsons 'Reform'; wir geraten da tief in den Streit der Klassizisten mit den Theaterleuten, die täglich von neuem durch den

[1] Ebensowenig hat er meinen Aufsatz in der *Zeitschrift für romanische Philologie*, Bd. XXIV, 1900, S. 161—198 und Bd. XXV, 1901, S. 94—109 und S. 256 gekannt, der das altfranz. Gedicht von der Zerstörung Jerusalems, die Hauptquelle des mittelenglischen, behandelt. Was Herbert über dies altfranz. Gedicht auf Grund älterer Quellen mitteilt, bedarf in einzelnen Punkten der Berichtigung.

[2] Eine zehnte Handschrift soll sich nach Warton, a. a. O. II, 204, Anm. 1 im Besitz des Earl of Cardigan befinden.

[3] Herberts Text umfafst 5180 Verse, wogegen Fischers Abdruck der Cambridger Handschrift nur 3114 Verse enthält.

Volksgeschmack von gelehrt-vornehmen Experimenten ferngehalten wurden; die Entscheidung wurde dabei wohl mehr durch die gesellschaftlichen Verhältnisse im damaligen London herbeigeführt als durch die Weisheit der Kritiker. Im vierten Kapitel fafst endlich der Verfasser seine Ergebnisse zusammen unter dem Titel: Shakespeares besondere Stellung. Jedem Kapitel ist ein beweisender und erläuternder Anhang beigefügt; denn Schücking wollte wissenschaftlich und doch im Haupttext nicht zu schwer lesbar sein.

Ein beweglicher Geist spricht aus jeder Seite; ein engeres Verhältnis zu literarischen Dingen des Lebens, als man es bei jungen Philologen gewöhnt ist; eine rasche Auffassung und fliefsende Darstellung. Nicht immer habe ich bei neuen Aufstellungen der Beweisführung zu folgen vermocht; zu oft läfst uns der Verfasser seine eigenen Forschungsumwege mitmachen; noch etwas Material mehr herbeigeschafft, noch einige Möglichkeiten mehr ins Auge gefafst, noch einige Spatenstiche tiefer gegraben, und das Buch wäre nicht blofs ein anregendes, sondern ein gediegenes geworden. Ich will mich nur an das Schlufskapitel halten, um diese keineswegs bös gemeinte Behauptung zu erhärten.

Bis 1598 etwa — so heifst es da — war Shakespeares Stellung eine besonders glückliche gewesen: er hatte keinen Rivalen, daher konnte ihm Meres den Kranz reichen, was nach Jonsons Emporkommen nicht mehr möglich gewesen wäre. — Das Urteil von Meres wird hier als ein typisches betrachtet, als ein Ausdruck allgemeiner Bewunderung für Shakespeare. War es nicht etwa blofs das einer Partei, nämlich der Modernisten? Die ganze Schrift von Meres zeigt das Bestreben, die gerade lebenden Dichter Englands sämtlichen Klassikern gleichzuwerten. Es wird mir schwer zu glauben, dafs sich die Masse der damaligen gebildeten Londoner auf einen so bedenklichen Standpunkt stellen mochte. Meres trieb Husarenkritik, und der Rückschlag von der klassizistischen Seite blieb nicht aus.

Nachher sei Shakespeares Position schlechter geworden. — Wenn man bedenkt, wie gerade seit 1598 sein Name regelmäfsig auf das Titelblatt seiner Dramen gesetzt wird, wie sich diese Ausgaben und ihre Neuauflagen häufen, wie sein Name sogar als Lockmittel auf fremde Stücke gedruckt wird, wie seine Nachahmer zunehmen und der Hof seine neuesten Dramen sich vorspielen läfst, so mögen uns wohl Zweifel aufsteigen, ob einige kritische Proteste und hochgespannte Lobsprüche auf neben ihm auftretende Dramatiker wirklich als Abnahme seiner Wertschätzung gedeutet werden müssen. Gedruckte Kritik war damals noch weniger als heutzutage der einzige Mafsstab der Anerkennung; und wie zufällig, abgerissen, subjektiv macht sich jene Kritik fühlbar! Wenn man es vermeidet, das Gewicht des Lobes von Meres zu übertreiben, so ist nach 1598 kein Abflauen der öffentlichen Stimmung gegenüber Shakespeare sicher zu erweisen.

Dennoch sei den Gründen nachgegangen, aus denen Schücking ein solches Abflauen zu erklären sucht.

Einerseits habe ihn sein Theaterpublikum durchaus nicht immer verstanden. 'Hamlet war ein interessanter Schwächling, der verrückt wurde' (S. 88). Aber A. Scolokar, ein gelehrter Dichter, versichert uns bereits 1608, Prinz Hamlet habe allen gefallen (*Cent. of praise* 64); daher kann er unmöglich allgemein den Eindruck eines Schwächlings gemacht haben. So drastisch sich die Satiriker und auch Shakespeare selbst gegebenenfalls über die Gründlinge im Parterre lustig machten, darf man doch Theatererfolge im Globe nicht ohne weiteres als kompromittierend hinstellen.

Ferner habe man an Shakespeare in stofflicher Hinsicht die Originalität vermifst. Ben Jonson habe in viel mehr Stücken als er die Fabel selbst ersonnen. 'Es ist nun interessant zu sehen, dafs an Shakespeare

gerade das Lob der Originalität bis auf eine spätere Zeit niemals gespendet wird' (S. 95). Aber der ganze Begriff der Originalität tritt erst seit der Drydenzeit in die englische Kunstkritik ein (vgl. *Shakesp. Jahrb.* XXXIX, 3). Er begegnet auch bei den lateinischen Kritikern der klassischen und der Renaissancezeit nur ganz vereinzelt und schüchtern. Aus dem Fehlen solchen Lobes etwas über die Position Shakespeares schliefsen zu wollen, wäre unhistorisch. Übrigens haben wir ein direktes, von Schücking nicht erwähntes Zeugnis, wie man in den klassizistischen Kreisen bald nach seinem Hingang über seine und Jonsons Originalität urteilte; es steht allerdings nicht im *Cent. of praise*, sondern in Rowes *Life of Shakespeare*, 1709; ich zitiere es nach dem einzigen vollständigen Neudruck, dem von Nichol Smith, *Eighteenth century essays on Shakespeare*, 1903, S. 8 f. Ben Jonson, † 1637, safs eines Tages zusammen mit dem Dichter Sir John Suckling, † 1642, der Shakespeare gegen die Angriffe Bens verteidigte, mit dem Dramatiker Davenant, † 1668, dem Diplomaten und Mäzen Endymion Porter, † 1649, und dem Griechischprofessor John Hales von Eton, † 1656. Lange Zeit redete Ben von Shakespeares Unkenntnis der Alten, als gerade der Hellenist Hales nicht länger zu schweigen vermochte und losbrach: Habe Shakespeare die Alten nicht gelesen, so habe er von ihnen auch nicht gestohlen — *a fault the other made no conscience of.* Das sieht gewifs nicht danach aus, als wäre Ben Jonson der anerkannte Wortführer der Klassizisten gewesen, oder gar als hätte man Shakespeare als erfindungsarmen Borger geringgeschätzt. Ben war gegenüber Shakespeare oft ein Nörgler auf eigene Faust, und gerade er dachte am wenigsten daran, Unoriginalität an ihm zu tadeln.

Endlich vermutet Schücking, es könnten persönliche Gründe dazu beigetragen haben, Shakespeares Bedeutung bei seinen Lebzeiten herabzumindern, nämlich, dafs er der eigentlichen literarischen Welt fernstand und seinen Verkehr in den Schauspielerkreisen suchte (S. 97). Um diese Vermutung als möglich hinzustellen, werden die Angaben Fullers über Shakespeares Wortgefechte mit Ben Jonsen aus dem Mermaid-Klub nach Gott weifs wohin verlegt, eine Freundschaft zwischen Shakespeare und dem Earl von Southampton als den modernen Verhältnissen widersprechend bezeichnet, die bezeugten Beziehungen zwischen ihm und Drayton übergangen und einseitig die Satiren und Testamente betont. Gut, nehmen wir alles für einen Augenblick als zutreffend an: brauchte solche Zurückhaltung von der Kritikerklique, selbst wenn sie damals schon organisiert gewesen wäre, einem Dramatiker von so glänzend fortgesetztem Theatererfolg zu schaden? Hat sie etwa Milton geschadet?

Nicht jedes gelehrte Buch braucht den schweren Panzer der vollständigen Materialdurchforschung und der systematischen Verarbeitung ostentativ auf der Brust zu tragen. Auch ein flotter Essay ist oft willkommen und kann nützlich wirken. Aber volles Wissen und strenge Kritik müssen, wenn auch verborgen, immer am Grunde liegen, sonst würden wir unseren besten Traditionen untreu werden.

Berlin. A. Brandl.

Dr. John Jones's Practical phonography (1701) ed. by Eilert Ekwall, Ph. D. Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Halle a. S., Max Niemeyer, 1907. VII, CCCV, VI, 202 S. (Neudrucke frühneuenglischer Grammatiken, hg. von R. Brotanek. Bd. II.) M. 18.

Zwei Jahre nach dem ersten Bande der Orthoepistenneudrucke erscheint der zweite; auf Mason folgt Jones und bildet zusammen mit Gill's *Logonomia*, ed. Jiriczek, einen erfreulichen Anfang in der Neuerschliefsung der neuenglischen Grammatiker, zumal die Einleitung von mehr als drei-

hundert Seiten mit mustergültiger Weite des Blickes das Rohmaterial des alten Orthoepisten wägt und verwertet.

Jones (1645—1709) ist ein Mediziner, aus Wales gebürtig, aber allem Anschein nach von englischer Muttersprache; denn ein Erbauungsbuch des vielseitigen Mannes wird von einem anderen ins Kymrische übersetzt. Er studiert in Oxford, wird Doktor der Jurisprudenz und dazu Mediziner. Er hat mehrere Werke über englische Sprachkunst geschrieben, von denen jedoch nur das vorliegende, die *Practical Phonography*, in zwei nur durch den Titel unterschiedenen Ausgaben auf uns gekommen ist. Es ist in der Hauptsache ein kleines Aussprachebüchlein, das in mehreren Kolumnen den Laut und seine Aussprache verzeichnet. Als grammatisches Werk ist es kaum ernst zu nehmen; es spricht daraus eine kaum glaubliche Verständnislosigkeit für sprachliche Dinge: rein mechanisch werden verzeichnet die Fälle, wo der Laut *a* wiedergegeben wird durch *ena* oder *exa*, *b* durch *ab* oder *emb*, und zum Beweise dieser erstaunlichen orthographischen Regeln werden angeführt Fälle von Aphärese der ersten Silbe: *enamel, exasperate, abate, embalm* werden 'ausgesprochen' *amel, asperate, bate, balm*; ebenso werden rein orthographisch betrachtet eine alte Wortkombination wie *afar*, sprich *far*, oder Synonyma: *l* wird *lth* geschrieben in *Commonwealth*, sprich *Commonweal* (S. 71), *nus-* wird in der Schreibung zu *anoia-*, z. B. *anoiance*, sprich *nusance*!! (S. 79). Und auch praktisch ist sein Büchlein kaum zu gebrauchen, da sich längst nicht alles Wichtige in das orthographische Differenzschema hineinpressen läſst, und vor allem, weil die Fassung der Regeln des Autors oft hoffnungslos unklar und verworren erscheint. Trotzdem ist Jones als sprachliche Quelle seiner Zeit ein wichtiger Autor: er hat phonetisches Gehör: er scheidet zwischen stimmhaftem und stimmlosem *th* (*thy*, *bath*, S. 2), er erkennt, daſs *ng* in *sing* nur einen einfachen Laut bezeichnet (S. 3), er gibt ganz vernünftige Beschreibungen von *p* als Verschluſslaut und *f* als Spirans (S. 147). Er versucht Lautwandlungen psychologisch zu begreifen: schwierige Lautkombinationen und Laute werden im Laufe der Zeit durch einfachere ersetzt, während die Orthographie konservativer bleibt — das ist der Kern seiner allerdings ungeschickt gefaſsten und namentlich ganz unvernünftig verallgemeinerten Grundregel. Wichtig ist er namentlich, weil er, soweit das Schema seines Buches es gestattet, über das Lautbild hinauszugehen versucht: er registriert, ohne die Sprache meistern zu wollen, die moderne Aussprache des *u*, die Diphthongierung von *ī* usw.; er läſst mehrere Gestaltungen eines Einzelwortes zu und achtet auch gelegentlich auf Provinzialismen. Er versagt aber völlig bei quantitativen Unterschieden und auch bei qualitativen Differenzen, wo sie mit ersteren zusammenhängen: für *a* kennt er nur die Laute von *all* und *as* — ohne an *name* zu denken; für *e* nur den Laut in *ell* und *the* (ne. *đə*!) und für *ee* in *see* (d. h. *ī*); es fehlt jede Erwähnung — er wird dabei kaum an die hochtonige ne. Form *đī* gedacht haben, wie Ekwall S. 59 meint — des langen *ē* < me. *ę̄*, was um so bedauerlicher ist, als sich auch sonst nicht einwandfrei feststellen läſst, ob er dies *ē* noch zu den *e*- oder schon zu den *i*-Lauten rechnet.

So sehr Jones also offenbar bemüht ist, nur das wirklich Gehörte wiederzugeben, so hat er sein Ziel längst nicht immer erreicht. Seine Angaben bleiben oft ganz unklar, und in Einzelheiten laufen ihm doch alle Augenblick offenbare Versehen unter; ein Wort wie ne. *people* mit me. *ę̄* bringt er S. 48 richtig mit der Aussprache *ee* (d. h. *ī*), S. 42 dagegen unter *eo-e*, das nach seiner Orthographie und in Gemeinschaft mit *feoff, Leonard, Leopard* nur auf *ē* deuten kann. Gelegentlich sucht auch er nach Grammatikerart zu meistern: statt zu beschreiben, rügt er die falsche, wenn auch allgemein übliche Schreibung *yield* statt richtigem *yeild* (S. 50), und wenn wir hören, daſs sein Aussprachebuch zeigen soll, wie man spricht

rightly, neatly und *fashionably* (Vorwort) oder *as it is commonly used in England, particularly in London, the Universities or at Court*, während er doch selbst den Bürgerkreisen des Südwestens angehört, wird man solche Unsicherheit auch begreifen.

Durch die Vieldeutigkeit des Materials rechtfertigt sich die überaus umfangreiche, sonst quantitativ in keinerlei Verhältnis zum Objekt stehende Ausführlichkeit der Einleitung. Ekwall zeigt sich darin als gut geschulter Philologe, der die schwierige Literatur zur ne. Lautlehre beherrscht und, bevor er sich entscheidet, eingehend — manchmal etwas zu eingehend — alle Möglichkeiten wägt. Nicht ganz folgen kann ich ihm bei seiner Neigung, *a silentio* zu schliefsen, einen modernen Laut unserem Grammatiker abzusprechen, weil er ihn nicht erwähnt. Das wäre unter allen Umständen bedenklich; bei einem Manne, dessen Buch so unmethodisch angelegt ist, bewegt sich eine Untersuchung mit derartigen Voraussetzungen auf aufserordentlich schwankendem Boden. Und wo es sich um Verfolgung feiner und feinster phonetischer Unterschiede handelt, wie z. B. in dem ganzen grofsen Kapitel über die Laute unbetonter Silben (§ 370—530), da wird man es anerkennen, dafs der Verfasser auch das Kleine mit gröfster Genauigkeit bis zu seinen letzten Folgerungen durcharbeitet; aber den Resultaten wird man doch mit einiger Reserve gegenüberstehen bei einem Autor, der die offenbarsten Quantitätsunterschiede dauernd ignoriert. Was Ekwall sonst an bedeutsamen Eigentümlichkeiten von Jones' Aussprache zu ermitteln weifs, ist wichtig genug: sie ist stark provinziell gefärbt mit südlichen, genauer südwestlichen Elementen (§ 51); ein offener *o*-Laut ist zu belegen nicht nur in *water*, sondern auch in *father* (auch *path, rather?*), in der Verbindung von *a* + *rr* (*arrow, marrow, arrest*; § 96); me. *ai* scheint nicht mit der Fortsetzung von me. *ā*, sondern mit me. *ę̄* zusammenzufallen; das ist eine wertvolle Feststellung, aber doch kaum für das Ne. allgemein gültig; man vergleiche die vielen *a* < *ai* bei Coverdale (Swearingen, *Die englische Schriftsprache bei C.*, Berliner Diss., 1904, S. 30) in den *Cely Papers* (Süfsbier, *Sprache der C. P.*, Berliner Diss., 1905, S. 45) und den von Diehl (*Anglia* 29, 173) behandelten Urkunden des 16. Jahrhunderts. Die beiden erstgenannten Arbeiten, die dem Verfasser nach § 79 anscheinend unbekannt geblieben sind, hätten sich auch sonst mit Nutzen verwerten lassen. — Ganz klar sind mir auch Jones' Mitteilungen über die *r*-Modifikation (§ 249 ff.) nicht geworden; sollte er wirklich einzelne Wörter mit *e* < *i* + *r*, andere mit *u* < *i* + *r* gesprochen haben? Und auch die interessante Tatsache, dafs Jones allem Anschein nach in me. *ę̄* einen *e*-Laut, noch kein *i* hört (§ 59, 175 ff.), wird doch wieder fraglich, wenn er ne. *dew, few* (§ 263) — also me. *ę̄* + *u* — in der Aussprache mit *new, grew* — also me. *ē* + *u* — zusammenfallen läfst. Die Einigung beider Laute kann doch kaum auf einer früheren Stufe als gemeinsamem *iu* erfolgt sein. Bei dieser Unsicherheit im einzelnen wird denn auch das vielleicht auffälligste Ergebnis von Ekwalls Untersuchungen — die Scheidung zweier *ĭ*-Qualitäten bei Jones, § 219 ff. — mit grofsem Interesse zu konstatieren sein, um so mehr, als dadurch auch intern me. Fragen — z. B. die Schreibungen von *e* für *i* in offener und geschlossener Silbe — in neue Beleuchtung gerückt werden; aber bei dem Konstatieren dieses bemerkenswerten Einzelfalles wird es zunächst sein Bewenden haben müssen.

Unter diesen Umständen wird man aber an die Leitung dieses verdienstlichen Unternehmens eine Bitte richten müssen, die Ekwalls Buch geradezu aufdrängt: die ganze Serie wird in Zukunft zum Handapparat jedes Anglisten gehören; da soll man sie nicht unnütz verteuern, soll den Neudruck eines Buches von 200 Seiten nicht zu einem Preise von 18 M. in die Welt senden, veranlafst durch einen gewaltigen Einleitungsapparat und eine faksimileartige Ausstattung. Was jeder in Zukunft braucht, und

was auch nicht so leicht veraltet, ist der Text von Jones mit knappem bibliographischen und biographischen Apparat, dazu ein vollständiges Wortregister. Je mehr sich die Ellisschen Wortlisten zur Lautlehre des 16.—18. Jahrhunderts als unzuverlässig erweisen, wird es nötig sein, auf baldigen Ersatz zu sinnen, und dazu ist ein vollständiger Index zum mindesten ein brauchbares Provisorium. Er wäre bei Ekwalls Buch um so mehr vonnöten gewesen, als der Verfasser oft genug mit dem *argumentum a silentio* arbeitet, dessen Richtigkeit nur mit Mühe zu kontrollieren ist. Bei Werken, die ähnlich unübersichtlich angelegt sind, wie das von Jones, wäre ferner ein Kommentar erwünscht, der dem Leser hilft, die oft sehr verschlungenen Denkpfade des Autors zu verfolgen. Die eigentliche wissenschaftliche Verarbeitung des Materials, die notwendig einmal veraltet, gehört an einen anderen Ort, in eine Zeitschrift oder eine Ergänzungsserie. Und auch in dem teuren, faksimileartigen Druck kann ich nur eine nutzlose Verteuerung und Erschwerung erblicken. Was für einen Zweck hat es, alle Druckfehler oder Fehlschreibungen des Verfassers auch da zu verewigen, wo der Sinn zweifellos ist, den Leser zu stören durch *Fxamples* statt *Examples*, *firfl* statt *first*, *sonnded* statt *sounded*, *wirh* statt *with* — weiter aufgefallen sind mir die nicht im Anhang berichtigten *Bxcept* statt *Except* S. 38, *listenant* statt *liftenant* S. 54 —; geht man auf diesem Wege weiter, so kommt schliefslich die Sammlung dazu, abgesprungene Typen und Interpunktionszeichen künstlich neu herzustellen und den Druck ins Ungemessene zu verteuern und dabei doch kein richtiges Faksimile zu erreichen. Auch durchgehende Zeilenzählung wäre im Interesse der Brauchbarkeit nur zu wünschen — selbst ein reines Faksimileunternehmen wie die Shakespeare-Quartos verschmähen dies kleine Zugeständnis an den Zweck des Buches nicht. Das sind Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die für den Leser und somit schliefslich auch für die Forschung bedeutsam werden können.

Posen. Wilhelm Dibelius.

Josefine Weifsel, James Thomson der Jüngere, sein Leben und seine Werke. (Wiener Beiträge z. engl. Phil., hg. von J. Schipper, Nr. 24.) Wien u. Leipzig, W. Braumüller, 1906. 159 S. M. 4 = Kr. 4,80.

James Thomson, der englische Dichter des Pessimismus, ist in Deutschland noch so gut wie unbekannt, und mit leichter Änderung wird dies auch wohl vom Lande seiner Geburt noch gelten. In Schottland 1834 geboren, aber in London aufgewachsen, hat er sich schlecht und recht als Regimentsschulmeister durchgeschlagen, bis ein Vergehen gegen die Disziplin ihm plötzliche Entlassung und damit den Verlust einer gesicherten Lebensstellung brachte. Von 1862 ab hat er als Literat und Journalist kümmerlich sein Leben gefristet und in seiner Einsamkeit und Verbitterung sich allmählich gewöhnt an den Tröster Alkohol, dem er schliefslich im Jahre 1882 unter tragischen Umständen erlegen ist. Er hat bereits einen englischen Biographen gefunden in Henry Salt (*The Life of James Thomson*. 1889, 2. Auflage 1898), seine Werke sind 1895 bei Reeves & Turner von dem literarisch interessierten Buchhändler Bertram Dobell herausgegeben worden. Sie umfassen Gedichte, die das begeisterte Lob von George Eliot und George Meredith geerntet haben, biographische Studien und allerhand Essays, namentlich politischer Art, in denen der leidenschaftliche Parteimann gegen Königtum, Staat und Kirche zu Felde zieht — und sich in seinem Vaterlande mehr und mehr unmöglich macht.

Der Verfasserin 'lag vor allem daran, deutsche Freunde für [den viel verkannten Dichter] zu werben. Dies konnte am besten geschehen durch Aufrollen seines Lebensbildes, seines Werdeganges und durch eine Gesamtdarstellung seiner Arbeiten'. Für die biographische Seite der Auf-

gabe lag an Material eigentlich nur vor, was Salt in seiner Biographie mitteilte; dafs etwa ein Drittel der Abhandlung kaum mehr als ein Auszug aus jenem Buch ist, war also kaum zu vermeiden. Aber da die Arbeit nicht in einer anspruchslosen volkstümlichen Serie, sondern in einer wissenschaftlichen Sammlung erschienen ist, allem Anschein nach auch zur Erwerbung des Doktorgrades geführt hat, erwartet man von den folgenden reichlich hundert Seiten wenigstens hier und da eine Förderung der Wissenschaft. Statt dessen erhält der Leser auf knapp hundert Seiten Inhaltsangaben der Gedichte Thomsons mit reichlichen Zitaten — keine Analysen nach höheren Gesichtspunkten, sondern Inhaltsangaben im eigentlichsten Sinne des Wortes: wo sich einmal schwerere Aufgaben bieten, werden sie beiseitegeschoben mit Worten wie: 'Eine Inhaltsangabe gäbe einen falschen Begriff von dem Gedicht, das trotz seiner abstofsenden Detailmalerei und des abscheulich zynischen Tones entschieden bemerkenswert ist. Der richtige Eindruck ist nur durch aufmerksame Lektüre zu gewinnen; hier sollen nur die einleitenden Strophen Platz finden mit ihrer so eigenartigen Naturschilderung' (S. 59 f.), oder: 'Die Handlung ist gleich Null, eine Analyse kann daher (!!) nichts anderes sein als eine Wiedergabe der schönsten Stellen' (S. 78)! — 'Analyse' in dieser Art ist der Hauptinhalt des Buches. Man erhält einen gewissen Eindruck von Thomsons Gedichten und Prosawerken, aber wissenschaftliche Arbeit ist das nicht. Wo einmal das Verhältnis Thomsons zu einer Quelle gestreift wird und somit wenigstens in einer Kleinigkeit etwas Neues geboten zu sein scheint — wie bei der Besprechung von *Weddah and Om-el-Bonain* (S. 86) —, ist man beim Durchblättern von Salts Buch überrascht, das scheinbar Neue dort (S. 139) bereits zu finden. Die eigentliche wissenschaftliche Leistung des Buches umfafst daher nur die Seiten 146—155 oder, genauer, die kurzen Bemerkungen über Dante, Leopardi, Shelley, Novalis und schliefslich auch Heine auf S. 140—146, und auch hier hat bereits Salt das Wesentliche gesagt; es folgen S. 146—149 einige Mitteilungen über Zeitgenossen und persönliche Bekannte, Freundschaften und Korrespondenzen des Dichters, dann e i n e Seite über Thomsons Sprache. Sehr inhaltreich ist auch diese nicht; denn wenn man, wie billig, 'Vorliebe für veraltete Ausdrücke' und 'Vorliebe für Komposita' streicht — denn beim näheren Zusehen findet man auch in diesem Punkte die Verfasserin ihrem Vorgänger Salt (S. 188) verpflichtet —, so bleibt nur übrig die Feststellung, dafs Thomson oft Substantiva als Verba verwendet — und *piercet* statt *pierced*, *represt* statt *repressed* schreibt! Es bleiben noch fünf Seiten 'Charakteristik, Stellung in der Literatur und die Literatur über ihn', die in keiner Weise etwas Eigenartiges, oft nicht einmal etwas Zutreffendes sagen. Die Verfasserin hat es nicht verstanden, das Problem von Thomsons innerer Entwickelung zu fördern, ja sie hat es kaum angeschnitten. Nicht nur sein Verhältnis zu den genannten Dichtern, denen zum mindesten noch Coleridge und de Quincey anzureihen wären, bleibt noch zu untersuchen, sondern vor allem das Problem dieses Lebens, in dem — wie nicht selten bei Pessimisten — leidenschaftliche Lebensbejahung den Grundton bildet, allmählich aber unter dem Einflufs ererbter Anlagen, tragischer Lebenserfahrungen, philosophischer und politischer Kämpfe sich in ihr Gegenteil wandelt. All diese Probleme sind kaum gestreift — nicht einmal über Thomsons Verhältnis zu Schopenhauer enthält das Buch irgendwelche Angaben, und doch hat Thomson einen Aufsatz über den deutschen Pessimisten geschrieben und nach Salt (S. 182) bedeutsame Einflüsse von ihm erfahren. Und Thomsons Persönlichkeit gewinnt doch ein ganz besonderes Interesse für die Literaturforschung, wenn wir hören, dafs auch er — wie z. B. Burns und Byron — mit stärkstem Willen zur Tat verband einen gleich starken Drang zum beschaulichen Sichversenken in träumerischen Genufs. Das machte ihn — genau wie jene — unfähig zu anhaltender,

konzentrierter Arbeit und mag viel dazu beitragen, den Schiffbruch seines äufseren Lebens zu erklären. Das war auch sicher eine der hauptsächlichsten Quellen, aus denen sein Pessimismus sich speiste: weil er nicht konzentriert handeln konnte, verzweifelte er am Erfolg und schliefslich am Fortschritt überhaupt; aber der leidenschaftliche Tatenmensch in ihm konnte es doch nicht lassen, seine ganze Persönlichkeit einzusetzen für Ziele, an die er schliefslich nicht mehr glauben konnte. Und vielleicht das Bedeutsamste, was nicht die Verfasserin, sondern ihr Vorgänger von Thomson zu berichten weifs, ist doch wohl, dafs hier ein bedeutender Dichter in der Kunst nicht die letzte Befriedigung findet — sie ist ihm mehr das notwendige Stillen eines Hungers und somit eine Arbeit —: das Höchste in der Welt ist nicht künstlerisches Schaffen, sondern ruhiges, künstlerisches Geniefsen. Das ist bedeutsam nicht nur zur Beurteilung Thomsons, sondern auch eines Gröfseren, der ein schauender Künstler war wie wenige und doch deutlicher als je ein Mensch vor und nach ihm die Mängel künstlerischer Natur erkannt hat und darum mit seltsamer Freude gerade die Männer der blofsen harten, zielbewufsten Willenstat verherrlicht hat — Percy, Laertes, Cassius. Für Thomson ist gerade Shakespeares freiwilliges Scheiden von der Bühne auf dem Höhepunkt des Erfolges ein Beweis dafür, dafs auch der Künstler nur so lange künstlerisch produziert, als äufsere Umstände es gebieten — denn *'no man of "opulent vitality" will deliberately and finally commit himself to the "imprisonment with hard labour of a great work"'* (Salt, S. 180). — Das ist ein Wink, an dem auch die Shakespeareforschung nicht achtlos vorübergehen wird.

Posen. Wilhelm Dibelius.

Otto Jiriczek, Viktorianische Dichtung. Eine Auswahl aus E. Barrett Browning, R. Browning, A. Tennyson, M. Arnold, D. G. Rossetti, W. Morris, A. Ch. Swinburne, Chr. Rossetti, mit Bibliographien und literarhistorischen Einleitungen. Heidelberg, Carl Winter, 1908. XVIII, 486 S. Geb. M. 4.

Eine Anthologie zu rezensieren, ist meist ein ebenso undankbares Geschäft, wie eine wirklich gute Anthologie herzustellen — um so freudiger sei darum anerkannt, dafs hier ein Werk vorliegt, das nicht nur für weitere Kreise nützlich und brauchbar, sondern auch für den Fachmann lehrreich ist. Jiriczek gibt eine Sammlung viktorianischer Dichtung, die typisch sein soll für das Beste, was in der Zeit von 1830—1900 geleistet ist — darum steht auch Matthew Arnold hier in einer Umgebung, die zuerst fremdartig erscheint. Und jedes einzelnen Dichters Schaffen soll dargestellt werden in einer Auswahl typischer Beispiele — freilich nur von dem bleibend Wertvollen, was er geleistet, so dafs das Gesamtbild der Anthologie leicht ein wenig zu günstig wirkt —, man denke nur an Tennyson, der hier nur mit seinem Besten erscheint; sogar *The Charge of the Light Brigade* ist weggeblieben. Mit dieser Beschränkung wird aber tatsächlich ein typisches Abbild der gesamten Dichterpersönlichkeit erzielt — am besten wohl bei den Brownings und Rossettis, deren Schöpfungen mit ausgezeichnetem Verständnis gesichtet sind; bei Tennyson fehlt mir eine Probe seiner humoristischen Dialektpoesie, bei Swinburne ein Beispiel seiner politischen Dichtung, die ich im grofsen und ganzen nicht höher einschätze als Jiriczek, die aber doch mindestens in *Messidor* etwas bleibend Wertvolles hervorgebracht hat. Und ungern vermisse ich — und das ist doch vielleicht nicht nur ganz subjektives Empfinden — das graziöseste aller lyrischen Rokokofigürchen: *A Match: If love were what the rose is* ...

Die literarhistorischen Beigaben machen aus dieser Anthologie für das grofse Publikum ein Buch, das auch der Wissenschaft willkommen ist. Zum erstenmal werden hier in den knappen Einleitungen zu dem ganzen

Werk und jedem einzelnen Dichter Richtlinien gezogen, die wenigstens im grofsen und groben die englische Neuromantik verbinden mit der Generation von Keats, Shelley und Scott und auch die hauptsächlichsten ausländischen Einflüsse erkennen lassen. Die Bibliographien vor jedem Autor sind aufserordentlich eingehend und wertvoll, auch sie lassen erkennen, wie eifrig in Münster an der Erforschung der viktorianischen Dichtung gearbeitet wird; sie streben allerdings nicht nach Vollständigkeit, so dafs wohl jeder Fachgenosse einzelnes nachzutragen haben wird. Für eine zweite Auflage, die diese gediegene Sammlung sicher erleben wird, wäre zu wünschen Zeilenzählung auf jeder Seite, die bei einem Buche, das auch für Seminarzwecke brauchbar sein soll, nicht fehlen darf, und eine Ergänzung der Bibliographie durch Aufzählung tüchtiger deutscher Übersetzungen. Wer sich einmal bemüht hat, einen der modernen englischen Lyriker weiteren Kreisen bekannt zu machen, weifs, dafs ohne eine Nachbildung in der Muttersprache ein Eindruck nicht zu erzielen ist. Und daran fehlt es doch noch sehr, mit Ausnahme von vielleicht von Tennyson. Vielleicht darf ich meinen Dank für diese schöne Gabe dem Verfasser dadurch abstatten, dafs ich im folgenden einige Übersetzungen anführe, die in eine solche Bibliographie aufgenommen zu werden verdienen. Zunächst die — poetisch sehr ungleiche — Sammlung deutscher Übersetzungen von Wilhelmine Prinzhorn: *Von beiden Ufern des Atlantic*, Halle, Hendel; von Browning allerhand in den Ausgaben des Inselverlages; von Elizabeth Barrett-Browning *Aurora Leigh*, übersetzt von Anna von Zedlitz und Neukirch, Dresden 1907; *Portugiesische Sonette*, ebenda 1907, und von R. M. Rilke, Inselverlag 1908; von Christina Rossetti einige Übersetzungen von Ella Federn (in Elise Broicher, Ruskin II, 143, 146); von Dante Gabriel einiges von Hedwig Lachmann; von Swinburne Übertragungen durch Otto Hauser, Grofsenhain, Baumert & Ronge, 1905; vieles dürfte verstreut sein in modernen Zeitschriften, was vielleicht eine Zusammenstellung und Sichtung lohnte, so Swinburnes *Ilicet*, übersetzt von Siegmar Mehring, *Gegenwart* vom 24. Februar 1906, Brownings *Glove*, Engl. Studien XXXIII, 186.

Posen. Wilhelm Dibelius.

Roman Dyboski, Tennysons Sprache und Stil (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, ed. Schipper, Nr. 25). Wien u. Leipzig, W. Braumüller, 1907. XXXVII, 544 S. M. 15 = Kr. 18.

In diesem umfangreichen Werk sucht der Verfasser die syntaktischen, stilistischen und lexikographischen Eigentümlichkeiten in Tennysons Dichtersprache zu sammeln und zur Darstellung zu bringen. Ohne weiteres mufs anerkannt werden, dafs ihm dies in vorzüglicher Weise gelungen ist. Er hat ein Material, das an Fülle wohl einzig dasteht — auf 12000—15000 schätze ich die Zahl der Belegstellen —, unter einheitliche Gesichtspunkte gebracht. Er bleibt nirgends stehen bei äufserer Aufzählung des Bemerkenswerten, sondern verfügt über einen feinen poetischen und sprachlichen Sinn, der dem dichterischen Ausdruck intimere Offenbarungen abzugewinnen versteht; er charakterisiert oft durch ein kurzes Wort glücklich die poetische Wirkung eines Bildes oder einer grammatischen Einzelheit. Es ist kaum möglich, im Rahmen eines Referats von dem Reichtum dieser Beispielsammlungen ein Bild zu geben: wir erhalten eine grofs angelegte Syntax Tennysons mit interessanten Bemerkungen über Gedankenverschränkung: 'krampfhaft kurze Vereinigung mehrerer Aussagen in einer einzigen' — wie ich im Anschlufs an D. § 4 formulieren möchte: [*he is*] *a weak Wyatt*, d. h. *another Wyatt, but weak* —, eine kaum zu überbietende Freiheit in der Vertauschung der einzelnen Wortarten: Substantiva als Adjektiva in prädikativer Verwendung: *my sight is eagle, but the strife so thick*, und mit adverbialer Endung: (*a lovely*

shell) .. *made so fairily well* § 16, Nomina als Verba — *the arrowing light* (Sonne), *how shall I hymn him* (besingen) § 24. Beim Futurum lebt noch die etymologische Unterscheidung von *shall* und *will* fort (§ 41) — aber doch, wie ich hinzufügen möchte, weniger im Gegensatz zum sonstigen Sprachgebrauch als in prägnanter Betonung des Unterschiedes da, wo er auch sonst noch leise gefühlt wird. Beim Partizip fortwährender Wechsel mit dem Adjektiv in Funktion und Bedeutung *'a flying charm of blushes'*, *'the flowered furrow'* (statt *fugitive, flowery*) — *men loud* (= *exclaiming*) *against all forms of power* § 62, und ebenso gründlich wie feinsinnig sind durchforscht Tennysons Wortbildung — die Nomina Agentis auf *-er*, die in ihrer Fülle fast wie partizipialartige Verbalformen sich ausnehmen (*the watcher on the column till the end* § 236), kühne Bildungen wie *evilwilledness, encarnalize, unshadowable*, seine Stilistik mit anerkennenswerter Freiheit in der Verwendung schulmäfsiger Termini und sein Wortgebrauch — Einflüsse von Homer und Shakespeare (beide etwas schnell behandelt), Archaismen und Latinismen, sowie eine lange, etwa 80 Seiten fassende Liste von Studien über einzelne Wörter des Dichters.

So unbedingt nun aber auch Quantität und Qualität des Geleisteten anerkannt werden mufs, so erweckt doch die Lektüre des Buches den Wunsch, dafs der Verfasser sich entschliefsen möge, auf dem bisherigen Wege weiter fortzufahren, d. h. nicht etwa andere Dichter ähnlichen Analysen zu unterziehen, sondern seine Tennysonarbeit zu vollenden. Denn darüber darf kein Zweifel obwalten, dafs sein Buch eine äufserst fleifsige und tüchtige Materialsammlung ist, aber eben doch nur eine Materialsammlung. Und zwar mehr eine Sammlung zur Syntax und Stilistik des poetischen Ausdrucks im Englischen als speziell zur Sprache Tennysons. Gewifs ist es bei dem fühlbaren Mangel an ähnlichen Untersuchungen jetzt noch längst nicht möglich, die spezifisch Tennysonschen Elemente von den allgemein englischen oder der poetischen Sprache des 19. Jahrhunderts zu trennen; aber in mancher Beziehung ist eine Auslese jetzt schon möglich. Auf S. 37 z. B. führt Dyboski an als 'Verbale Verwendung von Adjektiven': *black'd with thy branding thunder; emptied of delight; the poor man's money gone to fat the friar; I am not well, but it will better me* — auf S. 40 f.: *obtain* in der intransitiven Bedeutung 'Erfolg haben', *your apple eats the better* 'ifst sich, schmeckt'; ein Blick in das *New English Dictionary* hätte gezeigt, dafs diese Wendungen sämtlich jahrhundertealter Dichtersprache angehören. Und wenn wir auch noch keine umfassende historische Syntax oder Stilistik besitzen, so ist die Zahl der Einzeluntersuchungen doch grofs genug, um auf syntaktischem Gebiet in manchen Fällen eine Abgrenzung des Individuellen vom Allgemeinen zu ermöglichen; hier und da zeigen ja in der Stilistik einige vergleichende Bemerkungen des Verfassers, dafs er sich der Notwendigkeit solcher Sichtung wohl bewufst ist. Und dann möchte ich es dem Verfasser nach den gebotenen Proben wohl zutrauen, dafs er imstande ist, nach dieser grofsen Analyse seines Dichters auch die grofse Synthese zu geben, durch die seine Arbeit erst den eigentlichen Wert bekommen würde. Ich brauche kaum anzudeuten, um was es sich dabei handelt. Nicht nur um Herausarbeitung von Tennysons Eigentümlichkeiten gegenüber Quellen und Vorgängern — der Verf. deutet ja selbst einmal auf Shelley und Keats —; und nicht nur im Wortschatz, sondern auch wohl in der Syntax sind Einflüsse fremder Sprachen gewifs in weiterem Umfange zu belegen. Besonders aber, wie Tennysons Sprache das Prägnante, Charakteristische, Bildliche, ja sogar das Fremdartige, Blendende liebt gegenüber der verblafsten Alltäglichkeit prosaischen Ausdrucks, um dann, weil er auf diesem Wege oft die Grenze überschreitet, bewufst einfach und prosaisch zu werden, wie er dadurch hier dunkel, dort zu überladen, sogar geradezu banal oder schwülstig ist: das wäre — nicht hier und da in einer ge-

legentlichen Bemerkung — in einer grofszügigen Verarbeitung des gesamten Materials zu zeigen; und was sich hier an Verschiedenheiten zwischen einzelnen Perioden und einzelnen Dichtungsarten (wie lyrisches Gedicht, Ode, Epos) ergeben würde, müfste sicher unsere Kenntnis Tennysons mehr fördern als die wesentlich konstatierende Durcharbeitung noch so vieler anderer englischer Dichter. Dies Verlangen erscheint um so gerechtfertigter, als der Verfasser seinem Buche einen Seminarvortrag über Tennyson vorausgeschickt hat, dessen 'einseitig historische Betrachtungsweise' in nichts die Befruchtung durch das 'beobachtend-beschreibende Verfahren der modernen Naturwissenschaft' verrät, dessen Überlegenheit das vorliegende Buch gerade dartun soll.

Posen. Wilhelm Dibelius.

Jacob van Ginneken, Principes de psychologie linguistique. Essai de synthèse. Paris, Leipzig (Harrassowitz), Amsterdam 1907. VIII, 552 S. 8. M. 10.

Der Verfasser legt das Hauptgewicht auf den Umstand, dafs die sprachlichen Erscheinungen in beständigem Flusse begriffen sind und eigentlich auf fortwährender Neuschöpfung beruhen. Zunächst wird das Verhältnis zwischen Vorstellung und Wort erörtert; dann wird die Apperzeption (hier *adhésion* genannt) besprochen. In beiden Abschnitten verwendet der Verfasser in ausgiebiger Weise die Ergebnisse der Psychopathologie. Es wird dann gezeigt, wie durch Differenzierung der Apperzeption Substantiva, Adjektiva und Verba mit ihren verschiedenen Formen entstehen. Interessant ist der nächste Abschnitt, der über den Einflufs des Gefühls und der Wertschätzung handelt: die Indeklinabilia drücken alle ursprünglich ein Gefühl aus; doch zeigt sich überall das Bestreben, die Gefühlswörter in Apperzeptionswörter übergehen zu lassen. Der wichtigste Abschnitt ist der letzte, *Volonté et automatisme* betitelt. Hier werden eigentlich die psychologischen Gesetze entwickelt, die allen sprachlichen Erscheinungen zugrunde liegen; es sind vier: das ideodynamische Gesetz, das Gesetz der Trägheit, das des Rhythmus und das der Assoziation. Der Verfasser führt in äufserst konsequenter Weise vor, wie alle lautlichen und semasiologischen Veränderungen nichts anderes sind als Wirkungen dieser vier Gesetze. Dabei erweist sich die Einführung des Begriffes *construction* als Mittelglied zwischen Wort und Satz als besonders fruchtbar. Auffallend weitläufig ist die Akzentlehre behandelt; der Verfasser gebraucht nämlich das Wort *accent* in viel weiterem Sinne, als es sonst üblich ist; er versteht darunter die gröfste psychische Energie, die ein Laut gegenüber anderen hat; daher rechnet er hierher nicht nur den Intensitäts- und den musikalischen Akzent, sondern auch die Quantität, die Klangfarbe und den ganzen Komplex der Artikulationen. In dem Einwirken der psychologischen Grundgesetze des *automatisme* auf diese fünf *accents* erblickt der Verfasser die letzte und vollständige Erklärung aller sogenannten Lautgesetze. In den Rahmen dieser Untersuchung hat der Verfasser zahlreiche Exkurse eingefügt, um seine Aufstellungen an konkreten Beispielen zu beweisen; so findet man u. a. eine Theorie der indogermanischen Kasusbildung, der Lautverschiebung usw. Den Schlufs des Werkes bildet die Anwendung der vier psychologischen Hauptgesetze auf die Semasiologie und auf die Wortfolge.

Bei einem Vergleich mit Wundt fällt vor allem auf, dafs van Ginneken die psychologische Seite stark betont, die physiologische aber fast ganz vernachlässigt. Ausdrucksbewegungen und Gebärdensprache, deren Besprechung bei Wundt einen so grofsen Raum einnimmt, werden nirgends berührt. Aber auch von sprachlichen Vorgängen in engerem Sinne kommen einige zu kurz. So wird die Wirksamkeit der Analogie nur recht

nebenher behandelt; dabei fällt die Bemerkung auf: *Tous nous savons d'ailleurs que l'analogie ne connaît pas de marche rigoureusement régulière* (S. 483), was eigentlich den vom Verfasser aufgestellten psychologischen Gesetzen widerspricht. Die Syntax hat nirgends eine rechte Stelle gefunden, die Volksetymologie geht ganz leer aus. Freilich hat sich vielleicht der Verfasser hier und da absichtlich mit skizzenhaften Andeutungen begnügt. Lobend ist hervorzuheben, dafs an verschiedenen Stellen der Unterschied zwischen dem Sprechenden und dem Hörenden geziemend in Betracht gezogen ist, was bei Wundt nicht immer der Fall ist. Im ganzen ist das Buch eine originelle Leistung, an der niemand vorbeigehen kann, der sich mit allgemein-sprachwissenschaftlichen Problemen beschäftigt. Wenn es im einzelnen auch oft Widerspruch herausfordert, so bleiben die Ansichten des Verfassers auch dort interessant, wo man ihm nicht folgen kann. Die Lektüre des Buches wird leider sehr erschwert durch einen nicht immer klaren Stil und durch eine Fülle von Verweisen, die den Leser zwingen, an wichtigen Punkten abzubrechen, um die Quellen nachzuschlagen. Die französische Übersetzung (das Original ist Niederländisch geschrieben) wimmelt von unfranzösischen Wendungen und enthält sogar Sprachschnitzer elementarster Art (*ils prétendèrent* S. 27, *du même époque* S. 467 usw.).

Wien. Adolf Zauner.

Sechehaye, Ch. Albert, Privatdocent à l'Université de Genève. Programme et méthodes de la linguistique théorique. Psychologie du langage. Paris (Champion), Leipzig (Harrassowitz), Genève (A. Eggimann & Cie.) 1908. XIX, 267 S. 8.

Der Verfasser unterwirft den ersten Teil der Völkerpsychologie von Wundt einer Kritik und kommt zu dem Schlufs, dafs dieser die psychologische Seite zu sehr betone, die grammatische dagegen vernachlässige. Er wirft Wundt vor, dafs bei ihm die historisch festgestellten sprachlichen Tatsachen durch die Psychologie erklärt würden, statt dafs jene zur Illustrierung der Gesetze dienten. Er tadelt ferner, dafs Wundt die traditionelle Einteilung der Grammatik: Laute, Worte, Flexionen, Satz, beibehalten habe, trotzdem die umgekehrte Anordnung der eigenen Lehre Wundts besser entsprechen würde.

Von dieser Kritik Wundts ausgehend, versucht es der Verfasser, eine bessere Einteilung der Sprachwissenschaft vorzuschlagen. Er unterscheidet zunächst zwei Gruppen: *langage affectif* und *langage organisé*. Jene beruht auf dem Affekte des einzelnen und ist Gegenstand der Einzelpsychologie, diese entsteht durch Zusammenwirken einer ganzen Masse, und mit ihr beschäftigt sich die Völkerpsychologie. Von diesen beiden Arten der Sprache behandelt der Verfasser die erste nicht näher, da darüber bereits ausgezeichnete Untersuchungen anderer Forscher, besonders Wundts, vorliegen. Wenn er die zweite Art, *langage organisé (dans sa forme parlé)*, in eine *partie statique* und eine *partie évolutive* einteilt, so drückt er damit nicht viel anderes aus, als was bisher als beschreibende und historische Sprachbetrachtung bezeichnet wurde. Auch was er sonst an Theorie beibringt, ist zwar in der Regel richtig und wohlgeordnet, sagt aber dem Sprachforscher kaum viel Neues. Die Wichtigkeit des Verhältnisses zwischen dem Sprechenden und dem Hörenden wird an verschiedenen Stellen gebührend gewürdigt. Recht ungeniefsbar wird das Buch an manchen Stellen dadurch, dafs der Verfasser lauter Theorie bringt, mit konkreten Beispielen aber ungemein kargt. Auch die Verwendung mancher Ausdrücke, wie z. B. *forme, morphologie, composition* in verschiedener Bedeutung trägt nicht zur Klarheit bei.

Wien. Adolf Zauner.

Daniel Fryklund, Les changements de signification des expressions de droite et de gauche dans les langues romanes et spécialement en français. Thèse pour le doctorat. Upsal 1907. Imprimerie Almqvist & Wiksell. 165 S.[1]

Onomasiologische Monographien, wie sie Tappolet, Zauner und Merlo für die Verwandtschaftsnamen, die Bezeichnungen der Körperteile, der Jahreszeiten, Monate und Tage uns geschenkt haben, sind vorzüglich geeignet, der Wortforschung zuverlässige Maſsstäbe vornehmlich auf dem Gebiet des Bedeutungswandels zu bieten; indem wir den Begriff und nicht das einzelne Wort in den Mittelpunkt unserer Betrachtung stellen, sind wir in der Lage, in den Kreis der mannigfachen Vorstellungen einzudringen, welche zu den zahlreichen verschiedenen Benennungen oft desselben Gegenstandes in den romanischen Sprachen geführt haben. Welch verlockende Aufgabe wäre es doch, auf Grund einer Reihe derartiger onomasiologischer Arbeiten auf germanischem und romanischem Sprachgebiet einmal die Verschiedenheit der sprachlichen Vorstellungen bei den beiden Völkern eingehend zu studieren und auf diesem Wege ein anziehendes Kapitel zur vergleichenden Völkerpsychologie zu bieten; zu einer solchen Synthese wären aber Untersuchungen vonnöten, welche nicht nur die sinnlichen Vorstellungen, sondern auch den Ausdruck der seelischen Vorgänge in der Sprache zusammenfassend behandeln würden; welch psychologisch interessantes Problem würde doch nur die Geschichte der Begriffe gut, schlecht, schön, häſslich in den romanischen Sprachen darstellen!

Der Verfasser der Arbeit hat als Ausgangspunkt seiner Wortstudie den Begriff 'rechts' und 'links' gewählt und geht mit Liebe den mannigfachen Wort- und Bedeutungsverschiebungen nach, von welchen weniger der erste als der zweite Begriff betroffen wurde. Er hat es mit Recht nicht bei einer Erörterung der formellen Seite seiner Wörter bewenden lassen, sondern geht mit feinem Verständnis den tieferen Ursachen des Wortschwundes und des Bedeutungswandels nach. Aus welchem Grunde der Verfasser die allerdings nicht für alle Begriffsgebiete anwendbare, aber in unserem Fall wohl vorbildliche Einteilung des Stoffes von Tappolet nicht in seine Arbeit eingeführt hat, ist mir nicht ersichtlich; die Disposition des Wortmaterials ist etwas unübersichtlich geraten, manche treffliche Bemerkung zerstreut und der Mangel eines abschlieſsenden Kapitels, in dem der Verfasser seine Resultate bündig zusammengefaſst und vertieft hätte, macht sich stark fühlbar. Daſs F. sich im allgemeinen auf das Französische und Provenzalische beschränkt hat, darüber ist mit ihm nicht zu rechten; bedauern mag man es, daſs er nicht in ausgiebiger Weise den Wortschatz aus den verschiedenen regionalen Wörterbüchern gehoben und verarbeitet hat.

Das Lateinische bietet *dexter* und *sinister*[2] (neben *laevus*, *scaevus*), von denen ersteres sich im ganzen als etwas lebenskräftiger[3] als das letztere

[1] Das *Archiv* ist in der angenehmen Lage, über diese Arbeit hier zwei unabhängig voneinander eingegangene Referate bringen zu können.

[2] Daſs die Angleichung von *sinister* an *dexter* nicht erst sich einzelsprachlich vollzogen hat, läſst sich aus den bei Meyer-Lübke, *Einführung* 143, angeführten Formen *sinexter* leicht ersehen.

[3] Obwohl ital. *sinistra* gelehrter Herkunft ist (tosk. *mano manca*), ist das Wort in stetem Vorrücken begriffen, da es aus der Soldatensprache als Kommandowort immer mehr auch in die Umgangssprache eindringt. Das altital. *senestra* stimmt zum altoberital. *senestra*, welches z. B. bei *Barsegapé* mehrfach belegt ist.

erwiesen hat. Beiden sind gefährliche Konkurrenten erwachsen: während aber *dexter* seine Begriffssphäre und sein geographisches Verbreitungsgebiet immer mehr zugunsten des einzigen *directus*[1] eingeengt sieht, kämpft *sinister* mit zahlreichen Rivalen verschiedenster, oft nichtlateinischer Herkunft. Welches sind die treibenden Kräfte, die den Untergang von *sinister* herbeiführten? Der Verfasser (p. 41) vermutet, daſs die übertragene Bedeutung von *sinister* (links — unglücklich[2]) zu dessen Niedergang im Romanischen geführt habe. Daſs in dieser Auffassung ein richtiger Kern steckt, lehrt uns ein numerischer Vergleich der Ersatzausdrücke für *dexter* und *sinister*, indem an Stelle des letzteren, welches schon im Lateinischen stark pejorativen Bedeutungswandel aufwies, nicht weniger als ein Dutzend Ersatzausdrücke verschiedensten Ursprungs eingetreten sind.

Die Betrachtung der Karte *gauche* des *Atlas linguistique*, welche einzusehen der Verfasser leider unterlassen hat, lehrt uns aber auch, daſs *gauche* und *droite* ihrer Verwendung als *termini militares* den Sieg über ihre Konkurrenten verdanken. Wenn *gauche* ohne Zweifel in kurzer Zeit in ganz Frankreich allein herrschen wird, so ist das einheitliche Heer der Herd der Verbreitung des Wortes für den Süden geworden, wie einst die römischen Legionen *carrus, camisia, ambulare* im ganzen römischen Reich verbreitet haben. Dabei fällt der ziemlich starke germanische Einschlag für den Begriff *'links'* in Nordfrankreich auf: an *gauche*, dessen Herkunft aus **walki* (deutsch *welk;* eigentlich schwach > kraftlos > links) gegen die Littrésche Etymologie aus *ganchir* zu verteidigen, dem Verfasser nicht schwerfällt, wogegen allerdings der Umstaad, daſs die Belege von *gauche* 'links' spät auftreten,[3] wiederum eine direkte Ableitung aus einer afränk. Form nicht unbedenklich erscheinen läſst; schlieſst sich afrz. *esclenque*[4] an, und ich füge noch hinzu: wallon. *climper* 'gauchir', welches Thomas, *Mélanges d'Etymologie* 53 auf ahd. *slimb*[5] zurückführt, das in seiner alten Bedeutung 'schief, schräge' im afrz. *esclem* 'oblique' und vielleicht im nprov. *esclembo* 'Schindel' weiterlebt (cf. Thomas, *loc. cit.* 68—69). Es lieſse sich auch weiterhin die Frage aufwerfen, ob der Ersatz von *dexter* durch *directus* nicht unter Einfluſs bestimmter (vielleicht germanischer?) Rechtsanschauungen sich vollzogen hätte, indem der Zeuge oder der Angeklagte die Richtigkeit seiner Aussagen mit einem Schwur der rechten Hand bekräftigte, so daſs diese treffend mit *directa* bezeichnet werden mochte.[6] Die kulturhistorische Seite des Problems ist beim Verfasser etwas zu kurz gekommen.

In der Scheidung der volkstümlichen und der entlehnten Ableitungen hat der Verfasser nicht immer die notwendige Sorgfalt beobachtet: ein

---

[1] Reichen die Anfänge dieser Verdrängung von *dexter* schon ins Lateinische hinauf? Rumän. *drept* spricht vielleicht zugunsten einer solchen Auffassung, obwohl der Übergang von *'recht'* > *'rechts'* sich auch einzelsprachlich wiederholen konnte.

[2] Cf. auch altvenez. *senestrisia* 'accidente sinistro', *Studi rom.* IV 141.

[3] Cf. jetzt auch Sainéan, *Z. f. rom. Phil.* XXXI 266, und Schuchardt, *ibid.* 660.

[4] Daſs afrz. *esclenque* nicht das Produkt einer Kreuzung von *slink* und dem erst im 15. Jahrhundert auftretenden deutschen *glinck* ist, wie der Verfasser p. 36 anzunehmen geneigt ist, lehrt uns *slimb* > *esclem*, um von anderen Beispielen mit *sl-* > *scl-* zu schweigen. Über den neufranz. Vertreter *esclenche* vgl. man auch Zauner, *Die Körperteile*, p. 101.

[5] Pieri, *Miscellanea Ascoli* 440 hat it. *sghembo* von *slimb* getrennt und zu *stlembus* gestellt, und Salvioni, *Arch. glott.* XVI hat ihm, wenn auch mit Vorbehalt, recht gegeben, doch scheint mir das im Codex Cavensis belegte *sclimbo* (*Arch. glott.* XV, 356) wiederum eher für germanische Herkunft zu sprechen.

[6] Hier hätte eine Durchsicht der Capitularien der Merowingerzeit reiches kulturhistorisches Material geboten, cf. *Mon. Germ. hist. leg.* II 527. 15, 465. 25, 193. 5; I 9. 1 usw.

engadinisches *addestrer* ist natürlich italienisches Lehngut, wie auch ital. *addestrarsi* nichts anderes als altfrz. *adestrer* darstellt, das mit dem Rittertum und seinen Sitten über die Alpen gewandert ist, gleichzeitig mit *palafreno, destriere, cavaliere* usw. Ob das nur am Nordrande der Alpen verbreitete deutsche Wort bair. *denk*, mhd. *tenc* 'link, träge' irgendwelche Beziehungen mit der romanischen *stanco*-Sippe aufweist, wäre zu erwägen gewesen; dafs für oberital. (venez. vern. trev.) *zanco*, eng. *tschanc*, friaul. *çanc* (Pirona) 'links' das Etymon **stagnicare* nicht pafst, ist einleuchtend; Nebenformen wie engad. *tschamp*, friaul. *çamp*, *çampin* lassen eher an eine Verknüpfung mit *cianca, ciampa, zanca, zampa* (< [*krummes?*] 'Bein', cf. span. *canhoto* 'links', wenn von kelt. *cam* 'krumm') denken, vgl. auch Mussafia, *Beitrag* 123, und Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XV 110. Kaum wird man dem Verfasser zustimmen können, wenn er span. *suco* 'links' von *soccus* 'Schuh für Weichlinge' (*soulier pour un efféminé, effeminé, faible, gauche*) herkommen läfst, dessen romanische Vertreter doch den *groben* Holzschuh bezeichnen. Prov. *senec* 'links' wird schwerlich *senex* wiedergeben, sondern wie Gaston Paris, *Romania* XII, 412 (vgl. aber Salvioni, *Arch. glott.* XIV, 214) vermutet hat, ein *senicus* repräsentieren, dessen Existenz nicht nur durch aspan. *senego*, sondern auch durch acampid. *binia senega* 'vite vecchia'[1] bezeugt wird, so dafs die Etymologie von Frau Carolina Michaelis de Vasconcellos, welche an den Weisen Seneca gedacht hatte, wohl endgültig aufgegeben werden mufs. Auch prov. *penec* 'links' mit *pendere* zu verbinden, ist lautlich und morphologisch recht bedenklich. Zu den Vertretern von *mancus* 'links' gehört alban. *mengere* (G. Meyer, *Alban. Studien* IV, 52); zu dem altfrz. *frère wauquier* 'Stiefbruder' sei an das westlombardische *fradello istort* 'Stiefbruder' (Tappolet, *op. cit.* 140) erinnert. Die Geschichte von *dextralis* 'Beil' hätte nach rückwärts (cf. *Corpus gloss. lat.* s. *dextralis*) und nach vorwärts (vgl. heute noch in den südostfranz. Mundarten: *detrau, detro 'hache pour abattre le bois'*) sich bedeutend erweitern lassen. Hübsch ist der Nachweis, wie der Ersatz von *destre* durch *droit* ein nach dem Vorbild von *adestre* gebildetes *adroit* nach sich zieht.

In einem letzten Kapitel behandelt F. die Wörter, welche nur in festen Verbindungen 'links' oder 'rechts' bedeuten (*babord 'côté gauche d'un vaisseau', poge 'côté droit d'un navire', or ce*[2] dass., mit dessen Etymologie sich der Verfasser eingehend beschäftigt, p. 129 etc.). Er schliefst seine inhaltsreiche Arbeit mit einem Exkurs über die Rufwörter der Fuhrleute *dia, hue*, welche er in wenig überzeugender Weise von *dehac* und *huc* herleiten möchte; solche Rufwörter sind wohl selbständige Schöpfungen, und es ist kaum zu glauben, dafs wir unser schweizerdeutsches *hü!* aus dem Französischen geborgt haben.

Ein gut angelegter Index und eine übersichtliche Bibliographie sind der Arbeit beigegeben.

Zürich. Jakob Jud.

Der Verfasser hat mit glücklichem Griff ein fesselndes und dankbares Thema gewählt und es in ausführlicher, das französische Material so ziemlich erschöpfender Weise behandelt. Vor allem ist es anerkennenswert, dafs er es nicht nur — wie der Titel erwarten liefse — von der semasiologischen Seite her angreift, sondern auch eine onomasiologische Studie

[1] Zur ganzen Wortsippe vgl. auch Bartoli, *Das Dalmatische* II 431, der an it. *senici*, abruzz. *sanici* 'enfiato' erinnert, welche zu lat. *senecia* (*Corp. gloss. lat.* V 513) gehören.

[2] Das Wort ist von Italien aus auch ins östliche Mittelmeer gewandert: ngriech. (Cypern) *όρσα* links! G. Meyer, *Ngriech. Stud.* IV 67.

einfügt. Nach der Darlegung aller Bedeutungsvarianten führt er S. 116 ff. spezielle Ersatzausdrücke für Rechts und Links vor, die eine längere Geschichte haben, z. B. *pied de l'étrier* (linker Fufs) S. 119, oder *côté jardin, côté de la Reine* (linke Seite der Bühne) S. 133. Ein gröfserer Exkurs gilt der Untersuchung von *orce, bâbord* und ähnlichen Bezeichnungen der Schiffsseiten S. 122 ff. und ein anderer den Ausdrücken *dia* und *hue* und entsprechenden Rufworten der Fuhrleute für ihre Tiere (S. 134 ff.). Man sieht also, der Verfasser ist seiner Aufgabe liebevoll nachgegangen, und sein Buch führt uns ein schönes Stück sprachlichen Lebens vor. Es wirkt anregend und belehrend auch da, wo man mit dem Verfasser nicht gleicher Meinung ist.

Dies ist für Referentin der Fall in bezug auf die Anordnung des Buches.

Zunächst stört es, dafs die Etymologien der für *dexter* und *sinister* auftretenden Wörter nicht gleich bei ihrer Aufzählung (S. 28 ff.) gegeben werden, sondern verstreut, an verschiedenen Orten, die von afrz. *esclenc* z. B. S. 36, die von den meisten anderen Ausdrücken für 'links' S. 64 ff., die mutmafsliche von ptg. *canho* S. 96 usw.

Dieser kleine Übelstand hat seine Ursache in einem gröfseren: Verfasser geht davon aus, dafs 'rechts' und 'links' ursprünglich die Bezeichnungen der Hand waren (S. 6), und fafst somit ihre Verwendung in jedem anderen Falle als 'Übertragung' auf. Bei ihm ist der 'rechte' Fufs, die 'rechte' Seite bereits eine Übertragung der Bedeutung. Das ist um so erstaunlicher, als er selbst (S. 2) die ethnographisch wichtige Tatsache streift, dafs bei vielen Völkern (besonders Indogermanen, vgl. Walde *dexter*) die Bedeutungen rechts und südlich zusammenfallen.

Es ist von vornherein immer wahrscheinlicher, dafs die Sprache vom Konkreten zum Abstrakten schreitet, als umgekehrt. Die an sich schwer zu definierenden Begriffe rechts und links können wesentlich leichter erfafst werden, wenn man die konkrete, adverbiale Bedeutung als die ursprüngliche ansieht. Wenn der Mensch sich der aufgehenden Sonne zukehrt, um seine Morgenandacht zu verrichten, so ist seine eine Körperhälfte nach der südlichen, segenbringenden Seite gewendet und die Hand, mit der er die Deutebewegung nach dieser guten Seite macht, ist die gute Hand, die zur geschickteren ausgebildet wird. Auf einer so breiten Grundlage mufs ja die Erklärung ruhen, warum im weitesten Umfang bei fast allen Völkern die Rechte zur geschickteren gemacht wird, wofür eine physiologische Begründung doch ausgeschlossen ist. Es wird sich kaum ein Moment finden lassen, das allgemeinere Gültigkeit hat als die Anbetung der aufgehenden Sonne und die verehrungsvolle Betrachtung des Sonnenweges. Da *dexter* mit *dec(et)*[1] zusammenhängt, so drückt die Wurzel das Schickliche, Bekömmliche, Gute aus, und *dexter* selbst mit seinem Komparitivsuffix könnte zunächst die bessere, segenbringendere, bekömmlichere Seite (Himmelsrichtung) bedeutet haben. Diese Bedeutung erhält dann noch einen weiteren Sinn, wenn die Hand, die sich an dieser

[1] R. Meringer stellt (*Indogermanische Forschungen* XVII, S. 145) *decet* zu *δοκος* (Balken) und bemerkt, dafs die Begriffsfiliation der Wortsippe nicht leicht zu erkennen sei. Vielleicht könnte man folgende gelten lassen: I. **dek* behauen; *δοκος*. II. passend, geeignet; *decet* u. a. III. glückbringend, göttlich; slaw. *dositi* finden, also zunächst nur in bonam partem verwendet. IVa. verehrungswürdig; ai. *dáças* Verehrung; *decus*. IVb. südlich; ir. *dess*; ai. *dákšina-s* u. a. V. rechts; *dexter*, ir. *dess* u. a. VI. Zusammenfall der neu erworbenen Bedeutung 'geschickt' mit der schon früher vorhandenen (II.), resp. Beziehung der nun nebeneinander existierenden Bedeutungen von 'geeignet' und 'rechts' auf dasselbe Denkobjekt, wobei die Komparativform besonders beachtenswert ist.

Körperhälfte befindet, die geschicktere geworden ist. Die Bedeutungsgeschichte wäre also: 1. Adverbiale der Himmelsrichtung (das auf die Deutebewegung des Armes zurückgeht, wie wohl alle Adverbialien), südlich; 2. Übertragung auf die Seite, die nach dieser Himmelsrichtung zu liegt, rechts; 3. Übertragung auf die Eigenschaft, die der Arm resp. die Hand auf dieser Seite im unvergleichlichen Grade besitzt; denn die Geschicklichkeit des Menschen konzentriert sich in seiner rechten Hand, ja oft ist sie geradezu identisch mit ihr. Mit dieser Auffassung ist selbstverständlich Fryklunds Anordnung unvereinbar; denn nunmehr ist alles, was auf der 'südlichen Seite' liegt, 'rechts', und daher seine ganze erste Reihe von Bedeutungsübertragungen aufgehoben.

Was die 'linke' Seite anbelangt, so ist ihre Bezeichnung auch nicht das einfache Widerspiel der rechten. Sie ist die nördliche, die minder heil- und segenvolle, wo nicht gar rauh-unheilvolle; doch finden wir diese unfreundliche Bezeichnung nicht, und gewifs aus dem Grunde nicht, weil man vor der Bezeichnung des Unheils eine abergläubische Furcht hatte. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs wir in *sinister* einen Euphemismus haben: 'die ihr Ziel erreichende', 'erfolgreiche', 'gewinnende'; geradeso wie die Erinnyen 'die Wohlgesinnten' genannt werden; vgl. speziell griechisch *εὐώνυμος* (links). Man hütet sich, die eine ganze Himmelshälfte die 'ungesegnete' zu nennen und so gewissermafsen zum Unheiltun herauszufordern; aber man kann nicht umhin, die linke, minder ausgebildete Hand als die ungeschicktere zu empfinden und zu bezeichnen. Daher tritt in *sinister* nicht nur die unheilvolle (gesteigert bis zur drohenden) Bedeutung hervor, sondern auch die 'ungeschickt', 'verkehrt'. Die Bedeutungsgeschichte von *sinister* ist also: 1. unheilvollere, weniger bekömmliche Himmelsrichtung (nördlich), ausgedrückt durch scheue Antinomie 'die wünschenswertere'; 2. links; 3. mit Durchbruch des wahren Sachverhaltes, unglücklich, ungeschickt (vgl. dagegen S. 75 bei F.). Daneben wird die Hand als *laeva* bezeichnet, wie ja in allen Sprachen schief und krumm pejorative Bedeutung haben. Die Bedeutung 'krumm' entspringt also nicht der von links, sondern die Ausdrücke für 'krumm' sind wegen ihres pejorativen Wertes auf die Linke übertragen und von da dann weiter zu der Bedeutung 'unglücklich', 'unheilbringend' gelangt. Es liegt also eine Stufe von Bedeutungsübertragungen mehr vor, als bei Fryklund zum Ausdruck kommt, was vermieden worden wäre, wenn er alle Etyma der Ersatzwörter für *sinister* sofort zusammengestellt hätte. Denn sie gehen alle auf krumm, schwach, verstümmelt zurück, eventuell 'klotzig' (= ungeschickt), welch letztere Fälle F. übersehen hat. Ptg. *canho* wird man wohl am besten aus *canneus* herleiten, das die Bedeutung 'stockisch' haben konnte (vgl. frz. *canne*), woraus alle anderen Bedeutungen sich leicht ergeben. Span. *zoco*, das F. selbst zögernd in kunstvolle Beziehung zum Schuh (*soccus*) bringt (S. 70), gehört eher zu it. *zocco* (Baumstumpf), also Klotz, ungestaltes Stück Holz, mit dem die schlecht lenkbare Linke verglichen wird.

Liegt nun die Bedeutung 'krumm, schief' in den Wörtern schon vor ihrer Übertragung auf 'links', so ist umgekehrt die Bedeutung 'glücklich', 'unglücklich' in der von rechts und links schon von der Urzeit her enthalten. Somit wäre auch die zweite Reihe der Bedeutungsentwicklungen anders anzuordnen.[1]

Was die Bedeutung 'glücklich' anbelangt, die gelegentlich die Ausdrücke für 'links' aufweisen, so ist — soweit eben nicht Euphemismus vorliegt — F.s Erklärung gewifs richtig, dafs sie von den Auguren hineingelegt wurde. Es ist offenbar das Bestreben, Glück von allen Seiten her zu ermöglichen; übrigens wurde, wie Jevons in dem von F. zitierten

[1] F. stellt folgenden Bedeutungswandel auf: von R und L im übertragenen Sinn zu geschickt, ungeschickt; glücklich, unglücklich; gerade, krumm S. 42 ff.

Aufsatze auseinandersetzt (ich zitiere nach Schrader [*Idg. Reallexikon* S. 663]), bei den linksseitigen Omina nur darauf Gewicht gelegt, daſs die Erscheinung mit ihrer rechten Seite am Beschauenden vorbei und nach rechts flog; so war also tatsächlich doch die rechte Seite die glückbringende auch beim linksseitigen Omen. Wenn gerade *picus et cornix ab laeva, parra ab dextra* (Plaut, *Asin.* II, 1. 12) von guter Vorbedeutung waren, so liegt dieser Annahme der gleiche Tiefsinn zugrunde wie etwa dem Hexen-Einmaleins.

Die Spuren, die F. von *sinister* = glücklich im Romanischen zu finden glaubt (S. 83), sind wohl gleich Null: Daſs die Frau dem Liebhaber ein Liebesmittel in den linken Stiefel legen muſs (Les Ev. des Quenouilles), beweist nicht, daſs die linke Seite irgend die Bedeutung 'glücklich, glückbringend' hätte, es wäre denn in dem ganz speziellen Fall, weil es die Herzseite ist, das Mittel daher den kürzesten Weg nehmen kann. Ebensowenig besagt ptg. *bombordo*, 'volksetymologische Umdeutung von *babordo*', daſs ein Ausdruck für 'links' einer für die 'gute Seite' im vollen Sinne geworden wäre. Vielmehr ist *bombordo* eine Antinomie nach dem Muster der oben besprochenen, da *babordo* tatsächlich die schlechtere (linke) Seite des Schiffes ist, auf der sich die Mannschaft aufhält (vgl. F., S. 123); es hängt mit irgendwelcher Vorstellung von 'Glück' (S. 83) gewiſs gar nicht zusammen.

Die Verwendung des Ausdrucks 'gerade' für rechts stammt aus einer viel späteren Zeit und ist offenbar analogisch zu den Ausdrücken für links. War die Linke durch die früher besprochene Bedeutungsübertragung die 'krumme' geworden, so lag es nahe, die Rechte als die 'gerade' zu bezeichnen.[1] Da die Arme an sich gleich 'gerade' oder 'krumm' sind, würde es schwerlich gelingen, einen innerlichen Grund für die Bezeichnung zu finden. Nun aber ist *rectus* nicht nur 'gerade' im Gegensatz zu *laevus*, es ist 'ehrlich', 'tüchtig', dem Ziel ohne Umschweife zustrebend, daher konkurriert alsbald *directus* mit *rectus*.

Es wäre viel merkwürdiger, als F. es darstellt, wenn die germanischen Sprachen die Bezeichnung der Rechten von den Romanen entlehnt hätten; denn die Bezeichnung rechts sitzt viel fester und hat weniger Varianten als die für links. Wie auch begreiflich: die Gute, Treffsichere behält stets ihre Bezeichnung; die Linke hingegen, von Anfang an mit einem uneigentlichen Namen versehen, bietet der Phantasie mehr Spielraum, sie mit üblen Ausdrücken zu bedenken. Man könnte also der Entlehnung von frz. *gauche* aus dem Germanischen von vornherein nicht dieselbe Wichtigkeit beimessen als der von germ. *rechts* aus dem 'Romanischen'. Es ist aber gar keine Nötigung zu dieser letzteren Annahme; denn '*recht*' ist ja urgermanisch, und wenn im Mittelalter *recht* in die Bedeutung *rechts* übergeht, so ist dies ein sprachpsychologischer Vorgang, der auf den verschiedensten Gebieten beobachtet werden kann. Auf keinen Fall aber durfte F. Entlehnung aus dem Romanischen ansetzen; nur lateinisches *rectus* kann in Betracht kommen, und das in gelehrter Übertragung, weil ja eben 'rechts' erst im Mittelalter das ältere germanische Wort verdrängt, zu einer Zeit, als es keine lateinische Volkssprache mehr gab. Von einem vorwiegenden Einfluſs des Französischen aber durfte schon gar nicht gesprochen werden (wie S. 42 geschieht). Es ist ja formal ganz undenkbar, daſs *droite* fürs Englische oder Deutsche in Betracht kommen könnte.

Bei der Erklärung der Spezialausdrücke meint F., sie wären mitunter deshalb für rechts oder links eingetreten, weil diese letzteren in ihrer Eigenschaft als relative Begriffe leicht miſsverständlich seien (S. 50 ff.), z. B. in Wohnräumen: *le côté du piano, le côté de la rue* etc. Es ist wohl nicht das Bedenken, miſsverständlich zu sein, als das (auch von F. in Erwägung gezogene) Bestreben nach konkretem Ausdruck. Rechts

[1] Die umgekehrte Entwicklung bei F. S. 89.

und links sind Abstrakta; Klavierseite dagegen ist bildhaft und daher allen Hausgenossen unmittelbar einleuchtend. Man spricht so wenig von der rechten oder linken Wand, als man die Wohnräume 'erstes, zweites, drittes' Zimmer bezeichnet; sondern jedes hat gewissermafsen einen Eigennamen. Denn in jeder einzelnen Wohnung bedeutet 'Schlafzimmer', 'Studierzimmer' etc. so gut einen Eigennamen als 'Vater' und 'Mutter' in jeder Familie. So sind die einzelnen Objekte der Wohnräume gewissermafsen mit persönlicher Existenz begabt, und man wird die Orientierung 'beim Klavier' unbedingt auch dann vorziehen, wenn der Wohnraum nur eine Türe hat, die Bezeichnung rechte und linke Wand also absolut eindeutig ist.

Von Einzelheiten wäre zu bemerken:

S. 15 wird fein beobachtet *le gant gauche*, dessen Charakteristikon es ist, dafs er der linke ist, gegen *le juge de gauche*, der zufälligerweise auf der linken Seite sitzt. Unter den Fällen, in denen diese Regel durchbrochen ist, figuriert *il ladro dritto*, der rechte Schächer. Mit Unrecht. Er ist legendär, ausschliefslich bekannt unter dem Merkmal, dafs er rechts von Christus gekreuzigt ist, daher bestätigt gerade dieser Ausdruck F.s Aufstellung.

S. 72. Span. *redruña* (< retronea) = link ist das Gegenstück zu alts. *fordora*, recht; nicht die 'aus- oder zurückweichende' (nach Diez), sondern die an Wert und Tätigkeit hinter der anderen, vorderen, ersten zurückstehende.

S. 74. Ital. *destro* 'Abtritt' ist keine selbständige Entwicklung, sondern gehört zu dem unmittelbar vorhergehenden *destro* = comodità.

S. 75. *Lonc temps entendet en aquesta comtessa et la amet senes veser et anc non ac lo destre que lo anes veser* (Chabaneau, *Biogr.* S. 77 b). Für *lo destre* schlägt F. die Übersetzung 'bonheur' vor, die mir so wenig ins Schwarze zu treffen scheint, wie die von Levy (*Supplem.-Wb.*) 'Vernünftigkeit' oder 'Gelegenheit'. Es ist wohl etwas, das zwischen Glück und eigener Gewandtheit liegt: Schickliche Gelegenheit, die man ergreifen kann; passende Veranlassung, bonne chance. 'Niemals war ihm das Schicksal so hold, niemals hatte er eine passende Veranlassung, dafs er hätte gehen können, sie zu sehen.'

S. 108 liegt wohl ein Mifsverstehen des deutschen 'Brautjungfer' vor. Prov. *destral*, Kupplerin, Brautjungfer, wird ansprechend zu *destrar* führen gestellt (S. 107) und dazu Du Cange angeführt: *paranympha, dicebatur matrona quae sponsam ... ad maritalem thorum deducebat.* Die Matrone, die die Braut ins Brautgemach geleitet, ist eben keine Brautjungfer; sie kann sich zur Kupplerin herausbilden; dagegen wäre die 'dégénération de la signification "Brautjungfer" > la signification "Kupplerin"' nichts weniger als 'très naturelle'. Allerdings ist der Bedeutungsübergang von Kupplerin > Brautjungfer auch nicht möglich. Es sind zwei voneinander unabhängige Bildungen aus der Wurzel *destrar*: 1) die Jungfrau, die die Braut bis an die Schwelle des Brautgemachs führt, und 2) die Matrone, die sie ans Brautlager führt. Auch *paranympha* hat beide Bedeutungen, vgl. die eben aus Du Cange zitierte und *paranympha* 'Brautjungfer' bei Isidor 9. 7. 8.

Wien. Elise Richter.

Franz Settegast, Die Sachsenkriege des französischen Volksepos auf ihre geschichtlichen Quellen untersucht. Leipzig 1908.

Die bedeutsamen Entdeckungen Bédiers legen heute dem Liebhaber epischer Studien, gleichviel welcher Observanz, eine weise Zurückhaltung auf. Es mufs jeder, ehe er aus dem bisher Gefundenen allgemeine Schlüsse zieht, erst einmal sehen, wie weit der neugefundene Weg führt. Dafs die ersten Resultate schon solche allgemeinen Urteile hervorrufen würden,

wufste ursprünglich niemand besser, wie Bédier selber, er verwahrte sich dagegen, sie hervorgerufen zu haben: '*Je ne juge pas*, ich ziehe keine Schlüsse; *je constate*.' sind seine eigenen mir gegenüber gebrauchten Worte.

Seither sind die zwei ersten Bände seiner *Légendes épiques* (Paris 1908) erschienen; die stets gleichen Beobachtungen haben nun auch ihn dazu gebracht, aus seinen Erhebungen einen Schlufs allgemeiner Natur über die Entstehung des Epos zu ziehen. Bédier beschreibt die Wanderungen und Wandelungen, die er durchgemacht im *Avant-Propos* des ersten Bandes in anziehender Weise und motiviert die Umwandlung seiner Anschauungen: '*finalement il n'importera guère que j'écrive ou non dans mon dernier volume un chapitre de conclusions d'ensemble: la théorie générale que je propose ne sera que la somme de vérités particulières, acquises chacune dans son ordre par des recherches indépendantes entre elles et dont seuls les résultats sont solidaires.*

Bestimmter bringt der dem Bande angehängte Waschzettel des Verlages diese *theorie générale* von vornherein bei: *c'est à l'ordinaire, dans les sentiments et dans les idées, dans les goûts et dans les intérêts des hommes du XIIe et du XIII siècles .. qu'il faut chercher les origines des romans du XIIe et du XIIIe siècles.*

Wie gesagt, es ist mifslich, allgemeine Schlüsse zu ziehen, ehe das ganze Material beisammen ist. Aber wenn Bédier zeigt, dafs die Lebensbedingungen sämtlicher Epen des 12. und 13. Jahrhunderts im Kloster zu suchen sind, ist damit der Nachweis gebracht, dafs sie auch dort entstanden sein müssen? Ist es nicht gerade die heutige Biologie, die uns lehrt, dafs unzählige Spielarten irgendeines Geschöpfes untergingen bis auf eine Abart, die auf besonders günstiges Terrain gelangte und hierdurch erhalten wurde? Das ist auch ein Fall, der in der Entwicklung der Arten zu den alltäglichen gehört hat. Die Klostermauern können sehr gut für das *Epos* ein Schutz gewesen sein, aufserhalb deren es im 12. Jahrhundert die Bedingungen zu seinem Leben nicht mehr fand.

Denn dafs nicht alle Epen im 12. und 13. Jahrhundert aus dem spezifischen Zeitgeist geboren wurden, dafür wird wohl immer der Wahrheitsgehalt eines grofsen Teils dieser Lieder bestimmend sein. Wenn das Zeitalter der Gotik sich in die Vorzeit versetzt und dieser seinen eigenen Geist einhaucht, so kommt etwas wie der Artusroman heraus. Die ganze Sinnesart, die Stimmung guter, alter Epen ist dieser Periode meiner Empfindung nach fremd. Man denke nur an die Erotik im Epos, besser an die mangelnde Erotik. Aber man denke auch an seine Altertümer. Man denke an den primitiven Geist in Fragen der Gefolgschaft und der Treue. Und das alles sollen Spielleute des 12. und 13. Jahrhunderts komponiert haben *in majorem gloriam ecclesiae?*

Realistisch vermag der mittelalterliche Mensch nur seine eigene Zeit darzustellen. Der historische Roman ist ein Kind unserer Zeit. Wie man im 12. und 13. Jahrhundert verflossene Perioden beurteilte, das wissen wir aus dem antiken Sagenkreis zur Genüge. Hier wird keiner auf die Idee kommen, sie stammten aus dem Altertum. Der Wahrheitsgehalt ist gleich Null.

Der Stil des Epos steht hierzu in grellem Gegensatz. Er ist der Antipode der phantastischen Darstellung im antiken Roman, im Artusroman, in der allegorischen Darstellung. Soll ich den Stilunterschied präzisieren? Ich kann es nicht besser als mit den Worten, mit denen Merck dem jungen Goethe die beiden Hauptunterschiede literarischer Darstellung klarmachte (*Dichtung und Wahrheit*, Buch 18): Die einen suchen 'dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative, zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug'.

Ich brauche nicht zu sagen, auf welcher Seite dieser beiden Stilarten

meiner Ansicht nach das afr. Epos steht. Brauche auch nicht zuzusetzen, dafs es stilkritische Aufgaben sind, die uns nun vor allem erwachsen, nachdem die kulturgeschichtlichen Untersuchungen an einem Nullpunkt angelangt sind. Viele haben sich auch jenen schon gewidmet. Die Ausscheidung des Falschen im Epos hat in den letzten Jahren viel mehr Hände beschäftigt als der Nachweis des Echten, Alten. Bald wurde eine *chanson de geste* als Märchen, bald als Roman entlarvt und zum 'Nachepos' getan. Ja, diese Frage, was kann als echt, was als unecht gelten, ist die prinzipiell wichtigste geworden. Bei jeder Einzelheit mufs sie ein jeder sich stellen.

Diese kategorische Forderung scheint mir auch die vorliegende Arbeit Settegasts über die Sachsenkriege des französischen Volksepos vorab nicht erfüllt zu haben. Es werden Namen und Tatsachen der *Spagna* (S. 16), aus *Aspremont* (S. 39 ff.), der *Destruction de Rome* (S. 40) und einiger anderer späterer Epen als Material verwandt, ohne dafs die Frage aufgeworfen wurde: Sind wir auch berechtigt die genannten Namen und Züge als alt anzusehen? Sind sie sagenecht? Sind es Entlehnungen? Können es Erfindungen sein?

Das einzige Mal, wo eine solche Frage aufgeworfen wird, ist sie kaum in richtiger Weise angefafst worden: Fast alle wohl, die mit dem Sachsenliede Bodels zu tun hatten, sind der Ansicht gewesen, dafs die *Hérupois*episode die Interpolation eines selbständigen Gedichtes sei. Settegast teilt diese Ansicht nicht. Er verlangt, wer hier Interpolation behaupte, müsse angeben können, 'was den Dichter oder Bearbeiter zu der Verbindung so heterogener Stoffe veranlafst hat'. Das möge gelten, aber: 'Dafs KMSV diese Verbindung nicht hat, beweist natürlich nichts, nicht einmal das Fehlen derselben in der französischen Vorlage der nordischen Saga.' Beweist das wirklich nichts? Man wird, wenn man vorsichtig ist, die Zufügungen, besonders die Namen der Karlamagnussaga, nur mit gröfster Vorsicht als Material verwenden. (Verfasser operiert fortwährend mit ihnen, S. 5, 51 usw.) Denn dieselben können zwar altes französisches Sagengut enthalten, die Wahrscheinlichkeit liegt aber stets auf Seite einer Zufügung der jüngeren Quelle. Es müfste also erklärt werden, woher die Unterdrückung im entsprechenden französischen Texte stammt. Ist aber in KMS eine Lücke, so ist immer der wahrscheinlichere Sachverhalt, dafs die Quelle getreu wiedergegeben ist, und dafs der entsprechende französische Text zufügte. Denn anwachsen sehen wir die Spielmannsepen fortwährend, von 2000 auf 4000 und auf 10000 und mehr Verse; abnehmen sehr selten und wohl nie ohne bestimmten Grund.

Die *Hérupois*episode wird also nicht darum als Interpolation angesehen werden können, weil man etwa angeben kann, warum Bodel oder seine Vorlage sie einflickte — sondern weil sie in KMS fehlt. Settegast hatte seine Behauptung aufgestellt, um aus der Doppelung der Geschehnisse: Aufruhr und Sachsenkrieg gleichzeitig — zu schliefsen, dafs Ereignisse des Jahres 715 und 716 vorbildlich gewesen seien: 'Karl Martell nämlich hatte in den Jahren 715 und 716 einerseits gegen die Neustrier, andererseits gegen die Sachsen und die mit ihnen verbündeten Friesen Krieg zu führen' (S. 45). Ist es der Mühe wert, für diese stoffliche Parallele einen Fufs breit von einem methodischen Wege abzuweichen? Nein. Dazu entbehrt das Ereignis viel zu sehr der charakteristischen Momente. Zudem — und das ist das merkwürdigste — findet Settegast selber, dafs die *Hérupois*episode eine seltsame Ähnlichkeit mit Ereignissen des Jahres 1073 hatte: Kaiser Heinrich IV. sah sich damals genötigt, 'die Reichsvasallen, deren gegen ihn und die königliche Herrschaft gerichteter aufrührerischer Sinn bereits offen hervorgetreten war, demütig und sogar fufsfällig um Hilfe gegen die Sachsen zu bitten, ein Anblick, der, wie zeitgenössische Geschichtschreiber erzählen, jene bis zu Tränen rührte und in der Tat den ge-

wünschten Erfolg, sie zur Hilfeleistung zu veranlassen, hatte' (S. 48). Dafs Settegast sich selber die Antwort auf die S. 46 gestellte Frage gibt, sieht er nicht. Dafs ein Kaiser seine Vasallen fufsfällig um Hilfe angeht (im Sachsenlied geht Karl den *Hérupois* barfufs entgegen), ist kein gewöhnlicher Vorfall. Beiderseits werden die pflichtvergessenen Vasallen zu Tränen gerührt und folgen. Wenn man also einen Grund haben will, warum Bodel in das *Wittekind-Lied* diese Episode interpolierte, so kann man getrost an den Sachsenkrieg Heinrichs IV. erinnern, in welchem eine gleiche Episode dem Kriege vorausging. Das ältere *Sachsenlied* aber verlief an dieser Stelle so wie KMS. Das Ereignis des Jahres 1073 erregte durch seine Eigenart die Gemüter der Zeitgenossen, und Bodel oder einer seiner Vorgänger verknüpften die packende Episode mit dem bestehenden Liede. Dafs es sich beiderseits um Sachsenkämpfe handelte, das wäre das Verbindende gewesen.

Im übrigen geht Settegast zur Interpretierung des Kernes des *Saisnes* bis in antike Zeit zurück. Die Namensform von KMS *Guitalin* scheint ihm darauf hinzuweisen. Diese Form ist nach Verfassers Ansicht nicht auf diejenige der *Saisnes* zurückzuführen (*Guitequin* oder *Guitechin*). Denn Vertauschung von *-quin* und *-lin* käme in französischen Eigennamen nicht vor (S. 22). *Guitalin* sei also die Vermischung des römischen Vitellius und des deutschen Vidikîn. Kaiser Vitellius aber sei eines der Vorbilder des Sachsenkönigs. Wie Settegast es im einzelnen glaubhaft macht, dafs der ungefügig dicke Vitellius in der Sage fortlebte, können wir übergehen. Die Stelle aus der altfranzösischen *Kaiserchronik* des Calendre, die er hierzu heranzieht, beweist nichts, ist aber an sich sehr interessant. Hier wird *Vitellus* als deutscher König dargestellt, der gegen Rom zieht, dem Kaiser Otho eigenhändig das Haupt abhaut und erklärt, das sei der Tribut, den er bereit sei, Rom zu zahlen. Vitellius wird eben hier dargestellt als der typische Germanenfürst des Volksepos, so wie der Dänenkönig am *Gaufrey*schlufs, Karl in *Aspremont*. Verwunderlich ist, dafs Settegast seiner Behauptung zuliebe hier bei der Namenform formelle Bedenken hegt, wo er doch sonst ohne Bedenken mit Verstümmelung der Namen arbeitet, auch wenn diese nicht dieselbe Person benennen, wie *Guitekin* in den *Saisnes* und *Guitalin* in der KMS. Trägt er doch (S. 40, 41) kein Bedenken, den Heidenführer *Uliien* im *Aspremont* auf einen Goten *Ulitheus*, den Prokop nennt, zurückzuführen. Ich meine, *Guitalin* und *Guitekin* stünden sich näher als dies Namenpaar. Von Etymologien wie '*Tiridates* > **Diridas* > **Liridas* > *Liadras*', *Liadrax* (S. 15, aus dem *Viaggio di Carlamagno in Ispagna!*) ganz zu schweigen. Dagegen kommt ja die bekannte Etymologie des Fuchses kaum mehr auf.

Bei alledem finden sich, wie stets bei Settegast, eine Fülle interessanter Parallelen; die interessanteste, geradezu frappierende, für die wir allen Grund haben, Settegast dankbar zu sein, wollen wir zum Schlufs besprechen, sie bildet den Anfang des Buches. Man erinnert sich der typischen Szene aus den Sachsenliedern, wie die Häupter beider Parteien, auf beiden Seiten des trennenden Flusses stehend, sich Schmähungen zurufen, schliefslich der eine zum anderen hinüberschwimmt und ein Zweikampf die meist grandios dargestellte Szene beschliefst. Diese Szene findet sich in Varianten in Clothars Sachsenkrieg, in den *Saisnes*, im *Guitalin* der KMS, die Lokalisierung zu beiden Seiten eines Flusses in jeder Version der Sachsenkriege (vgl. *Archiv* CXV, S. 366).

Dies Motiv findet sich bereits bei Tacitus: Germanicus steht (*Ann.* 2, 9) an der Weser anno 16 dem Arminius gegenüber, die Römer auf der Westseite, die Germanen auf der Ostseite des Stromes. Im römischen Heere dient Flavus, des Arminius Bruder. Von seiner Seite aus fordert Arminius diesen zu einer Unterredung. Diese wird von Ufer zu Ufer in heftiger Weise geführt: *paulatim inde ad iurgia prolapsi.* Flavus

mufs daran verhindert werden, über den Strom zu schwimmen. Später setzt Germanicus auf einer mittlerweile gebauten Brücke über und besiegt die Germanen (II, 11).

Man wird nun nicht gern mit Settegast so weit gehen wollen, diesen Krieg des Jahres 16 als eine der Quellen der fränkischen *Sachsenlieder* anzusehen, die den römischen Feldherrn und die fränkischen Fürsten einerseits, die Cherusker und Sachsen andererseits verschmolzen hätten. Ich dächte, viel wichtiger ist die Erkenntnis der Tatsache, dafs das, was dem römischen oder germanischen Krieger der älteren Zeit erzählenswert scheint, und die Art, wie er es erzählt, mit der Eigenart der Darstellungsweise im fränkischen Epos übereinstimmt. Wo anders sollte Tacitus seine Mitteilungen über die Vorgänge an der Ostmark des Reiches herhaben, als eben direkt oder indirekt von Augenzeugen? Ich erinnere an die Darstellung des Gundovalds Empörung bei Gregor, mit der ich mich (*Archiv* CXVII, CXVIII) beschäftigte. Auch hier dieselbe poetisch anmutende Auswahl der Ereignisse und ihre Darstellung. Man erinnere sich, wie der belagerte Gundovald von der Mauer von Comminges herab sich gegen die Schmähreden der Franken persönlich verteidigt. Auch Gregors Mitteilungen konnten nur aus Kriegerkreisen stammen. Wir nennen diese Darstellungsart 'episch'. Nicht der Vers, nicht die Form macht das *Epos*. Der eigenartige Geist, der aus den Taciteischen Zeilen spricht, der bei Gregor allerorts zutage tritt und der bei Kriegern und Naturvölkern stets irgendwie sich äufsert, das ist, was wir 'episch' nennen. Grofse Teile des französischen Epos zeigen denselben Geist. Ja, zahlreiche Parallelen verbinden das Epos mit zeitgenössischen Berichten älterer Chroniken. Und diese an kulturhistorisch, historisch und menschlich Wahrem so reichen Lieder, mit ihrem kriegerischen Geiste, sollen von berufsmäfsigen Spielleuten halb zu Reklamezwecken, halb zur Belustigung, mehr als die Form erhalten haben? Sie sollen gar mit Hilfe der Chroniken, eigener Phantasie dieselben aus dem Nichts geschaffen haben? Das glaube, wer kann. Bei solchem Verfahren konnte, um mit Goethe-Merck zu sprechen, 'nichts wie dummes Zeug' herauskommen. So wie dies beim Nachepos ja auch meist der Fall ist.

Settegasts Methode erscheint mir, und ich habe dies schon einmal in dieser Zeitschrift dokumentiert, aus mancherlei Gründen bedenklich. Aber auch aus seinem Buche, seinem Material erhellt deutlich, dafs das altfranzösische Epos schönes, altes Volksgut besonderer Art enthält, was nicht auf Konto der Phantasie wandernder Spielleute gesetzt werden kann. Ein poetisches Material, das überhaupt nicht in letzter Linie auf eine unbefruchtete Phantasie, sondern auf ein diese anregendes Geschehnis zurückgeht. Etwas anderes behaupten wir nicht. Dies aber scheint uns festzustehen. Scheint uns durch manchen bereits erbrachten Beweis festzuliegen. Auch wenn die Existenz eines französischen Epos in früheren Jahrhunderten, etwa dem 9., 10. Jahrhundert, nur durch Indizien festgestellt werden kann. Aber diese Indizien genügen vollkommen. Sie zeigen den Geist des Epos, wenn auch nicht die Form. Mag dieselbe jung sein, erst dem 12. und 13. Jahrhundert angehören, und ausschliefslich zur Unterhaltung wandernder Pilger bestimmt gewesen sein, was ist da an der Sache wesentlich geändert? Die Form ist etwas ganz Sekundäres.

München. Leo Jordan.

Das Adamsspiel. Anglonormannisches Mysterium des 12. Jahrhunderts. Hg. von Dr. Karl Grass. Zweite verbesserte Auflage. Halle a. S., Niemeyer, 1907. (Rom. Bibl. Nr. 6.) LXIX, 95 S. M. 4.

Das in den bisherigen Ausgaben dem Texte des Adamsspiels folgende Gedicht von den fünfzehn Zeichen des Jüngsten Gerichts hat Grass in der

vorliegenden zweiten Auflage seiner Ausgabe mit Recht als gar nicht hierhin gehörig ganz fortgelassen. Dafür ist aber so viel Neues hinzugekommen, dafs die neue Auflage trotzdem nicht nur eine verbesserte, sondern auch eine vermehrte genannt werden kann. Das Büchlein ist vollständig umgearbeitet und sein Inhalt anders angeordnet worden.

Die grofse Einleitung umfafst jetzt vier Kapitel. Im ersten berichtet der Herausgeber, wie in der alten Auflage, über die Handschrift und ihre Veröffentlichung. Das zweite, ganz neu hinzugekommene, ist der literarhistorischen Bedeutung des Mysteriums gewidmet und behandelt knapp und gut die Beziehungen des Adamsspiels zur Kirche, seine dramatische Einheit, seinen ästhetischen Wert, die unvollständige Überlieferung des Textes und endlich den Schauplatz des Stückes. In diesem letzten Abschnitte verfällt der Herausgeber in einen Fehler, welchem man merkwürdigerweise des öfteren in sonst streng wissenschaftlichen Büchern begegnet: während der Text und alles, was damit zusammenhängt, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit behandelt wird, nimmt man es mit Dingen wie dem Schauplatz eines Dramas nicht so genau. So sagt Grass mit grofser Bestimmtheit bezüglich der Inszenierung des Adamsspiels: 'Vor der Kirche, noch unter dem Bogen der Haupttüre, stand eine Kanzel für den Lektor der Bibelstellen und Leiter der Aufführung. Darunter stand eine Bank ...; links daneben eine zweite Bank ...'. Der Text bietet für die Annahme einer derartigen Anordnung der Szenerie nicht den geringsten Anhalt. Es wäre daher wohl richtiger gewesen, wenn Grass seine Vermutung auch als solche gekennzeichnet hätte, statt sie als Tatsache hinzustellen. Bei der Besprechung der Hölle sagt er dann weiter: 'Nähere Angaben über das Äufsere der Hölle fehlen. Nur ist von den portae inferni die Rede. Demnach können diese noch nicht durch einen fratzenhaften Drachenkopf wie später dargestellt worden sein, dessen Kiefer sich beim Aus- und Eintritt der Teufel öffneten.' Ob diese Vermutung nun richtig ist oder nicht, der für sie angegebene Grund ist jedenfalls nicht stichhaltig: auch in den späteren Passionsmysterien, in deren Inszenierung sicherlich ein Drachenmaul als Hölleneingang figurierte, waren aufser diesem noch die Höllenpforten vorhanden; sie wurden schon durch den Text gefordert: Christus mufste sie mit seinem Kreuzesstab aufbrechen, um die Seelen der Väter aus den Feuerqualen zu erlösen.

Gelegentlich meiner Besprechung von Cohen: *Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge*, Paris 1906 (*Archiv* CXVIII, S. 447) gab ich der Vermutung Ausdruck, das irdische Paradies des Adamsspiels habe nicht etwa hoch gelegen, sondern nur an einem seitwärts vorspringenden Orte (*loco eminenciori*). Einer meiner Gründe für diese Auffassung war die Erwägung, dafs in keinem einzigen französischen Mysterium der Folgezeit je auf eine höhere Lage des *paradis terrestre* angespielt werde. Darin habe ich mich geirrt. In der Passion von Semur (Ed. Roy) sagt der sterbende und auf dem Boden liegende Adam zu seinem Sohne Seth:

Mon beaul filz Seth, aler te fault
En paradis terrestre en hault,
Et je t'anseigneré la voie.
Nulle vardeur point n'y verdoie,
En tour les pas que nous feismez
Quant ta mere et moy descendismez
De ce lieu etc. (V. 893 ff.)

Und nachdem, gegen Schlufs des Mysteriums, Christus die Seelen aus der Unterwelt befreit hat, steigt er mit ihnen und den Engeln zum irdischen Paradiese hinauf: *adscendant in paradiso terrestre* (8742). Bald darauf aber sagt Anima Christi:

Il me fault a terre descendre (8818).

Ferner finden sich Anspielungen auf ein zwischen Himmel und Erde gelegenes irdisches Paradies in gewissen italienischen Mysterien. Es mag also auch im Adamsspiel ähnlich gewesen sein. Freilich konnte die Erhöhung aus anderen, seinerzeit angeführten Gründen nur ganz gering sein.

In einem dritten Kapitel bespricht Grass 'Die metrischen und sprachlichen Eigentümlichkeiten' des Textes. Das entsprechende Kapitel der ersten Auflage behandelte nur das Versmafs und die Reime. Jetzt ist mit völliger Umarbeitung des Stoffes die sprachliche Untersuchung auch auf den übrigen Text ausgedehnt und bietet so ein ausgezeichnetes Material, vermittels dessen sich jeder leicht ein eigenes Urteil über die Sprache des Adamsspiels bilden oder dieses mit anderen Texten vergleichen kann.

Der Herausgeber kommt endlich in einem letzten, auch wieder neu hinzugekommenen Kapitel über den Dialekt und die Abfassungszeit des Mysteriums zu folgendem Resultat. Die Handschrift stammt aus dem 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Als Entstehungszeit des Dramas selber kann die Zeit von 1146 bis 1174 betrachtet werden, wie sich ergibt aus einem Vergleich mit dem *Computus*, dem *Erfurter Kreuzlied* und den Reimen des Jordan Fantosme. Für die Ansicht aber, die Heimat des Dichters sei im nördlichen Teil des anglonormannischen Sprachgebietes zu suchen, sind doch wohl nicht genügende sprachliche Indizien vorhanden. Dazu kommt ein Bedenken, welches Creizenach (I, 130) mit Recht geltend macht: Wäre das Adamsspiel wirklich in England entstanden, so wäre es nicht für das eigentliche Volk, sondern für die herrschenden Kreise der Eroberer bestimmt gewesen, was nicht gerade sehr plausibel ist.

Der Text selber und der ihm vom Herausgeber beigegebene kritische Apparat ist in den Rezensionen der ersten Auflage von berufenster Seite so ausführlich besprochen worden, dafs es überflüssig ist, hierauf von neuem einzugehen. In der ersten Auflage war der Text allerdings angenehmer zu lesen; jetzt gibt er, von offenkundigen Versehen des Schreibers abgesehen, die Lesart der Originalhandschrift wieder; seine eigenen Konjunkturen hat Grass in dem 37 Seiten starken Anhang vereinigt mit denen von Förster, Suchier, Tobler und Mussafia, so dafs diese Anmerkungen einen höchst wertvollen kritischen Kommentar bilden. Die in der zweiten Auflage neu hinzugekommenen Verbesserungsvorschläge des Herausgebers sind nicht immer über jeden Widerspruch erhaben. Zeile 94 der Bühnenanweisungen hat er eine wohl nicht berechtigte Ergänzung vorgenommen: '*angelus albis* [*vestibus*] *indutus*'. Besser hätte er *albis* in *alba* geändert; denn es handelt sich zweifellos um das Kirchenkostüm, die '*aube*'. Auch Gott trägt im Adamsspiel noch ein liturgisches Kostüm; Engel aber treten noch nach Jahrhunderten in einem solchen Kleide auf; das beweist die von J. Fouquet stammende Miniatur vom Martyrium der heiligen Apollonia (reproduziert bei Mantzius p. 62 oder bei Cohen p. 85). Durch die Hinzufügung von *vestibus* aber wird aus dem kirchlichen ein weltliches Kostüm.

Auch das Glossar ist erheblich gewachsen: von einer Seite auf sieben Seiten.

Zu p. XIII ist noch einiges aus der neueren Literatur nachzutragen: Creizenach, *Geschichte des neueren Dramas* I, p. 130—135; Mantzius, *Skuespilkunst i Middelalder og Renaissance*, 1899 (auch in englischer Übersetzung von Louise v. Cossel erschienen 1903), p. 10—15 und (für die Inszenierung) 53—56; M. Sepet, *Origines catholiques du théâtre moderne*, 1901, p. 119—144; Cohen, *Geschichte der Inszenierung im geistlichen Schauspiele des Mittelalters in Frankreich*, deutsch von Bauer, 1907, p. 47 ff. Endlich möge noch genannt werden eine moderne Bearbeitung des Textes: A. P. de Lannoy, *Le Mystère d'Adam suivi du miracle des fous. Adaptation d'après les textes du moyen âge.* Paris, Charles, 1898.

Durch die klaren und sachlichen Ausführungen des Herausgebers in der Einleitung, die zuverlässige Wiedergabe des Textes und die im Anhang vereinigten kritischen Anmerkungen mehrerer hervorragender Romanisten wird diese zweite Auflage des Adamsspiels zu einer wirklich wertvollen Bereicherung der romanischen Textbibliothek.

Kiel. Fr. Schumacher.

E. P. Dargan, The aesthetic doctrine of Montesquieu. Baltimore, J. H. Furst Company, 1907. 203 S.

Zweierlei ist anerkennenswert an dieser Arbeit: die Wahl des Gegenstandes und der daran gewandte Fleifs. Montesquieu, der ästhetische Theoretiker, ist wenig bekannt; sein '*Essai sur le goût*', den er für die Enzyklopädie geschrieben, ist meines Wissens noch nie systematisch durchforscht worden. Das hat der Verfasser getan und dazu noch alles beigezogen aus Montesquieus Werken und den Veröffentlichungen aus seinem Nachlafs, was irgend Bezug auf Ästhetisches hat. Seiner Pünktlichkeit dürfte wohl kaum eine Stelle entgangen sein. So bekommt man durch ihn vor allem auch eine bequeme Übersicht aller Urteile M.s über Künstler und Kunstwerke aller Gattungen. Aus dem so gesammelten Stoff von mehreren tausend Notizen (s. S. 14) hat nun der Verfasser ein Ganzes gestaltet, und hier erhebe ich ein methodisches Bedenken, das ich folgendermafsen begründe. Der '*Essai sur le goût*' ist ein echtes Erzeugnis des Montesquieuschen Geistes nach seinen Vorzügen — an feinen geistvollen Bemerkungen in einzelnem fehlt es diesem ausgezeichneten Kopfe nie —, vor allem aber nach seinen Mängeln. Wen hätte nicht schon der *Esprit des lois* zur Verzweiflung gebracht, wenn er in den Gedankenfortschritt des Buches eindringen, seine Architektur verstehen und über seine Tendenz sich klar werden wollte. Noch viel ratloser steht der nicht orientierte Leser vor dem *Essai sur le goût*. Die Gedankengänge reihen sich aneinander, ohne dafs wir den verbindenden Faden entdecken, ja oft ohne dafs wir wissen, ob wir vorrücken oder auf der Stelle treten; die Begriffe tauchen vor uns auf, einer um den andern, wie aus der Pistole geschossen. Hier hilft allein die oft am unrechten Ort und überflüssigerweise angewandte Methode des historischen Zurückgehens auf die Quellen. Viele der hier uns so unvermittelt anmutenden Begriffe, die *variété*, die *délicatesse*, das *je ne sais quoi*, der *goût* selbst sind schon lange vor Montesquieu feste und stehende Termini, in denen die nachklassische Ästhetik ihren versteckten oder offenen Gegensatz gegen die hochklassischen Autoren herausarbeitete. Leider ist dem sonst vielbelesenen Verfasser ein Hilfsmittel entgangen, das für die Abfassung seiner Arbeit schlechterdings unentbehrlich war: H. v. Steins *Entstehung der neueren Ästhetik*. Dort waren die Autoren und Werke zu finden, deren vergleichende Beiziehung Licht in das Helldunkel des *Essai* gebracht hätte, der, losgelöst von diesem literarischen Zeithintergrund, schlechthin unverständlich bleibt. Damit wäre dann auch der richtige 'historische Ort' für Montesquieu, den Ästhetiker, gegeben gewesen. Was der Verfasser hierüber sagt in seinem Kapitel: Classicism versus Individualism, gibt zu weite Perspektiven. Montesquieus ästhetischer Horizont ist viel enger. Er gehört mit den Männern zusammen, die in der Mitte stehen zwischen dem rationalen Realismus der Hochklassiker und dem Naturalismus Diderots und Rousseaus. Für derartige Unterscheidungen brauchen wir freilich endlich einmal einen schärferen Begriff des *esprit classique*, als ihn auch unser Verfasser hat. Doch freilich, wie kann man ihm das übelnehmen, wenn es z. B. in Deutschland noch die landläufige Meinung ist, Lessing habe die klassische Ästhetik der Franzosen abgetan, die doch keine exaktere Formulierung ihrer innersten Tendenz finden kann als in Lessings Wort gegen Corneille: 'das Genie liebt Einfalt, der Witz

Verwicklung'. Boileau hätte das unterschrieben, oder besser, er hätte es nicht nötig gehabt, es zu unterschreiben. Denn er hat dasselbe selbst schon gesagt, und geradeso gut.

Stuttgart. P. Sakmann.

Kurt Glaser, Montesquieus Theorie vom Ursprung des Rechts. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule zu Marburg a. d. L. Marburg 1907. 23 S.

Der Verfasser hat sich einen ganz kleinen Abschnitt aus dem *Esprit des lois* (Kapitel II des ersten Buches) zur Kommentierung ausgewählt. Und daran hat er recht getan. Pünktliche Textauslegungen sind oft erspriefslicher als Übersichten mit zu weitem Horizont. Es handelt sich in diesem Kapitel um Montesquieus Theorie vom Naturzustand; und so hätte der Titel besser gelautet, denn diese Theorien sind in den naturrechtlichen Systemen nur ein Glied in der Kette der rechtsgenetischen Deduktion. Der Kommentar des Verfassers besteht in einer Parallele der Theorie Montesquieus und der von Hobbes, die er mit Recht in ausgiebiger Weise und in sorgfältiger Darstellung zu Worte kommen läfst. Ich glaube nun der Sache, die eine genaue Untersuchung wohl verdient, am besten zu dienen mit einigen Gegenbemerkungen und Ergänzungen. Der Hauptunterschied zwischen Montesquieu und Hobbes ist folgender: In der stilvollen Konstruktion des philosophisch dem Franzosen weit überlegenen Engländers hat das Lehrstück vom Naturzustand seine bestimmte Stelle und seinen Sinn. Soll der schroffe Staatsabsolutismus als Vernunftnotwendigkeit aufgewiesen werden, so mufs der im übrigen vernunftbegabte Mensch als ein mit rücksichtslosem Individualegoismus behaftetes Wesen gedacht werden. Montesquieu will Hobbes widersprechen; nun treibt er aber in seiner übergeistreichen Weise den Widerspruch so auf die Spitze, dafs er drei logisch nur lose zusammenhängende Stadien erhält: einen harmlos-friedlichen Naturzustand, einen sozialen Kriegszustand und den Stand der sozialen Befriedung durch die Einrichtung der positiven Gesetze. Der Verfasser hat diese Stadien durch Zwischenglieder verbunden, vielleicht ganz im Sinne Montesquieus; nur mufste er sagen, dafs im Text Montesquieus nichts davon steht. Damit meine ich z. B. den Satz S. 13: 'Die Einsicht, dafs der Urzustand der Menschheit keine Bürgschaft für die Erhaltung des Menschengeschlechts bietet, ergibt sich auch für M. auf Grund seiner Theorie des Naturzustandes'; sowie den Satz S. 15: Das Bewufstsein, sich nicht einzeln im Dasein behaupten zu können, habe den Zusammenschlufs zu staatlicher Gemeinschaft veranlafst. Ich habe den Eindruck, als werde M. damit zu stark rationalisiert. So hat denn auch meines Wissens M. die naturrechtliche Vertragslehre zwar nicht ausdrücklich verneint, aber doch nirgends akzeptiert. Den ohne Beweis vom Verfasser aufgestellten Satz (S. 7): 'Hobbes und Montesquieu stimmen mit den Vertretern der Naturrechtstheorie insofern überein, als sie in dem zwischen ursprünglich gleichberechtigten Menschen auf der Grundlage der natürlichen Rechte abgeschlossenen Vertrag die Form der Entstehung des Rechts unter den Menschen erblicken', diesen Satz halte ich, unbelegt wie er ist, für falsch. Und das ist ja wohl überhaupt das Originale oder wenigstens das für die Weiterentwicklung dieser Staatstheorien Wertvolle in M.s skizzenhafter Spekulation, dafs er den Beitrag des Gefühlsartigen in diesen politischen Vorgängen richtiger einzuschätzen weifs als die Vorgänger, die rein rational konstruieren. Das liegt in dem Satz über das Sentiment im letzten Abschnitt, für den der Verfasser eine neue Deutung vorschlägt, die ich nicht für richtig halte. Das geht unzweideutig aus dem Abschnitt über die Tiere im ersten Kapitel hervor, sowie aus der Antwort auf die 'Dixième objection' in der *Défense de l'Esprit des lois.* So schreitet ja M. ganz ähnlich auf ästhetischem

Gebiet, über dem Rationalismus Boileaus vorwärts in der Richtung auf die Gefühlstheorien. Es wäre sehr dankenswert, wenn der Verfasser vielleicht in einem Zeitschriftartikel seine Arbeit vollends ausbauen würde, besonders durch eine genauere Erörterung der lex naturae bei Montesquieu. Das wichtigste Material dafür hat er selbst S. 6 Anm. 4 schon bezeichnet. Auch die Troglodytenfabel in den *Lettres persanes*, die eine interessante Wendung der Hobbesschen Konstruktion ins Moralistische ist, liefse sich beiziehen.

Stuttgart. P. Sakmann.

Paul Buhle, Alfred de Vignys biblische Gedichte und ihre Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte des Romantizismus in Frankreich. Rostocker Dissertation. Schwerin 1908. 79 S. 8.

Die Arbeit gibt eine durchaus verständnisvolle Betrachtung der biblischen Gedichte Vignys, was ihren Inhalt und Gehalt sowie ihre Quellen angeht. Nach den ihr vorangegangenen Arbeiten über Byron und die romantische Poesie in Frankreich (Clark, Estève) sowie über Vigny im besonderen (Dorison, Dupuy u. a.) konnte der Verfasser nicht mehr allzuviel Neues in der Quellenfrage herbeibringen. Selbständig ist u. a. der Nachweis, dafs für die Erzählung von Sarah und Emanuel in *'Le Déluge'* eine Beeinflussung durch Gefsners *'Gemälde aus der Sündflut'* anzunehmen sei. Dagegen scheinen mir die direkten Berührungen mit dem Gedicht *'The Love of the Angels'* von Thomas Moore nicht vorhanden zu sein. Gelegentlich der Erörterungen über *'Eloa'* wäre es wünschenswert gewesen, auf den zweiten Teil von Schultz-Goras Studie über *'Eloa'* (in *Zeitschrift für frz. Sprache u. Literatur* Bd. XXVII) etwas kritisch einzugehen. Die Äufserung Schultz-Goras, es sei diesem Gedicht keine Grundidee anzuerkennen, dürfte doch kaum haltbar sein.

Nicht richtig erklärt sind die Verse aus *'Moïse'*:

Des tombes des humains j'ouvre la plus antique:
La mort prend à ma voix une voix prophétique.

Buhle führt mit Dupuy diese Verse auf *Exod.* 13, 19 zurück: Moses holt die Gebeine Josefs aus ihrer Gruft. Aber mit dem ältesten Grab der Menschen kann natürlich nur das Adams gemeint sein. An welche biblische oder apokryphe Überlieferung Vigny gedacht hat, vermochte ich allerdings bisher noch nicht festzustellen. Der zweite Vers ist nicht mit *Sirach* 49, 18 f. in Verbindung zu bringen, sondern wohl mit *Deuteron.* 32 und 33.

Nicht sehr glücklich ist die Einteilung der acht behandelten Gedichte in religiöse Dichtungen im engeren Sinne, weil sie in mehr oder weniger engem Anschlufs an die biblische Quelle Stoffe aus dem Alten und Neuen Testament behandeln, und in solche, die lediglich eine philosophische Idee in ein biblisches Gewand kleiden. *'Le Mont des Oliviers'* aus der zweiten Gruppe ist ein wahrhaft religiöses Gedicht, während *'Suzanne'* aus der ersten Gruppe mit Religion nichts zu tun hat.

Richtig hat der Verfasser betont, dafs trotz aller Entlehnungen die Originalität Vignys nicht geschmälert wird. Er hätte noch weiter gehen und feststellen sollen, dafs die Quelle überhaupt für Vigny — da in direktem Gegensatz zu Leconte de Lisle — von ziemlich nebensächlicher Bedeutung ist. Leconte de Lisle rekonstruiert um des Stoffes und der in ihm von Anfang an liegenden Bedeutung willen. Für Vigny ist der Stoff fast stets nur die Hülle, in die er seine ganz persönlichen Gedanken kleidet.

Giefsen. Walther Küchler.

Stefano Fermi, Piacenza Letterata. Separatabdruck aus Bd. I (1906), Bd. II (1907) des 'Bollettino Storico Piacentino' (Piacenza, Tipografia Editrice A. Del Maino), wo der Aufsatz unter dem Titel 'Romanzieri Piacentini della Decadenza' stand.

Der Herausgeber des nun im vierten Jahre erscheinenden *Bollettino Storico Piacentino* gibt in diesem sehr interessanten Aufsatz einen Überblick über Romane und romanartige Erzählungen, wie sie seit Verbreitung des Druckes in seiner Vaterstadt erschienen. Jede Wandlung des literarischen Geschmacks spiegelt das literarische Piacenza wieder, das 16. und noch der Beginn des 17. Jahrhunderts fördern eine Reihe von piacentinischen Drucken der italienischen Volksbücher, *Buovo d'Antona* an der Spitze. Ludovico Domenichi, ein Piacentiner Kind (1515—1564), macht seinem Jahrhundert Bojardos *Orlando Innamorato* und Pulcis *Morgante Maggiore* in eigenartigen '*rifacimenti*' mundgerecht, tilgt das Anstöfsige, verfeinert die Form.

Nun sind wir auf dem Wege zu den Epigonen, der falschen Schäferromantik, der gezierten Sprache. Antonio Droghi (1558—1613), der in Cortemaggiore, unweit Piacenza, lebte und verstarb, ahmt Sannazzaros *Arcadia* (1502) nach, in seiner *Leucadia*. Ein gewifs unverdienter Erfolg war dem Werkchen in seiner Heimat beschieden; die Mode hat seinen Ruhm gemacht.

Das 17. Jahrhundert bricht an und mit ihm das Zeitalter des Romans: Jean Barclays *Argenis*, Richelieus Lieblingslektüre, findet auch in Italien in Übersetzungen Eingang. Jacopo Gaufrido, provenzalischen Ursprungs, aber in Piacenza lebend, ahmt diesen Roman in einem lateinischen *Philogenes* nach (1643—1645), der den Ruhm der *Argenis* verdunkeln sollte. Er gelangte nicht zum Druck, und nur handschriftliche Reste gewähren einen Einblick in die Absichten des Verfassers. In denselben Jahren schreibt der Piacentiner Luigi Taddeo dal Verme zwei Romane: Eine *Rosamunde*, frei nach Paulus Diaconus, voller Analysen subtiler und komplizierter Sentimente, wie es die Zeit liebte. Ähnlich in seiner *Idelmigia* (Venedig 1643), einem umfangreichen Werke, dessen Grundlage nach Angabe des Verfassers auf Wahrheit beruhen soll. Es spielt zwar unter Persern und Arsaciden, also in antiker Zeit, aber in seinen Haupt- und Nebenzügen weist es zahlreiche Beziehungen zu zeitgenössischen Persönlichkeiten und Geschehnissen auf. Idelmigia ist Erbprinzessin von Medien, ihr Übertritt zum Christentum, ihre Verzichtleistung auf den Thron, dem sie das Kloster vorzieht, beschliefsen in rührsamer Weise die hochpolitischen Intrigen des Buches. Die Wirren der Reformation scheinen vorgeschwebt zu haben, Züge der Details lassen verschiedenartige Quellen erkennen.

Der bekannteste Piacentiner Roman dieser Zeit ist die *Rosalinda* des Bernardo Morando (1589—1656). Der Piacentiner Erstdruck stammt aus dem Jahre 1650, weitere Drucke folgen; das Buch überschreitet die Landesgrenze, erhält noch im selben Jahrhundert eine Fortsetzung von dem Franzosen Du Verdier; de Fontanien übersetzt den Roman und arbeitet ihn im Jahre 1730 um; 1776 endet er in dem üblichen Auszuge der *Bibliothèque Universelle des Romans*.

Auch Morando gibt an, wahre Vorgänge benutzt zu haben. Seine Geschichte spielt zur Zeit Karls I. von England. Rosalinde ist die Tochter des Grafen Sinibaldo von Rocca Franca; Sinibaldo wird von einem abgewiesenen Freier seiner Tochter beim König verleumdet, stirbt, und seine Tochter flieht mit ihrem Bräutigam Lealdo und dessen Vater. Unterwegs wird ihr Schiff gekapert, sie geraten in die Gefangenschaft des Bei von Tunis, der erste Fluchtversuch mifslingt, Rosalinda erwehrt sich mit Mühe der Huldigungen des Paschas Amurat, ein zweiter Fluchtversuch führt sie

nach mehreren Zwischenfällen nach Italien. In Loano aber überzeugt sie die Geistlichkeit, dafs, nachdem ihrem Bunde so viel und lange Schwierigkeiten im Wege standen, dieser nicht von Gott gewünscht sei, und so verzichten sie aufeinander, Lealdo wird Mönch, Rosalinda Nonne.

So reiht sich Geistliches und Weltliches aneinander, weshalb der Roman von einem Neffen des Dichters *religiose lasciviens* genannt wurde. Zahlreiche Gesänge unterbrechen den Text, ganz im Geschmack der Zeit.

Verfasser bricht hier ab mit der Zusage, über einen anderen Piacentiner Romancier, über Ferrante Pallavicino, später einmal zu berichten, und so würde wohl eine Literaturgeschichte bis zum heutigen Tage fortgeführt ein verkleinertes Spiegelbild der grofsen literarischen Strömungen abgeben. Ich möchte darauf hinweisen, dafs besonders für Dissertationen eine derartige lokale Abgrenzung der Aufgabe am richtigen Orte mir nachahmenswert scheint. Es ergibt sich hier viel eher ein organisch zusammengehöriges Ganzes als bei der üblichen Sammlung von Nachahmungen und Nachdichtungen eines bestimmten Stoffes 'in der Weltliteratur'.

München. Leo Jordan.

Ernst Walser, Die Theorie des Witzes und der Novelle nach dem De Sermone des Jovianus Pontanos. Ein gesellschaftliches Ideal vom Ende des 15. Jahrhunderts. Strafsburg, Trübner, 1908. XII, 139 S. gr. 8. M. 4.

Die Arbeit verdankt ihre Entstehung einer Anregung Mazzonis, der als Thema aufgestellt hatte, 'einige der zahlreichen Ideen und Stoffe zu sammeln, die zuerst italienisch auftauchen, von den Humanisten ins Lateinische übertragen wurden, dabei aber die charakteristischen Zeichen ihres vulgärsprachlichen Ursprungs im starren Gewande der antiken Sprache bewahren, um endlich von neuem ins Italienische überzugehen, geklärt und geläutert durch die Kunst der Antike'. Unter diesen Stoffen hat sich Walser einen besonders dankbaren zur Behandlung ausgewählt, nämlich die Novelle.

Zunächst galt es nun, festzustellen, was man in der Humanistenzeit unter Novelle verstand, und da bot sich Pontanos' 1499 entstandenes Werk *De Sermone* als vorzüglich geeignet, um daraus eine Umschreibung des Begriffes Novelle zu gewinnen. Bevor Walser aber Pontanos' Buch nach seinen Zwecken zergliedert, stellt er im ersten Teile der Arbeit 'Der Witz' in drei Kapiteln in mustergültig klarer Weise, stets mit den griechischen und lateinischen Texten nach den alten Ausgaben als Belegen, die Theorie des Witzes nach Aristoteles, Cicero und Quintilian dar, welche Pontanos Quelle bildeten, um danach feststellen zu können, was bei dem Humanisten übernommen, und was sein Eigentum ist. Es stellt sich dabei heraus, dafs Pontanos' wahrhafter Mann als Ideal des Menschen in seiner ernsten Berufstätigkeit ganz und gar nach den Alten gebildet ist, während sein faceter Mann, d. h. der Mann, der die Eigenschaft der facetudo, der Grundtugend der Erholung von des Tages Last und Mühen durch Geist und Witz in froher, edler Geselligkeit, besitzt, das Ideal des feinen Verkehrs, von den Alten ausgehend, seine eigenste Schöpfung ist. Es ist im Grunde ein Abbild des feinen Gesellschaftsmenschen, der seiner Zeit als Ideal vorschwebte, und dessen Existenzberechtigung durch klassische Zeugnisse erhärtet werden soll. So kommt es denn in der Schrift zu einer genauen Untersuchung des Witzes des faceten Mannes, wobei nachdrücklich gegen Cicero betont wird, dafs es eine Kunst des Witzes gäbe, und dafs die Hauptaufgabe des feinen Gesellschaftsmenschen darin bestände, den Stoff des Witzes (die Natur) durch Kunst zu veredeln, was vor allem durch Vortrag und Form geschieht.

So hat sich Verf. die Wege geebnet, um im zweiten Teil seiner Arbeit die Theorie der humanistischen Novelle herausschälen zu können. Dies geschieht durch einen Vergleich mit dem *Novellino,* dem *Decameron* und Poggios *Fazetien.* Als Endergebnis erhalten wir zunächst S. 120 die Umschreibung, welche auch für das 13. und 14. Jahrhundert gilt: 'Als Novelle wird diejenige kürzere Erzählung bezeichnet, welche ausschliefslich Unterhaltung und Erquickung des Geistes bezweckt und hierzu durch eine deutlich erkennbare künstlerische Handhabung der Sprache und einen in sichtbar künstlerischer Absicht umgestalteten Stoff zu gelangen sucht.' Die Erzählungsstoffe werden auch noch von den Humanisten als völliges Gemeingut betrachtet. Zu einem Kunstwerk, zu einer selbständigen Schöpfung wird die Novelle durch die Darstellung, die inhaltlich innere psychologische Wahrheit mit äufserer Wahrscheinlichkeit verbinden und im Vortrage oder in der Niederschrift edelste Form zeigen mufs. Die Humanisten verwendeten natürlich die lateinische Sprache mit allem Aufwande klassischer Rhetorik.

Verf. hat seine Aufgabe richtig gelöst und im Laufe seiner Darstellung manche treffende Bemerkung zur Novellenkunde eingestreut, auch eine gute Bibliographie und ein Namenverzeichnis beigegeben.

Halle a. S. Berthold Wiese.

L. Weigert, Untersuchungen zur spanischen Syntax auf Grund der Werke des Cervantes. Berlin, Mayer & Müller, 1907. VIII, 241 S.

Der Verfasser ist ein Schüler Toblers. Auch wenn er uns nicht ausdrücklich mitteilte, dafs die ersten sechs Kapitel seines Buches als Berliner Dissertation gedruckt vorliegen, auch wenn er seinem Lehrer nicht in der Einleitung für Anregung und Förderung schuldigen Dank entrichtete, schon das äufsere Gewand seines Buches würde künden, zu wem er als Meister aufschaut: die 'Vermischten Beiträge' haben ihm unverkennbar für Druck und Ausstattung das Muster gegeben. Das heimelt von vornherein an, bedeutet aber auch kein geringes Versprechen: es ist erfreulich, dafs es eingelöst wird: die zwanzig in dem Bande vereinten Aufsätze sind sehr beachtenswerte Beiträge zur spanischen Syntax. Allezeit haben sich ja unter Toblers Schülern solche gefunden, die seinen Spuren auf dem Gebiete der historischen Syntax des Französischen folgten, auf die anderen romanischen Sprachen ist doch nur gelegentlich hinübergegriffen worden; um so anerkennenswerter ist der Eifer, mit dem hier ein junger Romanist seine Studien einem Gebiet widmet, das dem Forscher wohl reiche Erfolge verspricht, der Anteilnahme der meisten Fachgenossen aber leider recht entfernt liegt.

Auf die Prosasprache des Cervantes hat sich der Verfasser nicht beschränkt, aber konzentriert — mit Recht, denn so schafft er sich ein immer noch sehr weites, aber doch auch begrenztes Arbeitsfeld, von dem aus der Blick, wo es sich um Häufung der Belege, um Herbeischaffung von Parallelstellen handelt, rückwärtsschweifen kann zu den älteren Denkmalen, vorwärts zu modernem Sprachgebrauche. Dabei sind denn die Ergebnisse dieser Studien zwar vor allem ein Gewinn für die Wissenschaft der Grammatik im allgemeinen, aber doch auch nicht selten für die Würdigung der Sprachkunst des Cervantes im besonderen. War es ihm nicht so schlimm ergangen wie manchem anderen schöpferischen Poeten, wie etwa Goethe, dem nicht nur von Kotzebue klärlich bewiesen wurde, dafs er kein Deutsch verstehe, hatte er vielmehr im allgemeinen stets als der Meister kastilianischer Prosa gegolten, so hatte es doch die reichlich formalistische Gelehrsamkeit Clemencíns nicht unterlassen können, mit allem Respekt bei jeder Gelegenheit angebliche Unkorrektheiten des Sprachgebrauchs mifsbilligend zu vermerken. Für die historische Betrachtung Weigerts lösen

sich aber immer wieder solche Mäkeleien in nichts auf: wohlbegründete oder wenigstens den Söhnen der Spätrenaissance wohlverständliche Wendungen sind nur für den modernen Gebrauch in den Schatten gerückt. Doch ist solcher Gewinn immerhin nur gelegentlich; das Interesse des Verfassers galt im wesentlichen den allgemeinen Gesetzen der Sprache, er wollte 'einige syntaktische Erscheinungen zur Sprache bringen, die in den wichtigeren Gesamt- und Einzeldarstellungen der spanischen Grammatik noch gar nicht oder noch nicht im Zusammenhange behandelt worden sind'. Daraus ergibt sich, dafs Weigerts Beobachtungen auf der Durcharbeitung der Prosa des Cervantes beruhen, nur gelegentlich sind die poetischen Schöpfungen zu Rate gezogen worden. Ich gehe nun auf den Inhalt der einzelnen Aufsätze ein.

Der erste behandelt Fälle, in denen die Person des Verbums nicht diejenige ist, die das Subjekt verlangt. Weigert zeigt, dafs diese Erscheinung unabhängig davon ist, ob das Subjekt ein von dem bestimmten Artikel begleitetes Substantiv oder ein mit dem bestimmten Artikel identisches Determinativpronomen ist, daher gehört diese Erscheinung auch nicht in die Lehre vom Artikel. Zu ihrer Erklärung würde ich übrigens nicht ohne Unterschied von einer Vermischung zweier Gedanken, nämlich etwa *los reyes han de guardar la fe* und *(nosotros) habemos* ... sprechen. In *los jitanos no nos casamos sino con jitanas* steht dem Sprechenden nach meinem Empfinden der Gedanke im Vordergrund, dafs die Zigeuner nur Zigeunerinnen heiraten, er läfst einfliefsen, dafs er selbst ein Zigeuner sei; wer aber sagt *y esto atribuimos los del arte á su buena devoción,* der stellt die eigene Behauptung in den Vordergrund, er bezieht sich nur zur Stütze seiner Meinung auf den weiteren Kreis der Berufsgenossen.

Andere Fälle der Nichtkongruenz des Verbs mit dem Subjekt behandelt der zweite Aufsatz; er geht von der bekannten Tatsache aus, dafs nach Kollektiven oder allgemeinen Zahlbegriffen das Verbum häufig im Plural steht, und reiht an sie die Besprechung und Erklärung von anderen Erscheinungen der Nichtkongruenz. Dabei wird auch (unter h) von Fällen gehandelt, wo wir statt des zu erwartenden Plurals das Prädikat im Singular finden, und zwar bringt Weigert nicht nur Beispiele, wo bei mehreren Subjekten das letzte im Singular steht und also auf den Numerus des Prädikats eine Attraktion ausübte, sondern auch solche, bei denen dem Verbum zunächst ein pluralisches Subjekt steht. Wo die Erklärung für diese seltsame Erscheinung nicht darin liegt, dafs die Subjekte oder Beziehungswörter wie in den ersten beiden Beispielen *(el humo y pavesas, con la riqueza y galas que ... correspondía)* zur Einheit des Sinnes zusammengefafst sind, wird man zu beachten haben, dafs in allen beigebrachten Beispielen ein Relativsatz zwischen Subjekt und Verbum eingeschoben ist. Durch ihn wurde der Einflufs des Subjekts auf das Verbum paralysiert; er wirkte wie eine Parenthese: *pero la blancura de la mano (y las ajorcas que en ella vimos) nos deshizo este pensamiento.*

Von Tempus und Modus handeln die nächsten beiden Abschnitte. Es werden Parallelen zu Erscheinungen beigebracht, die aus dem Französischen bekannt sind: in erstarrten Wendungen entspricht das Tempus nicht immer dem Zusammenhang, ein Tempus setzt sich an die Stelle eines anderen, zu erwartenden, oder es nimmt bei bestimmten Verben häufiger, bei anderen seltener, ihm sonst fremden Sinn an. Im Gebrauche der Modi sind hier und da Änderungen seit den Tagen des Cervantes eingetreten; abgesehen von Einzelheiten scheint mir von grundsätzlicher Bedeutung Weigerts Nachweis, dafs der heute trotz aller Proteste vordringende Gebrauch des Konjunktivs Imperfekti in der Apodosis eines irrealen Konditionalgefüges sich bei Cervantes noch nicht nachweisen läfst. Merkwürdig ist, dafs von Weigert zum erstenmal der aus dem Französischen wohlbekannte Konjunktiv im vorangestellten que-Satze auch im Spanischen konstatiert wird.

Unter den Beispielen für auffällige Verwendung des Infinitivs scheint mir das einzige für die Weglassung der Subjektsbezeichnung beigebrachte (auf S. 52) wenig zwingend zu sein. In der erstaunten Frage *¿Bobear, Lorenza?* macht der Name das, was gemeint ist, so deutlich, dafs die Hinzufügung des Pronomens sich wohl erübrigen konnte.

Die sechs folgenden Aufsätze beschäftigen sich vor allem mit Erscheinungen aus der Syntax des Pronomens: Fragen der Stellung der persönlichen Fürwörter, des Wechsels zwischen Reflexiv und geschlechtigem Personalpronomen, des Gebrauches von *ese* und *este* werden besprochen, umfangreich wird über den Artikel, die Wendung *como que,* das Relativum *que* gehandelt. Im ersten dieser längeren Aufsätze werden Erscheinungen, die aus anderen romanischen Sprachen bekannt sind, spanische Parallelen an die Seite gerückt — doch würde ich auf S. 70 das Beispiel *¿No soy yo el vencido? ¿No soy yo el derramado?* nicht unter andere stellen, die mit gröfserem Rechte dem altfranzösischen *vous soiés li bien venus* verglichen werden können. Zu der auffallenden Verwendung des Artikels im Beispiel auf S. 75 *Yzuf diò á Fetala seis cristianos, los cuatro para el remo, y dos muchachos hermosísimos* (man erwartet den Artikel eher vor *dos* oder ebenfalls vor *dos*) läfst sich wohl darauf aufmerksam machen, dafs der Satz mit *hermosísimos* nicht zu Ende ist, es geht weiter *y á mí con ellos.* Dem Sprechenden fällt ein, dafs er nicht ganz korrekt von sechs Christen gesprochen hat, er selbst ist ja der siebente, darum mag er wohl den Artikel vor *dos,* da er durch den Zusatz *y á mí* über die sechs doch hinausgehen mufs, lieber weglassen. Ob sich ähnliches zur Erklärung des zweiten Beispieles sagen läfst, mufs ich leider dahingestellt sein lassen. Weigert zitiert nach dem Text der Rivadeneyraschen Ausgabe (in der *Biblioteca de autores españoles*); von ihr scheint es aber mehrere Drucke mit untereinander verschiedener Paginierung zu geben, seine Seitenzahlen weichen, je höher sie werden, desto mehr von dem Exemplar der Berliner Bibliothek ab, so dafs eine Nachprüfung seiner Zitate immer nur durch Zufall möglich ist. — Auf rein spanischem Boden — im wesentlichen wenigstens — befinden wir uns dann mit den beiden folgenden Aufsätzen, von denen mir besonders derjenige über *como que* als eine treffliche Probe von des Verfassers syntaktischem Scharfsinn erscheint. Es wird dargelegt, wie das *que* ursprünglich relativischen Sinn hatte und sich anschlofs an den Gebrauch des *como* vor den verschiedenartigsten Wortklassen im Sinne von *semejante á.* An Stelle von *halléla en el lecho como durmiendo* durfte man auch sagen ... *como que estaba durmiendo, como que dormía,* und von hier aus griff die Wendung um sich und wurde auch da gebraucht, wo relativische Anknüpfung sonst nicht statthaft wäre. Zu unterscheiden von diesem *como que* ist dann das kausale und dasjenige, das im Sinne von 'in gewisser Weise, einigermafsen' am Anfange von Hauptsätzen steht. Auch hier wird der relative Ursprung des *que* gezeigt und dann zum Schlusse noch auf die häufig begegnenden Wendungen *como aquel que* oder *como quien* und das *cómo que* der Frage und des Ausrufes eingegangen.

Der ungemein reiche Inhalt des Buches ist mit dem Gesagten noch bei weitem nicht erschöpft, aber eine Vorstellung von dem Inhalt der folgenden Aufsätze zu geben, erscheint kaum möglich, da ihr Stoff, die Verwendungen von *de,* der Gebrauch der Negation, der Adverbien *ni, sino* und *no más* es mit sich bringt, dafs die mannigfaltigsten Erscheinungen besprochen werden, die doch unter sich kaum zusammenhängen. Es genüge, aufmerksam zu machen auf das reiche Material, das hier zur Kenntnis des Gebrauches dieser Wörtlein zusammengebracht ist; es genüge endlich auch ein Hinweis auf die stilistischen Kapitel, die den Schlufs des Buches ausmachen: mit emsigem Fleifse sind eine lange Reihe von Beispielen geringerer oder stärkerer Anakoluthie, des Überganges von direkter Rede in indirekte und umgekehrt, auffallender Asymmetrie und endlich der

Verwendung des Zeugmas zusammengetragen, umfangreiche Anfänge zu einer Stilistik des Cervantes.

Mögen dem fleifsigen Arbeiter auf diesem oder angrenzendem Felde noch weitere reiche Ernten beschieden sein.

Lichtenberg-Berlin. A. Ludwig.

Cancioneiro da Ajuda. Edição critica e commentada por Carolina Michaëlis de Vasconcellos. 2 Bände. Halle a. S., Max Niemeyer, 1904. (= *CA*.) II. (Schlufs.)

Es wäre nicht unmöglich, dem Kommentar zu den hier besprochenen Bänden einen Umfang zu geben, der den des monumentalen Werkes selbst erreichte oder überträfe: so grofs ist die Fülle der darin berührten Fragen und der dadurch neu angeregten Probleme. Aber ich mufs mich mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum beschränken und kann unter den Einzelbemerkungen, die an die verschiedenen Abteilungen des Werkes zu knüpfen wären, nur eine Auswahl treffen von solchen, die einerseits möglichst positive Resultate ergeben und anderseits nicht allzu umfangreiche Untersuchungen nötig machen. Und noch eine andere Beschränkung legen mir die Umstände auf. Da ich in Brasilien mit sehr beschränktem bibliographischem Apparat arbeite und insbesondere keine historischen Quellenwerke, Urkunden u. ä. zu Rate ziehen kann, so lasse ich alles Historische beiseite und begnüge mich im wesentlichen damit, zur Besserung der Texte und ihrer Erklärung einiges beizutragen.

Von den gegen 150 Minnesängern, die uns Lieder in altportugiesischer Sprache hinterlassen haben, sind im *CA* die folgenden 14 mit ihren sämtlichen erhaltenen Werken in kritischer Ausgabe vertreten: Airas Moniz d'Asme (I, Nr. 316. 317), Diego Moniz[1] (318. 319), Osoir' Eannes (320—27), Monio (oder Nuno) Fernandez de Mirapeixe (328. 329), Fernan Figueira de Lemos (330. 331), D. Gil Sanchez (332), Ruy Gomez, o freire (333. 334), Joan Soairez Somesso (14—30. 375—82), Nun' Eannes Cerzeo (383—91), Pero Velho de Taveiroos (392—94),[2] D. Joan d'Avoin (157. 180—84),[3] Pero Mafaldo (430—35. 444; II, p. 545),[4] Bonifacio de Genua (I, Nr. 265. 266), Fernan Padron (285—87).[5] Das poetische Vermächtnis aller der Genannten ist freilich nur klein, ausgenommen Joan Soiarez Somesso, dessen dichterische Physiognomie etwas deutlicher hervortritt. Allerdings ist es nichts anderes als das Ideal des konventionellen Liebhabers, des demütig seufzenden Anbeters, das uns hier erscheint: derart, dafs die Herausgeberin seinen Beinamen Somesso (< *submissum*) eben aus dieser sanftmütigen Er-

[1] Ob beide die Verfasser der ihnen zugeschriebenen Lieder, bleibt übrigens zweifelhaft, da der *CB* und Coloccis Liste hier nicht übereinstimmen.

[2] Von Nr. 394 gehören ihm nur die ungeraden Strophen, die geraden dagegen seinem Bruder Paay Soarez de Taveiroos; 395 gehört, trotz Coloccis Liste, wahrscheinlich Martin Soarez, der sicher der alleinige Verfasser von 396 ist. Denn hierfür spricht nicht nur Coloccis Liste, sondern auch die Überschrift, die ausdrücklich sagt: *Esta cantiga fez Martin Soarez come en maneyra de tençon con Paay Soarez, e é d'escarnho*; d. i. doch offenbar: 'Dieses Lied hat M. S. verfafst in der Art, als wäre es eine Tenzone mit P. S., es ist aber ein Spottlied.'

[3] S. meine Bemerkungen über diese Lieder und ihren Verfasser im I. Teil meiner Besprechung, *Archiv* Bd. CXXI, p. 201.

[4] Das einzige noch fehlende Lied desselben Dichters hat die Herausgeberin in den *Randglossen*, *Z. f. r. Ph.* XXV, p. 678, abgedruckt.

[5] Kritische Gesamtausgaben gibt es aufserdem nur von dem König, der den glänzenden Abschlufs des altportugiesischen Minnesangs bildet, und dem bedeutendsten Lyriker der voraufgehenden Generation: Langs *D. Denis* und meine *Cantigas de Guilhade.*

gebenheit seiner Gebieterin gegenüber glaubt erklären zu dürfen (II, p. 307). Und in der Tat verleugnet sich diese untertänige Haltung selbst da nicht, wo (Nr. 15 und 18) der Liebende sich gegen die Grausamkeit der Herrin zu empören scheint und Rache schwört: denn der Vasall, den er ihr dafür umzubringen droht, ist kein anderer als der unglücklich Liebende selbst. Nicht im Widerspruch mit diesem Charakter des Dichters steht das einzige von ihm erhaltene Spottlied (Nr. 375) auf die Verheiratung einer hochadligen Dame;[1] denn von sonstigen Erzeugnissen der satirischen Muse jener Zeit sticht dasselbe durch seinen merkwürdig gesitteten Ton ab.

Aber auch unter den 41 Dichtern, die in unserer Ausgabe nur mit einem Teil ihrer Werke vertreten sind, haben verschiedene recht ansehnliche Beiträge geliefert, die allenfalls schon gestatten, ein Urteil über ihre dichterische Eigenart zu fällen. Freilich, sehr markante Persönlichkeiten wird man schon deswegen nicht erwarten können, weil unsere Sammlung fast ausschliefslich aus eigentlich sogenannten *cantigas d'amor* besteht, deren traditionelle Sprache, Gedanken- und Gefühlswelt für die Entfaltung der Individualität wenig Raum läfst, während die weit natürlicheren, oft so innigen Frauenlieder sowohl als die stets groben, aber nicht selten witzigen Spott- und Schmähgedichte so gut wie ganz fehlen.[2] Immerhin lassen sich auch so interessante Beobachtungen machen, und aus der Menge der Reimschmiede treten ein paar schärfer umrissene Gestalten hervor:

Martin Soarez, den wir als einen der Schöpfer der Terminologie und Formensprache des Liebesliedes betrachten dürfen, beherrscht meisterlich die rhetorische Form; ein nicht reiches, aber echt lyrisches Talent zeigt Airas Corpancho, eine komplexere Natur Pero Garcia aus Burgos, der, gedankenreicher als die meisten, den Zehnsilbner vor kürzeren Versen bevorzugt, es nicht liebt, denselben Gedanken in aufeinanderfolgenden Strophen stets in neue Worte zu kleiden, und darum auch den Refrain seltener benutzt, der endlich seine Geliebte auch nach ihrem Tode noch besingt und dabei in wahrhaft Heinesche Lästerungen ausbricht, um sich zu guter Letzt (Nr. 107) mit einer anderen Liebe zu trösten. Wort- und versgewandt erscheint Vaasco Gil, ebenso geschwätzig wie empfindungsarm der rico-homem D. Joan Soarez Cõelho. Fernan Gonçalvez de Sẽavra ist einer der feinsten Verskünstler der Cancioneiros, er verwendet das Enjambement bewufst als Kunstmittel[3] und liebt die Antithesen und Rätsel.[4] Paay Gomez Charinho, der Admiral König Alfons' des Gelehrten von Kastilien, stimmt auf der Seefahrt ein Lied an, das Meerestücken und Liebesnot in Parallele setzt, und ein anderes, worin er seinen eigenwilligen, Gutes und Böses mit freigebiger Hand austeilenden Gebieter selbst mit dem Meere ver-

[1] Vgl. dazu den Kommentar *CA* II, p. 298—303.

[2] Einige Frauen- und einige Lob- und Rügelieder hat die Herausgeberin in den Anhang aufgenommen: schwerlich aber haben sie alle dem Cancioneiro ursprünglich angehört.

[3] In Nr. 213 und 216. Etwas Ähnliches in Nr. 217, wo der auf die vierzeilige Strophe folgende einzeilige, reimlose Refrain ein Gefühl der Erwartung und Spannung erzeugt, das erst durch die das Lied abschliefsende Finda befriedigt wird. Man vergleiche noch die eigentümliche Wirkung, die der starke Einschnitt in der Mitte der Zehnsilbner des 219. Liedes hervorbringt.

[4] Er gibt in Nr. 212 denen eins auf, die gar zu gern wissen möchten, was denn das Ziel seiner Sehnsucht und die Ursache seiner Klagen sei. Er erwidert: 'Ich begehre ein Glück, das mir nichts gilt, und fühle ein Leid, das ich nicht fühle.' In Nr. 211 triumphiert er über die Kunst, mit der er der Neugierigen spottet; in Nr. 213 aber scheint er die Lösung des Rätsels anzudeuten: er hätte es als ein Glück betrachtet, seine grausame Herrin nicht mehr zu sehen, sein Leid war eben ihr Anblick.

gleicht. Pero da Ponte endlich stellt die Leichtigkeit, mit der er Sprache und Vers beherrscht, auch — ein seltener Fall in der altportugiesischen Lyrik — in den Dienst seiner Gönner, deren Siege und deren Tod er besingt: so die Eroberung Valencias durch Jayme I. im Jahre 1237, die Andalusiens durch Ferdinand III. im Jahre 1248, den Tod des letzteren im Jahre 1252 und seiner ersten Gemahlin, der Hohenstaufin Beatrix im Jahre 1235.

Was die Textgestaltung der vorliegenden Ausgabe betrifft, so mufs von vornherein gesagt werden, dafs sie an vielen Orten nicht definitiv sein konnte, weil dazu eine Kollation und genaue Untersuchung der beiden in Rom befindlichen Kodizes[1] unumgänglich nötig wäre. Die Herausgeberin ist im allgemeinen ihrer Vorlage gefolgt und hat die Paralleltexte der römischen Handschriften hauptsächlich nur zur Ergänzung und Verbesserung offenbarer Irrtümer herangezogen: insofern mit Recht, als der Cancioneiro da Ajuda aufser seinem ehrwürdigen Alter im ganzen auch die bessere Überlieferung für sich hat. Doch wie einerseits der Lissaboner Kodex und die beiden römischen gemeinsame Fehler aufweisen,[2] so ist anderseits nicht zu verkennen, dafs die in Italien von Italienern verfafsten Abschriften verschiedentlich die unzweifelhaft bessere Lesart haben. Ich glaube, dafs man einstweilen am sichersten geht, wenn man sich hauptsächlich durch Sinn und Metrum leiten läfst und nur bei Lesarten, die in beiderlei Hinsicht gleichwertig sind, dem Lissaboner Kodex vor den übrigen den Vorzug gibt.

Zum Text der Lieder und zu der von der Herausgeberin jedem von ihnen beigefügten Inhaltsangabe mache ich hier eine Reihe von Bemerkungen, wobei ich all das beiseite lasse, was in meinem Artikel 'Zu Text und Interpretation des Cancioneiro da Ajuda'[3] besprochen worden ist. Eine Kritik des gleichfalls beigegebenen metrischen Kommentars, die viel Raum erfordern würde, mufs ich mir für später vorbehalten.

Ich beginne mit einer allgemeinen Bemerkung, betreffend einen Punkt der portugiesischen Aussprache,[4] über den die Herausgeberin im unklaren zu sein scheint. Sie bezeichnet (in den Reimverzeichnissen des metrischen Kommentars) den Diphthong der Wörter *eu*, *meu(s)*, *teu(s)*, *seu(s)*, *Deus*, *deu* der heutigen Aussprache entsprechend mit *éu*[5] (Lied Nr. 34, 35, 42, 45, 71, 75), läfst aber weiterhin (schon in Nr. 74 und dann von 83 an) die Bezeichnung der Qualität des *e* fort. Zu jenen Reimwörtern gesellen sich später noch *ben-leu* (*ben-lheu*) und *greu*, beide aus dem Prov. übernommen; in ihnen allen aber ist das *e* aus lat. *ĕ* entstanden. Die Reime der aport. Cancioneiros trennen nun streng von diesen Wörtern die Endung *eu* der 3. Sg. Perf. der schwachen *e*-Konjugation, die auf lat. *-ēv(i)t*

[1] Obgleich den italienischen Abschreibern eine oder mehrere grofse Sammelhandschriften vorgelegen haben müssen, wie ein Teil der Über- und Unterschriften der Lieder beweist, so weisen doch die heute vorliegenden Kodizes in orthographischen — und vielleicht auch anderen — Besonderheiten noch kenntliche Spuren der Teil-Cancioneiros auf, die nur Werke einzelner Dichter oder einer kleinen Gruppe von Dichtern enthielten, und aus denen jene Sammelhandschriften entstanden sind. Vgl. meine Bemerkungen über die Schreibungen *uos* und *u9* in 'Zu Text und Interpretation des Cancioneiro da Ajuda' in den *Roman. Forsch.* XXIII, p. 343, sowie über Verwechselung von *s* mit *c* in den *Cantigas de Guilhade*, Anm. zu V. 14.

[2] Vgl. z. B. die textkritischen Anmerkungen der Herausgeberin zu V. 47, 297, 366, 1208, 5019 und 5127 ihrer Ausgabe.

[3] A. a. O. p. 339—85.

[4] Ich habe die Sache bereits erwähnt in den *Cant. de Guilhade* p. 7.

[5] Im Port. bezeichnet bekanntlich der Akut über *e* und *o* (aufser wenn sie nasal sind) offenen, der Zirkumflex geschlossenen Laut.

zurückgeht, und das Wort *sandeu:*[1] Beispiele für diesen Reim finden sich in den Liedern 409, 426, 460, 463 und 466. Die Herausgeberin macht keinen Unterschied in den Reimverzeichnissen; es ist aber kein Zweifel, dafs aport. nur die letztere Endung *êu* lautete, in allen Wörtern dagegen, deren *e* auf lat. *ĕ* oder *ae* zurückging, *éu* gesprochen wurde. Der heutige Diphthong *éu* (z. B. in *céu*) war damals zweisilbig (*cé-o*), und noch ehe er einsilbig wurde, d. h. vielleicht noch im 14. Jahrhundert, mufs jener ältere zu *êu* geworden sein. Ähnlich fasse ich jetzt die Entwicklung des Diphthongs *ou* (aus lat. *au, av, al, ao*) auf, der im 13. Jahrhundert aller Wahrscheinlichkeit nach *óu* gesprochen wurde. Der weibliche Reim V. 9398 — 400 — 402 ist daher auch meiner Meinung nach *óo* zu sprechen, und ebenso p. 775, Z. 6 v. u. *Chegó-o* und *levantó-o* zu schreiben.[2]

V. 312—17:

E pois por ben, que vus eu sei
querer, me fazedes assi
viver (tan mal-dia vus vi),
pero verdade vus direi,
  Todo vo-l' eu cuid' a soffrer,
  se m' end' a morte non tolher'.

Die Konstruktion des Satzes und die Analogie der voraufgehenden Strophen, die denselben Sinn anders umschreiben, fordert, dafs die Klammern getilgt werden; denn die darin eingeschlossenen Worte bilden den Hauptsatz, der von dem vorhergehenden Kausalsatz nur durch ein Komma getrennt werden darf: danach mag man Semikolon oder Punkt setzen. Die Strophe bedeutet also: 'Und da Ihr für die Liebe, die ich zu Euch hege, mir ein solches Leben bereitet, war es ein wahrer Unglückstag', (*tan* ist rhetorisch) 'an dem ich Euch sah. Dennoch aber will ich Euch sagen: alles gedenke ich von Euch zu dulden, wenn mich der Tod daran nicht hindert.'

V. 563—65 *mais per muitas terras irei | servir outra, se poderei | negar esta que quero ben* wird von der Herausgeberin übersetzt: 'Viele Lande aber will ich durchwandern und einer anderen dienen, so ich imstande bin, diejenige zu verleugnen, welche ich liebe.' Meiner Ansicht nach kann aber *se poderei* keine Bedingung ausdrücken, weshalb ich diese Worte übersetze: 'um zu sehen, ob ich imstande sein werde'. Zwar steht in der Trobador-Sprache der Konj. Fut. in Nebensätzen nicht selten, wo heute der Ind. Fut. stehen würde; allein für die umgekehrte Erscheinung ist mir kein Beispiel bekannt.

V. 831 f. *A ren do mundo, que melhor queria, | nunca m'én ben quis dar sancta Maria.* Statt der Übersetzung 'Was ich auf Erden am liebsten hatte, hat die Jungfrau mir nicht geben wollen' scheint mir die folgende richtiger: 'Von derjenigen, die ich auf Erden am liebsten hatte, hat die Jungfrau mir niemals eine Gunst zuteil werden lassen.' Denn es ist ja bekannt, dafs *ren* häufig auch von Personen gebraucht wird; und *ben* kann hier kaum etwas anderes als Substantiv sein.

V. 1012 *ben-prez* würde ich für einen Druckfehler halten, wenn nicht unterm Text als Variante des *CB* das richtige *bon prez* angegeben wäre. So ist es sicher ein Schreibfehler des Ajuda-Kodex, veranlafst durch das in derselben Zeile folgende *ben-falar*. Hier vor dem Infinitiv ist *ben* angebracht, vor dem Substantiv *prez* ist nur *bon* möglich.

Im Beginn der letzten Strophe von Lied 43 bekennt der Dichter, es sei nur gerecht, dafs er fern von seiner Herrin leben müsse: 'denn ich war schlecht beraten, da ich zu ihr sprach, so grofs auch mein Verlangen' —

[1] *Sandeu* kann somit nicht mit *Deus* zusammenhängen, was die Etymologen künftig werden beachten müssen.

[2] Vgl. *Cant. de Guilhade*, Anm. zu V. 1045. Danach ist *Rom. Forsch.* XXIII, 381, Z. 10 v. u. und 382, Z. 11 *negó-o* statt *negô-o* zu lesen.

das ist der Sinn von *sabor*[1] — 'danach war; denn ich merkte, es erregte so sehr ihren Unwillen, dafs ich aus Furcht vor ihr den Ort verliefs'. Bis hierher stimmt meine Übersetzung so ziemlich mit derjenigen der Herausgeberin überein; den nun folgenden Schlufs aber (V. 1087—89):

e fiz mui mal-sen
ca non mi-avi' a dizer nulha ren
ond' eu nen outre fosse despagado

übersetzt Frau Vasconcellos folgendermafsen: 'Auch das war aber Unsinn, denn sie hätte mir nichts sagen können, das mir oder etwelchem unerfreulich gewesen wäre.' Der Bon sens mufste dem Dichter noch nicht zurückgekehrt sein, als er diese Strophe schrieb, deren Anfang und Ende sich so merkwürdig widersprechen, oder — — wir werden eine andere Übersetzung suchen müssen. Nun kann aber *avi(a)* auch 1. Sg. sein und *mi* der pleonastische Dativ des Reflexivpronomens, der besonders häufig ist bei Auslassung des Subjekts, offenbar als eine Art von Ersatz, da aport. noch nicht so leicht wie heute das Subjektspronomen, auch wo es ganz ohne Nachdruck ist, blofs der Deutlichkeit wegen gesetzt wird. So aufgefafst, stehen die Worte mit dem Vorausgehenden im schönsten Einklang; ich meine daher, wir müssen übersetzen: 'Ich handelte sehr töricht; denn ich hätte nichts sagen sollen, das mich und jemand anders unfroh machte.'

V. 1326 *si el (= Deus) me perdon!* übersetzt die Herausgeberin hier durch 'er verzeih mirs' — während es doch hier wie anderswo eine Beteuerungsformel ist und bedeutet 'so wahr er mir verzeihen möge'. — Ebenso in V. 2190.

V. 1345 *seu torto x'é, se me fal* heifst nicht sowohl 'sie tut unrecht daran, sich nicht zu mir zu neigen', als vielmehr 'sie tut unrecht, mich im Stiche zu lassen'. Die Ausdrücke sind, wie auch sonst im Liede, dem Lehnsverhältnis und seinen Pflichten entnommen.

V. 2463 *comprida de tod' outro ben* würde ich nicht übersetzen 'zu allem Guten willig', sondern 'angefüllt, überschüttet mit allen anderen Vorzügen'. Vorher ist von ihrer Schönheit die Rede.

V. 2617 *a tal* statt *atal* ist wohl nur Druckfehler, da *por* davorsteht. Ich würde aber überhaupt stets *atal* als ein Wort schreiben (so V. 7184. 7262. 9110), da ich nicht glaube, dafs schon in der Trobador-Sprache *tal* mit dem Artikel gebraucht worden ist: oder man müfste mir einen Fall von *o tal, os taes* oder *as taes* nachweisen können. *Atal* hingegen ist ein sehr gebräuchliches Wort. Etwas anders steht es mit *aqual*, das ich gern in V. 3048 an Stelle des *a qual* der Herausgeberin in den Text einführen möchte, weil mir der Artikel auch hier unzulässig scheint. Ich stütze mich dabei auf das durch zwei Kodizes überlieferte *aquant(o)*, das die Herausgeberin selbst in V. 3041 (desselben Liedes) aufgenommen hat, und auf ein anderes Lied desselben Dichters (V. 2859), wo wenigstens der *CB* *aquant'* hat, Frau Vasconcellos aber mit der Ajuda-Hs. *de quant'* druckt. Aber auch *aqual* kommt noch einmal vor: *CV* 1084, 7 *outro tal vinho aqual eu i bevi.* Ob freilich das *a-* in *aquanto* und *aqual* denselben Ursprung hat wie in *atal* oder vielmehr mit dem häufigen *a como, a como quer, a que quer* zu vergleichen ist, wo *a* (< *ad*) distributiven und daher verallgemeinernden Sinn zu haben scheint: das will ich um so weniger entscheiden, als sich über die Herkunft von *atal, atan, atanto, assí* wohl Hypothesen aufstellen lassen, aber Gewifsheit nicht zu erlangen ist.

---

[1] Dies erkennt man deutlich an dem Refrain des 451. Liedes, wo der Dichter die Trennung von seiner Herrin beklagt und von seiner Betrübnis darüber sagt: 'Sie ist so grofs, dafs ich nicht imstande wäre, zu leben, *se non foss' o sabor que ei de a veer.*' Die Herausgeberin freilich übersetzt dort *sabor* mit 'Hochgenufs'; doch widerspricht dem augenscheinlich der Zusammenhang.

V. 2768 f. *entender ben, senhor, se vus disser' | algũa ren, ca vus dirá pesar.* Die Übersetzung 'stets darauf bedacht sein, daſs er (der Liebende) nichts äuſsere, was Euch, Herrin, verletzen könnte' gibt den Sinn nicht genau wieder; vielmehr darf der Unglückliche überhaupt seiner Gebieterin gegenüber den Mund nicht auftun. Denn das ist doch der Sinn der obigen Worte, die, genauer übersetzt, so lauten: 'deutlich merken, daſs, wenn er irgend etwas zu Euch spricht, er Euch verletzt'.

Die Übersetzung von V. 2822 f. *os meus olhos, a que vus mostrar fui eu*: 'meine Augen, die mir Euch gezeigt', ist wohl nur ein Versehen. Statt 'die mir' heiſst es — freilich etwas paradox — 'denen ich'.

V. 3097 f.: heiſst *m'estranharia tanto* wirklich 'so hart würde sie es ahnden'? und nicht vielmehr 'so weit würde sie mich von sich entfernen'?

V. 3182—85 lesen wir:

ben veeria
Quen visse mia senhor, e diria:
«eu sei ben» por ela que é [a]tal
como vus eu dig[u]' —

und dazu die Übersetzung: 'Liebes und Holdes würde sehen, wer sie erblickt, und sprechen «ja, sie ist es» [«ich weiſs wohl»], denn sie ist in der Tat so, wie ich sage'. Mir scheint diese Auffassung wenig natürlich; ich würde vorziehen, den Schluſs so zu drucken: *e diria, | eu [o] sei ben, por ela que é tal | como vus eu digu'*; das ist: 'und würde, ich weiſs es gewiſs, von ihr sprechen, daſs sie so ist, wie ich sage'. Bei meiner Lesart ist der Text, strenggenommen, gar nicht einmal geändert; denn der Abschreiber wird unter *eu* verstanden haben *é-u* oder *é-o*, d. i. die aus *éu o* entstandene Form: vgl. *Roman. Forsch.* XXIII, p. 341.

Die Strophe V. 3823—26

E a senhor que me foron mostrar
de quantas donas Deus quiso fazer
de falar ben e de ben parecer,
e por que moir' e non lh'ouso falar

knüpft die Herausgeberin syntaktisch an den Schluſs des vorausgehenden Refrains *mal dia eu dos meus olhos vi* an und übersetzt: 'Zu meinem Unglück sahen meine Augen das Licht des Tages | Und (sahen) die Herrin ...'. Doch geht das nicht wohl an, da die Konjunktion *E* das direkte Objekt *a senhor* doch nur einem anderen direkten Objekt koordinieren könnte: *mal dia* aber ist adverbiale Zeitbestimmung. Frau Vasconcellos hat hier mit Unrecht die Lesart des *CB* der des Ajuda-Kodex vorgezogen. Dieser hat nämlich in der letzten Zeile statt *moir' e* vielmehr *moiro*, wohinter ein Komma zu setzen ist: dann wird die Strophe syntaktisch unabhängig, und das *a senhor* der ersten Zeile wird durch das *lh'* der letzten aufgenommen. Die Übersetzung ist einleuchtend: 'Und der Herrin, die sie (die Augen) mir gezeigt, unter allen, die Gott geschaffen, holdredend und holdblickend, und für die ich sterbe, wage ich's nicht zu sagen'.

V. 3888 *porque a vej' a todos querer ben* übersetzt die Herausgeberin: 'weil sie allen freundlich gesinnt ist'. Das würden die Worte heute auch bedeuten; aport. aber müſste meiner Meinung nach *lhe* statt des ersten *a* stehen. Das Aport. konstruiert solche Sätze wie das Nfranz.; darum muſs *a todos* das Objekt zu *vej(o)* und jenes erste *a* Objekt zu *querer ben* sein. Es ist also zu übersetzen: 'weil ich sehe, daſs alle sie lieben'. Eine Frau, die alle liebt, würde ja auch dem mittelalterlichen Ideal sehr wenig entsprechen. Meiner Auffassung widerstrebt auch nicht, daſs auf jene Zeile unmittelbar folgt *ou porque do mund' é a mais amada* = oder weil sie auf Erden die Meistgeliebte ist; denn sich ewig zu wiederholen, ist einer der charakteristischen Züge eben dieses Dichters, des D. Joan Soarez Coelho.

V. 3965—67 Desmentido m'á 'qui un trobador
do que dixi da ama sen razon,
de cousas pero, e de cousas non.

Die Herausgeberin zieht die Worte *sen razon* zu *dixi*. sie müssen aber wohl zu *Desmentido m'á* gezogen werden, weil sonst die letzte Zeile keinen rechten Sinn gibt. Denn *pero* kann nicht 'ja' heifsen; es ist Adversativpartikel, und *de cousas* führt das *do que dixi* der vorhergehenden Zeile fort. Ich übersetze: 'Ein Trobador hat mich hier in betreff dessen, was ich von der «Amme»[1] gesagt, Lügen gestraft, und mit Unrecht: doch nur betreffs einiger Sachen, betreffs anderer nicht'.

V. 4475—78 *Senhor, parecedes assi | tan ben que nunca tan ben vi; e gran verdade vus dig[u]' i, | que non poderia mayor.* Die natürlichste Auffassung der beiden letzten Zeilen ist doch: 'Ich sage Euch da eine grofse Wahrheit, eine gröfsere könnte ich nicht aussprechen'. Die Herausgeberin übersetzt: 'In Wahrheit, schöner zu sein, wäre unmöglich', scheint also zu *mayor* ein Substantiv *ben* zu ergänzen; das voraufgehende *ben* ist ja aber beidemal Adverb.

V. 4530 *e non queria ja melhor* ist die Lesart des *CA*; der *CB* aber hat *querria*, was entschieden vorzuziehen ist. Denn wenn auch der Ind. Imperf. statt des Kond. stehen kann, so ist hier die Gegenwart gerade in Gegensatz zur Vergangenheit gesetzt, und *queria* wäre höchst unklar. — Die letzte Strophe desselben Liedes lautet in der vorliegenden Ausgabe (V. 4539—44):

Eu perdia enton o sen
quando lhe podia falar,
por seu ben, que me desejar
faz Deus, me fezess(e) este ben
de lhe falar e a veer
e nunca outro ben aver.

Die Herausgeberin selbst hält den vierten Vers für verderbt, während anderseits auch die Lesart des *CB*: *faz Deus que me fez este ben* keinen Sinn gibt. Ich meine, es hat ursprünglich dagestanden *faz quen me fezesse este ben*; die Beziehung auf Gott, die etwas undeutlich blieb, veranlafste dann den Einschub *Deus*, der natürlich den Vers zerstörte: verschiedene Versuche, diesen wieder herzustellen, haben wir in den beiden Lesarten von *CA* und *CB* zu erblicken. Ich übersetze die Strophe (ein wenig abweichend von Frau Vasconcellos): 'Damals, als ich sie sprechen konnte, kam ich von Sinnen aus Verlangen nach ihrer Gunst, die er mich (jetzt) entbehren läfst, von dem ich nur wünschte, dafs er mir die eine gewährte, sie zu sehen und zu sprechen und nie weitere Gunst zu geniefsen'.

Dem 209. Liede gebe ich zum Teil einen anderen Sinn als die Herausgeberin. Sie übersetzt die erste Strophe: 'Stets habe ich zu Gott gebetet, er möge mir Eure Gunst schenken; und er erhört mich nicht. Nun aber will ich um etwas anderes bitten, und das gewährt er mir vielleicht; (Refrain) denn meine Bitte lautet, er möge mir nichts Liebes von Euch zugestehen; und gerade darum erfüllt er sie vielleicht'. Ich aber sehe nicht, wie man den Refrain *Ca lhe rogu'eu que nunca me dê ben | de vos, e cuido que mi-o dê por én* anders verstehen kann als so: 'Denn ich bitte ihn, er möge mir niemals etwas Liebes von Euch zuteil werden lassen, und gerade darum läfst er es mir vielleicht zuteil werden'. Und somit müssen auch die vorhergehenden Zeilen (V. 4734 f.) *Mais quero-lh' al rogar; e pois souber' | que lh'al rogo, al me dará log[u]' i* so verstanden werden: 'Nun aber will ich um etwas anderes bitten, und wenn er die Bitte ver-

[1] Dieses Gedicht, ebenso wie dasjenige, zu dem die eben besprochene Stelle gehört, bezieht sich auf den 'Ammenstreit', den Frau Vasconcellos in *Randglosse I*, *Z. f. r. Ph.* XX, 145, eingehend behandelt hat.

nimmt, wird er mir sogleich davon das Gegenteil geben'. Der Dichter hat also den sinnreichen Einfall, Gottes Ungunst auszunutzen, indem er innigst um das Gegenteil dessen betet, was das Ziel seiner Wünsche ist. Schwierigkeit machen nur V. 4746 f. *rogar-lh'-ei est', e cuidará que non será meu ben, e dará-mi-o por mal.* Ich übersetze: 'So werde ich beten, und Gott wird glauben, daſs es (nämlich das, worum es sich im ganzen Liede handelt, die Gunst der Herrin) nicht zu meinem Besten sein wird, und wird es mir im bösen gewähren'.

V. 4862—64 (Refrain) *nunca me pode tolher al | mal nen gran coita, se non mal | de morte* übersetzt die Herausgeberin: 'Kein anderes Leid kann mich darüber hinfortheben, es sei denn der Tod'. Sie zieht also *al* zu dem unmittelbar folgenden *mal*, während doch das erstere Subjekt, das zweite Objekt von *tolher* ist: 'Nichts andres kann mich je befreien von Pein und Not als Todespein'.

In V. 5349 f. *e pesar-mi-á ... | de me partir de vos per nulha ren* ist der negative Ausdruck *per nulha ren* nur dadurch verständlich, daſs der Dichter im Sinne hat: 'Ich möchte mich gar nicht, im geringsten nicht von Euch trennen'. Ich fasse daher jenen Ausdruck im Sinne des heutigen *por pouco que fosse* und übersetze: 'Es wird mir hart ankommen, mich im geringsten' (nicht 'durchaus') 'von Euch zu trennen'.

V. 5441—44 *poden-se guardar | melhor ca m'end' eu guardei* (d. i.: andere Männer können sich besser vor dem gefährlichen Anblick meiner Herrin hüten, als ich es tat), *que morria, | e dixe mal; mais fex-me Deus aver | tal ventura.* Ich verstehe die Worte *dixe mal* anders als die Herausgeberin, die sie dem *morria* koordiniert und durch 'ich habe Verwünschungen ausgestoſsen' — gegen wen? — übersetzt. Ich ziehe vor, ein Ausrufungszeichen hinter *morria* zu setzen und die nächste Zeile so zu interpretieren: *E dixe mal: mais fex-me Deus aver.* Dann ist der Sinn: 'Ich habe mich falsch ausgedrückt: vielmehr hat Gott mir solches Glück' (oder 'Schicksal', denn beides kann *ventura* bedeuten) 'gesandt'.

V. 5657—59 *mais non | perdi por én coita do coraçon; | pero ben foi mais do que me matou.* Die hohe Gebieterin hat dem Dichter Liebe gestanden, allein die ersehnte Gunstbezeugung verweigert: darauf beziehen sich die obigen Worte, von denen nur die letzte Zeile dunkel ist. Frau Vasconcellos übersetzt sie: 'obgleich, was sie mir antat, besser ist als das, womit sie mich tötete'. Ich meine, es müſste dann *matara* heiſsen: das gleiche Tempus der beiden Verben deutet darauf hin, daſs sie sich auf dasselbe Faktum beziehen. Somit wird zu übersetzen sein: 'obgleich es eher eine Wohltat war, als daſs sie mich damit getötet hätte'. Eher eine Wohltat als Tod war dem Dichter die eingeschränkte Liebeserklärung der Schönen.

In dem interessanten Liede, worin derselbe Dichter seinen König mit dem allgewaltigen Meere vergleicht, lesen wir V. 5695—97 *s'é en desden ou per ventura algun louco ten,* was übersetzt wird: 'ist es (das Meer) gereizt oder hat mit einem Tollkühnen zu schaffen, so gibt es ihm den Tod in heftigem Ungewitter'. Da es regelwidrig ist, das *e* der Konjunktion *se* zu elidieren, habe ich[1] vorgeschlagen, vielmehr *se é 'n desden* zu lesen. Aber der Ausdruck *é en desden* im Sinne von 'ist gereizt' und die Verwendungsart des Verbs *ten* sind beide gleich auffallend, so daſs ich heute eine Textänderung für nötig halte, zumal sie sehr gering ist: *se en desden o per ventura algun louco ten,* d. i. 'wenn etwa ein Tollkühner es miſsachtet'. — Ich erwähne noch, daſs im Geleit dieses Liedes *Estas manhas que o mar á* nicht mit 'Diese Tücken, die das Meer hat' übersetzt werden darf: es muſs 'Eigenschaften, Gaben' heiſsen.

V. 6127 *ca soffrendo coita se serv' o ben* (Refrainzeile) übersetzt die Herausgeberin: 'denn duldend dient man gut', als ob *serve* statt *serv' o*

[1] *Roman. Forsch.* XXIII, p. 345.

dastände. So wie der Text lautet — und er pafst durchaus in den Zusammenhang —, mufs er bedeuten: 'denn duldend dient man um das Glück', was soviel ist als 'denn duldend verdient man sich das Glück'.

In der Übersetzung des 290. Liedes findet sich ein Druckfehler, der leicht dem Leser entgehen könnte. Es ist dort zweimal von der Lippe die Rede, die Klage erheben soll: gemeint ist aber die Sippe. Ebenso mufs es in der Übertragung der zweiten Strophe des 285. Liedes jedesmal 'ich' statt 'er' und 'mir' statt 'ihm' heifsen.

V. 6555 (Refrainzeile) *e quen me devi' a valer, non me val* wäre ein Zehnsilbner mit einer überschüssigen Silbe. Nach dem *CV* lautet der Vers richtig: *e quen mi dev' a valer non mi val* (*me* und *mi* sind gleichwertige Varianten). Der Schreiber der Ajuda-Hs. hat aber vermutlich auch etwas Ähnliches gemeint, nämlich *e quen me dêvi a valer non me val*, d. h. das unbetonte *e* von *dêve* (so war die alte Aussprache, nicht *déve*) ist vor Vokal zu halbvokalischem *i* geworden.

Im Refrain des 309. Liedes wird *o demo d'amor* statt durch 'der Dämon der Liebe' wohl richtiger übersetzt 'die Liebe, diese Teufelin'.

V. 6891 f. *Que mi-ante de vos era greu,* | *e per vo'-l' ei* übersetzt die Herausgeberin: 'Was mir vorher schwer ward, habe ich durch Euch' (nämlich durch die Liebe). Was bedeutet dann aber *de vos*? Ich ziehe vor, die Stelle dem Sinne nach an die vorhergehende Strophe anzuknüpfen, die übersetzt lautet: 'Seit ich mich an Euch, Frau Minne,[1] anschlofs und alles liefs, aufser dem Bestreben, Euch zu dienen, seitdem gewann ich an Wert'. Hieran also schliefst sich meine Übersetzung: '... seitdem gewann ich an Wert (denn vorher wart Ihr mir unlieb), und durch Euch habe ich ihn'.

In dem mangelhaft überlieferten 316. Liede ist es der Herausgeberin trotz mancher Besserungen, wie mir scheint, nicht gelungen, einen völlig einwandfreien Text herzustellen. In der ersten Strophe würde ich statt vieler kleiner Änderungen, die doch nicht alles in Ordnung bringen, eine einschneidende vorziehen. Dem V. 6993

o amor, que lh' ei, [e] a 'ncobrir

ist mit dem Einschub des *e* nicht geholfen, da er nun eine Silbe zuviel hat; denn die Zusammenziehung der drei benachbarten Vokale von *e a encobrir* in eine metrische Silbe kann man dem aport. Dichter unmöglich zutrauen. In dem folgenden Verse

a ela que me faz perder

bleibt das aus *Eela* emendierte *a ela* mehrdeutig, da es sowohl direktes wie indirektes Objekt sein kann. Der nächste

que mi-o non pode[n] entender

ist fehlerhaft, da das Reimwort *entender*, ja die ganze Redensart *pode entender* an der entsprechenden Stelle der nächsten Strophe noch einmal vorkommt. In diesem V. 6995 haben wir daher meiner Ansicht nach den eigentlichen Fehler zu suchen und müssen ihn durch einen anderen ersetzen. Was ich dafür in dem hier folgenden Abdruck der Strophe einführe, ist natürlich eine blofse Vermutung.

Pois mi non val d' eu nuit' amar
a mia senhor, nen a servir,
nen quan apost' eu sei negar
o amor que lh'ei a 'ncobrir,
e ela, que me faz perder
nunca se quis de mi doer:
ja eu chus nõ-na negarei,
vel saberán de quen tort' ei.

---

[1] Im Port. ist es eigentlich statt dessen ein Herr Amor.

Weiterhin ist in V. 7000 *mansa sabe falar* zwar an sich eine sehr glückliche Ergänzung; nur mufs es doch wohl *manso* (Adverb) statt *mansa* heifsen. Dagegen ist in V. 7005 *ca a feito [ja] mi-a nomeei*[1] das eingeschobene *ja* ganz überflüssig: *a feito* oder *afeito* übersetze ich mit 'wahrlich, richtig, der Wahrheit gemäfs', indem ich mich auf folgende Stellen stütze: *CV* 790, 8; 995, 3. 8. 15; *Cant. de Maria* LIX, 1, 3; LXXVII, 8, 4; CCLIII, 11, 4;[2] CCCIX, 9, 1.

V. 7275—78

E vos, en me perder,
Perder-vus-ei! que vus tan muito dura
de mal, com' eu por vos ei a sofrer,
e que non sei de vos aver rancura

gibt keinen Sinn, und der, den die Herausgeberin hineinlegt, ist unmöglich, da die Grammatik nicht gestattet, den Relativsatz *que ... dura* auf die 1. Pers., das Subjekt von *Perder-vus-ei*, zu beziehen. Auch steht statt dieser letzteren Worte in der Hs. *Perdauo9 ey*; und müssen wir einmal eine Besserung vornehmen, so sei es auch eine solche, die gründliche Abhilfe schafft. Ich schlage vor, statt *Perder-vus-ei que* zu lesen *Perderedes quen*; das heifst dann: 'Ihr werdet einen Diener verlieren, der von Euch so viel Leid erträgt, wie ich erdulden mufs, und der es nicht versteht, Zorn gegen Euch zu hegen' — wobei zu bemerken, dafs der Dichter hier, dem Sinn entsprechend, wieder zur 1. Pers. übergeht. — In demselben Liede ist V. 7281 *quanto de mal me fazedes sofrer* fehlerhaft, weil er das schon einmal gebrauchte Reimwort *sofrer* wiederholt: da es doch so leicht durch *prender* zu ersetzen war.

Das 342. Lied befriedigt die Herausgeberin selbst nicht in der Gestalt, wie sie es abdruckt, und auch ich weifs den Text nicht überall einwandfrei sicherzustellen: vermutlich ist er in der Hs. — Coloccis Kodex — sehr unleserlich. Eine Reihe von Stellen jedoch glaube ich herstellen zu können.

Der Inhalt des Liedes ist ein Bild, das ganz den Gedankengängen jener Zeit entspricht. Der Vasall hat sich gegen seine Herrin vergangen, und diese zwingt ihn — da er sich weder gegen sie verteidigen noch ihrem Machtbereich entfliehen kann —, als Gefangener vor dem Richterstuhl der Frau Minne (des Herrn Amor) zu erscheinen und Gnade oder Ungnade demütig über sich ergehen zu lassen. So schildert es die erste Strophe, deren Schlufszeile (V. 7629) bei Frau Vasconcellos lautet:

Nostro Senhor mi-o sabe ben!

Statt *sabe* hat aber die Hs. *saca*, was einfach zu verstehen ist als *saqu'* (d. i. *saque*) *a*. Der Sinn ist: 'Unser Herrgott lasse mir's gut ablaufen!' In der folgenden Zeile lese ich aus dem problematischen *Muÿtibqũ* der Hs. ein *Muyt' i vou eu* heraus, das ausgezeichnet in den Zusammenhang pafst, und halte bei dem *ei* der nächsten Zeile, ebenso wie bei dem *muytej* von V. 7639, das *i* resp. *j* für verlesen aus irgendeinem nichtsbedeutenden Strich. V. 7630—32 lauten nun:

Muit' i vou eu a gran pavor,
e dereit' é en me temer
d'Amor.

Das ist: 'Ich trete vor Frau Minnes Richterstuhl in grofser Angst, und es ist recht, dafs ich mich vor ihr fürchte'. Zum Gebrauch der Präposition *en* vor dem (scheinbaren) Subjektsinfinitiv vgl. *CV* 703, 14; 706, 14; 778, 7; 1088, 2; *CB* 357, 28.[3] Der verderbten Stelle, die nun folgt, dürfte durch erneute Prüfung der Hs. leichter zu helfen sein als durch kühne Kon-

[1] Ich würde *nomẽei* drucken. [2] *iá ffeit'* ist geschrieben für *ja affeit'*.

[3] Frau Vasconcellos in ihrem Abdruck dieses Liedes, *Z. f. r. Ph.* XXV, p. 167, ändert das *en* unnötigerweise in *o*.

jekturen; ich vermute nur, dafs hier von der Strafe (*pẽa* oder *coita?*), die der Richter verhängen wird, die Rede ist, und halte den V. 7634 *a avrey ora a sentir*[1] für ganz richtig überliefert; auch möchte ich in den folgenden Worten eher *e non con torto* (statt *concerto*) sehen. Zweifellos aber ist mir wieder, dafs V. 7637—39, fast ganz der Hs. entsprechend — ausgenommen nur die schon erwähnte Besserung in V. 7639 —, so zu lesen sind:

Se me mal ou coita vẽer,
com' é guisado, eu mi-o busquei
muit', e eu mi-o lazerarei.

In V. 7648 f. endlich, nachdem sich der Dichter gefragt hat: 'Mit welcher Stirn werde ich vor jenen Richterstuhl treten?' — fährt er fort:

Tan grave m' é de cometer
que mi-o non cab' o coraçon.

So lese ich mit der Hs. und übersetze: 'So schwer wird mir das Wagnis, dafs mein Herz sich nicht dazu entschliefsen kann'. Die Herausgeberin ändert *cab'* in *sab'*; aber — abgesehen davon, dafs dies im Grunde keinen Sinn gibt — *caber* findet sich aport. in einer Reihe von Stellen, wo es bedeuten mufs 'annehmen, sich verstehen zu, bewilligen' (vgl. *CB* 437, 27 [2]; *CV* 715, 16; 416, 11 [3]; 967, 20; 1193, 16 und dazu noch *Cant. de Maria* CCCXLVIII, 5, 2; CCCLXXXVI, 4, 5; LXII, 6, 4): Bedeutungen, die sich recht wohl aus dem lat. *capere* und auseinander ableiten lassen.

V. 7685 *quen ten a morte por melhor* heifst doch nicht 'dem der Tod bevorsteht', sondern 'dem der Tod als das Beste erscheint'.

V. 7692 *nen á no mundo coita que ouvesse!* Statt *nen* hat die Hs. *non*, und nichts zwingt zur Änderung. Nur mufs die vorhergehende Zeile als Vordersatz dazugezogen und vor diese ein stärkeres Interpunktionszeichen, ein Punkt oder Doppelpunkt, gesetzt werden. Dann erhalten wir: *sol que eu viss' o seu bon parecer, | non á no mundo coita que ouvesse!*

Die dritte Strophe des 347. Liedes scheint der Herausgeberin mit Recht dunkel, sowohl in grammatischer Hinsicht als dem Sinne nach. Gebessert würde aber beides, wenn wir das *out~* der Hs. als *outra* deuten, was es ebensogut bedeuten kann als *outre*,[4] ferner *sen contenda* nicht mit 'ohne Kampf', sondern 'ohne Widerspruch, unbestreitbar' übersetzen und zum Schlufs *epareçe* nicht mit Frau Vasconcellos in *e perece*, sondern in *que padece* umwandeln. Wir erhalten dann (V. 7759—65):

Nen m' ar conven que emprenda
con outra, nen é guisado,
pero sei ben, sen contenda,
da que me faz tan longada
mente viver en coitada
vida e non mi dá grado,
que padece mia fazenda.

Das ist: 'Noch auch ist es ziemlich oder tunlich, dafs ich mich einer anderen (Herrin) zuwende, obwohl ich gewifs und zweifellos weifs: mit ihr, die mich so weit entfernt von sich ein elendes Leben führen läfst und mir keinen Lohn gewährt, steht es um meine Sache schlecht'.

V. 7915 f. *Que coita tal, por eu buscar perdon | ou outro ben, devi' a demandar* übersetzt die Herausgeberin: 'Solche Pein müfste ich verlangen, um Verzeihung oder irgendein anderes Gut zu erreichen'. Statt 'solche'

[1] Das ist die handschriftliche Lesart, deren Angabe unterm Text fehlt.

[2] Frau Vasconcellos (*CA* II, p. 542) druckt wieder *saber*.

[3] Hier fehlt dem Vers eine Silbe und anscheinend auch das Objekt zu *caber*.

[4] Ebenso sehe ich V. 9496 in derselben Abkürzung *outra*, nicht *outren*, wie die Herausgeberin.

(denn aus dem Zusammenhang geht nicht hervor, was für eine Pein gemeint ist) würde man wohl besser übersetzen 'welch grofse'; aber auch so ist nicht viel Sinn in den Satz hineinzubringen. Ich schlage vor, zu bessern: *Que coita tal por eu buscar perdon | u outro ben devi' a demandar!* Das ist: 'Welch ein Leid, dafs ich Verzeihung suchen mufs, wo ich eine andere Gunst erbitten sollte!' Das pafst sowohl zum voraufgehenden: 'Gott gebe, dafs sie mir verzeiht; sonst weifs ich mir keinen Rat', wie zum folgenden: 'Denn also tut, wer ohne Grund fehlt, wie ich gefehlt'.

V. 8059—62:

Que nunca eu ja poderei
por vos tanta coita prender
que m'eu por én [non] possa creer
sempre voss' omen, e al non.

Das in V. 8061 eingeschobene *non* widerstrebt dem Versmafs, und *e al non* am Schlufs gibt keinen Sinn. Dazu heifst die letzte Zeile in der Hs. ganz anders, nämlich *ſep^r uoſſom q^i ce nõ.* Wir brauchen aber nur anzunehmen, dafs das *c* hier für *t* verlesen ist, und wir erhalten den tadellosen Text:

Que nunca eu ja poderei
por vos tanta coita prender
que m' eu por én possa creer
se por voss' omen (*oder* ome) quite non.

Voss' omen quite heifst 'Euer ganz Euch ergebener, ausschliefslich Euch gehöriger, Euer eigenster Lehnsmann': eine Bedeutung von *quite*, die ich belegen kann mit *Cant. de Maria* CCXCII, 9, 5 *ambos eran ben seus quites*, d. i. beide waren der heiligen Jungfrau ganz ergeben. Ebenso wird *quito* gebraucht in *Cant. de M.* CLXIX, 12, 2 *a eigreja sua quita é*; CCVII, 1, 6 *seu quito serridor*; CCCLXXXVI, 10, 6 *mia renda quita*; CCCCII, 3, 4 *sa cousa quita toda pera sí*; in demselben Sinne endlich *quitamente* CCXCII, 16, 5; CCCLXXX, 3, 2.

V. 8154—56 *Mais eu tan grave coita ei | por vos, senhor, que sol non sei | que me dig' [ou faça] que — quer.* Die ergänzten Worte ergeben aber eine Konstruktion, für die sich kein anderes Beispiel finden dürfte. Handschriftlich lautet die Zeile: *q̄ me dıgne o q̄ quer,* wo ich annehme, dafs hinter *dıgne* (verlesen für *dıgue*) ein ähnlich aussehendes *digo* ausgefallen ist. So erhalten wir *que me digu'* (d. i. *diga*), *e digo o que quer.* Das Ganze ist nun zu übersetzen: 'Aber ich trage um Euch so schweres Leid, dafs ich gar nicht weifs, was ich sagen soll, und irgend etwas sage'. Woran sich sehr passend anschliefst: 'Und da mein Leid mir jetzt den Verstand raubt ...'.

V. 8247—51 *non | foi nunca soo én pensar | que s' ela quisesse pagar de saber eu, qual ben Amor | a[o] seu preso faz prender* finde ich übersetzt: 'Es ist ihr gar nicht in den Sinn gekommen, sich darum zu kümmern, welche Freuden Amor seinem Gefangenen bereitet'. Wie aber kommt diese Übersetzung zustande? Wenn *foi* dasselbe Subjekt hätte wie der folgende Nebensatz, so wäre ja *ela* in dem letzteren ganz überflüssig. Auch hat die Herausgeberin wohl selbst geschwankt; denn *én* ist erst im Druckfehlerverzeichnis aus *en* korrigiert. Es wird aber doch wohl bei *en* bleiben müssen: *non é en pensar* ist als gleichbedeutend zu fassen mit dem häufigen *non é pensado.* Vorher ist die Rede davon gewesen, wie schlimme Nächte Amor dem Liebenden bereitet; nun heifst es: 'Es ist gar nie daran zu denken gewesen, dafs es ihr (der Geliebten) gefallen hätte, mich wissen zu lassen, welche Freuden Amor seinem Gefangenen bereiten kann'.

V. 8265 f. emendiert die Herausgeberin ohne Not: das handschriftliche *que sen aja, averá entender | ca non devia eu a fazer* ist metrisch durchaus möglich, und am Sinn ändert sie selbst nichts.

V. 8302 *e be'-no*[1] *poden pora si têer.* Die Form *pora* (statt *pera*)

[1] Ich würde, der Aussprache gemäfs, drucken *bẽ-no.*

kommt wohl kaum in den beiden italienischen Kodizes vor, und die Hs. hat hier auch *por affy*: warum sollen wir *por assi tẽer* (= so ansehen, dafür halten) nicht beibehalten?

V. 8471—74

Se me calar', podê-la-ei
veer, enquanto lhi negar'
ca a non vejo con pavor
que lh' aja, nen ei én sabor.

Um das recht verständlich zu machen, wird die folgende Bemerkung zur Syntax des Aport. nicht überflüssig sein. Wenn der Satz *eu a non vejo con pavor lh' ei, e ei én sabor* (d. i. 'ich gehe nicht zu ihr aus Furcht vor ihr, habe aber grofse Lust dazu') von *eu nego* abhängig wird, so nimmt er regelrecht die obige Form *ca a non vejo* etc. an. Daher ist der Sinn der zitierten Verse: 'Schweige ich, so werde ich sie sehen dürfen, solange ich ihr gegenüer leugne, dafs ich es gern tue und nur aus Furcht vor ihr unterlasse (d. i. solange ich meine Liebe verheimliche)'. Frau Vasconcellos' Übersetzung erscheint mir hier zum wenigsten unklar.

V. 8476 *algũa vez [ben] averei.* Statt durch das eingeschobene *ben* gewinnen wir leichter die fehlende Silbe, wenn wir das handschriftliche *au' ey* als *a veerey* lesen. Dann gibt auch das folgende *Pero que val?* besseren Sinn.

V. 8687 *Non me poss[o] eu ja guardar.* Nach der handschriftlichen Lesart mufs es heifsen *Non me vus poss' eu ja guardar.*

V. 8927—30

u for' pedir
algun, verán-o vilão seer,
trist' e nojos', e torp' e sen saber;
e aver-s'-a[n] de nos e d' el riir.

Der Veränderungen des Textes sind ziemlich viele; auch halte ich die einsilbige Form *algun* (statt *algũu*) nur vor einem Substantiv für möglich, und statt *verán-o* müfste es jedenfalls *veran-no* (*verã-no*) heifsen. Wir kommen mit weniger Änderungen aus, wenn wir lesen:

u for' pedir,
alguen veerá-o vilan seer
trist' e nojos' e torp' e sen saber,
e aver-s'á de nós e d'el riir.

Man könnte auch *verá-o vilão* in der zweiten Zeile lesen; denn sowohl *vilão* wie *vilan* kommen in den Liederbüchern vor, das letztere z. B. *CV* 786, 23. Zeile 30 desselben Liedes, wo das Wort wieder begegnet, entscheidet nichts, da es hier vor Vokal steht.

V. 9007—9 *e como non morri, | como morre quen non á proveito | de viver, nen se querria vivo?* Die letzte Zeile lautet im *CB*: *de merrer rẽ ffe q̄ria uyno.* Die Überlieferung des Liedes ist sehr schlecht, und Buchstaben finden sich vielfach verwechselt, aber ganze Wörter doch nicht, und so scheint es mir richtiger, *morrer* statt *viver* zu lesen, zumal da das erstere einen guten Sinn gibt: 'Warum bin ich nicht gestorben, wie die starben, die vom Tode keinen Nutzen haben?' Der Schlufs der Zeile müfste dann etwa heifsen 'und immer leben wollen'. Der Buchstabe *r* und das Zeichen 7 finden sich schon einmal (Zeile 8) verwechselt; wenn wir nun noch *ẽ* mit *q̄r* oder *qʳ* und *q̄* mit *e* sowie *n* mit *u* vertauschen, so erhalten wir das durchaus zufriedenstellende *e quer seer ja vivo.* Leichter wäre zu *e se queria* (oder *querria*) *vivo* zu gelangen; doch kommt mir diese Konstruktion allzu modern vor.

V. 9164 *E quand' eu vi que fremoso dizia.* Statt *que* hat die Hs. *q̄* (mit einem Querstrich durch den unteren Balken); darum wird *quan* zu lesen sein.

V. 9187 f. *pois que me cedo tolheu quanto ben | eu atendia no mund'.* Für *cedo* steht im *CB tedo*; da nun *cedo* nicht allzu gut paſst und sich auch Zeile 8 des Liedes *e* für *o* geschrieben findet, so wird man besser *todo* lesen.

V. 9463—66 *ca en eu cuidar | en qual a vi, et aver a guarir | u a non vej', a mia mort' é; partir | nen non devia con este pesar.* Der letzte Satz ist unverständlich; die Worte *en eu* im Anfang sind aus *hu non* des *CB* emendiert: einfacher und richtiger dürfte es sein, dieses *non* in *vou* und das *nen* der letzten Zeile in *ren* zu ändern und zu lesen: *ca, u vou cuidar | en qual a vi e(t)*[1] *aver a guarir | u a non vej', a mia morte partir ren non devia con este pesar.* Hierbei ist *vou cuidar* Umschreibung für *cuido* und *vou aver a guarir* für *ei a guarir.*

V. 9478 *E non mi creedes qual coita sofri.* Da *creedes* dreisilbig ist, muſs *E* fallen, das für den Sinn überflüssig ist.

V. 9659—65

E todos dizen que fiz i mal-sen,
ay mia senhor, des quando comecei
de vus servir; e no'-n-us[2] creerei,
mentr' eu viver', nunca, por ũa ren;
ca, mia senhor, que mi feze mui ben,
  de vus servir e vus chamar 'senhor',
  e vos faredes depoi'-lo melhor!

Hier ist *des quando* aus *de quanto* der Hs. emendiert: unnötigerweise, denn *de* ist abhängig von *fiz mal sen* und *quanto* nähere Bestimmung zu *servir*, der Sinn also: 'Ich habe töricht darin gehandelt, daſs ich mich darauf einlieſs, Euch so sehr zu dienen'. Weiterhin übersetzt die Herausgeberin *por ũa ren* durch 'um keinen Preis', was aber *per nen ũa ren* oder *per nulha ren* heiſsen müſste. Die Worte bedeuten 'aus einem Grunde', und danach ist unbedingt ein Doppelpunkt zu setzen, denn der Grund muſs nun folgen. Die nächste Zeile aber ist völlig sinnlos, was auch die Herausgeberin zugibt. Doch sind auch ihre unterm Text gegebenen Besserungsvorschläge nicht annehmbar; denn weder dürfen wir den Refrain antasten, noch können wir, da die Herrin angeredet wird, das Verb *feze* in der 3. Pers. gebrauchen. Der entsprechende Vers der beiden anderen Strophen lautet *Pero, senhor, non m' én quer' eu quitar*, resp. *Por tod' esto non me partirei eu*; und Syntax wie poetische Kunstregeln verlangen hier eine Zeile von gleichem Sinn. Ich zweifle nicht, daſs die Zeile ursprünglich gelautet hat *ca, mia senhor, non me quitarei én* (oder wenig anders), und daſs ein Abschreiber dafür eine ähnliche, die ihm aus einem anderen Lied in der Erinnerung war, gedankenlos eingesetzt hat.

V. 9700 f. *o vosso ben e o vosso amor | me dan gran mal.* Nach *CB* heiſst es aber: *o vosso ben e vos e voss' amor,* und ich sehe nicht, warum das geändert werden müſste.

In V. 10222 f. *pois el assi fal | seu prazer faz quen per tal mundo fia* kann *el* sich nur auf das vorhergehende *este mundo* beziehen, daher der Sinn ist: 'Da die Welt so falsch ist, handelt nach Belieben (d. h. ohne Nachdenken), wer ihr vertraut'. Frau Vasconcellos' Übersetzung ist hier nicht klar.

Ich schlieſse für diesmal meine Besprechung, so ungern ich Abschied nehme von dem Werke, das auf lange hin die Grundlage bilden wird für jede ernste Beschäftigung mit der Sprache und Poesie der altportugiesischen Trobadores.

S. Paulo. O. Nobiling.

[1] Ich glaube nicht an die Existenz der Aussprache *et* im Aport.: vgl. *Cant. de Guilhade* p. 5 f.

[2] Besser *nõ-nus.*

Verzeichnis

der von Mitte Januar bis Ende März 1909 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. XXIX, 4, whole no. 116 [O. B. Schlutter, Gildas, Libellum querulus de excidio Britannorum as a source of glosses in the Cottoniensis (Cleop. A III = WW. 338—473) and in the Corpus glossary, S. 432—448].

Stumpf, C., Die Wiedergeburt der Philosophie. Berliner Rektoratsrede vom 15. Okt. 1907. Leipzig, J. A. Barth, 1908. 38 S. 8. M. 1.

Gimler, F., Die Herkunft des Ichs nach dem Gleichungsschlusse für die Trennung der Form vom Inhalt. Lissa i. P., Eulitz (1909). 20 S. 8. M. 0,50.

Fitzhugh, Th., Carmen arvale seu Martis Verber or the tonic laws of Latin speech and rhythm. Suppl. to the prolegomena to the history of Italico-Romanic rhythm. Charlottesville Virginia, Anderson, 1908.

Ziegler, J., Soll und Haben der ueuen Mädchenschule. Anmerk. zum Reformplane. Leipzig, Gerhard, 1909. 38 S. 8. M. 1.

Klatt, M., Althoff und das höhere Schulwesen. Vortrag im Berliner Gymnasiallehrer-Verein, 12. Dez. 1908. Berlin, Weidmann, 1909. 42 S. 8. M. 0,60. [Zu einer freien und eindringlichen Würdigung dieser starken Persönlichkeit ist die Zeit noch nicht reif. Hier wird zunächst in pietätvoller Weise hervorgehoben, wie viel Althoff für den Oberlehrerstand getan hat. A. B.]

The Carnegie trust for the universities of Scotland. 7th annual report (for the year 1907—8, submitted to the trustees 1909) ... Edinburgh, University Press, 1909. 149 S. 4. [Zur Unterstützung von Forschungen wurden 1903—8 an den schottischen Universitäten £ 27754 aus dem Carnegiefond gespendet; die jüngste so geförderte Schrift auf neusprachlichem Gebiete war die von G. Greig, *Folk-song in Buchan.* Die Universitäten Schottlands empfingen in derselben Zeit für Gebäude, Lehrkräfte und Lehrmittel über £ 73000. Die Stundung der Kollegiengelder kostete nahezu £ 300000, von denen 880 durch freiwillige Rückzahlung wieder einliefen. A. B.]

Panconcelli-Calzia, G., Bibliographia phonetica 1908, N° 11 und 12; 1909 (IV. Jahrgang), N° 1. — *Annotationes phoneticae* 1908, N° 11 und 12. S.-A. aus Gutzmanns *Mediz.-pädagog. Monatsschrift für d. gesamte Sprachheilkunde.*

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXX, 1. Januar 1909 [Behaghel: Scheel, Neuhochdeutsche Sprachlehre. — Ders.: Schiepek, Egerländer Mundart. — Helm: Täuber, Neue Gebirgsnamenforschungen. — Ders.: Schönbach, Berthold von Regensburg. — Ders.: Franz, Minoritenprediger. — Woerner: Goethes Werke, hg. von Heinemann. — Ackermann: Ben Jonson, The new inn, ed. by Tennant. — Glöde: Büttner, Shakespeares Stellung zum Hause Lancaster. — Ders.: Sheridan Knowles' 'Virginius'. — Zauner: Jud, *Poutre.* — Jud: Gilliéron et Mougin, Etudes de géographie linguistique. — Vofsler: Anglade, Les troubadours.

Ders.: Musari, Dante e Boezio. — Bibliographie. — Personalnachrichten]. XXX, 2. Februar 1909 [Helm: Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II. — Gebhard: Noreen, Vårt språk I, 5; II, 1. — Helm: Meusing, Mhd. Hilfsbuch. — Ders.: Meisinger, Volkswörter und Volkslieder aus dem Wiesentale. — Molz: Michel u. Stephan, Method. Handbuch zu Sprachübungen. — Behaghel: Gräf, Goethe über seine Dichtungen. — Küchler: Nowack, Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten. — Horn: Dr. John Jones, Practical phonography, ed. by Eilert Ekwall. — Glöde: Bobsin, Shakespeares 'Othello' in deutscher Bühnenbearbeitung. — Zauner: Richter, Bedeutungsgeschichte der roman. Wortsippe *burd*. — Becker: Jordan, Über Boeve de Hanstone. — Schneegans: Les essais de M. de Montaigne publ. d'après l'exemplaire de Bordeaux. — Voſsler: Schütte, Ovid und die Troubadours. — Herzog: Weigert, Untersuchungen zur span. Syntax. — Stiefel: Alonso de la Vega, Tres comedias. — Bibliographie. — Literarische Mitteilungen. — Personalnachrichten].

Modern language notes. XXIV, 1. January 1909 [E. G. Cox, King Lear in Celtic tradition. — H. W. Thayer, Thümmels Reise and Laurence Sterne. — W. P. Mustard, Notes on the Egloges of Alexander Barclay. — B. P. Kurtz, Style and habit: a note. — C. H. Ibershoff, The singular fate of a passage in Freytag's Die Journalisten. — G. L. Kittredge, Chaucer's Envoy to Bukton. — Reviews. — Correspondence]. XXIV, 2. February 1909 [L. Cooper, The 'forest hermit' in Coleridge and Wordsworth. — F. M. Warren, Tristan on the continent before 1066. — E. A. Allen, The first folio of Shakespeare and the New English dictionary. — E. Voss, Franz von Sickingen's Appeal to the German nation. — W. O. Sypherd, Le songe vert and Chaucer's dream-poems. — F. A. Wood, Etymological notes. — Wm. E. Bohn, The decline of the English heroic drama. — A. S. Cook, A simile of Browning's 'Never less alone than when alone'; Milton, Comus, 598. — K. Pietsch, Don Quixote I, Prólogo: Non bene pro toto libertas venditur auro. — Reviews. — Correspondence. — Brief mention].

Publications of the Modern Language Association of America. XXIII, 4. December 1908 [H. S. V. Jones, The Cléomadès and related folk-tales. — M. Shove Morriss, The authorship of the De ortu Wahmanii and the Historia Meriadoci. — Th. W. Nadal, Spenser's Daphnaïda and Chaucer's *Book of the duchess*. — Appendix etc.].

Die neueren Sprachen .. hg. von W. Viëtor. XVI, 8 [Th. Engwer, Französische Malerei und französische Literatur im 19. Jahrhundert, eine Parallele. — P. Claus, Die Ethik J. Ruskins (I). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XVI, 9 [G. Huth, Wie ist eine Förderung des Englischen an den Gymnasien ohne Schädigung des Französischen möglich? — P. Claus, Die Ethik J. Ruskins (II). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XII, 4. 1908 [E. Hoffmann-Krayer, Wege und Ziele schweizerischer Volkskunde. — Arthur Rossat, Proverbes patois. — Vittore Pellandini, Canti popolari ticinesi. — Miszellen usw.].

The journal of English and Germanic philology. VII, 4. October 1908 [J. A. Chiles, Über den Gebrauch des Beiwortes in Heines Gedichten. — J. W. Scholl, August Wilhelm Schlegel and Goethe's epic and elegiac verse (concluded). — H. C. Goddard, Chaucer's Legend of good women. — E. C. Roedder, Selbstanleihe bei Schiller].

Modern philology. VI, 3. January 1909 [J. J. Jusserand, Piers Plowman, the work of one or of five. — L. B. Morgan, The source of the fountain-story in the Ywain. — V. C. Gildersleeve, Brynhild in legend and literature. — C. M. Lotspeich, Musical accent and double alliteration in the Edda. — Ph. S. Schuyler Allen, Mediaeval Latin lyrics. Part 4].

Modern language teaching. V, 1. February 1909 [The annual general meeting. — Address of welcome by the Vice-Chancellor of the University of Oxford. — Presidential address by Lord Fitzmaurice. — Miss Violet Partington, The teaching of French in higher forms. — Modern Language Association. — North of England education conference: papers on the teaching of languages. — Allgemeiner Deutscher Sprachverein, London branch. — German examination. — Correspondence etc.]. V, 2. March 1909 [O. Siepmann, Some aspects of German education. — H. J. Chayter, The teaching of German in middle and higher forms. — Prof. Lanson, Comment Voltaire a fait ses Lettres anglaises (abstract). — Discussion column: The teaching of literature. — Modern Language Association. — Loan library and lantern slides: an appeal. — Holiday courses in 1909. — M. Roubaud's french plays. — Correspondence etc.].

Revue germanique. IV, 5. Nov.—Déc. 1908 [P. Hermaut et Ch. Vandervaele, La peinture flamande contemporaine. — C. Cestre, 'The church of Brou' de Matthew Arnold. — Notes et documents. Lettres inédites des Freiligrath. Société pour l'étude des langues et littératures modernes. — Comptes rendus critiques. — Bibliographie et revue des revues]. V, 1. Jan.—Févr. 1909 [F. Piquet, La langue et le style de Herder (dans l''Extrait d'une correspondances sur Ossian' et dans 'Shakespear'). — E. Seillière, Un moraliste prolétaire aux États-Unis. — Notes et documents. A. Meyer, Une poésie de Heine et une nouvelle de Mérimée. — Comptes rendus critiques. — Bibliographie et revue des revues].

The modern language review. IV, 1. Oct. 1908 [Th. D. Hall, War 'Langland' the author of the C-text of 'Piers Plowman'? — G. C. Macaulay, Notes on Chaucer. — J. Fitzmaurice-Kelly, Espronceda. — T. M. Parrot, The text of Chapman's 'Conspiracy' and 'Tragedy of Charles Duke of Byron'. — L. E. Kastner, Spenser's 'Amoretti' and Desportes. — Texts and documents. — Miscellaneous notes. — Discussions. — Reviews. — Minor notices. — New publications].

Studi di filologia moderna. Direttore: G. Manacorda. Direzione-administrazione: Catania, Via Caronda, 270. Alleinvertrieb für den deutschen Buchhandel: G. Fock, Leipzig. Abbonamento: Italia, L. 15; Estero, L. 20. Anno I, fascicolo 3—4, Luglio—Decembre 1908. S. 167—368. Appendice, XXIX S. [A. Farinelli, Il 'Don Carlos' dello Schiller. — A. Gallatti, Critica letteraria e critica scientifica in Francia nella seconda metà del secolo XIX (I). — Communicazioni: J. de Perott, Il 'Gran Patagone' nel 'Primaleone' e nel libro di viaggio del italiano Pigafetta. — F. Olivero, John Keats e la letteratura italiana. — P. Bellezza, La citazione e gli anglosassoni. — Recensioni. — Annunzi bibliografici. — Cronaca. — Spoglio di riviste. — Necrologia. — Bibliografia sistematica internazionale dei più notevoli scritti di lingue e letterature romanze, germaniche, anglosassoni, nordiche e slave pubblicati entro il 1908 (als *Appendice* mit besonderer Paginierung)].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphil. Verein in Helsingfors, 1909. 1—2 [I. Hg. Bericht über die Neuphilologen-Versammlung in Helsingfors, 11. bis 13. Januar 1909. — W. Söderhjelm, Stilästhetik und Stilstudien. — H. Suolahti, Über Methode und Aufgaben der deutschen Wortforschung. — A. Långfors, Les théories sur la formation des chansons de geste. — J. Öhquist, Romantik und Klassik in der modernen deutschen Dichtung. — J. Poirot, Quantität und dynamischer Akzent. — Besprechungen. — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Germanisch-romanische Monatsschrift in Verbindung mit Holthausen, Michels, Meyer-Lübke, Streitberg hg. von Heinrich Schröder. Jahrg. I, Nr. 1. Jan. 1909 [W. Streitberg, Die Zukunft der deutschen Sprache. — G. Neckel, Zur Einführung in die Runenforschung, 1. — R. Petsch, Zur Einführung in das Studium Friedrich Hebbels. —

A. Eichler, Ein englischer Melancholiker: James Thomson der Jüngere. — W. Küchler, Das französische Theater der Gegenwart, I: François de Curel. — M. Förster, Universität und Schule]. II, 2. Febr. 1909 [G. Neckel, Zur Einführung in die Runenforschung, 2. — R. Petsch, Vom Weimarer Goethe. — M. Deutschbein, Die sagenhistorischen und literarischen Grundlagen des Beowulfsepos. — A. Schröer, Neuere und neueste Shakespeareausgaben und die Kritik des Textes. — W. Meyer-Lübke, Das Französische in Kanada].

Philologische und volkskundliche Arbeiten Karl Vollmöller zum 16. Oktober 1908 dargeboten, hg. von K. Reuschel und K. Gruber. Erlangen, Junge, 1908. V, 399 S. [M. Höfler, Der Wecken. — A. Wagner, Sechs Briefe Lavaters an den Pfarrer Mertens in Osnabrück. — H. Varnhagen, Drei italienische Kleinigkeiten: 1. Eine unbekannte Version der Novelle vom Gatten als Beichtvater seiner Frau; 2. Zu den Ausgaben des Fiore di virtù; 3. Die Einnahme von Mailand durch das kaiserlich-päpstliche Heer am 19. November 1521. — J. Pirson, *Quomodo* en latin vulgaire. — H. Urtel, Zur Agglutination des Artikels in französischen Mundarten. — B. Schädel, Zur Entwickelung des finalen *a* im Ampurdá. — H. Suchier, Französische Urkunde aus Tournus (Dez. 1292). — A. Stimming, Der Infinitiv mit der Präposition *pour* im Französischen. — W. Tavernier, Über einen terminus ante quem des altfranzösischen Rolandsliedes. — E. Wechssler, Ein altfranz. Katechismus der Minne: *Les voulleurs d'amors.* — E. Stengel, Gisberts von Metz Hochzeit mit König Yons Tochter und der beiden Söhne Hernauts Taufe, nach 14 Hss. zum erstenmal veröffentlicht. — W. von Zingerle, Zum *Roman de la dame à la lycorne et du biau chevalier.* — R. Zenker, Raimbaut de Vaqueiras und Kaiser Alexius IV. von Konstantinopel. — L. Jordan, Antoine de la Sale und der *Petit Jehan de Saintré.* — H. Schneegans, Henriette in Molières 'Femmes savantes'. — H. Heifs, Henri de Régnier. — G. Baist, *Vega* und *nava.* — A. L. Stiefel, Lope de Vega und die Comedia 'El nuevo Pitágoras'. — G. Hartmann, Zur rätoromanischen Verskunst. — K. Gruber, Vordeutsche Ortsnamen im südlichen Bayern. — K. Reuschel, Die Sage vom Liebeszauber Karls des Grofsen in dichterischen Behandlungen der Neuzeit. — F. S. Kraufs, Blumen spriefsen unter schönster Frauen Tritten empor].

Kluge, Friedrich, Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. Freiburg (Baden), J. Bielefeld, 1908. 213 S. 8. M. 6, geb. M. 7. [Friedrich Kluge hat unter dem Titel *Bunte Blätter* einen Teil seiner Vorträge und Aufsätze gesammelt, die meist schon in Zeitschriften und Zeitungen gedruckt waren. Das Alte und das Neue in so schöner Ausstattung beisammen zu haben, wird auch aufserhalb der germanistischen Kreise willkommen sein. In Kluges eigenstes Arbeitsgebiet weisen die Aufsätze, die sich mit Ständen und ihrer Sprache beschäftigen. Die ersten vier Aufsätze 'Vom geschichtlichen Dr. Faust', 'Der Venusberg', 'Die fahrenden Schüler', 'Das Johannesevangelium' gehören zusammen: sie beschäftigen sich mit jenem verbummelten, abenteuernden und zauberkundigen Völklein, das der Titel des dritten Aufsatzes nennt. Denn der Dr. Faust, wie er als Zauberer und Astrolog auf Erden wandelte, kann seine Zugehörigkeit auch zu den fahrenden Schülern nicht verleugnen. Und der Venusberg ist nicht nur der Berg, in dem Frau Venus mit dem Tannhäuser haust, er ist auch der Nekromantenberg, von dem die fahrenden Schüler ihre Zauberkraft geholt zu haben vorgaben. Mit einem Amulett aber, auf dem die ersten Worte des Johannesevangeliums standen, wird manch fahrender Schüler vertrauensselige Bauern und Bürger betrogen haben. In den Aufsätzen 'Alter und Name des Salamanders', 'Wir wollen einen Papst erwählen', 'Ergo bibamus' kommt der Autor der deutschen Stu-

dentensprache und zugleich der Erklärer Goethes zu Worte, in dem über 'Rotwelsche Zahlworte' der Verfasser des Rotwelsch. Die Reden 'Über die Sprache Shakespeares' und 'Die sprachgeschichtliche Stellung Schillers' würdigen die sprachschöpferische Kraft einzelner. Der Aufsatz 'Ein neues gotisches Sprachdenkmal?', der vor zehn Jahren zuerst erschien, holt aus den Reichenauer romanischen Glossen germanisches Sprachgut hohen Alters. Die übrigen Titel 'Unsere ältesten Hundenamen', 'Fausts Zauberrofs', 'Die Heimat des Christbaums', 'Ostern', 'Tuisco deus et filius Mannus', 'Sippennamen und Sippensiedelungen', 'Notschreie', 'Zur Geschichte des Wortes Schwindlers', 'Die Heimat der Brieftaube', 'Das Alter des künstlichen Eises', 'Birkenrinde', 'Das Schweizerische Idiotikon' mögen einen Begriff geben von dem Reichtum dieser schönen Sammlung. W. Nickel.]

Stöckel, H., Deutsche Sprachlehre auf geschichtlicher Grundlage zum Gebrauch an höheren Lehranstalten wie zum Selbstunterricht. Bamberg, C. C. Buchner, 1908. XV, 252 S. 8. M. 3,60. [Der Verfasser denkt sich als Benutzer seines Buches in erster Linie die Schüler höherer Schulen. Es kann und wird dort ein guter Führer zur Kenntnis unserer Muttersprache sein, denn Stichproben zeigen, dafs Stöckel guten Gewährsmännern folgt, und dafs nicht Sprachmeisterei, sondern die Geschichte der Sprache die Entscheidung über das sprachlich Richtige gibt. An die deutschen 'sprachwissenschaftlichen Kunstausdrücke' (z. B. 'behauchter Augenblickslaut' für aspirierte Tenuis) wird sich der Schüler, der von der lateinischen Grammatik herkommt, freilich erst gewöhnen müssen. W. Nickel.]

Ditscheiner-Wessely-Schmidt, Deutscher Wortschatz. Grammatisch-stilist.-orthogr. Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst Fremdwörterbuch von J. E. Wessely. 5. verm. Aufl. Lief. 1. Gotha, Schmidt, 1908.

Weyde, J., Neues deutsches Rechtschreibwörterbuch. Mit Rechtschreibregeln, kurzen Wort- und Sacherklärungen ... Auf Grund der neuen, gemeindeutschen Rechtschreibung. 4. Auflage. Leipzig u. Wien, G. Freytag u. F. Tempsky, 1908. 256 S. 8. Geb. M. 1,50. [Dies Wörterbuch enthält etwa 50000 Wörter. Von der Menge der Komposita und Zusammensetzungen ist nur eine knappe Auswahl aufgenommen. Wenn aber *Gezerr, Gezisch, Gezüngel* aufgenommen ist, so hätten auch *Gewedel, Gewipfel, Gewispel, Gewisper* dasselbe Recht auf Aufnahme. Dafs der Verfasser mundartlichen Wörtern Bürgerrecht in seinem Wörterbuche gewährt, ist zu loben. Die Fremdwörter sind verdeutscht. Weshalb aber steht *Aut* als Stichwort da, obwohl doch — wenn man nun einmal die verkürzte Form gebrauchen will — *Auto* sicher verbreiteter ist? Die Schreibung schliefst sich an den Buchdrucker-Duden und an die amtlichen Regelbücher an. Hier und da kann man bei Weyde den geschichtlichen Sinn vermissen. Ob dem Plural *die Leutnante*, nur weil die Endung deutsch ist, die Zukunft gehört, das hat doch nicht der Verfasser zu entscheiden, sondern der Sprachgebrauch. W. Nickel.]

Schaer, Alfred, Die dramatischen Bearbeitungen der Pyramus-Thisbe-Sage in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert. Schkeuditz, Schäfer, 1909. 128 S. M. 2,40. [Schaer verfolgt zunächst die Verpflanzung der Ovidischen Pyramus-Thisbe-Sage nach Deutschland und ihre Umwandlung in ein deutsches Volkslied, das auch in einer niederländischen Fassung vorliegt. Dann zeigt er, dafs die sechs deutschen Pyramus-Thisbe-Spiele, die zwischen 1517 und 1623 zu erweisen sind, teils von Ovid, teils vom genannten Volkslied abhängen. Endlich erwähnt er die Peter-Squenz-Spiele, um zu betonen, dafs diese nicht auf der deutschen Tradition des 16. Jahrhunderts, sondern auf englischem Einflufs beruhen. Die exakte Motivvergleichung gibt dem Büchlein überzeugende Kraft. A. B.]

Schenker, M., Charles Batteux und seine Nachahmungstheorie in Deutschland. (Untersuchungen zur neueren Sprach- u. Literaturgeschichte,

hg. von O. F. Walzel. N. F. Heft 2.) Leipzig, Haessel, 1909. VIII, 153 S. 8. M. 3.

Pallmann, H., Johann Adam Horn, Goethes Jugendfreund. Leipzig, Insel-Verlag, 1908. 147 S. 8. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Hg. von Jonas Fränkel. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 1—3. Jena, Diederichs, 1908. XXI, 443; 409; 479 S. 8. Brosch. M. 9, in Leinwand M. 12, in Leder M. 16.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt. Leipzig, Insel-Verlag, 1908. XII, 289 S. 8. Pappbd. M. 2.

Danton, G. H., The nature sense in the writings of Ludwig Tieck. (Columbia University Germanic Studies. 3, 2.) New York, Columbia University Press, 1907. 98 S. 8. $ 1,00 net. [Den Natursinn in den Werken des Schöpfers der Worte 'Waldeinsamkeit' und 'mondbeglänzte Zaubernacht' zum Gegenstand einer besonderen Schrift zu machen, hat George Henry Danton unternommen. Mancherlei glückliche Bemerkungen fallen dabei ab: z. B. über die Verwendung und Bevorzugung bestimmter Szenerien wie Garten, See, Berg, Ebene; wo in der Landschaft der Blick anfängt und wo er endet; daſs der Mond bei Tieck immer rot und golden, nie silbern ist. Der Einfluſs des Mondlichts auf den Menschen wird aus der Konstitution von Tiecks eigenem Körper gedeutet. Hübsch ist auch die Statistik des Schauplatzes der Szenen seiner Dramen: die Szene 'Wald' und 'Feld' ist sehr häufig. Mit der Stimmung der Menschen korrespondiert die Natur: Morde geschehen bei Unwetter und Sturm; der Morgen ist die Zeit der Freude, die Nacht die Zeit der Sorge. W. Nickel.]

Eichendorff, Jos. Freiherr v., Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. In Verbindung mit Ph. A. Becker hg. von W. Kosch und A. Sauer. Band 11: Tagebücher. Mit Vorwort und Anmerkungen von W. Kosch. Regensburg, J. Habbel, 1908. XIV, 426 S. 8. M. 4, Subskr.-Preis M. 2,50. [Von dieser historisch-kritischen Ausgabe der Werke Eichendorffs, zu der sich Wilhelm Kosch, August Sauer und Philipp August Becker zusammengetan haben, ist als erster der elfte Band erschienen. Er ist in seiner Gesamtheit neu, denn bisher waren nur Bruchstücke der Tagebücher gedruckt. Die Aufzeichnungen umfassen, wenn man von einigen früheren Notizen und ein paar Lücken absieht, die Jahre 1800 bis 1812. Sie werden eine Hauptquelle für den ersten Band, die Biographie, sein. Die oft knappen und kargen Aufzeichnungen zeigen doch manchmal den künftigen Dichter, so wenn unter dem 13. September 1805 steht: 'Der Berg war so öde, die Wolken flohen schnell, und durch den Riſs derselben tönten plötzlich die wunderbaren Melodien einer Schalmey so klagend, so herzergreiffend wie aus fernen fremden Welten herüber, klang das Glockengeläute einer Heerde darin.' Deutlich genug tritt auch aus den abgebrochensten Sätzen aus der Heidelberger Zeit der Einfluſs des Grafen Loeben hervor. Dem Herausgeber Wilhelm Kosch und dem Besitzer der Handschrift Karl v. Eichendorff gebührt der Dank aller Freunde des Dichters. W. Nickel.]

Walzel, O. F., Hebbelprobleme. Studien. (Untersuchungen zur neueren Sprach- u. Literaturgesch., hg. von O. F. Walzel. N. F. H. 1.) Leipzig, Haessel, 1909. VIII, 123 S. 8. M. 3.

Friedrich, P., Der Fall Hebbel. Ein Künstler-Problem. Leipzig, Xenien-Verlag, 1908. 38 S. 8. M. 1.

Emanuel Geibels Jugendbriefe. Bonn. Berlin. Griechenland. Mit 2 Bildnissen. Berlin, Curtius, 1909. VIII, 249 S. 8.

Blätter für die Kunst. Eine Auslese aus den Jahren 1904—1909. Berlin, Bondi, 1909. 176 S. 8. [Stefan George beginnt mit eigenartigen, klangschweren, den Sinn sprungweise packenden Übersetzungen von Shakespeares Sonetten 18, 29—34, 52 f., 73—78. Von ihm ist auch eine 'Vorrede zu Maxeiner' in Prosa und 'Goethes letzte Nacht in Italien' in Versen

Von den übrigen Beiträgen seien hier hervorgehoben: Wolfskehl, der das Mysterium neu zu beleben sucht, Wolters mit seinen modernisierten Minneliedern und besonders Gundolf, der auf eine Reihe originaler Gedichte zwei lyrische Prachtstellen — Romeo I 5, II 2 — aus seiner neuen Shakespeare-Übersetzung folgen läfst. Man darf danach dem zweiten Bande seiner Shakespeare-Übersetzung, der den ganzen Romeo enthalten wird, mit Erwartung entgegensehen. A. B.]

Friedmann, S., Avviamento allo studio del tedesco, Milano, L. Trevisini, 1909. 194 S.

Lind, E. H., Norsk-Isländska dopnamn ock fingerade namn från medeltiden. 1.—3. Häftet. Upsala, Lundequistska bokhandeln; Leipzig, Harrassowitz. à M. 3. [Die ersten drei Hefte reichen bis *Hàmundr*. Sie zeigen ein reiches Nachleben der Namen aus der Heldensage. *Biolfr* füllt eine Spalte, *Atli* anderthalb, *Brynhilda* und *Brynhildr* dreieinhalb. Das 14. und 15. Jahrhundert haben die meisten Belege geliefert. Eine Kontrolle ist zunächst sehr erschwert, weil die Denkmäler leider stark abgekürzt sind, ohne dafs ein Schlüssel für die Abkürzungen beigegeben wäre. Das Wörterbuch ist bereits bis *s* fertig, so dafs es in rascher Folge weiter erscheinen kann. A. B.]

Englische Studien XV, 2. 1909 [E. Ekwall, Zur Geschichte der ae. guttur. Spirans ȝ im Me. — R. D. Havens, Seventeenth century notices of Milton. — R. D. Havens, The early reputation of 'Paradise lost'. — B. Fehr, Ergänzungen zum 'New English dictionary'. — K. Hechtenberg-Collitz, Das Wort *boom* in den Vereinigten Staaten. — E. L. Stahl, Das englische Theaterjahr 1907—08. — Besprechungen. — Miszellen].

Anglia XXXII. Neue Folge XX, 1. 1909 [K. Schmittbelz, Das Adjektiv in 'Sir Gawayn and the grene knyȝt'. — W. J. Lawrence, Early French players in England. — G. R. Elliott, Shakespeare's significance for Browning].

Beiblatt zur Anglia. XX, 1. 2. Januar, Februar 1909.

Scottish historical rewiew. VI, 22. Jan. 1909 [C. H. Firth, Ballads illustrating the relations of England and Scotland during the 17th century. — E. M. Barron, A new view of the war of independence. — J. G. A. Baird, An Edinburgh account-book of two hundred years ago. — A. Lang, Lettres of Cardinal Beaton, 1537—1541. — J. L. Morison, Sir Thomas More in his English works. — Sir H. Maxwell, Chronicle of Lanercost. — Review of books. — Queries and replies. — Notes and comments].

The literary echo, a fortnightly paper intended for the study of the English language and literature, ed. by A. Th. Paul, Th. Jäger, J. E. Anderson. — XI, no. 1—24. Heilbronn, E. Salzer, 1908.

Morris, John, Organic history of English words. Part I: Old English. Strafsburg, Trübner, 1909. VIII, 128 S. 8.

Bødtker, H. Trampe, Critical contributions to Eearly English syntax. 1st series. (Videnskabs-selskabets skriften II. Hist. filos. Kl. 1908. No. 6). Christiania, Dybwad, 1908. 48 S. 4. [1. of; 2. at, by, to; 3. numerals, adverbs, compositions.]

Der altenglische Junius-Psalter. Die Interlinarglosse der Handschrift Junius 27 der Bodleiana zu Oxford. Hrsg. von E. Brenner. (Anglistische Forschungen hg. von Hoops. H. 23.) Heidelberg, Winter, 1909. XLII, 194 S. 8.

Der Lambeth-Psalter, eine ae. Interlinearversion des Psalters in der Hs. 427 der Erzbisch. Lambeth Palace Library von N. Lindelöf. (Acta Societatis Scientitiarum Finnicae XXXV, 1.) Helsingfors, Finnische Literaturgesellschaft, 1909. 4. Text S. 1—257. Glossar —322.

Das angelsächsische Prosaleben des hl. Guthlac. Mit Einl., Anmerk. und Miniaturen hrsg. v. P. Gonser. (Anglistische Forschungen hrsg. v. Hoops. H. 27.) Heidelberg, Winter, 1909. VII, 200 S. 8. [Die beiden Hss. sind voneinander unabhängig und dürften aus der Mitte des 11. Jahrhunderts stammen. Die Übersetzung ist primitiv, entbehrt der persönlichen Prägungen, erhebt sich weder zu rhythmischem noch allit. Schmuck, weist aber eine Reihe poetischer Wörter auf, die zum anglischen Charakter des Denkmals passen. Als Legende eines mercischen Lokalheiligen ist der Prosa-Guthlac nach Mercien zu versetzen; ob noch vor Mitte des 10. Jahrhunderts, wie die Chad-Legende, scheint mir unbewiesen. A. B.]

Müller, M., Die Reim- und Ablautkomposita des Englischen. Strafsburg i. E., Phil. Dixt, 1909. VI, 105 S. 8.

Kabel, P., Die Sage von Heinrich V. bis zu Shakespeare. (Palaestra 69.) Berlin, Mayer & Müller, 1908. VI, 142 S. 8. M. 4.

The Malone Society reprints 1908:
— The interlude of Calisto and Melebea.
— The life of Sir John Oldcastle 1600.
— The tragedy of Locrine 1595.

Lämmerhirt, R., Thomas Blenerhassets 'Second part of the Mirror for magistrates'. Eine Quellenstudie. Strafsburg, phil. Diss. Weimar, Uschmann, 1909. VIII, 138 S. 8.

Hoffmann, A., Das Psyche-Märchen des Apuleius in der englischen Literatur. Strafsburg, phil. Diss. 1908. IX, 111 S. 8. [Ausgehend von Adlingtons Übersetzung des 'Goldenen Esels' 1566 behandelt H. 'The Golden ass' des Dekker, Chettle und Day 1600, Th. Heywoods 'Loves mistris' 1636 und eine Reihe kleinerer Bearbeiter des Psychestoffes, bis er es am Schlufs wieder mit gewichtigen Poeten, mit Mrs. Browning, W. Morris und R. Bridges zu tun bekommt.]

Gabrielson, A., Rime as a criterion of the pronunciation of Spenser, Pope, Byron, and Swinburne. A contribution to the history of the present English stressed vowels. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1909. XVI, 211 S. 8. [Auf Grund vollständiger Reimlisten für die genannten Dichter — für Spenser mit Hilfe von Bauermeister — wird gezeigt, dafs die zahlreichen unrichtigen Reime wesentlich auf Tradition beruhen, selten auf dem Einflufs der Schreibung, bei Byron auch öfters auf dem Einflufs des schottischen Dialektes, der ihm in der Kindheit lange ins Ohr klang. Man wird daher der Meinung von Brugger, Dam und Stoffel, wonach ne. Dichter nach ihrer individuellen Aussprache rein zu reimen pflegen, nicht beistimmen können, sondern mit Bauermeister und Luick die ne. Reime nur für eine sekundäre Erkenntnisquelle der Aussprache halten müssen. A. B.]

The 'First folio' Shakespeare. New York, Crowell & Co.
— The merry wives of Windsor. Ed. by Ch. Porter and H. A. Clarke. XIX, 228 S. 8.
— All's well that ends well. Ed. by Ch. Porter and H. A. Clarke. XIX, 216 S. 8.
— Measure for measure. Ed. by Ch. Porter and H. A. Clarke. XV, 230 S. 8.

Leschtsch, A., Richard III. Eine Charakterstudie. (Neue Shakespeare-Bühne V.) 35 S. M. 1, geb. M. 2. [Die Frage ist: Wie wird Richard III. aus einem hingebungsvollen Verfechter des Hauses York zum Mörder der eigenen Brüder und Neffen? Nicht aus angeborener Herrschsucht, sagt Leschtsch, aus leidenschaftlichem Egoismus, aus Verachtung aller feineren Tätigkeit, wegen seiner Häfslichkeit und dergl., sondern, da er sieht, wie sein Bruder auf dem Königsthron durch politische Torheiten dem Hause York das Spiel verdirbt, will er in eigener Person die Partie retten. 'Drang nach hingebender Tätigkeit': mit diesem Schlagwort soll Richard III. von Grausamkeit und von Heuchelei im niedrigen Sinne

reingewaschen werden. Er sei nur soweit hart, als es seine 'objektive Aufgabe' erheischt. Er liebe Anna wirklich, während er um sie wirbt; trotz des Spottes, den Richard unmittelbar nach der Werbung auf das Weib häuft, das sich in solcher Stimmung freien und gewinnen liefs, spricht L. S. 28 von der Innigkeit dieser Liebeserklärung. Bei der Scheinwahl zum König habe sich Richard 'wie ein Kind' von Buckingham leiten lassen, u. dgl. Die Ausführungen vermögen nicht zu überzeugen. A. B.]

Pfleiderer, Wolfgang, Hamlet und Ophelia. Eine psychologische Studie. (Neue Shakespeare-Bühne. Hrsg. v. Erich Paetel. VI.) Berlin, Paetel, 1908. 95 S. M. 1,50, geb. M. 2,50. [Hamlet, so führt der Verfasser aus, ist weder ein unedler Charakter, noch ist sein Geist gestört, er simuliert auch nicht eigentlich den Wahnsinn, sondern er sucht nur durch allerlei dunkle, im Grunde doch sinnvolle Reden den Angeredeten in seiner vorgefafsten Meinung zu bestärken, um den Narren 'mit einer gewissen Liebe' zum Narren zu haben. Er spricht zynisch zu Ophelia, in einem Anfall wilder Laune, um Ophelia ironisch recht zu geben: er will ihr Gefühl verletzen, von dem leisen Wunsch getrieben, ihr auf diese Weise die Wahrheit zu Gemüte zu führen. Es ist sein Verhängnis, dafs sein ganzes Weltbild auf Illusion beruht — diese Welt der Illusion in Hamlets Kopf wird durch die häfsliche Wirklichkeit zerstört, und so scharf er die für ihn neue Wirklichkeit durchschaut, vermag er sich doch nicht in ihr zurechtzufinden: darüber geht Hamlet zugrunde. Ob solcher Illusion versteht er auch die Geliebte nicht; die beiden täuschen sich gegenseitig; sie glaubt ihm nahezustehen, aber der Idealmann, den sie liebt, hat mit Hamlet nur eine äufsere Ähnlichkeit. Ihre Unschuld wird gegen Goethe verteidigt, ihre Unselbständigkeit gegenüber ihrem Vater und ihrer ganzen Umgebung aber offen zugegeben. A. B.]

Limberger, R., Polonius. Eine Studie zur Ehrenrettung Shakespeares. (Neue Shakepeare-Bühne. Hg. v. Erich Paetel. VII.) Berlin, Paetel, 1908. 43 S. M. 1, geb. M. 2. [Nicht ein Schwachkopf sei Polonius gewesen, sondern ein ganz vernünftiger Mann, der sich vor unsern Augen entwickelt. Man habe ihn mifsverstanden, weil er sich so geschraubt und geschwätzig ausdrücke. Tatsächlich habe er den ersten Fehler gemacht, als er die Königswahl und die Vermählung geschehen liefs; damals sei Polonius sich selber nicht treu gewesen, und darüber habe er später in der Geleitrede an Laertes sich deutlich ausgelassen: 'Sei dir selber treu!' Als ein besonderer Charakter wird er nicht hingestellt, vielmehr als ein alter Lebemann (S. 13) mit sittlicher Minderwertigkeit (S. 17), der seinen Tod nicht blofs verschuldet, sondern verdient habe (S. 37). Nur als einen lebendigen Menschen will ihn Limberger anerkannt sehen, nicht als eine blofse Schachfigur, und so schliefst er mit dem Wunsche, dafs ein Schauspieler uns in Polonius eine interessante Charakterfigur darstelle, zu ihrer und Shakespeares Ehre. A. B.]

Middleton, Thomas, und Rowley, William: The Spanish gipsie and All's lost by lust. Edited by Edgar C. Morris. — Otway, Th., The orphan and Venice preserved. Edited by Charles F. McClumphe. (Belles lettres series sect. III.) Boston and London, D. C. Heath & Co., 1908. (XLIX, 268, XXXIX, 349 S. [The Spanish gipsie ist als eine Frucht der Zusammenarbeit von Middleton und Rowley aufgenommen, All's lost by lust aber als das einzige bekannte Stück, das Rowley sicher ohne Hilfe verfafst hat. Sowohl diese beiden Dramen als das von Otway sind mit einer hübschen biographischen Einleitung und literarischen Würdigung versehen und auch durch Anmerkungen erklärt, wie es die Anlage der ganzen Sammlung forderte. Besonders hervorzuheben sind im Otwaybändchen einige Anhänge; da wird uns die Quelle, nämlich St. Real 1618, in englischer Übersetzung mitgeteilt; ferner der Prolog und Epilog Drydens

zu Venice preserved und die Liebesbriefe Otways, die man bisher in seltenen alten Ausgaben suchen mufste.]

Roxdale, G. H. G., The Spanish match in the light of recent research and the consideration of a private ms. relating thereunto. London 1908. 140 S. 8. (Privately printed for the Odd Volumes Club only in 251 copies.)

Albert, F., Über Thomas Heywoods The life and death of Hector, eine Neubearbeitung von Lydgates Troy book. (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Phil. Hrsg. v. Breymann u. Schick. H. 42.) Leipzig, Deichert, 1909. XI, 185 S. 8. M. 4,80.

Poetzsche, E., Samuel Richardsons Belesenheit. Eine literarische Untersuchung. (Kieler Studien zur engl. Philologie. Hrsg. v. Holthausen. N. F. H. 4.) Kiel, Cordes, 1908. XIV, 107 S. 8.

Hecht, H., Thomas Percy und William Shenstone. Ein Briefwechsel aus der Entstehungszeit der Reliques of ancient English poetry, hg. mit Einl. und Anm. (Quellen und Forschungen ..., hg. v. Brandl, Martin, Schmidt. H. 103.) Strafsburg, Trübner, 1909. XXXVI, 144 S. 8. M. 5.

Shelley, P. B., Select poems. Edited with introduction and notes by George E. Woodberry. (Belles-lettres series sect. VI.) Boston and London, D. C. Heath & Co., 1908. XXXI, 318 S. [Eine Auswahl aus Shelley zu geben, ist sehr dankbar, im kleineren Gedicht hat er sein Bestes geleistet, und so habe ich in Woodberrys reizendem Bändchen ein Wiedersehen mit vielen meiner Lieblinge gefeiert. Fragen mag man, ob es günstig war, aus dem Prometheus unbound nur Proben zu geben; die ersten drei Akte dieses Dramas bilden ein geschlossenes Ganze von mäfsigem Umfang und hätten wohl unverkürzt abgedruckt werden können, wenn man dafür Alastor und Epipsychidion geopfert hätte. Das Prometheusdrama ist und bleibt sein gröfseres Hauptwerk, das alle seine epischen Versuche weit überragt, und überdies steht es mit Proben von einem Drama, bei dem es ja stets auf die Handlungslinie ankommt, besonders mifslich. Die Einleitung betont den Einflufs deutscher Dichtung und platonischer Schriften; doch glaube ich, dafs der weitaus überwiegende Kunsteinflufs auf Shelley von den Lakists ausging, und dafs seine Denkweise weit stärker von Godwin bedingt war als von Plato. A. B.]

Jiriczek, O., Viktorianische Dichtung. Anhang: Die Lesarten der ersten Fassungen. Heidelberg, Winter, 1909. 65 S. 8. M. 1,20.

Ellinger, J., Vermischte Beiträge zur Syntax der neueren englischen Sprache ... Eine Ergänzung zu jeder englischen Grammatik. Wien und Leipzig, A. Hölder, 1909. XIII, 94 S. 8. M. 2,60. [Sammlung interessanter Ausnahmen von den landläufigen Syntaxregeln. Sie gelten der Wortstellung, mit besonderer Rücksicht auf das Adverb, den Artikel, Pronomen und Verb; die übrigen Redeteile stehen zurück. Eine Ergänzung zu Mätzner.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60:

Vol. 4088—89: E. F. Benson, The climber. Vol. 1. 2.
„ 4090: Horace Annesley Vachell, The waters of Jordan.
„ 4091—92: John Galsworthy, The man of property. Vol. 1. 2.
„ 4093: Gertrude Atherton, The gorgeous isle.
„ 4094: Rhoda Broughton, Mamma.
„ 4095: Oscar Wilde, A house of pomegranates.
„ 4096: Oskar Wilde, Lord Arthur Savile's crime and other prose pieces.
„ 4097: H. G. Wells, The war in the air.
„ 4098—99: Ouida, Helianthus. Vol. 1. 2.
„ 4101: E. F. Benson, The blotting book.

Krüger, G., Englische Schulgrammatik. Unter Mitwirkung von W. Wright bearbeitet. 2. Aufl. (Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen 2). Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1909. XVI, 266 S. 8. M. 3.

Lee, E., A school history of English Literature. With an introd. by E. K. Chambers. Vol. 1—2. London, Blackie & Son. VI, 206; VI, 232 S. 8. [Anfang: As Chaucer was the first English poet who used a language that we can all read, we begin our account with him. Doch folgt ein rascher Rückblick auf die ags. und frühme. Zeit. In einem Schulbuch ist es begreiflich, dafs 'Troilus und Cressida' mit achteinhalb Zeilen wegkommt. Dafür sind dem Humor Chaucers zwei Seiten eingeräumt und dem Schotten Henryson vier. Kulturhistorische Dinge, Unterrichtswesen, Erasmus, Elisabeth sind stark berücksichtigt. Die unvergleichliche Entwicklung der englischen Spiele bis zu Shakespeare tritt kräftig hervor; leider beginnt das Interlude hier noch immer mit Heywood, ohne Rücksicht auf ältere weltliche Mimik. Shakespeare selbst eröffnet das zweite Bändchen, das bis nach Dryden herabreicht. Glossen und fetter Druck machen die Darstellung übersichtlich, viele eingestreute Proben regen zum Auswendiglernen berühmter Stellen an. A. B.]

Irmer, K., Sammlung franz. u. engl. Volkslieder für den Schulgebrauch. Marburg, Elwert, 1909. 99 S. 8. M. 1, geb. M. 1,25.

Baumgartner, A., Englisches Übersetzungsbuch. Zürich, Orell Füfsli, VI, 62 S. 8. M. 1.

Velhagen u. Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. English Authors. Ausgabe B. Mit Anmerk. in einem Anhang. Bielefeld und Leipzig, 1908—09.

Lfrg. 115: G. A. Henty, Both sides the border. A tale of Hotspur and Glendower. Hg. v. H. Strohmeyer. IV, 171; 26 S. M. 1,40.
„ 116: Tip Cat. Bearb. v. K. Horst. V, 143; 35 S. M. 1,30.
„ 117: F. Hodgson Burnett, Sara Crewe. Hg. v. B. Klatt. V, 67; 17 S. M. 0,80.
„ 118: Mrs. Gaskell, Cranford. Hg. v. G. Opitz. VI, 130; 23 S. M. 1.
„ 119: Readings from Ruskin. Hg. v. Aronstein. XII, 123; 40 S. M. 1,10.
„ 120: A. R. Hope, Select stories. Hg. v. H. Fr. Haastert. 149; 50 S. M. 1,30.
„ 121: A. Giberne, Sun, moon, and stars. Hg. v. H. Strohmeyer. VI, 126; 46 S. M. 1,40.
„ 122: H. Keller, The story of my life. Hg. v. L. Bülte. V, 104; 18 S. M. 0,80.

Müller, D., Die Praxis des englischen Handelsbriefverkehrs. Zum Gebrauch an Handelsschulen ... Leipzig u. Berlin, Teubner, 1909. VIII, 252 S. 8. M. 3,50.

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXV, 3, ausgegeben im Dezember 1908 [O. Nobiling, As Cantigas de D. Joan Garcia de Guilhade, trovador do seculo XIII. — H. Heifs, Studien über einige Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Literatur im 18. Jahrh. I. Der Übersetzer und Vermittler Michael Huber (1727—1804) — Michael Huber, Gedichte des Grafen Daniele Florio aus Udine. — Nachträge].

Revue des langues romanes, LI, 6, nov.—décembre 1908 [J. Anglade, Camille Chabaneau. — F. Castets, Les fils Aymon. — J. Ronjat, Sur l'enclise des pronoms personnels en Gascogne. — L. Lambert, Chants de travail. Métiers. — O.-M. Johnston, The legend of Berte aus grans pies and the Märchen of little Snow-white. — L. Karl, Un itinéraire de la France et de l'Italie. — G. Bertoni, *D'un cœur sain*; — franç. *flegme*. — Bibliographie].

Société internationale de dialectologie romane. Mitgliederbeitrag jährlich 25 Franken (= 20 Mark), wofür sämtliche Publikationen der Gesell-

schaft portofrei geliefert werden. Aufserordentliche Mitglieder, die nur das *Bulletin* beziehen wollen, zahlen 10 Franken (= 8 Mark). 1. Revue de dialectologie romane dirigée par A. Alcover, J. Anglade, M. G. Bartoli, A. Doutrepont, L. Gauchat, J. Geddes, J. Jud, J. Leite de Vasconcellos, R. Menéndez Pidal, O. Nobiling, A. Rivard, M. Roques, C. Salvioni, B. Schädel, E. Staaff. N° 1, janvier—mars 1909. Bruxelles, Soc. intern. de dialectologie romane. 156 S. [H. Urtel, Zur Volksliteratur der Vogesen, I. Es werden in phonetischer Umschrift a) Gebete, b) Rätselsprüche, c) Rätselfragen, d) Kinderreime, e) Scherzverse, f) Spottreden, g) Umkehrungen aus dem Gebiete der Baroche, spez. aus der Umgebung von Urbeis, mitgeteilt. Eine Behandlung der Stilistik der weitverbreiteten Motive dieser Volksliteratur wird in Aussicht gestellt und damit eine neue Aufgabe folkloristischer Forschung aufgewiesen. — B. Schädel, Die katalanischen Pyrenäendialekte. Eine Kartenskizze veranschaulicht das Gebiet, das Verf. 1906 mit Mossen Alcover dialektologisch durchforscht hat. Das reiche Material, das er dabei, mühsam genug, gesammelt, gestattet ihm die Behandlung der katal. Pyrenäensprache auf breitester Grundlage. Er gibt eine topographische Übersicht des schwierigen Geländes und seiner alten und neuen Verkehrswege und stellt die Geschichte der Besiedelung des Gebietes und seiner Territorialgrenzen dar. Schädels Ausführungen erweisen, dafs das Katalanische des Roussillon der Einwanderung von Hispani seinen Ursprung verdankt (ums Jahr 800), und dafs die heutige katal.-prov. Sprachgrenze eine alte Siedelungsgrenze ist, aus der eine weltliche und geistliche Verwaltungsgrenze und damit eine Verkehrsgrenze ward. Man folgt den präzisen Angaben mit dem Gefühl, dafs man sich unter sicherer Führung befindet, und erwartet mit Spannung die Fortsetzung der schönen Arbeit. — C. Salvioni, Noterelle varie: 20 vornehmlich dem italienischen und rätischen Dialektgebiete entnommene etymologische Fragen, die vielfach auf das Gebiet der Formenlehre hinüberführen und mit jener Sachkenntnis behandelt sind, die den Verfasser auszeichnet. — T. Navarro Tomás, El perfecto de los verbos *-a* en aragonés antiguo, observaciones sobre el valor dialectal de los documentos notariales. Verf. zeigt an diesen Perfektformen, dafs die oberarragonesische Amtssprache die dialektischen Bildungen meidet und die literarische Flexion sucht, so dafs die Amtssprache nicht als getreuer Ausdruck des örtlichen Idioms gelten kann. Cf. zu ähnlichen Verhältnissen auf franz. Sprachgebiet *Archiv* CXV, 456 f. — G. Millardet, Le domaine gascon, compte rendu rétrospectif jusqu'en 1907. Eine ausgezeichnete Orientierung über Umgrenzung und Gliederung der gascognischen Mundarten, über die schriftlichen Quellen und ihre bisherigen Bearbeitungen. Verf. bereitet mehrere Arbeiten über die Dialekte der Landes vor].

Bulletin de dialectologie romane. N° 1, janvier—mars 1909. Bruxelles, Soc. intern. de dial. romane. 51 S. [H. Morf, Mundartenforschung und Geschichte auf romanischem Gebiet. — Comptes rendus. — Chronique de la Société. — Petite correspondance dialectologique. — Nouvelles. — Bibliographie].

Werner, Fr., Die Latinität der *Getica* des Jordanis. Hallenser Inauguraldissert. Halle, Seele & Co., 1908. IX, 147 S.

Crescini, V., Romania. Orazione inaugurale dell'anno accademico 1908/9 letta nell'aula magna della R. Università di Padova il 9 novembre 1908. Padova, G. B. Randi, 1908. 36 S. [Skizziert in beredten Worten die Entstehung und die kulturelle Bedeutung der Romania, die das Erbe des völkerverbindenden imperii romani angetreten habe und hochhalte. Die Rede klingt in kosmopolitische Gedanken aus.]

Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschlufs des Keltischen von H. Zimmer, Kuno Meyer, L. Chr. Stern, H. Morf, W. Meyer-Lübke. Berlin u. Leipzig, Teubner, 1909. VII, 499 S. Aus:

Die Kultur der Gegenwart, hg. von P. Hinneberg, des Gesamtwerkes Teil I, Abteilung XI, I. Geh. M. 12; geb. M. 14. [Der Band zerfällt in drei Hauptabschnitte: I. Die keltischen Literaturen (und Idiome); II. Die romanischen Literaturen und III. Die romanischen Sprachen. Der erste Abschnitt ist von Zimmer, Meyer und Stern bearbeitet; von Zimmer rührt der einleitende allgemeine Teil her, der eine Geschichte und Charakteristik der keltischen Sprachen gibt und die Bedeutung und Eigenart des keltischen Schrifttums, speziell der Epik, darstellt (77 S.). Die Übersicht über die irische Literatur hat Meyer (20 S.), über schottische, kymrische, kornische und bretonische Literatur (40 S.) hat Stern zum Verfasser. Die Entwickelung der romanischen Literaturen (300 S.) ist unter sechs Titeln zusammengefafst: a) Frankreich bis zum Ende des 15. Jahrh.; b) Italien bis zum Ende des 17. Jahrh.; c) Die kastilische und portugiesische Literatur bis zum Ende des 17. Jahrh.; d) Frankreich bis zur Romantik; e) Die übrige Romania bis zur Romantik; f) Das 19. Jahrh. W. Meyer-Lübke hat den Schlufsteil über die romanischen Sprachen verfafst. Es tritt darin besonders der Abschnitt über die Namenkunde hervor. — Ein eingehendes Namenregister (28 S.) ist hinzugefügt].

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXXIII, 6 und 8. Der Referate und Rezensionen 3. und 4. Heft. XXXIV, 1 und 3 [W. Haape, Alfred de Musset in seinen Beziehungen zu Deutschland und zum deutschen Geistesleben. — E. Brugger, L'Enserrement Merlin. Studien zur Merlinsage. Nachtrag zu Abschnitt I. — D. Behrens und J. Haust, Wortgeschichtliches].

Le Traducteur, Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. La Chaux-de-Fonds (Suisse), Druck von A. Courvoisier, XVIIme année 1909. N° 1. 16 S. Bezugspreis halbjährlich Fr. 2 (Schweiz), Fr. 2.50 (Ausland). Im gleichen Verlag: The Translator (englisch-deutsch); Il Traduttore (italienisch-deutsch).

L'écho littéraire, journal bi-mensuel destiné à l'étude de la langue française (fondé par Aug. Reitzel) dirigé par Anna Brunnemann, Marcel Hébert et Ph. Rofsmann. 28me année, N° 1—24. Heilbronn, E. Salzer. V, 352 S. und 144 S. Supplément. Abonnement M. 4 jährlich.

Glossaire des patois de la Suisse romande. Dixième rapport annuel de la rédaction 1908. Neuchâtel, Attinger, 1909. 16 S.

Les deux poèmes de *La Folie Tristan* p. p. J. Bédier. Paris, Firmin-Didot, 1907. VII, 129 S. Société des anciens textes français.

P. Meyer, Notice sur la *Bible des sept états du monde* (1243) de Geufroi de Paris. Paris, Klincksieck, 1908. 72 S. Tiré des *Notices et Extraits des manuscrits de la Bibl. Nat.* Tome XXXIX.

Kristian von Troyes. Erec und Enide, Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, erklärenden Anmerkungen und vollständigem Glossar hg. von W. Foerster. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Halle, Niemeyer, 1909. XLVIII, 273 S. M. 6. — *Romanische Bibliothek* N° 13 [Der Text des *Erec* ist hier nicht nur einer neuen Durcharbeitung unterworfen worden, sondern der verdiente Herausgeber hat auch eine kleine Varia Lectio beigefügt, deren Auswahl sich ihm bei der unterrichtlichen Behandlung der Dichtung als besonders erwünscht ergeben hatte. Dem Text folgt ein Dutzend Seiten 'Anmerkungen', durch welche der Kommentar der grofsen *Erec*-Ausgabe eine willkommene Ergänzung erfährt. Das Glossar ist auf den ganzen Wortschatz ausgedehnt, und so füllt es wohl doppelt so viel Raum wie einst. Die Einleitung hat starke Umarbeitung erfahren und weist den Fortschritt der Kristian-Forschung auf, an der F. selbst den gröfsten Anteil hat. Wissenschaft und Unterricht erfahren durch diese Neuausgabe des *Erec* in gleicher Weise Förderung. — Foerster scheint nun endgültig bei *aqua* > *eve* zu bleiben, obschon der Grund, den er *Cligés* LXI (oben) anführt, nach wie

vor gegen diese Form spricht. In der Champagne ist sie mundartlich freilich nachgewiesen (cf. K. Hürlimann, *Die Entwickelung des lateinischen 'aqua' in den roman. Sprachen*, Zürich 1903, p. 22). Die ursprünglich gewählte Gestalt *aigue* (ib.) hat Foerster ganz fallen lassen: diese auf dem Wege der Palatalisierung liegende Entwickelung ist allerdings dem Nordfranzösischen fremd: *aigue* macht den Eindruck einer südfranzösischen Lehnform (*aigua*), die ja mit der Sprache des Minnesangs auch nach Italien gedrungen ist; Chrétien konnte sie wohl gebraucht haben. Und vielleicht brauchte er sie neben *iaue*, das ja, wie *eve*, champagnisch ist. Der *Atlas linguistique* fördert hier leider nicht, da die Form *o* heute auch in die Patois gedrungen ist und die alten Verhältnisse verwischt hat.]

Le Mistere de saint Quentin, suivi des Invencions du corps de saint Quentin par Eusebe et par Eloi. Edition critique publiée avec introduction, glossaire et notes par Henri Chatelain. (Deux planches hors textes.) Publication de la Société académique. Saint-Quentin, Impr. générale, 1908. LXXV, 452 S. gr. 4°.

Collection des plus belles pages, Paris, Société du Mercure de France [diese Sammlung erscheint in zwei Reihen; die eine besteht aus Bänden in -16° zu 3 Fr., die andere aus Bänden in -8° zu 3.50 Fr.]:

1. Théophile de Viau, Odes et stances — Élégies et sonnets — la maison de Silvie — Fragments: Pyrame et Tysbé; poésies diverses; contes. — Appendice: documents biographiques; anecdotes; jugements littéraires; le *Parnasse satyrique* et le procès; lexique; bibliographie. — Avec le portrait de Danet et une notice de Remy de Gourmont. 1907. 270 S. Fr. 3.

2. Saint-Amant. Poèmes: La solitude; le contemplateur; la jouissance; le palais de la volupté etc. — Raillerie à part: La débauche; les cabarets etc. — Pièces variées: Le melon — Orgie etc. — Caprices — Moïse sauvé (fragments). — Lettres et préfaces. — Appendice: Biographie; la lune parlante; anecdotes; jugements littéraires; bibliographie; lexique et notes. Avec un frontispice et une notice de Remy de Gourmont, 1907. 298 S. Fr. 3.

3. Stendhal (Henri Beyle). Avec une notice (von Paul Léautaud), 1908. VIII, 538 S. Fr. 3.50 [Der Band beginnt mit Auszügen aus den autobiographischen Schriften *Journal, Vie de Henri Brulard, Souvenirs d'égotisme,* an welche sich eine Reihe von Stendhals Vorreden schliefsen. Dann folgen einzelne Kapitel aus *Le rouge et le noir, La Chartreuse de Parme,* den italienischen und französischen Reiseberichten und aus *De l'amour.* Den Schlufs bilden einige kleinere Fragmente und zehn Briefe. Ein Anhang bringt biographisches Material (besonders von R. Colomb), Urteile über Beyle, les pseudonymes de Beyle; articles nécrologiques écrits par Beyle sur lui-même; les itinéraires de Stendhal (sehr lehrreich und bequem); bibliographie. — Auch von diesen drei Bänden gilt, was *Archiv* CXXI, 485 gesagt worden ist, dafs die Auswahl der Texte und die Beigaben gut und nützlich sind, und dafs der deutsche Leser hier vieles bequem vereinigt findet, was er sonst nur mühsam erreicht, und was zu kennen doch unerläfslich ist.]

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller, Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky:

Molière, Le bourgeois gentilhomme, comédie-ballet. Für den Schulgebrauch hg. von Oberlehrer Dr. H. Platow. Mit einem Titelbild. 1908. 109 S. Geb. M. 1.20.

A. France. Le crime de Sylvestre Bonnard, membre de l'Institut. Für den Schulgebrauch hg. von Schulrat Dr. L. Wespy. 1908. VI, 93 S. Geb. M. 1.60. Hierzu ein Wörterbuch: 40 Pf. [Dieses Wörterbuch besteht aus 36 S. Text und 28 Seiten Verlagskatalog; der nämliche Ballast ist auch den Textbändchen beigegeben; vergl. hier CXXI, 230].

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Otto E. A. Dickmann. Reihe A. Band 158:

Pauvre garçon p. Henriette Hollard. Für den Schulgebrauch bearb. von A. Eckermann. Leipzig, Renger, 1909. VI, 114 S.

Brockstedt, G., Das altfranzösische Siegfridlied. Eine Rekonstruktion mit einem Schlufswort: Zur Geschichte der Siegfridsage. Kiel, Cordes, 1908. 178 S.

Schürhoff, E., Über den Tristan-Roman des Jean Maugin. Hallenser Inauguraldissertation. Halle a. S., Waisenhaus, 1909. 75 S. [Inhaltsangabe und vergleichende Charakteristik des unvollendeten Romans (*Le premier livre du noureau Tristan*, Paris 1554, 1567 etc.), den der Angeviner Maugin, angeregt durch den Erfolg des *Amadis* und seines eigenen *Palmerin* (1546), veröffentlicht hat].

Krüper, A., Rabelais' Stellung zur volkstümlichen Literatur. Heidelberger Inauguraldissertation. Darmstadt, Otto, 1909. VIII, 102 S. [Der p. 34 zitierte 'volkstümliche' Vierzeiler aus *Pantagruel* IV, 67 ist eine Variation des bekannten Quatrains Villons *Quand il fut jugé à mourir*].

Sydow, P., Die französische Originalkomödie des 16. Jahrhunderts. Halle, H. John, 1908 [Eine Arbeit, deren Kompilationen unser Wissen nicht fördern. Sie gibt von den bekannten und in modernen Ausgaben leicht erreichbaren Renaissancekomödien Jodelles, Grévins, Belleaus etc. neun ausführliche Inhaltsangaben und kompiliert aus Fournier, Viollet Le Duc, Petit de Julleville (Rigal) etc. die literarischen Urteile in wörtlicher Anführung. Darüber hinaus ist der Verfasser in der einschlägigen Literatur nicht bewandert. Er kennt z. B. Toldos Arbeit (*La comédie française de la renaissance*) in der *Rev. d'hist. litt.* 1897 ff. nicht; ebensowenig des nämlichen Aufsatz in den *Studi di fil. romanza*, IX, 324. Es ist ihm unbekannt, dafs Rigal über die *personnages conventionnels de la comédie au XVIe siècle* ausführlich gehandelt (*Rev. d'hist. litt.* IV, 161—79), oder dafs Kawczynski über das Verhältnis von *Les Contents* zu *Les Ebahis* und beider zu den Italienern eine Studie veröffentlicht hat, etc. Auch die entwickelungsgeschichtliche Skizze meines Handbuches (p. 201 f.; 217 ff.), bei aller Kürze wohl die eingehendste deutsche Darstellung der Materie, ist ihm unbekannt geblieben, was schon um der Bibliographie willen bedauerlich ist. Gewifs liefs sich über die sterile französische Renaissancekomödie auch noch Neues sagen, z. B. zur Entwickelung der Dienerrollen oder des Capitano. Aber das erfordert, statt flüchtiger Bemerkungen (wie p. 139), eingehendes Studium; vergl. Stiefels Ausführungen zu Fest, den S. ebenfalls nicht kennt, hier CIII, 195, sowie die Arbeiten Croces, Senigaglias u. a. Das Feld, das der Verfasser sich gewählt, ist eben von anderen schon viel eifriger bestellt gewesen, als er ahnte.]

Klatt, W., Molières Beziehungen zum Hirtendrama. Mit einer Vorstudie: Haupttypen der Hirtendichtung vor Molière. Berlin, Mayer & Müller, 1909. IV, 213 S. M. 4.50.

Cushing, Mary G., Pierre Le Tourneur. Columbia University, Studies in romance philology and literature. Inauguraldissertation. New York, The Macmillan company, 1908. X, 317 S. Geb. Doll. 1.50. [Das Buch behandelt Letourneur (1737—1788) als Menschen, als Verfasser von *essais* und *éloges*, als Vermittler der englischen Weltschmerzdichtung (Young, Ossian), als Übersetzer aus dem Deutschen, Italienischen und besonders als Dolmetscher Shakespeares. Ein Anhang gibt bibliographische Auskunft und zeugt von dem erfolgreichen Bemühen der Verfasserin, Letourneurs Arbeit in streng chronologischer Folge und im Zusammenhang der zeitgenössischen Literatur zu verstehen. Zweifellos verdiente der unermüdliche Letourneur, der den Franzosen — und damit zum Teil auch den übrigen Romanen — das Gesamtwerk Youngs (1769), Shakespeares

(1776—83) und Ossians (1777) vermittelt hat, eine monographische Darstellung. Sie ist in der Hand der Verfasserin zu einem wertvollen Beitrag zur Literatur der Aufklärungszeit geworden.]

Morel, L., 'Wilhelm Meister' en France. S.-A. aus *Studien zur vergl. Literaturgeschichte* hg. von M. Koch. IX, Berlin, Duncker, 1909. S. 65 bis 94. [Die Leser des *Archiv*, die des Verfassers Arbeiten über *Werther* in Frankreich (*Archiv* CXVIII, 352; CXIX, 139; CXX, 368) kennen, werden diese neue Studie Morels zu schätzen wissen.]

Passy, P., L'évolucion de quelques diftongues en vieus français: *ei* (*oi*), *ie*, *ou* (*eu*), *uo* (*ue*). S.-A. aus *Mélanges Havet*, Paris, 1909. S. 343—58.

Ekblom, R., Etude sur l'extinction des verbes au prétérit en *-si* et en *-ui* en français. Thèse pour le doctorat. Upsal, Almqvist & Wiksell, 1908. 182 S.

Pommeret, L., Langue française. Méthode élémentaire. Enseignement simultané et rationnel de la grammaire et de la conversation d'après les tableaux artistique de J. F. Schreiber. Efslingen—Allemagne, J. F. Schreiber, o. D. 96 S. Kart. M. 1.20.

Beaux, Prof. Th. de, Kurzer Leitfaden für den französischen Unterricht in den Lehrlingsabteilungen der Handelsschulen. Leipzig, Göschen, 1909. VII, 157 S. Kart. M. 1.60.

Prof. Dr. Boerners neusprachliches Unterrichtswerk, nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Ausgabe für preufsische Seminare:

Lehrbuch der franz. Sprache für preufsische Präparandenanstalten und Seminare, nach den Bestimmungen vom 1. Juli 1901 von O. Boerner, Cl. Pilz und M. Rosenthal. II. Teil: 2. und 1. Klasse der Präparandenanstalten. Mit den Hölzelschen Bildern der Jahreszeiten, einer Karte von Frankreich, dem Plan von Paris und einer Tafel der französ. Münzen. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner, 1909. IX, 295 S. Geb. M. 3.20.

Die französischen Wörter germanischen Ursprungs. (Mots français d'origine germanique.) Zusammengestellt zur Erleichterung ihrer Aneignung von Dr. A. Burger. 2. Auflage. St. Pölten, Sydy, 1908. 20 S. M. 0.85.

Heine, K., Französisches Lesebuch für Handelsschulen. Nach den neuesten ministeriellen Bestimmungen verfafst. Hannover, G. Prior, 1908. VI, 195 S. Geb. M. 2.50.

Methodischer Lehrgang der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausgabe D. Für höhere Mädchenschulen. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet von Prof. Dr. G. Dubislav, Prof. P. Boek und Dr. H. Gruber. A. Elementarbuch der französischen Sprache: 1. Teil: 7. Klasse. gr. 8. XI, 73 S. Geb. M. 1. 2. Teil: 6. u. 5. Klasse. gr. 8. VII, 192 S. Geb. M. 2. 3. Teil: 4. Klasse. gr. 8. VII, 138 S. Geb. M. 1.40. — B. Schulgrammatik der französischen Sprache: gr. 8. IV, 131 S. Geb. M. 1.40. — C. Französisches Übungsbuch: 1. Teil: 3. u. 2. Klasse. gr. 8. VII, 144 S. Geb. M. 1.40. 2. Teil: 1. Klasse. gr. 8. V, 100 S. Geb. M. 1.20. Berlin, Weidmann, 1909.

Molé, A., Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Vollständig umgearbeitet von Prof. Dr. H. Wüllenweber. 77. Auflage. In zwei Bänden: Erster Teil, Franz.-Deutsch, 681 S.; Seconde partie, allemand-français, 715 S. Braunschweig, G. Westermann, 1908. Pro Band geb. M. 4.

Revue de Provence et de Langue d'oc, artistique, littéraire, scientifique et historique. Nouvelle série XIe année, N° 1. janvier 1909. Rédaction et administration: 17 rue de l'Etrieu, Marseille. Abonn. pour l'étranger fr. 3.50; le numéro 30 cent. [Aus dem Inhalt der Nummer (40 S.): Les jaquemarts de Provence, mit Illustrationen; Esquisse d'une histoire de la littérature béarnaise von L. Bactave; ein Verzeichnis der

in *lengo d'o* erschienenen oder auf sie bezüglichen Publikationen des Jahres 1908 vom Direktor der Zeitschrift E Lefèvre. Der nämliche Chronist des Felibrige wird auf Subskription eine *Bibliothèque de langue d'oc* veröffentlichen, die eine vollständige Bibliographie des südfranz. Sprach- und Literaturgebiets bringen soll. Subskriptionspreis Fr. 10].

Anglade, J., Les troubadours, leurs vies, leurs œuvres, leur influence. Paris, A. Colin, 1908. VIII, 328 S. Fr. 3.50.

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier, Fasc. 157 [J. Camus, La 'lonza' di Dante et les 'léopards' de Petrarque, de l'Arioste etc. — E. Sicardi, Per il testo del *Canzoniere* del Petrarca (continuazione). — Varità: L. Cambini, Primi saggi poetici di Vincenzo Monti. — Rassegna bibliografica — Bollettino bibliografico — Annunzi analitici — Pubblicazioni nuziali — Comunicazioni ed appunti — Cronaca].

Giovinezza, rivista illustrata per la gioventù italiana diretta da G. Piazzi. Anno I, N° 1. Decembre 1908. 50 S. Dir. e amministrazione: Corso Romano 100, Milano. Eine Halbmonatsschrift, jährlich fürs Ausland L. 9.25; vierteljährlich L. 2.50; einzelne Nummer 30 cent.

Novella di Paganino e di Messer Ricciardo. Metrische Bearbeitung einer Novelle Boccaccios. Faksimile eines um 1500 wohl in Florenz hergestellten Druckes, im Besitz der Kgl. Universitätsbibliothek in Erlangen. Erlangen, Mencke, 1908. 14 S. M. 2 [H. Varnhagen reiht hier den hübschen ital. Faksimiledrucken nach Originalen der Erlanger Bibliothek einen neuen an: die Geschichte vom Seeräuber Paganino und der schönen Pisanerin Bartolomea, die ein Reimer des 15. Jahrhunderts nach Dekameron II, 10 in Oktaven gebracht hat.]

Bulletin hispanique, X, 4 oct.—déc. 1908 [P. Paris, Fouilles et découvertes archéologiques en Espagne et en Portugal (1906/8). — G. Cirot, Recherches sur les Juifs espagnols et portugais à Bordeaux (suite). — M. Marion, Le maréchal Suchet. — C. Pitollet, Les premiers essais littéraires de Fernan Caballero, documents inédits (suite et fin). — Variété: R. Menéndez Pidal, A propósito de *La Bibliothèque du marquis de Santillane* por Mario Schiff. — H. Mérimée, Un érudit valencien: Don José Enrique Serrano y Morales. — Agrégation. — Bibliographie. — Articles de revue françaises ou étrangères concernant les pays de langue castillane, catalane ou portugaise. — Chronique].

Menéndez Pidal, R., Cantar de mio Cid. Texto, Gramática y vocabulario. Obra premiada por la R. Academia española. I. Madrid, Bailly-Baillière é Hijos, 1908. IX, 420 S. Pesetas 15 [Das monumentale Werk, dessen erster Band hier vorliegt, ist aus einer Preisaufgabe der spanischen Akademie hervorgegangen. Im Vorwort erzählt der Autor, wie die erste Form seiner Arbeit, deren Manuskript 1895 preisgekrönt wurde, im Laufe der Jahre mit den Fortschritten der eigenen und fremder Forschung sich umgestaltet habe, so dafs die heutige Gestalt zwar noch den alten Grundrifs, aber eine völlig neue Erfüllung aufweise. Der Band zerfällt in zwei ungleiche Teile: die ersten 140 Seiten behandeln die Kritik des überlieferten epischen Textes, der zweite Teil gibt eine Grammatik des *Mio Cid*, die zu einer umfassenden Darstellung des Altspanischen erweitert ist. Das *Archiv* wird von dem bedeutenden Werk noch eingehender sprechen].

Skrifter utgifna af K. Humanistika Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. XI, 3:

Evangelios e epistolas con sus exposiciones en romance segun la version castellana del siglo XV hecha por Gonçalo Garcia de Santa

Maria del texto de Guillermus Parisiensis: *Postilla super epistolas et evangelia*. Ahora por nuevo publicada conforme á la edición de Salamanca de 1493 existente en la biblioteca de la R. Universidad de Uppsala con dos introducciones por J. Collijn y E. Staaf. Uppsala, Lundström; Leipzig, Harrassowitz, 1908. LXXXVIII, 510 S. [Die von dem Dominikaner Guillermus Par. kompilierte *Postilla* (1437) ist ein viel benutztes geistliches Hilfsbuch geworden. Im Jahre 1484 wurde sie zu Zaragoza von dem Polygraphen Gonzalo Garcia de Santa Maria auch ins Kastilische übertragen. J. Collijn erörtert die bibliographischen Fragen, die sich an die erste Drucklegung (1485?) dieser Übertragung knüpfen. Erhalten geblieben ist einzig ein Exemplar des salmantiner Druckes von 1493, das die Universitätsbibliothek von Upsala aufbewahrt. Dieser Druck war bislang völlig unbekannt. E. Staaff stellt die mehr oder weniger authentischen aragonesischen Züge in den Lauten, den Formen und dem Wortschatze des Übersetzers dar (z. B. Synkope: *adminstrar, dominca*; Diphthongierung des unbetonten Stammes: *rrueguemos*; Benutzung des starken Perfektstammes zu endungsbetonten Formen: *supiendo supido* statt *sabiendo*; Leismus) und charakterisiert dessen Übertragungskunst. Die 500 Seiten Text der spanischen *Postilla*, die auf Collijns und Staaffs Einleitung folgen, sind eine wertvolle Bereicherung unseres Materials zur Kenntnis der Schriftsprache des 15. Jahrhunderts. Auch die Einleitungen dieses in Schweden gedruckten Buches sind spanisch geschrieben — eine sprachliche Huldigung des Nordens, der seit Lidforſs so viel zur Erforschung des spanischen Idioms und seines Schrifttums beigetragen hat.]

Homero. La Ilíada. Versión directa y literal del griego por L. Segalá y Estalella, catedrático de lengua y literatura griegas en la universidad de Barcelona. Ilustraciones de Flaxman y del professor A. J. Church. Barcelona, Montaner y Simón, 1908. 443 S. [Ins Kastilische ist die Ilias bisher zweimal übersetzt worden, beide Male in Versen. Hier liegt nun die erste Prosaübertragung vor, die den Urtext wortgetreu wiedergibt. Der Verfasser kennt, wie das Vorwort zeigt, nicht nur Homers Werk, sondern auch die homerische Frage. Seine Übertragung liest sich vorzüglich, und es gewährt einen eigenen Reiz, die homerischen Verse aus der schönen spanischen Prosa wiederklingen zu hören. Störend wirkt für unser Empfinden, daſs der Übersetzer die griechischen Götter- und Heroennamen durch die römischen ersetzt (Júpiter, Venus, Ulises etc.). Der Bildschmuck ist reich. Er bietet manches Schöne und mag auch den erfreuen, der das alte Heldenlied sonst lieber ohne die Interpretation des Zeichners genieſst.]

Boehme, E., Russische Literatur II (V. Garschin, Erzählungen). Mit Anmerk. und Akzentbezeichnung. (Sammlung Göschen 404.) Leipzig, Göschen, 1909. 130 S. 8. M. 0,80.

Drei Gedichte von Johann Albert Poyssl.

Einen verschollenen Dichter des 17. Jahrhunderts möchte ich in diesen Zeilen den Lesern des *Archivs* vorstellen, der weder in Goedekes *Grundrifs* noch in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* verzeichnet ist, der mehr als fünfzig Jahre seines Lebens in der strengen Zucht eines bayrischen Klosters zubrachte und dabei stets seine aufrechte, deutsche Gesinnung bewahrte, der sich in Sprache und Vers wenig um das von den Zeitgenossen bewunderte Muster Opitzischer Zierlichkeit kümmerte, dessen Poesien zeit seines Lebens ungedruckt blieben, und der mir dennoch ernsthafter Beachtung würdig erscheint: den Baumburger Chorherrn Johann Albert Poyssl. Hingewiesen hat auf ihn bereits der rührige und vielfach verdiente Volksliedforscher F. W. von Ditfurth, der in drei Sammlungen aus den Jahren 1872—77 verschiedene Lieder von ihm veröffentlichte.[1] Dabei jedoch hat er nicht nur die Schreibweise modernisiert, was wir ihm nicht verargen, sondern auch in den Jahreszahlen, der Zuteilung einzelner Gedichte und sonst so viel Irrtümer begangen, dafs man überall auf die handschriftlichen Quellen zurückgehen mufs, will man wirklich sicheren Boden unter den Füfsen haben.

Johann Albert Poyssl von Loifling stammt aus einem alten bayrischen Adelsgeschlecht, das schon im 14. Jahrhundert erscheint und 1697 in den Reichsfreiherrnstand erhoben ward;[2] ob diesem auch zwei vergessene Autoren des 16. Jahrhunderts, Ulrich und Eustachius Poyssel,[3] angehörten, ist vorläufig noch

[1] Ditfurth handelt über Poyssl: a) *Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts*, 1872, S. 98. — b) *Einhundertundzehn Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. Jahrhunderts*, 1875, S. 370. — c) *Die historischen Volkslieder vom Ende des Dreifsigjährigen Krieges 1648 bis zum Beginn des Siebenjährigen 1756*, 1877, S. 123. — Wenig Neues bringt M. Pfeifers Altenburger Schulprogramm: *J. A. Poyssls Gedichte wider Ludwig XIV. und die Franzosen* (1889).

[2] *Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser* 1848, 281; 1902, 550. Kneschke, *Deutsches Adelslexikon* 7, 203 (1867). *Münchner allgemeines Reichsarchiv*, Personen-Selekt 307 (Familie Poissl 1608—1762). Das Wappen war ein Hirschgeweih von acht Enden im goldenen Schilde (Siebmachers *Wappenbuch* II, 1, 51 Taf. 52).

[3] Udalricus Poyssel, *De arte sacra liber* (*germanice*): 'Seindt die Rechte Chimia' ... (Wiener Hs. 11347, Bl. 120a—130a). — Eustachius Poyssel, *Etliche Tractätlein von Verenderung etlicher verlauffner zeit,*

zweifelhaft. In einem 1624 geschlossenen, auf dem Allgemeinen Reichsarchiv zu München aufbewahrten Heiratsvertrage zwischen Eustachius Poyssl uff Loyfling, an der Zeith wohnhafft zue Hüllstett, mit Anna Regina Poyssl, Tochter des verstorbenen Eytelhardt Davidt Poyssl zu Loyfling, werden als Zeugen noch folgende Geschlechtsgenossen genannt: Hannß Poyssl von Loyfling auf Wulckherstorff, Wilhelm Poyssl von Loyfling auff Katzberg und Döffering, Peter Poyssl von und zu Loyfling, Hannfs Christoph und Davidt Melchior[1] Poyssl Gebrüedere vff Loyfling. Zwei Jahre früher, auf den 5. Dezember 1622, fällt nach einer eigenhändigen Aufzeichnung,[2] welche die abweichenden Angaben von Camesina, Westermayer und Lindner[3] als irrig erweist, die Geburt unseres Dichters Johann Albert. Sein Vater war der in jener Urkunde nicht erwähnte kurfürstlich bayrische Truchsefs Johann Karl Poyssl, seine Mutter eine geborene v. Quaderstorff.[4] Mit zwölf Jahren verlor der Knabe seinen Vater, der, wie es scheint, einer der drei Poyssls war, die 1634 bei Nördlingen im Kampfe gegen die Schweden fielen.[5] Auf Betreiben seiner Grofsmutter ward er am 22. Oktober desselben Jahres in das Baumburger Seminar aufgenommen.[4] Seine Mutter heiratete später einen Herrn Johann von Wolffart auf Trostberg.[6]

Auch wie lang die Welt noch zu stehen habe, neben einem wunderbarlichen Gesicht bei der Nacht am Himmel. 1597, 18½ Bogen 4° (Rotermund, *Fortsetzung zu Jöchers Gelehrten-Lexiko* 6, 770. 1819).

[1] Über Vorfahren und Nachkommen dieses David Melchior P. vgl. *Gothaisches Taschenbuch* 1848, 281.

[2] *Cathalogus Canonicorum Regularium Monasterij Baumburg, quos nouit horum Conscriptor Concanonicus ab anno 1634. tunc ad Seminarium ibidem susceptus, Joannes Albertus Poyssl de Loyffling. Sic scriptus anno 1690. 26. Octobris* (Münchner Reichsarchiv, Akten über Baumburg Fasc. 55). In diesem Verzeichnis von 71 Baumburger Chorherren steht als Nr. 28: 'Joannes Albertus Poyssl, Patria: de Loyfling in Palatinatu Cham, nat. A° 1622, 5. Sept. Professio 1641, 28. Augusti; ordines minores 1642 Angaria Pentecostes; Subdiaconus 1644 Angaria S. Michaelis; Diaconus 1645 Angaria S. Michaelis; Presbyter 1646 Angaria Adventus.'

[3] Camesina, *Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereins zu Wien* 8, CCXXI (1865), vermutet das Geburtsjahr 1655; Ant. Mayer u. G. Westermayer, *Statistische Beschreibung des Erzbistums München-Freising* 2, 674 (1880), behaupten: 'geb. zu München 1621'; P. Lindner, *Monasticon Metropolis Salzburgensis,* 1908, S. 17: 'geb. zu Albershofen, Oberpfalz 1622'.

[4] In dem von 1604 bis 1766 reichenden Verzeichnis der Baumburger Seminaristen (Münchner Cod. lat. 1882) steht unter dem 22. Oktober: 'Eodem die nuncio comite aduenit futurus hic seminarista nobilis adolescentulus Joannes Albertus Poisl, filius domini Joannis Caroli Poisl electoralis dapiferi, annorum 13 non absolutorum, cepit a rudimentis. Patrona victus est nobilis domina Barbara a Quaderstorff nata Hanordis, electoralis gynaecei magistra et paruuli materna auia.' Dahinter von anderer Hand: 'Anno 1640 ad S. Ad. et Mariam [?] Baumburg est susceptus. — Canonicus et Praeceptor huius loci.'

[5] *Gothaisches genealog. Taschenbuch* 1848, 281.

[6] *Münchner Reichsarchiv,* Kloster Baumburg Fasc. 48, Bl. 187.

Das vor 1116 gegründete Stift Baumburg,[1] auf einem Hügel zwischen Traun und Alz nördlich vom Chiemsee gelegen, war von regulierten (d. h. nach der Ordensregel der Augustiner lebenden) Chorherren besetzt und enthielt eine Schule für adlige Zöglinge, die bereits 1330 erwähnt wird. Hier legte Poyssl, kurz bevor er das 19. Jahr vollendete, das geistliche Gelübde ab und empfing vierundzwanzigjährig die Priesterweihe. Der friedliche Lauf seines Lebens aber änderte sich,[2] als nach dem Tode des milden Propstes J. B. Zehentner 1648 der harte und strenge Bernhard Wider die Leitung des Stiftes übernahm und der Kommissar des salzburgischen Erzbischofs Christoph Schreff seinen Günstling P. Joh. Georg Sponfelder zum Dekan erhob. Dieser war erst als Fünfzigjähriger auf der Flucht vor den Schweden aus Dieſsen nach Baumburg gekommen, wo er als ein halber Schwabe und Eindringling mit Miſstrauen betrachtet wurde und sich durch Hoffart, Unwissenheit und sittliche Verstöſse manche Blöſsen gab. Den Widerstand der anderen Chorherren wider seine Amtsführung suchte Sponfelder durch Gewalt zu brechen; dem P. Venerandus Friedrich Manz verbot er den Verkehr mit Poyssl und schickte ihn auf eine Landpfarre; den kränkelnden Poyssl plagte und reizte er so vielfach, daſs dieser beim Propst und Kapitel seine Versetzung in ein anderes Kloster erbat. Als dies wiederholte Gesuch abgeschlagen wurde, faſste Poyssl einen folgenschweren Entschluſs. Im Sommer 1650 verlieſs er mit noch einem Konventualen (andere waren zu ängstlich gewesen)[3] das Kloster Baumburg, um sich, da er in Salzburg kaum auf Gehör rechnen durfte, direkt bei der römischen Kurie zu beschweren.[4] Zuvor hatte er seine Anklagen wider Schreff, Sponfelder und das unziemliche Leben des Kellermeisters F. Urban

[1] Vgl. die bei Mayer-Westermayer 2, 669 und bei Lindner S. 17 angeführte Literatur über Baumburg. Eine Abbildung bei Mich. Wening, *Beschreibung des Churfürstenthumbs Ober- und Nidern Bayrn* 2, 26 (1721).

[2] Das Folgende berichte ich nach den Akten des Klosters Baumburg Fasc. 48 (im *Münchner Reichsarchiv*), Bl. 184—228, insbesondere nach der 75 Folioseiten einnehmenden Beschwerdeschrift Poyssls, die einen recht interessanten Einblick in das Leben der Baumburger Chorherren gewährt.

[3] Poyssl sagt: 'Non tantum insipui, qui omni homini revelarem cor meum; scio in hoc deserto videri posse arundines vento agitatas, quae, ne frangantur, auram quamlibet captant et ad omnem ludentis fortunae flatum sese inclinant.' Er versichert, seine Eltern und seine Freunde hätten seinen Entschluſs nicht vorher gekannt.

[4] So berichtet S. v. Thumbperg am 20. Oktober 1650 dem Kurfürsten Maximilian; vorher hatte Poyssl nur geäuſsert: 'Ego interea illuc migro, quo ire prohibere nequitis; suppeditabit bonus Deus forte monasterium aut specum, et si in pane breviore quam apud vos, in longiore tamen caritate ipsi soli servire licebit.' Und an anderer Stelle: 'Ego vero vos valere iubeo, Deo me committo, prius Baumburgum non rediturus, donec haec submota scandala, melius ordinatam disciplinam et Baumburgum decori suo restitutum certo inaudiam.'

Isinger in einer ausführlichen lateinischen Rechtfertigungsschrift, die vom 31. Mai 1650 datiert ist, zusammengefafst und diese in Trostberg bei seinem Stiefvater Johann von Wolffart deponiert. Sein Schritt erregte begreifliches Aufsehen. Das erzbischöfliche Konsistorium in Salzburg entsandte zwei Kommissare zur Untersuchung des Falles nach Baumburg, welche dort 'korrigierten und emendierten, was zu korrigieren und emendieren gewest',[1] und namentlich Sponfelder zur sofortigen Niederlegung seines Dekanats veranlafsten. Auch der alte Kurfürst Maximilian von Bayern liefs durch seinen Rentmeister Sigmund von Thumbperg in Baumburg Visitation halten. Am 20. Oktober 1650 berichtete dieser nach München, der jetzige Herr Prälat dringe etwas indiskret, allzu scharf und hart auf die armen Leute, traktiere sie auch wohl gar mit Streichen und habe jüngst zwei Konventualen, den Pater Poyssl und einen Frater, die er zu hart gehalten, dadurch zur Entweichung nach Italien gebracht. Der Kurfürst verlangte darauf Genaueres zu hören und bezeigte, nachdem er Poyssls Schrift erhalten, dem Propste von Baumburg sein Mifsfallen über diesen Austritt und über verschiedene von Poyssl gerügte Übelstände: dafs sich das junge Weibervolk in dem Gottshaus nit allein gar zu gemein und frech erzeigt, sondern auch selbigem auf dem Schlafhaus das Spazierengehn verstattet und noch über das ein Convers in dem Kloster vorhanden sei, welcher bereit öfters pecciert und dennoch ohne Korrektion und Buss unter den Conventualen den Meister spielen wolle.[2] Widers Antwort an den Kurfürsten vom 29. April 1651 fiel ziemlich lahm aus. Er berief sich darauf, dafs die salzburgischen Visitatoren die Mifsstände (die er wohlweislich nicht näher bezeichnete) abgestellt und ihm selber keine Schuld beigemessen hätten; Poyssl bezichtigte er der Undankbarkeit, dessen Austritt ihm um so schmerzlicher gefallen sei, dieweilen er und die Seinigen vom Kloster so vielfältig und grofse Guttaten empfangen hätten, und liefs durch einen Vergleich mit dem Verrate des Judas und der Flucht andrer Religiosen aus dem Kloster durchscheinen, dafs ihn nur Hang zu ungebundenem Leben oder zu ketzerischen Anschauungen fortgetrieben habe.

[1] Worte des Propstes Wider an den Kurfürsten.

[2] Poyssl redet von der Unkeuschheit der Mägde und einiger Konventualen (Tanta familiaritas, arrisus mutui, privata ac clandestina colloquia, contactus iocosi, favores speciales nullam clamant castimoniam ... Possem hic fulminare, sed timeo, ne tangam Iovem et in ipso offendatur Deus), macht aber auch bestimmte Verfehlungen Sponfelders und Isingers namhaft, die ich übergehe. In dem deutsch abgefafsten Sündenregister des Kellermeisters heifst es, dafs jetzt junge, freche und geschleckige Menscher in der Kuchl gehalten würden, damit Bruder Urban sein Recreation mit haben künne, dem allzeit viel angelegner gewesen der Dirnen Schlafkammer nächtlicher Weil als sein Cellam im Convent zu besuchen.

Von hier ab lassen uns die Akten im Stich. Bald darauf mufs Poyssl aus Italien oder aus dem Kloster, in dem er Zuflucht gesucht, nach Baumburg zurückgekehrt sein und sich durch Vermittlung seiner Verwandten und Gönner mit seinem Propste versöhnt haben. Dafs seine Stellung zu den beiden von ihm so schonungslos angegriffenen Klosterinsassen und deren Anhängern keine besonders glimpfliche sein konnte, liegt auf der Hand, ebenso aber, dafs er sich nötigenfalls seiner Haut wehrte. Poyssl lebte noch vierzig Jahre in Baumburg, als Präfekt des Seminars, dessen Bibliothek 1721 über 8000 Bände zählte, mit gelehrten Studien beschäftigt. Neben der obenerwähnten Liste der Chorherren hat er ein bis 1686 reichendes Verzeichnis der Baumburger Pröpste[1] hinterlassen. Zeitweise, so in den Jahren 1666 und 1681, wenn ihm das Klosterleben zu einförmig erschien, versah er das Pfarramt in Truchtlaching, dessen geistliche Versorgung durch das Baumburger Stift erfolgte.[2] Sein Tod erfolgte nicht 1688, wie Westermayer und Linden, jeder mit einem anderen Todestage (20. Dezember und 29. August), melden,[3] sondern erst nach dem Oktober 1690. Denn erst am 26. Oktober 1690 hat er den Katalog der Baumburger Chorherren abgeschlossen, und ins Jahr 1690 fällt auch das letzte seiner Gedichte.

Diese Gedichte, die allein uns zur Erforschung der persönlichen Verhältnisse des Autors reizten, sind uns in zwei eigenhändigen Manuskripten überliefert, den Cod. germ. 4055 und 4395 der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Cgm. 4055 enthält 193 beschriebene Quartseiten und 115 ungezählte leere Blätter in stattlichem altem Lederbande mit Goldschnitt, es ist eine Reinschrift von 25 Gedichten aus den Jahren 1677 bis 1690, betitelt: ‘Von mir Joanne Alberto Poyssl Can. Reg. Baumburg. Componierte gesänger.’ Das zweite Manuskript, das aus 35 losen Quartblättern besteht, enthält acht von jenen Gedichten aus den Jahren 1682 bis 1684, eins darunter unvollständig; es verrät sich durch einzelne Korrekturen als ein jener Reinschrift voraufgehendes Konzept. Verschwunden ist leider eine dritte Münchner Handschrift, die Schmeller 1836 an Stelle des erstgenannten Cgm. 4055 beschrieben[4] und Ditfurth 1872 benutzt hat; schon

---

[1] *Chronik von Baumburg,* verfafst von Albert Poyssl. 93 S. fol. (Cod. 32 des Historischen Vereins von Oberbayern).

[2] J. J. Wagner, *Geschichte des Landgerichts Traunstein* (*Oberbayrisches Archiv* 28, 317. 1869).

[3] Wie diese auffälligen Datenfehler entstanden sind, mögen Kenner der Lokalgeschichte untersuchen.

[4] Schmellers Notiz, nach der die kürzere Beschreibung im gedruckten Katalog der deutschen Hss. zu München 1866 Nr. 4055 gemacht ist, lautet: ‘Joh. Albert Poyssl Canonic. reg. zu Baumburg, Gedichte von 1681—1690 im Geiste des spätern heitern Marcellin Sturm. Manche auf die Zeitbegebenheiten bezüglich. Auch einige latein. u. mit Musiknoten versehen.

1889 konnte Pfeiffer die von letzterem angeführten 'Beilagen' zum Cgm. 4055 nicht mehr erhalten. Noch eine vierte Münchner Handschrift, den Cgm. 4088, hat Ditfurth allzu voreilig für Poyssl in Anspruch genommen;[1] denn diese nach 1703 in einem süddeutschen Kloster, vielleicht von dem auf Bl. 1a genannten Andreas Sutor, dem Herausgeber des *Latinum Chaos* (1714) und des *Hundertaugigen blinden Argos* (1740), aufgezeichnete Miszellanhandschrift (145 Bl. 4°) enthält zwar auf Bl. 135a ein Gedicht Poyssls, zeigt aber eine völlig abweichende Hand. Noch nicht ermitteln liefs sich, trotz Prof. Dr. Arnolds freundlicher Bemühung, eine Wiener Handschrift, die Camesina 1865 benutzte, um aus ihr sechs Strophen eines sonst unbekannten Gedichts von Poyssl auf die Wiener Türkenbelagerung mitzuteilen.

Die unserm Dichter mit Sicherheit zuzuschreibenden Gedichte sind, chronologisch geordnet, folgende:

1. Diana oder Jägerey (1677): Schnell, ihr Pferdtlein, trabet fort (21 Str.). — Cgm. 4055, 137. Ditfurth 1872 S. 198.
2. Grülle. Nil bonum, pulchrum, honestum, beatum (1680): Eine Grülle mich vexiret, dafs mich so nichts contentiret (19). — Cgm. 4055, 232.
3. Nickhl Pfriem, erster Thail (1681): Herr Niclafs Pfriem, der feine Man (38). — Cgm. 4055, 1. Abgedruckt unten S. 235 Nr. Ia.
4. Niclafs Pfriems anderer Thail (1682): Gewonheit ist ein eisne Pfaidt (17). — Cgm. 4055, 15. Abgedruckt unten S. 239 Nr. Ib.
5. Angefochtne Freyheith (1682): Von der Freyheith singen frey (23). — Cgm. 4055, 75 = Cgm. 4395, Bl. 11b. Ditfurth 1875 S. 359.
6. Verfochtne Freyheit (1682): Holla, langsamb mit der Braut (22). — Cgm. 4055, 81 = Cgm. 4895, Bl. 14b. Ditfurth 1875 S. 365.
7. Domine, quid me vis facere (1682): Etwas sein und nichts auff Erden (31). — Cgm. 4055, 38 = Cgm. 4395, Bl. 25b. Cgm. 4088, 135 (mit Mel.). Berlin Mgo. 230, Bl. 27b (mit Mel.). Ditfurth 1875

Die Bl. 1—228 in 4°, 233—332 in 8°. Verdienten gebunden zu werden.' Diese Beschreibung pafst absolut nicht auf die heut als Cgm. 4055 bezeichnete Handschrift, die bereits im 17. Jahrhundert eingebunden ist und keinerlei Musiknoten enthält, auch in der Blattzahl abweicht. Es mufs also eine Vertauschung stattgefunden haben, bei der die von Schmeller und Ditfurth benutzten Hefte, vermutlich Konzepte oder Abschriften von Poyssls Gedichten, verschwanden.

[1] Aus diesem Cgm. 4088 entlehnt Ditfurth 1872 S. 173 (Ich bin schon lang ein Cavalier. Vgl. Bolte, *Zs. f. Volkskunde* 14, 220), 237 (Was ist Melancholei), 331 (Seht, wer klopft so ungstüm an); 1875 S. 29 (Strafsburg, du schöne Stadt), 230 (Steh still, du alt verlebter Mann), 285 (Weifs nicht, ob ich trauern soll) und 371 (Poyssl Nr. 7); 1877 S. 18 (Eine reine Magd), 72 (Strafsburg du schöne Stadt), 82 (Auf, muthige Helden), 88 (Adler, lafs von deinem Trauren), 100 (Auf, o Wien-Stadt, jubiliere), 115 (Woher, Soldan), 135 (Nunmehr lacht der Himmel), 137 (Erschwinge dich, Adler), 140 (Ofen, du bist offen worden), 155 (Soll Israel siegen), 170 (Aus Frankreich ich ein Kaufmann bin), 179 (Auf, teutsche Helden, auf), 218 (Wir haben zwar). — Falsche Nummern für angebliche Lieder Poyssls gibt Ditfurth an 1872 S. 98 (Nr. 217), 1875 S. 370 (Nr. 62), 1877 S. 123 (Nr. 96. 98. 99. 152. 170. 204. 226. 258. 282).

S. 371. Übernommen von Val. Rathgeber, *Ohrenvergnügendes Tafelkonfekt* 3, 15 (1737. 25 Str.); vgl. die demnächst erscheinende Ausgabe von Max Friedlaender in den *Denkmälern der Tonkunst in Bayern.* Hoffmann-Richter, *Schlesische Volkslieder* 1842 Nr. 264: 'Ach, was wird aus mir noch werden'.

8. Bettlstant Edlstant (1683): Soll Versprechen halten machen (25). Gehört auch auf dafs 'Domine, quid me vis facere'. — Cgm. 4055, 90.

9. Hab mich schon besonnen (1683): Jedem Lappen gfelt sein Khapp (34). — Cgm. 4055, 46 = Cgm. 4395, Bl. 30a. Abgedruckt unten S. 241 Nr. II.

10. Vergebne vnd zu spath bereythe Freyheith (1683): Hin ist hin. Was ist hin? (8). — Cgm. 4055, 87 = Cgm. 4395, Bl. 17b. — Klage eines jungen Ehemannes.

11. Troll dich Soldan. Vngerischer Krieg (1683): Auff ihr Fauni, ohn besünen (51). — Cgm. 4055, 21 = Cgm. 4395, Bl. 19a (nur Str. 13—51). — Die Fauni und Satyri sind die Ungarn und Türken, Apollo ist Kaiser Leopold, Pluto der türkische Kaiser, Cerberus der Wesir usw., wie in Randnoten erklärt wird.

12. Anathomia Teutschlandts (1683): Teutschlandt auf, der Tag bricht an (28). — Cgm. 4055, 57 = Cgm. 4395, Bl. 1a. Ditfurth 1877 S. 163 (mit der falschen Jahreszahl 1688).

13. Die Befreiung Wiens und die politische Weltlage (1683?). Sechs Strophen daraus nach einer Wiener Hs. sind gedruckt bei Camesina, *Wien während der zweiten Türkenbelagerung 1683* (*Berichte u. Mitt. des Altertums-Vereins zu Wien* 8, CCXXI. 1865) = Ditfurth 1877 S. 106. Nach der Hs. selber hat Herr Prof. Dr. Rob. Arnold in Wien freundlichst Nachforschungen angestellt, doch ohne Erfolg.

14. Gotts Stern, der grofse Comet (1684): Himmel, mit was gehst mehr schwanger (23). — Cgm. 4055, 96.

15. Weltschauer (1684): Alle Welt steht in dem Wunder (30). — Cgm. 4055, 67 = Cgm. 4395, Bl. 7a. — Ditfurth 1872 S. 95 = 1877 S. 119 gibt eine abweichende Bearbeitung mit 31 Strophen aus der 'Beilage' zu Cgm. 4055. Pfeifer 1889 S. 11.

16. Strasburg schachmath (1684): Ach was neues Weheklagen (28). — Cgm. 4055, 122. Ditfurth 1877 S. 67 mit falscher Jahreszahl. Im Berliner Mgo. 230, 248 stehen die ersten vier Strophen (Bolte, *Jahrbuch f. Gesch. Els.-Lothr.* 6, 80).

17. Verdörbte Sprach (1684): Dämi, dämi, wo wölts aufs (15). — Cgm. 4055, 187. Abgedruckt unten S. 243 Nr. III.

18. Votum castitatis (1685): Nunc aures purgate (12). — Cgm. 4055, 181. — Durchweg in lateinischen Versen.

19. Neyheusl. Nichts dilla dälla Heusl bauen (1685): Hab ich es nit vor gesagt (30). — Cgm. 4055, 103. Ditfurth 1877 S. 125. — Neuhäusl ward am 19. August 1685 vom Feldmarschall Caprara erstürmt.

20. Khlopfter Tolpatz bey Segethin (1686): Bluetrother Janitscharenkopf (17). — Cgm. 4055, 142. Ditfurth 1872 S. 98 = 1877 S. 150. — Szegedin ward am 22. Oktober 1686 vom General Wallis erobert.

21. Eingestofsner Ofen (1687): Mein wie krachts? Wie rauchts sofort? (27). — Cgm. 4055, 113. Ditfurth 1877 S. 145. — Ofen ward am 2. September 1686 von den Truppen des Herzogs Karl von Lothringen und des bayrischen Kurfürsten Max Emanuel erstürmt.

22. Frantzösischer Mayneydt (1688): Ich khan nit mehr ansehen (16). — Cgm. 4055, 154. Ditfurth 1877 S. 160.

23. Der Türckh ist kranckh (1689. Die Jahreszahl steht nur im Register): Ich gschlagner Hundt (30). — Cgm. 4055, 148. Ditfurth 1872 S. 103 = 1877 S. 111. — Ditfurths Datierung 1683 wird hinfällig durch die Erwähnung der Einnahme von Belgrad (1688) und Morea und des Vordringens der Kaiserlichen am Rhein (1689).
24. Quid ad te? (1689): Wafs Wunder, dafs allfs auf der Erdt (21). — Cgm. 4055, 174. Ditfurth 1872 S. 302.
25. Frantzösische Politika (1689): Höllisch Gifft, wie lang würdst serben (16). — Cgm. 4055, 159. Ditfurth 1872 S. 101 = 1877 S. 187.
26. Confessio Gallicana (1690): Franckhreich, dafs grofs Weltwunder (26). — Cgm. 4055, 165. Ditfurth 1875 S. 47 = 1877 S. 190.

Poyssls Gedichte (25 deutsche und ein lateinisches, von denen sich 16 bei Ditfurth gedruckt finden) sind zwar im Kloster entstanden, aber keine geistlichen Poesien. Weit entfernt von der frommen Beschaulichkeit und mystischen Versenkung eines Spe und Scheffler, zeigt sich der Verfasser, wenn wir höchstens die lateinische Ode auf die Keuschheit ausnehmen, durchaus dem Diesseits, den weltlichen Vorgängen zugewandt und ist in mancher Hinsicht zwei Mönchpoeten des 18. Jahrhunderts, dem launigen Pater Valentin Rathgeber und dem derberen Marcellin Sturm, zu vergleichen. Obwohl das früheste Stück seiner Liederauswahl aus seinem 55. Lebensjahre stammt, offenbart diese doch vielfach das kräftige Ungestüm, das dem jugendlichen Durchgänger eigen war. Wir unterscheiden zwei Gruppen von Poyssls Dichtungen: in der früheren richtet er seinen Blick auf seine nähere Umgebung, auf das Leben der Adligen, Bürger, Bauern, Geistlichen, und zwar meist in satirischer Stimmung; in der zweiten, mit dem Jahre 1683 beginnenden Periode nimmt er als warmherziger Patriot an den Kämpfen des Deutschen Reiches wider die Türken und Franzosen Anteil.

Poyssl ist eine schwerblütige, eigensinnige Natur, gewohnt, den Dingen mit herber Entschiedenheit auf den Grund zu gehen, und infolge mancher Enttäuschung zu Mifsmut und Unzufriedenheit geneigt. Unbefangene Fröhlichkeit zeigt eigentlich nur sein ältestes Gedicht, die Beschreibung einer Hirsch-, Fuchs- und Hasenhetze. Im folgenden (Nr. 2) macht sich der einsam Trotzende Grillen darüber, ob auf Erden überhaupt noch Gutes und Schönes anzutreffen sei, um endlich allem weltlichen Glücke Valet zu sagen:

Eine Grülle mich vexieret,
Dafs mich so nichts contentieret
Auf der grossen Erdenpünn.
Alles eytel, vnbestendig,
Morgen todt, was heunt lebendig,
Allfs entfliechet vnserm Sünn.

Er mustert alle Berufe, entdeckt aber keinen, in den er eintreten möchte (Nr. 7); als er ein Jahr später die gleiche Überlegung anstellt, scheint ihm das Bettlerleben am meisten preisenswert (Nr. 8);

endlich jedoch singt er das Lob des verachteten Bauernstandes,[1] bei dem der rechte Adel daheim sei, und auf dessen Tüchtigkeit das Gedeihen des Staates ruhe:

Braucht der Bauer nit den Pflueg,
Braucht der Herr den Wasserkrueg. (Nr. 9.)

Er nutzt das alte, schon bei Luther erwähnte Märchen von dem Nörgler Pfriem,[2] der selbst im Himmel nicht von seiner Gewohnheit lassen mag, zu einer Satire auf allerlei Mifsstände (Nr. 3) aus, die ihm so sehr zur Hauptsache wird, dafs er darüber die Weiterführung der Erzählung vernachlässigt. Doch indem er seine Beschwerden dem von Petrus derb zurechtgewiesenen Klügling in den Mund legt, zeigt er sich bereit, die gescholtenen Dinge auch einmal von der andern Seite her anzusehen; so stellt er einer Reihe von Vorwürfen wider die Freiheit (Nr. 5) eine Verteidigung derselben (Nr. 6) gegenüber. Resigniert findet er sich endlich darein, die verkehrte Welt ihren Lauf gehen zu lassen, und tröstet sich damit, einen stillen und bescheidenen, aber sicheren Zufluchtsort zu haben (Nr. 24):

Glückseeligs Schnekhlein in deim Haufs!
Ob es zwar klein,
Khein Igel doch treibt dich daraufs,
Bist Herr allein ...
Nicht singst, nicht springst; bist doch wollauf
Mit dir allein;
Nit wohnest bey dem grossen Hauf
Noch in der Gmein;
Legst nichts in Weeg, mischt dich nit ein,
Hast, wastu wilst.
Wem nimbst dafs sein? Was hast, ist dein,
Kheinem wafs stilst.

Minder anschaulich wirkt die Klage eines jungen Ehemannes über den Verlust seiner Freiheit (Nr. 10), während das lateinische Lob der Keuschheit (Nr. 18) einen hohen Schwung nimmt und sich schon dadurch von dem bitteren oder resignierten Tone der bisher betrachteteu Gedichte unterscheidet:

Virtutum primatum in caelis firmatum
Regina haec obtinet,
Quae suos venustat et vere honestat,
Quae animos pacat et superos placat.
Haec sidera complet et Tartara torquet,
Caelitibus praesidet.

[1] Über ähnliche Aufserungen aus dem 17. Jahrhundert (Opitz, Voigtländer, Finckelthaus, Scherffer, Held, Peucker, Grimmelshausen) vgl. Bolte, *Der Bauer im deutschen Liede*, 1890, S. 8 (*Acta germanica* 1).

[2] Bei Luther heifst er Hans Pfriem, in einer Flugschrift von 1524 (Schade, *Satiren* 3, 139) aber wie bei Poyssl Niclas Pfriem. Vgl. Bolte, *Zs. f. deutsche Phil.* 22, 325. 32, 368. Kroker, *Schriften des V. f. Geschichte Leipzigs* 7, 175. Spina, *Die alttschechische Schelmenzunft* 1909 S. 131. Grimm, *KHM.* Nr. 178.

In lacu leonum, in specu draconum
Immunis periculis,
Non fame necatur nec igne crematur,
Triumphat in castris et imperat astris.
Sic Orco amaram et Caelis sic charam
Amabo cum angelis.

Deutlicher noch lehren uns die politischen Gedichte Poyssls, daſs der Baumburger Chorherr nicht bloſs ein galliger Satiriker war, der sich miſsmutig vom Weltgetriebe abwandte und sein unruhiges Herz in der Stille des abgelegenen Klosters zum Frieden zu führen strebte. Mit patriotischem Schmerz sieht er die Gefahren, die seinem Vaterlande durch die Gewalttaten Ludwigs XIV. drohen, bemerkt, wie 'der Hahn jetzt vor dem Adler geht', und ruft die Deutschen auf, ihre Spaltungen und ihren Eigennutz zu vergessen und dem französischen Reichsfeinde entgegenzutreten (Nr. 12); sorgenvoll blickt er in die nächste Zukunft (Nr. 14. 15), beklagt den Fall Straſsburgs (Nr. 16) und protestiert laut gegen die verräterische Politik des Königs (Nr. 22. 25. 26). Noch wertvoller dünkt uns das unten abgedruckte Gedicht 'Verderbte Sprach' (Nr. 17) als ein zorniger Klageruf über die weitgehende Verwelschung der Umgangssprache. Das sind noch kräftigere, unmittelbarer wirkende Töne, als sie etwa der Benediktiner Rettenbacher[1] zu Kremsmünster um dieselbe Zeit in seinen patriotischen neulateinischen Oden anschlägt. Auch die Türken, die von Südosten her in die kaiserlichen Erblande einfallen, erregen den Grimm des Dichters; doch betrachtet er sie nicht als ebenbürtige Gegner, und die Triumphlieder über den Entsatz von Wien (Nr. 11. 13), die Siege bei Neuhäusel (Nr. 19), Szegedin (Nr. 20), die Einnahme von Ofen (Nr. 21) und Belgrad (Nr. 23) stehen meinem Urteil nach zurück hinter den erwähnten politischen Gedichten, die dem Kampfe wider Frankreich gelten.

Alles in allem, tritt uns in Poyssls Gedichten eine aufrechte, kräftige Persönlichkeit entgegen, ein gesundes Urteil über die trüben Zeitverhältnisse, eine anschauliche, durch kernige mundartliche Ausdrücke und originelle Bilder belebte Sprache. Einzelnes freilich, wie die mythologische Einkleidung des Triumphs über die Entsetzung Wiens (Nr. 11) oder die sich in unappetitliche Details[2] verlierende Anatomie Deutschlands (Nr. 12), ist geschmacklos, und die meist trochäischen Verse klingen, im Gegensatz zu der ungesuchten Reimfülle, hie und da durch den Wider-

---

[1] *P. Simon Rettenbachers lyrische Gedichte*, hg. von Thassilo Lehner (Wien 1893), S. 367 'Germania invicta, si coniuncta', S. 441 'Maternae linguae neglectus' u. a.

[2] Str. 14: Maistens aber ist zu klagn, Daſs auf alle Weiſs So gantz ruiniert dein Magn, Leidt khein gsunde Speiſs, Nach Martini Pratwurst stünckht, Nach Calvini Stolpern hinckht. — Eine Polemik wider Luther enthält auch die Klage über Straſsburgs Fall (Nr. 16) Str. 16 f.

streit von Wort- und Verston holperig. Aber der Gesamteindruck ist doch so günstig, daſs man nur bedauern kann, daſs Poyssls Zeitgenossen so gut wie keine Kenntnis von diesen Poesien erhielten. Nur ein Stück, die Berufswahl (Nr. 7), ist in Klosterliederbüchern fortgepflanzt und noch 1737 von dem Benediktiner Valentin Rathgeber komponiert worden; es mag auch ein ähnliches Gedicht des bayrischen Mönches Marcellin Sturm[1] beeinfluſst haben, der aber überhaupt viel derber und roher zu Werke geht. Eine so burleske Ausmalung von Liebes- und Trinkszenen, eine so ungescheute Karikierung der Himmelsbewohner begegnet bei dem ernsten Poyssl nirgends.

[1] Marcellin Sturm, *Lieder*, 1819, S. 56 'Die Deliberation'. — Auch die Klage über alle Stände (ebd. S. 21 'Die zwei alten Teutschen') verwendet Motive Poyssls.

Ia. Nickhl Pfriem, Erster Thail.

1681.

1.

Herr Niclaſs Pfriem, der feine Man,
Khont noch woll feiner sein,
Nimbt sich vmb alle Händel an,
Mischt vberall sich drein;
All Pfifferling will er aufrhürn
In seinem griplerischen Hürn,
Betrüebet alle Pächel,
Ziecht alles durch die Hächel.

2.

Nach seim painschroedigen Humor
Ist ihm nichts recht gemacht,
Natur vndt Kunst seint bey ihm Thor,
All Menschen Wüll verlacht,
Khan thatlen vndt carpieren alls,
Der gscheidt Khopf steht nur auf seim Hallſs,
Weiſs jeden zubespotten,
Halten für Idioten.

3.

Hört nur sein Lamentation,
Baldt in dem faulen B,
In Creutzlen baldt vndt falschen Thon,
Ietzt in dem Fis vndt C!
Nichts steht ihm an dem rechten Orth,
Mueſs alles durch sein Reittern forth;
All Püer mueſs sein angstochen,
Niemandt khan ihms recht kochen.

4.

'O Sonn', sagt er, 'wie bist so faull,
Wie spat kriechst doch herführ,
Träg wie ein alter Sämergaul!
Ach, lege es an mir,
Müessest vmb zway stundt fuetern ehe,
Deim Pferdlen lassen gschehen wehe.
Dan müest (sol ein Khue lachen)
Aurora kurtz Nacht machen.

5.

Wan man noch gehren hette Tag,
Ist Nacht schon vor der Thür.
Im Winter ist mein gröste Klag,
Lang Nächt nit taugen mir.
Melancolische Wolckhen trüeb,
Die Nacht bey Tag ich woll nit lieb.
Het ich Gewalt, die Sachen
Wollt ich woll bösser machen.

6.

Ein Wexelbalg mueſs alles sein,
Baldt warm vndt jetzt baldt khaldt.
Lionisch Goldt geht ia für fein,
Obs schon die Prob nit haldt.

1, 5 Pfifferling = Exkrement. — 2, 1 bainschrötig = mit verletzten Knochen, bedenklich, hart. — 3, 6 die Reitter = Sieb. — 4, 3 Sämer, der mit einem Lastpferde Dahinziehende. — 6, 3 Lionische Arbeit = Tressen aus vergoldetem Kupferdraht; 'schön genug anzusehen, im Angriffe aber scharf und spiessig und verschiesset bald in der Luft' (Zedlers *Universallexikon* 17, 1496).

Falsch Geldt muefs mit dem gueten gehn,
Schmaltzkhibel vnterm Tach muefs stehn,
Storchen-nöst in dem Kheller:
Ist ia ein grober Feller.

7.

Ein Hürsch, ein Fux, ein Wildeschwein
Gehört nit in den Stall,
Gott hats erschaffen frey ins gmein,
Dafs Wildtprät allzumall.
Warum solt es dan nur gehern
Allein zum Gschlekh der grossen Herrn,
So d Jäger müessen hüeten,
Bey Straff des Kopfs verbüeten!

8.

Frist nit dafs Wildt dem armen Man
Dafs Brot vom Maul hinwekh?
Ob ers zwar woll abtreiben khan,
Darff doch nit sein so kekh.
Vndt mein, warumb macht man so hoch
Die Stiglen, Zeunn vndt Gattern doch?
Verbauen allfs die Narren;
Wie weit muefs man vmbfahren!

9.

Ein ieder haufs in seinen Sag,
Geb Gott wies andern geht.
Es haisset halt: Wer mag, der mag,
Wer guet Füefs hat, der steht.
Der geschmürbte ist der böste Wagn,
Khan aufs dem Khot all Waaren tragn,
Müest sonst die Pferdt z Todt röckhen,
In dem Khot bleiben stöckhen.

10.

Alles allein dafs Geldt vermag,
Tugent gilt kheinen Schnipf.
Ainfalt ist khomen in Verschlag,
Hengt Rödligkheit den Zipf.
Hast nit geschmürbt, spann Pferdt nur aufs!
Den Wagen führst sonst lehr nach Haufs.
Der Satan holl Schmirallen
Sambt taufften Juden allen.

11.

Herren wollen nit Narren sein,
Lieben doch d Narren sehr
Wie Augapfel vndt Sonnenschein.
Ains wundert mich noch sehr,
Dafs man den Narren glaubt souill
Alfs der Cumanischen Sybill.
Gleich vndt gleich gfölt sich gehren,
Main kheinen gscheiden Herren.

12.

Wie geht man mit den Titlen vmb?
Khein Teufel mehr draufs khombt,
Haist ieden Schlengel Dominum,
Der heunt den Schörg entkhombt.
Fast ieder Fex will gnedig sein,
Der guckhet in dafs Lex hinein.
Gibst nit Gstreng oder Gnaden,
Würdst auf den Gsündt-Tisch gladen.

13.

Peurin will nit mehr Peurin sein;
Mein Dieren, Frau sie nenn!
Khnecht, haifs den Pauren Herren fein,
Nichts Maister, Herr von N.!
Der Hundtsbueb nimbt den Herren an,
Der Khuchelratz nit münder khan,
Last hochgeehrt sich schelten,
Die Jungckhfrau gwesen selten.

14.

Wie mancher schrifftling Cantzleyschmar,
Der wachsen hört dafs Grafs,
Formiert ihm selbst ein Titular
Aufs seinem Tintenfafs:
Hochwürdig, gnedig, Excellenz,
Edel, gestreng, ohn Differenz,
Ehrenuest, hochgebüetent;
Vor Jahrn die Schwein gehüetent.

15.

Dafs angebrente Pauren-gsündt,
Wans nun gehn Ackher fahrn,
Spannen zusahmen Rofs vndt Rindt
Alfs wie die Fastnacht-narrn.
Es ghört ia Rofs vndt Rofs zusahmb,
Esel vndt Eslin, Schaf vndt Lamb.
Was brauchts d Natur so zwingen
In vngereimbten Dingen!

8, 6 Stigel = Pflock am Zaun, der zum Hinübersteigen dient. — 10, 4 den Zipf hengen = den Schwanz hängen lassen (vom Federvieh). — 10, 7 Schmiralien = Handsalbe. — 15, 1 angebrent = verrückt.

16.

Gehe, frag im Dorff: Wem ghört das Hauſs?
Dem Hueber, Mayr, dem Stix.
Was hat er daran zahlet auſs?
Den Leibkauff vndt sonst nix,
Khauff-schilling, Herrschafft, Schuldigkheit,
Der Würth die Hochzeit auch noch beith;
So khan man gantze Hauffen
Auf zway Jahr Heuser kauffen.

17.

Baldt aber khombt der Ambtman-Schörg,
Khein Gelt[e]r lenger borgt:
Da kratzt im Kopf der Jodl Geörg,
Hat solches nit besorgt.
Daſs Gricht schöpft vor die Suppen ab,
Den Geltern bleibt die fahrent Hab,
Daſs abgenutzt Gerimpel.
Flieg löhr vom Nöst, mein Gimpel!

18.

Die junge Pursch ietzt heyrat nur
Von Wintlen khaum erkhalt,
Daſs d Schwiger nur baldt hab ein Schnur
Vndt Khinder werden alt.
Wan man auf Wollkhrat auf die Weith
Anbauet, wachsen Bettelleith
Oder Dieb vndt Soldaten.
Des Gsündts khont man entraten.

19.

Der Alstern grosse Bruederschafft
In frembden Födern brangt,
Manchens Pralers Verlassenschafft
An der Gantstangen hangt,
Auf frembdem Kopf vor seinem Huet
Sein Kap der Hueter ruckhen thuet.
Junckher bleibt alles schuldig,
Khaufman mueſs sein gedultig.

20.

Oeconomi, du arme Haut,
Wie weith würdst extendiert!
Sparmundus speist nur Sup vndt Khraut,
Wan er fürstlich tractiert.
Die Schindterey hat sich verkleidt
In Mantel der Gesperigkheit,
Hat sich darein vermummet.
O daſs der Geitz erkrummet!

21.

Daſs Hennengreiffen, pfui der Schandt,
Selbst der Hausuatter pflegt;
Khan dan erwarten nit die Handt,
Biſs ist daſs Ay gelegt.
Daſs Haanenschneiden ist nit fein;
Lieſs man die Haanen Haanen sein,
Man khont Cappaun vnpraten
Zu Hoff vndt Kuchel khraten.

22.

In Schuech vndt Stiefel schieben Stro
Ains auſs der Taschen ist.
Bin seiner in dem Bött nit fro,
Gehört in Stall vndt Müst.
Auſs Stro für Stroköpf macht man Hüeth,
Daruor mir Gott mein Kopf behüet;
Truegens darfür ein Kappen,
So khennte man die Lappen.

23.

Die Welt noch mehr Phantasten tregt,
So auch vnrecht daran.
Wan Wagen in der Lackhen bstekht,
Spannens die Pferdt hintan
Vndt fahren ärschling auſs dem Khot,
Andren Fuhrleiten, pfui, zum Spoth.
So ausgewexelt Affen
Ist schadt, das Gott erschaffen.

24.

Nit in den Paurenhöfen nur
Gehts so vernunfftloſs her,
Im Herrenhof schlag an die Schnur,
Fündst ander Possen mehr.
Das Füxlein da tanzt allen vor,
Dem Esel offen steht das Thor.
Sein Charge zu beglickhen,
Ist Fuxschwaif erste Piquen.

16, 4 Leibkauf, sonst Leitkauf. Leikauf = Schmaus beim Abschluſs eines Handels. — 17, 2 Gelter = Gläubiger. — 18, 5 auf Wollkhrat = aufs Geratewohl. — 19, 4 Gant = gerichtlicher Verkauf. — 20, 6 Gesperigkeit = Sparsamkeit. — 21, 1 Hennengreifer heiſst ein kleinlicher Mensch (Grimm, *Wb.* 4, 2, 998). Vgl. Bolte, *Tijdschrift voor nederl. Taalkunde* 14, 149. — 23, 3 Vgl. unten Nr. Ib, Str. 5—6.

25.

Woher kombst, neugebachner Adl?
Khündt, nenn die Mutter dein!
Von Föder oder von der Nadl
Gestreng vndt gnedig sein.
Ohn Do ut des Fortuna kranckh,
Setzt kheinen auf die Ritterpanckh;
Zum Adel, wer spendieret,
Dafs Glickh canonizieret.

26.

Wahrer Adel vndt wahre Ehr
Seint Waisen vatterlofs,
Haben khein rechte Muetter mehr
Pupillen tugenblofs.
Hast Geldt, bist edl vndt genueg gelehrt,
Sitz Esl in Gutsch vndt reith zu Pferdt.
Paruquen, Herrenkleider
Verlarnen den Beernheiter.

27.

Was Affenspill ist, dafs man tregt
Zway Haar auf ainem Kopf!
Schon lengst am Galgen ist verrekht,
Dessen man tragt ein Schopf.
Bueben raisen in Frantzmans Landt,
Haim khomen Weiber, o der Schandt!
Geldt, Haar vndt Bardt bleibt hindten,
Nichts Manhaffts ist zufündten.

28.

War ich nur Pabst ein halbes Jahr,
Ein Ernst müest mir gwifs sein.
Was lödre Bärth, was frembde Haar,
Was kurtze Küttelein!
Wafs soll Absent, wafs Pension?
Vertret ein ieder sein Persohn,
An Müetling, so schlecht hausen,
Soll Hürth vndt Schäflen grausen.

29.

Nichts schmächlen hilfft, ist schon zu spath,
Dafs Gifft ist schon zu starkh.
Vmbsonst Ar[tz]ney vndt gueter Rhat,
Dafs Gifft stekht schon im Marckh.
Solt ich ein Jährlein Khäyser sein,
Ministri vnd Beambte mein
Müesten in allen Dingen
Nach meim Placebo singen.

30.

Wo gschicht, was recht, auf gantzer Welt?
Ist allfs voll Papagey.
Wafs böfs Licenz macht nur dafs Gelt!
O dafs khein Geldt mehr sey!
So waren wie zu Adams Zeit
Allenthalb guete Nachbahrs-leith,
Braucht man khein Schörg noch Richter.
Ist khaum, alfs ir wafs znichter.

31.

Frantzösisch neue Fressens-arth
Ist fein, khont feiner sein.
Im haanen-losen Weiberbardt
Ohn Messer frist die Schwein,
Tranchieret wie der Fux die Henn'
Messer vndt Gabel seint die Zenn.
Solch grauslich schlickhent Kunten
Lafs fressen mit den Hundten!

32.

Fleisch, Khraut, Würst, Schneckhen, Vögel, Fisch,
Kharpfen vndt Hiener auch
In ainen Nuesch muefs auf den Tisch
Nach nimmersaten Brauch.
Zu speisen pflegt man, o die Seu,
Zusamb geschitt all Schlamperey.
Difs haist frantzmanisch Schlampen,
Füllen wie Schwein die Wampen.

33.

Die ietzt auslendisch Höfligkeit
Ist schön, wem s[ie] gefüllt.
So spottet man vor alter Zeit
Auf solche Neigens-gstalt.
Also verstöllen dafs Gesicht,
Alfs ob man aim den Narren sticht,
Den Hintern hinaufs zuckhen.
Ist gar dafs höflich Puckhen.

34.

Ich schweige von der Kleidertracht,
Die alle Jahr fast neu,
Grofs Dienerschafft grofs Herren macht,
Dem seye, wie ihm sey.

29, 8 Placebo singen = zum Munde reden. Wander, *Sprichwörterlexikon* 3, 1352, Bolte, *Korrespondenzblatt f. niederdeutsche Sprachforschung* 10, 19 (1885); dazu Petit de Julleville, *Répertoire du théâtre comique en France*, 1886, p. 283. *Centifolium Stultorum* 2, 391 (1709). — 32, 3 Nuesch (Uesch) = Trog.

Aufstecher vndt Schmarotzergsündt
Schmeichler, Schalksnarren man auch fündt,
So wie die Egel saugen,
Auf ihre Schantz nur schaugen.

35.

Mit dir ich, o Gerechtigkheyt,
Grosses Mitleyden trag,
Daſs souill vngerechte Leith
Dich schieben in den Sag.
Bey deiner Naaſs von Wax posiert
So schimpflich würdst herumb geführt.
Daſs Recht ist gantz verteuret,
Gewalt sein Lachen steuret.

36.

Noch ains ich gehren wissen wolt,
Wie man nach meinem Sün
All ander Köpf einrichten solt,
So wer all Ybel hin.
Welt vndt Teufel frantzösisch ist,
Weil auch Frantzoſs guet teuflisch ist.

Sanct Peter in dem Himmel,
Nimb mich auſs dem Getümmel!'

37.

Sanct Peter zu dem Nickhel sprach:
'Mein Pfriem, gib dich zur Rhue!
Ich förcht woll, es thue nichts dein Sach,
Es ghört gar vill darzue.
Im Himmel mueſs man rhueig sein,
Nicht schnarchen nach der Gwonheit dein,
Fridlich ohn Griplerey
Nach deiner Phantasey.'

38.

'Lieber Peter, laſs mich nur ein,
Daſs ich khom auſs der Weldt!
Will meiselstill vndt züchtig sein,
Brauch nimmermehr khain Geldt.'
In Sanct Peters Thorstübel zwar
Mein Niclaſs, bist aufgnomen gar;
Dast mögst daſs Pfriemen meiden,
Laſs dir die Zung ausschneiden!

Ende.

38, 7 pfrüemen — sich berühmen.

Ib. Niclaſs Pfriems anderer Thail.

1682.

1.

Gewonheit ist ein eisne Pfaidt,
Stillschweigen ist daſs böst;
Daſs Messer schiesset auſs der Schaidt,
Wan es nit stöckhet vöst;
Was Hänsel gwont, last Hanſs nit mehr,
Prumen last nit der alte Beer.
Ich khans mit allen vieren
An Niclaſs Pfriem probieren.

2.

Einsmahlſs schreit er mit lauder Stümb:
'Sanct Peter, lieber Herr,
Zu dir mich in den Himmel nimb!
Auf Erden ist nichts mehr.'
Der fromb Zwölfbott verhandten gschwündt
Dem Niclaſs thet nach seinem Gründt,
Wollt ihn in Himmel nemmen,
Wan er sich wollt bequemen:

3.

'Will dich in Himmel nemben zwar,
Mein Pfriem; doch sag ich dir,
Schmächlen muest lassen gantz vndt gar,
Sonst hilfft gwiſs nichts darfür,
Muest wider rauſs, wost hinein bist,
Ohn alle Bitt, ohn alle Frist.
Im Himmel ist zu hören
Khein Schnarchen, khein Maulböhren.'

4.

'Peter, ich will ia züchtig sein,
Ich will mich gar nit rhiern.
Khein Wörtel will ich reden drein,
Will lassen allſs passiern.
Stöll mich nur in ein Winckhel hin,
Ich yberall zufriden bin.
Gottlob, daſs ich bin khomen
In Himmel zu den Fromen.'

3, 8 das Maul beren — seine Unzufriedenheit aussprechen.

5.

Ein halben Tag khaum Niclafs war
Im Himmel still gesessen,
Schaugt auf die Welt herab ohn Gfahr,
Seines Gelibts vergessen.
Sach, wie ein Fuhrman stekht in Khot
Mit Rofs vndt Wagen in der Noth,
Die Pferdt spant er an hindten,
Sich aufs der Lackh zu windten.

6.

'Schau Narr,' mein Niclafs laut aufschreit,
'Spant man d Rofs hinten an?
Du Katzenhürn bist nit g[e]scheidt,
Du bist woll ein Fuhrman;
Allen Fuhrleiten ists ein Spoth
Ärschling zu fahren aufs dem Koth.
Ach Gott, wie seind d Leith Narren,
Khönens doch nit mehr fahren!'

7.

Sanct Peter stundt gleich bey dem Thor
Vndt hört des Pfriemens Worth:
'Schnarcher, hab ich dirs nit gsagt vor,
Ich werff dich yber Port?
Im Himmel hie ist Rhue vnd Fridt,
Du kanst des Zanckhens graten nit.
Scher dir an dein alts Örtel,
Darwider sag khein Wörtel!'

8.

Also hat Pfriem die Prüe verschit,
Den Himmel baldt verschertzt;
Sanct Peter leit khein Pfriemen nit;
Den Niclafs es sehr schmertzt.
Die Hundt stost man mit Füessen wekh,
So wässern an ein iedes Eckh.
Was dich nit prent, nit plase,
Mein lieber Nicolase!

9.

Bist woll ein recht anprenter Kopf;
Was bildst dir närrisch ein,
Dafs alle Welt nach deinem Schopf
Solte geschoren sein?
Hetten wür all ain Kopf, war guet,
Brauchten wür alle nur ain Huet;
Was wurden d Huetter sagen?
Dich wurden sie verklagen.

10.

So gehts den Muckhen in dem Liecht,
Verprennen Flügl vndt Füefs.
Wan Katz dafs haisse Fleisch nit riecht,
Dan haists: Mein Dätzle büesfs.
Blosen dafs Koch, so dich nit prent,
Laut auf guet wellisch Stultament.
Misch dich nit vndter Khleuen,
Würdst gfressen nit von Seuen.

11.

Stain seint zwar fromb, doch aber hart.
Wer sich daran offt stosst,
Empfündt mit Schmertzen Widerpart,
So ihm auch Hinkhen kost.
Der Hundt, so alle Pain benagt,
Gemainglich Zenn vndt Khünpain klagt.
Zanckh nit eins ieden Löder,
Stutz nit eins ieden Föder!

12.

Khanst nit das Spill zur Beerenhaut,
Wo man zerklopft die Hendt,
Wer nit woll auf die Finger schaut
Vndt sie verbergt behendt?
Blibs Meislein in dem Löchel fein,
Die Mausfall gienge nit hinein.
Mit Pfriemen würdst nichts schaffen,
Mein Niclafs, leg dich schlaffen!

13.

Lafs Steckhen reitten, wer nur will,
Lafs dich nichts fechten an!
Lafs Heusle bauen, schweige still,
Der hinter gehe voran,
Man gehe zum Tach ein oder Thür,
Man dengle oder schneide d Stür,
Man spann die Khüe in Wagen,
Hast nichts darnach zu fragen.

14.

Hettest khrat lassen krumpe sein,
Werst noch ein Himmels-khindt.
All Pühel eben machen fein
Ist deinem Kopf zu gschwindt.

5—6 Diese Szene begegnet schon in drei Aufzeichnungen des Märchens von Hans Pfriem aus dem 16. Jahrhundert (*Zs. f. deutsche Phil.* 22, 326. 330). — 8, 3 Pfriemen, s. oben S. 239, Str. 38, 7. — 9, 1 anprent, s. oben S. 236, Str. 15, 1. — 10, 5 das Koch = Brei. — 12, 1 das Bärenhautspiel, bei dem der Unachtsame auf die Hände geschlagen wird, ist mir unbekannt. — 13, 6 Stür = Stier.

Mein Pfriem, cum lupis ulula,
Lehret dich die Politica.
Khanst nit durch d Finger sehen,
Thue nur bey Zeit haim gehen!

15.

Mainst gwifs, ein andrer sech nit auch
Die g[e]scheute Manier,
Die bey Weltkhindern geht in Brauch,
Was nimbts doch mir vndt dir?
Ein ieder lause seinen Kopf,
Ein ieder preue seinen Hopf.
Der alle halt für Lappen,
Tragt aller Narren Kappen.

16.

Mein Pfriem, ich waifs dir noch ein Rhat,
Dafs du khanst prosperiern.
Zanckhen vndt hadern gwohnet hat
Dein so verpfriemtes Hürn;
Mit Hadern nur dafs maiste gwündt
Juristen vndt Papierer gsündt,
Das auf dem Papier-millen
Khanst hadern nach deim Willen.

17.

Ade, mein Pfriem, ich schweige schon;
Mein, schweige du halt auch!
Was ich geredt vndt du gethon,
Verschwindte in dem Rauch.
Sanct Peter ist ain gueter Man,
Wanst schweigst, nimbt er dich noch woll an.
Jederman würdt dirs günen,
So khombst mit Ehrn von hinen.

Ende.

II. Hab mich schon besonnen. (Bauernlob.)

1683.

1. Jedem Lappen gfalt sein Khapp,
Jeden Herren freudt sein Wapp.
Lob dafs deine, ich dafs meine,
Jeder nach dem seinen schnapp!
Seins Humors ist jeder Khnecht;
Wafs ihm gfallt, allein ist recht.

2. Khayser, Khönig schetzt sein Cron,
Fürst vndt Pischoff liebt sein Thron,
Herrenstandte helt für Schandte,
Wan man ihn nit haltet schon.
Alles wollen reiche Leith,
Alles weifs der Glehrt vndt Gscheidt.

3. Jeder tracht, dafs nach seim Gsicht
Seine Prillen seint gericht.
Grosse Herren grosses Plerren,
In die Ferne sehen nicht.
Wafs nit gfallet, was nit mein,
Dunckht mich wie ein Muckhen klein.

4. Setz die Prillen bösser an,
Sich auch auf dem gmainen Man!
Was für Glickhe ihn anblickhe,
Hocher Standt nit sehen khan;
Vor dem Rauch der Eytelkheit
Sicht der Adel nicht in d Weith.

5. Bin ich in dem Baurenstandt,
Gwing dafs Brodt mit meiner Handt,
Wie ichs sueche ohne Flueche,
Würdt dafs täglich Brodt genandt.
Ob es schwartz gleich oder speer,
Würdt es doch gesegnet mehr.

6. Der Regenten Praesident
Juppiter ich zwar nit schend,
Lasse seine, die ins gmeine
Man die grosse Herren nendt.
Seint des falschen Glickhes Khnecht,
Brauchen mehr Gewalt alfs Recht.

7. Steigest hoch, vergeht dirs Gsicht.
Pauren blagt der Schwindel nicht;
In dem Thale vor dem Fahle
Vns dafs Vnglickh ledig spricht.
Grosse müessen Raitung thain,
Ist ihr Gwün offt zimblich klain.

8. Scepter schwer vndt Gaisel ring,
Cron vndt Strohuet nit ain Ding.
Silberschissel, Schleckherbüssel
Khaufs vmb khein Schnöllfingerling.
Waifs, dafs man sie kochen thuet
Aufs der Pauren Schwaifs vndt Bluet.

3, 3 Plerr = Nebel vor den Augen. — 5, 5 sper = trocken. — 7, 5 Raitung = Rechnung. — 8, 4 Schnellfingerling = kleiner Ring zum Spiel (Schmeller[2] 2, 575). Vgl. Nr. 2, Str. 17 (Cgm. 4055, 136): Armuth, Reichtumb, Vnheyl, Glickhe ... seint woll khein Schnöllfingerl werth.

9. Hab zu danckhen Gottes Handt,
Was ich gnüeſs auſs meinem Landt.
Gottes Gabe ist mein Habe,
Hab mein Müehe darzue gespant.
Brauch ich sonst was, khauf ich ain
Nur vmb etlich Creitzerlein.

10. Hochversipte Adelsgspunst,
Hochgelehrte Doctorskunst
Seint zunennen (mueſs bekhennen)
Eitles Prallen, eitler Dunst.
Bey dem ersten Paurenkhindt
Man den ersten Adel fündt.

11. Haben vill von aigen Geldt,
Maint man, sey daſs böst der Weldt.
Grossen Herrn borgt man gehrn,
Frembder Hundt bey ihnen peldt.
Selten Geldt mit gueten Fueg,
Was nit Trischel gwingt vndt Pflueg.

12. Waſs ist martialisch Lebn
Alſs sich in Gefahr begebn,
Vmb allſs kriegn ohn Beniegen
Vndt nichts haben doch darnebn!
In dem werthen Paurenfridt
Stinckhet Lunth vndt Puluer nit.

13. Paurentröscher fündt man vill,
Wan man Pauren tröschen will.
Lähr den Peutl, ziech ab s Heutl
Ist der Paurenschindter Zill.
Ich laſs auſs an Waitz vndt Khorn
Meinen vnschuldigen Zorn.

14. Feine Göttin sonst Dian
Hudlet auch den Pauersman,
Mit dem Jagen ist daſs Plagen.
Ihrs nit fr ybel haben khan,
Weil daſs träge Jäger-gsündt
Selten sonst ein Häslein fündt.

15. Wer sich vndter Göttin mischt
Vndt mit den Junonen tischt,
Sich nur schmuckhe, khnechtisch duckhe,
Daſs er nur die Pain erwischt.
Schlimme Worth vndt Puggelgfecht
Ist der Pauren Jäger-recht.

16. Reiche mit vill halten hauſs,
Wür mit wenig khomen auſs
Ohn Panqueten, ohn Pasteten
Bey dem Khraut vnd Khnödelschmauſs.
Guete Püsslein, Consumê
Machen Kopf-, Füeſs-, Sekhel-wehe.

17. Mars, der schiffrig Khriegesgott,
Bringt die Paurschafft in die Noth,
Plindert, raubet, Jopp ausstaubet,
Frist doch nur daſs Pauren-brodt.
In dem Fridt wür ihm die Feign
Bey dem Pflueg vndt Ofen zeigen.

18. Wan dem Pauren vill gerat,
Holdt daſs maiste der Soldat,
Geldt vndt Klaider, Vich vndt Traider,
Sagt nit, wers beuolchen hat.
Obrigkheit nimbt, waſs ihr gföllt,
Wie der Wolff, auch vngezöllt.

19. Edelgstein vndt Silbergschmeidt
Bleibt bey euch, ihr Edelleith.
Wir alleine zfriden seine
Mit der armen Rödligkheit.
Vns der Himmel schickht daſs Schmaltz,
Guets Gewissen gibt daſs Saltz.

20. Trischel, Haggen, Egen, Pflueg
Macht vns Goldt vndt Silber gnueg.
Edles Eisen, mueſs dich preysen,
Wanst mir dienst mit rechter Fueg.
Wan dich Mars ins Feuer kheit,
Sey von mir vermaledeyt.

21. Musae, haigles Weibergsündt
Man vill ihresgleichen fündt,
Alle Khunsten, alle Gunsten
Wissens, hörens nach dem Wündt
Huesten Flech vndt wachsen Graſs,
Waschen Pöltz, nit machen naſs.

22. Fein hinleben schlecht, gerecht
Ist der Pauren erblichs Recht;
Köpf zerreissen, Nuſs aufbeissen
Khombt nit her von Adams Gschlecht,
Speculieren, egglen auſs
Tragt mir wenig Brodt ins Hauſs.

23. Souill Köpf vndt souill Sün
Ist des Hausens schlechter Gwün,
Auf vndt nider, hin vndt wider
Rhaten her vndt rhaten hin.
Vnser Pflueg vndt Trischelflegl
Machet vns Gesatz vndt Regl.

24. Ars vndt Lex geht vns nit ein,
Lassen Codex Podex sein.
Gott erbarme, wan wür arme
Khomen vndter Doctorlein!
Scheren vns ab Haut vndt Woll,
Lachen ihn die Faust noch voll.

16, 5 Consommé = Kraftbrühe. — 17, 1 schiferig = reizbar, unmutig. — 17, 5 die Feige weisen, höhnende Gebärde. — 20, 5 kheien, geheien = werfen. — 21, 1 haigel = wählerisch. — 22, 5 egeln = taumeln, phantasieren.

25. Wer vill schächert, wer vill schindt,
Ist khein rechtes Adams-khindt.
Vnser Adim (ey Gott gnadt ihm)
Ist ja gwest khein Cramergsündt.
Linckhe Schächer ohne Zweiffl
Holt der Henckher oder Teufl.

26. Fechten, tantzen, reiten, stehn,
Wie ein gspante Gaifs hergehn,
Füefs recht sötzen, Hintern wötzen
Thet vns Paurn zuuill gestehn.
Ich mein Mörch nit yberreith,
Langsamb khombt man auch schon weith.

27. Dafs ich grosse Herren lieb,
Khombt mich hart an, bin ein Dieb;
Muefs doch ehren, wie vngehren,
Sonst wurdt vnser Wasser trieb.
Doch sie lieben vnfs so fein
Wie die Katz dafs Meuselein.

28. Scharwerch, Steyer, Dienst vndt Stifft
Gib ich gehren, was mich trifft,
Leidts gedultig, bins auch schuldig.
Aber ain Ding ist mein Gifft:
Gstraffet werden ohn Verschuldt
Auch khein fromer Job geduldt.

29. Wo man ist in Gwissens-gfahr,
Bleibt vnschuldig Pauren-schaar.
Guets Gewissen böster Bissen.
Niemandt ich vernichte gar;
Gibt zur Zeit auch frome Herrn,
Die mit vns in Himmel khern.

30. Habt vnfs fr ybel oder nicht,
Billich vnfs dafs Hertz zerbricht,
Wan wür sehen herein gehen
Euer yppigs Weibergficht;
Wie mit Stern des Himmels Gaifs
Prangen sie in vnsern Schwaifs.

31. Alstern, gschekhents Föderspill,
Brangt in frembden Farben vill,
Ist doch kheine eigen seine,
Wan sie es bekhennen will.
Was der Pauren Handt erwürbt,
Grosser Frauen Pracht verdürbt.

32. Pauer, ziechst den Zaiger ein,
Grosse Herren werden khlein,
Würdt baldt ihnen Brodt zerrinnen,
Wasser werden aufs dem Wein.
Braucht der Pauer nit den Pflueg,
Braucht der Herr den Wasserkrueg.

33. Alle Stänte khomen mir
Wie des Leibes Glider für:
Jedes prangte, jeds verlangte
Sein der andern Gouernier.
Zog der Hinter allen vor,
Weil er Commendant beym Thor.

34. Sagt meinthalben, wafs ihr wöllt,
Bösser mir khein Stant geföllt.
Last die Pauren nur sein Lauren,
Haben doch dafs Böst erwöllt.
Jeder Vogel liebt sein Nöst;
Der dafs seine, hat dafs böst.

III. Verdörbte sprach.

1684.

1. Dämi, dämi! Wo wölts aufs,
Gschekhete Humores?
Sonn vndt Moun in ainem Haufs
Brüetten aufs Stupores.
Menschen Sün, wie seyts so gschekhet,
Liebe Leith, wie seyts so gekhet!
Die alt Welt ist gantz ney.
Wo seint wür halt? Ey ey.

2. Calepinus gilt nichts mehr,
Ist schon lengst verwüschet.
Schab ab, Dassipodi Lehr!
Neue Worth man trischet,
Aufs den Büechern alten Stamen
Schmitten neue Sprach vndt Nahmen
Vnsre Statistica
Neue Ingenia.

26, 2 spannen = durch Zusammenbinden der Vorderfüfse fesseln. — 28, 1 Scharwerk = Frondienst. Stift = Pacht. — 29, 4 vernichten = für nichts achten. — 30, 4 Weibergficht = Weibergezücht? — 30, 5 Himmelgeifs oder Himmelziege = Heerschnepfe, Bekassine. — 31, 1 geschecket, scheckig. 32, 1 den Zeiger einziehen, mit Beziehung auf das Wirtshauszeichen = die Arbeit einstellen. — 33. 2 f. eine derbe Abwandlung der Fabel des Menenius Agrippa. — 1, 1 Dämi (dafs mich!), Ausruf der Verwunderung. — 2, 1 A. Calepinus, ein italienischer Augustinermönch, veröffentlichte 1502 ein lateinisches Dictionarium, dem spätere Bearbeiter Übersetzungen in verschiedenen Sprachen beifügten. — 2, 3 Das lateinisch-deutsche Wörterbuch des Schweizers P. Dasypodius erschien zuerst 1535—37.

3. An dem Himmel zaigt man her
Allerhandt Gedichten,
Hennen, Haasen, Oxen, Beer:
Leugne es mit nichten,
Dafs ich glaub, der Himmel seye
Wordten lauter Phantaseye
Vndt gstossen aufs dem Gstürn
In souill Menschen Hürn.

4. Wenig fündt man altes mehr,
So noch halt sein Nahmen,
Welchen es gehabt vorher,
Ehe Wortfretter khamen.
Mundt vndt Hertz seint fast ausgwexlet,
Worth vndt Werkh schön rundt gegetrexlet,
Dafs man sie wendten khan,
Wohin man zill vnd span.

5. Nichts Hofherren, nichts mehr Rhat,
Man sie Grandes nennet.
Seint woll grofs, probierts die That,
Armefs Volckh sie khennet.
Burla höfflich haist ein Luge,
Einen Schwanckh nent man Betruge,
Nichts Bäsel, sonder Maim.
Fürwütz, wo bist dahaim?

6. Maister Perger, wie haist ihr?
'Ich haifs Herr Montanus.'
Nachbahr Pruner, mein sagt mir
Euren Nahm! 'Fontanus.'
Nicht mehr Schneider, Herr Sartori.
Ey was Schuester! Herr Sutori.
Müllner, Herr Molitor.
Herr Pfarrer, Herr Pastor.

7. Nichts Herr Reitter, Caualliere.
Pöckh haist Herr Pistori,
Schmidt Herr Faber tituliere,
Pfleger Herr Praetori,
Nun Agricola Herr Bauer.
O der teutschen Sprache Schauer!
Herr Wöber krötzenvoll
Herr Textor haissen soll.

8. Schifernickhel nennen sich
Höfflich Malcontenten.
Khein Aufstecher nenne ich
Zierlich Malcontenten [l. Confidenten].
Seruitor dafs haisset grüessen,
Khöppisch liegen haist man schiessen,
Schalkhsnarr ist Schärletan,
Ein Dorffsthüer Cortesän.

9. Man khan auch aus Grauitet
Auf den Stekhen reiten,
Khan auch edle Dignitet
Vmb Nusskharten [!] leiden.
Weiberkopf auf Manshalfs stehet,
Herr Monn nach Frau Sonnen gehet.
Frau Dalila gewünth,
Herr Sambson würdt halt blündt.

10. Für verwundtet sag plessiert,
Rosdekh haist Schäbräckhe,
Für verbrämbt verschamoriert,
Placet haist Tabackhe.
'A vo' sagt: Ich bring es euch.
Tausent mehr dergleichen Breuch!
Wer khönt sie zöllen all,
Solch Phrases ohne Zall!

11. Nicht mehr Stuben, Cabinet
Bey den grossen Herrn.
Retirade vndt Salet
Vns die Titlen lehren.
Taza war zuuor ein Schallen.
Sag Lauor, Handtbekh niemahlen!
Mein Khopf würdt mir zu schwach
Von so verkherter Sprach.

3, 3 vgl. Nr. 13, Str. 23 (Cgm. 4055, 102): Wafs vill Thür gibts an dem Himmel? Kheins macht vns so grofs Getümmel Alfs zway H., der Haan vndt Hundt (d. h. Frankreich und Türkei). — 4, 4 Fretter = Stümper, Pfuscher. — 5, 7 Maim = Muhme. — 8, 1 Schifernickhel = unmutiger Mensch. — 8, 3. 12, 5 Aufstecher = der alles meldet und hinterbringt. — 8, 6 köppisch = trotzig. — 9, 5 vgl. dazu oben S. 238, Str. 27, 5 und Nr. 12, Str. 20 (Cgm. 4055, 64):

Wer hat frembdes Schelmenhaar
Auf dein Khopf gesetzt?
Der dafs Messer sovill' Jahr
Deiner Gurgel gwetzt.
Mit Paruckh bedeckht dein Glatz,
Haar und Bart, der Teutschen Schatz,
Sambt Manheit ist fast hin.
Man khent die Frau am Khün.

12. Griefs euch Gott, Herr Pescator,
Fischer sonst euch nennet.
Euer Vater sass beym Thor,
Hab ihn woll gekhennet.
Die Aufstecher seint Fidenten,
Mammeluckhen Malcontenten.
Khein so neubachner Herr
Nent sich khein Schelmen mehr.

13. Woll schöns Stückhlein ein Capriz
Bey den Musicanten,
Haist sonst auch ein Aberwitz
Bey groben Bacchanten,
Aigensünigs, tolles Hüren,
So sich nit am Bandt last führen;
Im Rofsstall man auch fündt
Solch reitstetige Gründt.

14. Nimb nun Vrlaub, alte Sprach,
Weich den neuen Possen!
Zu deim aignen Schaden lach,
Schmuckh dich vndt gehe hossen,
Bifs dafs Neu auch alt ist wordten!
Dan würdt man dich aller Orthen
Wider bringen zur Welt
Gleich wie dafs alte Gelt.

15. Lass halt Krumpes krat nur sein,
Khanst nit bösser hausen.
Storchensköpflein, weil es klein,
Ist ihm guet zu lausen.
Alles auf der teutschen Erden
Muefs sein vndt französisch werden.
O teutsche Sprach, wo bist!
Der Haan kratzt dich in Mist.
Ende.

13, 8 reitstetig = störrisch. Gründt, Grind = Kopf. — 14, 4 hossen = aus dem Hause gehen, herumspazieren.

Nachtrag zu S. 229. Im Fasc. 48 der auf das Kloster Baumburg bezüglichen Akten des Münchner Reichsarchivs wird auf Bl. 236 P. Joannes Albertus Poyssl 1658 als Kooperator in Sigharzkürchen aufgeführt. Nach Bl. 253a und 264 war er 1688 zum Senior der Konventualen aufgerückt.

Berlin. J. Bolte.

Altenglische Predigtquellen II.[1]

(Mit zwei zum erstenmal gedruckten ae. Homilien.)

6. Petrus Chrysologus und die 14. Blickling Homily.

Die 14. Blickling Homily,[2] welche über Johannes den Täufer handelt, ist in ihrem gröſsten Teil eine meist ganz wörtliche, oft sklavische und nicht immer richtige Übersetzung einer Johannipredigt des italienischen Bischofs Petrus Chrysologus[3] von Ravenna, welcher um das Jahr 400 gelebt hat. Die in Frage stehende lateinische Homilie ist uns in zwiefacher Gestalt in Mignes Patrologie geboten. Jedoch stimmt die altenglische Predigt besser zu dem verkürzten Text, wie er unter den pseudoaugustinschen Werken (Migne XXXIX 2117 f.) steht, als zu der ursprünglichen volleren Form (Sermo 91 bei Migne LII 455 ff.). Nicht in dieser Quelle findet sich die Einleitung der altenglischen Predigt (Morris 161[1—22]), für die sich aber auf Augustin verweisen läſst (s. weiter unten S. 255), sowie gegen Ende ein langer Abschnitt, welcher vor dem Schluſssatze eingeschoben ist, und für den ich noch keinerlei Quelle anzugeben weiſs. Dem Angelsachsen wird also die Predigt des Chrysologus in einer stark interpolierten Gestalt vorgelegen haben.

Die Übersetzung ist meist so wörtlich, daſs die oft unverständliche und arg verderbte Überlieferung des altenglischen Textes an sehr vielen Stellen mit Hilfe des Lateinischen gebessert werden kann, was im folgenden jedesmal unter dem Text vermerkt werden soll.

Daſs die altenglische Homilie in dem uns vorliegenden Sprachgewande die Abschrift eines anglischen Originals durch sächsische Schreiber ist, ergibt sich aus manchen stehengebliebenen anglischen Formen. Man vergleiche vor allem *weorþe* 'Würde'

[1] Vergleiche meinen früheren Aufsatz im *Archiv* CXVI 301—314.

[2] Zur Literatur über die Quellen der Blickling Homilies ist zu den von mir im *Archiv* CXVI 301 Anm. 1 genannten Arbeiten jetzt noch hinzugekommen: G. Grau, Quellen und Verwandtschaften der älteren germanischen Darstellungen des jüngsten Gerichtes (*Stud. z. engl. Phil.* XXXI), Halle 1908, S. 192 f.

[3] Vgl. über ihn Bardenheuer in Wetzer und Weltes *Kirchenlexikon* IX 1898—1900.

163^{27}, *eorendel* 'Morgenstern' 163^{30}, *geofum* 'Gaben' 161^{14}, *end* 'und' 165^{8} sowie besonders die falschen sächsischen Substitutionen *gastliþness* für *gæstliþnes* und *gehiered* 'gehört' für *gehered* 'gepriesen'.

Morris 161^{30}:

Eala hu swiþe eadge wæron þa æþelan cennende S*ancte* Iohannes, þæm ne sceþede nænig scyld þisse sceþwracan worlde, ne hie nænigo firen ne gewundode ne yfel gewitnes ne wregde, ne hie nænig leahter ne drefde. Ac hie wæron gemyndige ealra Godes beboda & on ælce wisan hie wæron þære godcundan æ swiþe gehyrsume. & nu seo heora iugoþ & seo midfyrhtnes[1] butan ægwylcum leahtre gestanden[2], hwylc talge we þonne þ*æt* seo yldo & se ende þæs heora lifes wære? ne[3] se fruma swylc wæs[3].

Seo Elizabeþ þonne wæs unwæstmfæst[4] þara godcundra mæ-

Migne XXXIX 2117:

Beati igitur, quos in saeculo isto [in saeculo *fehlt in der volleren Form der Homilie*] aliqua culpa non percutit, nullum vulnerat crimen. Beati plane isti, quos ulla non potuit aliquando tangere querela. 'Incedentes', inquit [*Luk. I 6*], 'in omnibus mandatis et iustificationibus Domini sine querela'. Si pueritia, si adolescentia, si iuventus eorum exstitit sine querela, [ubi totum maxime solet esse querela], qualis esse potuit eorum senectus? Si tale fuit initium, qualis esse potuit finis?

— — — — — — — — —

Erat quidem Elisabeth sterilis corpore, sed fecunda virtutibus;

[1] Das nur hier belegte *midfyrhtnes* 'mittleres Lebensalter' steht offenbar für älteres *midfyrhþnes*. Die altenglischen Beispiele für den Übergang von *hþ* in *ht* (vgl. meine Bemerkung *Idg. Forsch.* XII 107) verdienten einmal gesammelt zu werden.

[2] Der Satz steht so mit partizipialem *gestanden* ohne Kopula. Da letzteres dem lat. *exstitit* entspricht, werden wir es wohl in *gestōdon* zu bessern haben, wie weiter unten Z. 38 auch tatsächlich überliefert ist. Die Korruptel *gestanden* erklärt sich daher, dafs ein Schreiber den Längebalken seiner Vorlage für das *n*-Abkürzungszeichen hielt. Dies wie andere Fälle im folgenden ein Beweis, dafs der Kopist nach einer schriftlichen Vorlage, nicht nach Diktat schrieb, was bei volkssprachlichen und darum nicht auf Massenreproduktion berechneten Texten wahrscheinlich überhaupt nie vorgekommen sein mag.

[3] Morris zieht *ne se fruma swylc wæs* zum Vorhergehenden und setzt erst hinter *wæs* das Fragezeichen, ohne aber so damit etwas anfangen zu können, wie seine Übersetzung zeigt. Wie aber vorher Z. 10 *nu* dem lat. *si* entspricht, so ist auch hier für *ne* vielmehr ein *nu* einzusetzen, wodurch wir wörtliche Übereinstimmung mit dem Vordersatz des lateinischen Textes erhalten. Der Nachsatz ist in unserem altenglischen Texte ausgefallen, mufs aber etwa gelautet haben: *hwylc mæg beon se ende.*

[4] Elisabeth kann unmöglich 'unfruchtbar an Tugenden' genannt sein. Das fühlte schon Morris, wie das eingeklammerte *not* seiner Übersetzung zeigt. Ein Blick aufs Latein löst wieder das Rätsel. Das Original las offenbar: *Seo Elizabeþ þonne wæs unwæstmfæst on lichoman, ac wæstmfæst þara godcundra mægena,* wo das Auge des Abschreibers von *unwæstmfæst* zu *wæstemfæst* sprang. Das bisher nicht belegte Simplex *wæstmfæst* dürfen wir getrost auf Grund dieser Stelle dem Wörterbuch einverleiben.

gena; &[1], þeah-þe heo þæs bearnes lata wære, heo þonne þæs bearnes[2] noht lata ne wæs. þonne[3] hwæþere æt þære halgan Elizabet seo hire gebyrd naht gemunan, þe heo hire on ylda þa wære; forþonþe mycelre tide ær[4] þære halignesse[5] hús geclænsod beon sceolde & seo gastliþnes[5] þæs Cristes wícsceaweres[6] & seo gifernes[6] gebuend[7] wæs[7] þæs Cristes engles & seo heall þæs halgan gastes.

tarda soboli, sed non tarda Deo.... Elisabeth sanctae partus non ablatus est, sed dilatus, donec pertransiret tempus carnis. .... Mundabatur enim longo tempore sacrificii domus, sanctitatis hospitium, metatum [meatum *al.*] metatoris Christi, angeli domicilium, aula spiritus sancti, Dei templum. 'Templum Dei estis', inquit apostolus [*1 Cor. III 16*], 'et Spiritus Dei habitat in vobis'.

---

[1] Dies *and* ist keineswegs zu streichen, wie Morris vorschlägt.

[2] Vordersatz und Nachsatz widersprechen sich, weil beide vom 'Kinde' reden. Die lateinische Vorlage lehrt uns, dafs das zweitemal *Godes* für *þæs bearnes* einzusetzen ist. Morris wollte *&* streichen, den Satz *þeahþe heo þæs bearnes lata wære* zum Vorgehenden ziehen und zwischen *wære* und *heo* einen Strichpunkt setzen. Dafs diese Interpunktion und Inbeziehungsetzung der einzelnen Satzteile falsch ist, zeigt das Latein.

[3] Morris setzte vor *þonne* ein Komma. Aber auch so ist der Satzteil mit dem infinitivischen *gemunan* 'gedenken' nicht konstruierbar. Das *gemunan* entspricht aber einem lat. *ablatus,* ist also in das Partizipium *genumen* 'genommen' zu verbessern. Die fehlende Kopula ist offenbar wieder durch Haplographie ausgefallen, und zwar zu Beginn des Satzes. Wir haben also zu lesen: *Ne wæs þonne hwæþere æt þære halgan Elizabeth seo hire gebyrd naht genumen.* Das darauf folgende *þe heo hire on ylda þa wære* schliefst sich schlecht an und verwischt die Gegenüberstellung der Quelle. Denn dem lateinischen *sed dilatus, donec* ... entsprechend sollte man etwa erwarten: *ac wæs geylded, oþþæt heo hire on yldo wære.*

[4] Das lat. *longo tempore* ist hier offenbar Ablativus rei efficientis, und so ist auch das ae. *mycelre tide* aufzufassen. *ær* ist sonach davon zu trennen und als selbständiges Zeitadverb zu nehmen. Holthausens Übersetzung *Engl. Stud.* XIV 394 erweist sich also als irrig.

[5] Wie man sieht, verbindet der Angelsachse *domus sanctitatis* und *hospitium metatoris Christi.* Vermutlich war in seiner Handschrift *sacrificii* ausgefallen und *metatum* umgestellt, so dafs die Stelle ihm also vorlag als: *Mundabatur enim longo tempore domus sanctitatis, hospitium metatoris Christi, metatum* [oder *meatum?*], *angeli domicilium* usw. Dadurch steht das *metatum* [oder *meatum*] nun freilich isoliert da, aber wir werden in Anmerkung 7 sehen, dafs dies ganz der altenglischen Übersetzung entspricht. — Für *gastliþnes* stand offenbar in der Originalhandschrift angl. *gæstliþnes,* welches der westsächsische Kopist fälschlich mit ws. *gǽst, gást* 'Geist', statt mit ws. *gyst* 'Gast' in Verbindung brachte. Übrigens ist *gæstliþness* 'Gastlichkeit' nur eine sehr unvollkommene Übersetzung des lat. *hospitium,* welches hier die konkrete Bedeutung 'Gasthaus, Herberge' hat. Danach erledigt sich Holthausens Bemerkung *Engl. Stud.* XIV 394.

[6] Das *ἁπ. λεγ. wíc-scéawere* übersetzt also ein lat. *metator,* womit nach mittelalterlichem Sprachgebrauch nicht mehr der 'Abmesser oder Abstecker eines Lagers, einer Stadt' gemeint ist, sondern ein 'Quartiermacher'. Letzteres dürfte also auch der Angelsachse mit seinem *wíc-scéawere* meinen.

[7] Das überlieferte *& seo gifernes gebuend wæs þæs Cristes engles* ist formell und inhaltlich unverständlich. Da vorher und nachher alles in Ordnung ist, mufs die Stelle dem lat. *metatum* [oder *meatum*], *angeli domi-*

Swylc[1] templ eallinga Gode weorþe funden wæs haliges gastes snytro on to restenne.

& þa-þe æghwylc mennisc leahter on þæm eadigan *Sancte* Iohanne cennendum gestilled wæs & hie on eallum heora life orleahtre gestodan, þa sona seo únwæstmfæstnes fram him fleah & sona heora ylda geliffæsted wæs & geleafa & seo clænnes onfeng[2]. Þa

Denique ubi tota corporis sedata est querela et in totum facti sunt sine querela, mox sterilitas fugit, reviviscit senectus, fides concipit, parit castitas, nascitur maior hominum [*so die Hss.*], par angelis, tuba caeli, praeco Christi, arcanum patris, filii nuntius, signifer

cilium (mit der in Anm. 5 begründeten Umstellung) entsprechen. Danach ist zunächst klar, dafs *gebuend* das lat. *domicilium* wiedergeben soll. Das Substantiv *gebuend* kann aber nur 'Bewohner', nicht 'Wohnplatz' bedeuten. Hingegen würde ein dem nhd. *Gebäude* und seiner Sippe — die verschiedenen Nebenformen bei Weigand-Hirt gehen zum Teil auf verschiedene Bildungsweisen und Suffixe zurück — ganz am Platze sein; und ich glaube daher, dafs wir aus dem überlieferten *gebuend* ein dem md. *gebūwede*, ahd. *gabūid* entsprechendes Neutrum *gebūed* 'das Gebäude' auch fürs Altenglische entnehmen dürfen, welches am besten als partizipiale Bildung aufzufassen sein wird (Kluge, *Stammbild.* § 99). Da alle anderen parallel stehenden Substantiva des obigen Satzes den bestimmten Artikel aufweisen, wird derselbe auch für *gebued* zu erwarten sein; wir erhalten ihn leicht aus dem völlig überflüssigen, sinnstörenden *wæs* der Überlieferung, welches aus *þæt* verderbt und dann hinter das Substantivum gestellt sein mag. So erhielten wir also *þæt gebued þæs Cristes engles* genau entsprechend dem lat. *angeli domicilium.* Der übrigbleibende Satzteil *& seo gifernes* müfste danach mit dem lat. *metatum* oder (in anderen Hss.) *meatum* korrespondieren. Mlt. *metatus* bedeutet 'Wohnung' und *meatus* bekanntlich 'Gang, Fahrt'. Aber keine von beiden Bedeutungen wüfste ich irgendwie aus dem überlieferten ae. *gifernes* herauszubringen, das doch nur 'Gierigkeit' heifsen kann. In den Zusammenhang der Stelle, zumal als Parallele zu *gæstliþnes* 'Gastlichkeit' würde passen ae. *gifenes, gifnes* 'Freigebigkeit'. Und dies mag der Übersetzer wirklich geschrieben haben, sei es nun, dafs er dies tatsächlich für eine mögliche Bedeutung von *metatum* hielt (vgl. *metor* 'zumessen'), oder dafs er das Wort nicht verstand und sich auf gut Glück mit einer Sinnverwandten von *gæstliþness* behalf. (Die Verlesung *gifernes* statt *gifenes* würde um so leichter verständlich sein, wenn etwa die Vorlage eine Form mit Doppel-*n* (*gifennes*) darbot, zumal bei nordenglischen (anglischen) Schriftcharakteren, wo der senkrechte *r*-Strich nicht sehr weit über die Linie hinuntergezogen wird und darum *n* und *r* oft leicht zu verwechseln sind.) Die ganze Stelle würde danach lauten: *seo gæstliþnes þæs Cristes wiesceawere s & seo gifenes, þæt gebued þæs Cristes engles.*

[1] Morris macht vor *swylc templ* keinerlei Interpunktion und fafst *seo heall* als Subjekt zu *funden wæs*, was aber durch die lateinische Vorlage als irrig erwiesen wird. Das den Satz beginnende *swylc* würde sich noch besser anschliefsen, wenn, dem lateinischen zweimaligen *Dei templum* entsprechend, am Ende des vorhergehenden Satzes ein *þæt templ Godes* stände, und ich trage kein Bedenken, dies als ausgefallen anzusehen und wieder einzusetzen. Also: *seo heall þæs halgan gastes, þæt templ Godes. Swylc templ.*

[2] Vielleicht las das Original in engerem Anschlufs an das Lateinische *& seo geleafa onfeng & seo clænnes acende.* Die Auslassung des *acende,*

wæs acenned [1] se mon *Sancte* Iohannes, se wæs mara & selra eallum oþrum mannum. He wæs gelic Godes englum, & he wæs béme [2], Cristes fricca on þysne middangeárd, & wæs Godes [3] suna spellboda, & segnbora þæs ufancundan kyninges, & firena forgifnes, & gerihtnes hæþenra þeoda. & ic secge, þ*æt* se godspellere wæs fæstnung ægþer ge þære ealdan ǽ ge þære niwan ge þonne [4]; forþon þæs fæder & þære modor godcund mægen beforan [5] wrát, þ*æt* be þære cennendra gefyrhtum [6] þæs bearnes weorþe [7] ongyten wære, be þyson [8] eallu*m* oþrum mannum [9],

superni regis, peccatorum venia, Iudaeorum correctio, vocatio gentium, et, ut proprie dicam, legis et gratiae fibula, [quae diploidem summi sacerdotis sancto patri iungebat in corpore]. Evangelista ergo virtutes patris matrisque describit, ut ex generantium meritis dignitas germinis nosceretur et probaretur maior homine, qui ortu suo excedebat legem nativitatis humanae.

---

veranlaſst durch das folgende *acenned*, könnte den Anstoſs zu obiger Lesart gegeben haben.

[1] *acynned* Hs.

[2] Vielleicht im Original (wie im Lateinischen) *heofones beme*.

[3] Der Übersetzer zog also das *patris* in *arcanum patris, filii nuntius* zum folgenden *filii*, sei es nun, daſs das Wort *arcanum* in seinem Manuskripte überhaupt fehlte, oder daſs es vom Angelsachsen fälschlich durch *on þysne middangeard* wiedergegeben wurde.

[4] Der Übersetzer schloſs also den vorhergehenden Satz mit *vocatio gentium* und zog das eigentlich von Johannes gemeinte Beiwort *legis et gratiae fibula* zum folgenden *evangelista*, wobei er den dazwischenstehenden (von mir eingeklammerten) Relativsatz entweder ausliefs oder gar nicht in seinem Manuskripte vorfand.

[5] Es scheint fast, als ob dies *beforan* nur einer falschen Deutung von lat. *describit* sein Dasein verdankt. Die Ergänzung eines *he*, wie Holthausen *Engl. Stud.* XIV 394 will, ist nach Pogatschers Ausführungen *Angl.* XXIII 261 ff. unnötig.

[6] Das Wort *gefyrhtum* ist schwer zu erklären. Es, wie Morris und Bosworth-Toller tun, zu einem (dann auch nur hier belegten) *gefyrhto* zu ziehen und mit 'Furcht, Zweifel' zu übersetzen, verbietet der sich aus dem Zusammenhange und der lateinischen Vorlage ergebende Sinn; denn es übersetzt ein lat. *meritis* 'Verdienste'. Da der Blickling-Kopist kurz vorher *midfyrhtnes* statt *midfyrhþnes* (vgl. S. 247) schreibt, wäre am ehesten noch unser *gefyrhtum* als *gefyrhþum* zu fassen und etwa mit 'Lebensführungen, Leben' wiederzugeben, was in den Zusammenhang wohl passen würde. Ein verstärktes *gefyrhþ* statt bloſsem *ferhþ* ist allerdings sonst nicht belegt.

[7] d. i. angl. *weorþu* = ws. *wyrþu* fem. 'Würde' (*Corp. Gloss.* 1139); nicht, wie Morris anzunehmen scheint, mit dem sächlichen *weorþ* 'der Wert' identisch. Die Bedeutung 'dignity' ist also für *weorþ* bei Sweet und Hall zu streichen.

[8] Das *o* aus *u* korrigiert.

[9] Morris setzt keine Interpunktion hinter *wære* und zieht das folgende *be þyson eallum oþrum mannum* als Nomen auctoris zu der vorhergehenden Passivkonstruktion [*seo*] *weorþe ... ongyten wære*, — dementsprechend übersetzend *the dignity should be understood by all these other men.* Dies ist

forþon hie[1] þære án[1] his gebyrde oforstag ealle á þisse menniscan gecynde. Ond nu seo Cristes gebyrd æt his[2] æriste[2], se niwa eo-

[Sed si processurus est, iam nascatur Ioannes.] Quia instat na-

aber schon deswegen unmöglich, weil nach altenglischer Syntax dann *fram* statt *be* stehen müſste. Auch die Einführung des stark deiktischen Pronomens *þyson* bleibt so unverständlich. Ein Blick aufs Lateinische zeigt, daſs etwas ausgefallen ist; ich vermute so etwas wie *and he mára áfandod wære.* Ein Überspringen vom ersten *wære* zum zweiten würde die Auslassung leicht erklären. Das inhaltlich und formell überflüssige (wenn auch erklärbare) *be þyson* könnte dann der Versuch eines späteren Kopisten sein, die Lücke auszufüllen, und dürfte dann gestrichen werden. Die ganze Stelle würde danach lauten *wrát, þæt þæs bearnes weorþu ongyten wære and he mara afandod wære eallum oþrum mannum.* [Vgl. oben Z. 42 *se wæs mara eallum oþrum mannum* für lat. *maior homine.*]

[1] Auch hier in dem Nachsatz wird die Überlieferung nicht ganz stimmen. Schon das überlieferte *hie* läſst sich weder als weiblicher Akkusativ noch als Plural irgendwie unterbringen. Morris vermutet dafür, wie seine Übersetzung zeigt (*because by that birth alone she transcended all laws of human-kind*), *heo* als weiblichen Nominativ. Aber das lat. *qui* — wie übrigens auch der Zusammenhang — lehrt, daſs als Subjekt zu dem *excedebat legem nativitatis humanae* nicht die Mutter des Täufers, Elisabeth, sondern vielmehr Johannes selbst zu denken ist. Daraus ergibt sich die einfachere Besserung *he,* wozu auch das folgende männliche *his* sich ungezwungener gesellt. Ferner fällt das mitten in die Dativgruppe hineingeschobene *án* auf, sofern man es, wie Morris und vielleicht der Blickling-Kopist tun, in der Bedeutung von 'allein' faſst. Das Lateinische macht es aber wahrscheinlicher, daſs mit *án* die Präposition *on* gemeint ist: also *on his gebyrde* = lat. *ortu suo.* Dann muſs aber *þære* hinter die Präposition rücken. Also würden wir folgende Lesung erhalten: *forþon* [oder *forþonþe*] *he on þære his gebyrde oferstag ealle* usw., wozu zu vergleichen ist weiter unten: *he swa on þære his gebyrde oferswiþde ealle á þisse menniscan gebyrde* (Morris 167^{3}).

[2] Weder Vor- noch Nachsatz sind so übersetzbar. Der Nachsatz beginnt im Lateinischen mit einem *surgat,* also wird dem unverständlichen *æriste* ein Optativ *áríse* zu entnehmen und zum Subjekt für das folgende *Iohannes* zu machen sein — natürlich unter Vorrückung des Kommas. Dann stimmt der Nachsatz völlig zum Latein. — Im Vordersatze scheint nun gleichfalls das Prädikat zu fehlen. Bei genauerem Zusehen ergibt sich aber, daſs es nur leicht verhüllt in dem überlieferten *æt his* steckt. Dieses ist nämlich in das Verbalkompositum *ætis* 'steht unmittelbar bevor' umzuwandeln, welches auch Z. 67 vom Kopisten verkannt ist. Das Verbum *ætwesan* ist nun allerdings meist in örtlicher Bedeutung belegt (z. B. Par. Ps. 138, 6 *ætbyst;* Lamb. Ps. 138. 8 *æteart;* Ælfr. Coll. W. W. 98^{3} *ic ætwese*; Lib. scint. 20^{19} *ætsyn*; Beda 487^{7} *ætwæron,* 572^{12}, *ætwæs, ætwæron*; Durh. Hymn. 36^{9} *ætbist,* 49^{5} *ætwæs,* 99^{11} *ætsy,* 13^{10}, $64^{9.\ 10}$, 147^{2} *ætbeo,* 14^{13} *ætbeon*), jedoch kommt es auch in zeitlicher Verwendung vor: auſser an obiger Stelle auch Corp. Gl. 1054 *ætweosende* 'imminens', Cleop. Gl. W. W. 422^{7} *ætwesende,* Lamb. Hymn. 6, 48 *ætwesan* und Ws. Evang. Mk. IV 29 *þæt rip ætis.* Daſs in all diesen Fällen wirklich das proklitische Verbalpräfix *æt-* vorliegt und nicht, wie Wülfing, *Ælfred-Syntax* § 619 für die Beda-Stellen vorschlägt, ein selbständiges 'prädikatives *æt*', wird bewiesen durch die Existenz desselben Verbalkompositums im Gotischen, wo die Form *atist* dreimal (Mk IV 29, 2. Tim. IV 6, Röm. VII 21) belegt ist. Der ganze Satz würde sonach lauten: *Ond nu seo Cristes gebyrd ætis, arise se niwa eorendel Sanctus Iohannes.*

rendel S*anctus* Iohannes. & nunu se leoma þære soþan sunnan God selfa cuman wille[1], sylle se friccea his stefne. & forþon-þe nu *þæt*[2] is se dema Drihten Crist, seo[3] béme S*anctus* Iohannes. & nu mid[4] God selfa on þysne middangeard cuman wile, gange[5] se engel beforan him S*anctus* Iohannis[6].

& forþon-þe þæt æghwylces mennisces monnes gemet is[8], *þæt* he S*anctus* Iohannes lifes weorþunga gesecgan mihte, forþon þe[9] he mid þære soþfæstnesse stefne gehiered[10] wæs & geweorþod & he Drihten selfa swa on his godspelle be him cwæþ: 'To hwon eodan ge to westenne witgan to secan?', 'ic hine secge maran & selran þonne ænigne witgan.' [*Mat. XI, 7 u. 10.*]

tivitas Christi, surgat novus lucifer. Quia iubar veri solis erumpit, det vocem praeco. Quia adest iudex, clamet tuba. Quia venit rex et quia processurus est Deus, angelus iam praecedat.[7]

[*Fehlt bei Chrysologus. Doch Ähnliches bei Ps.-Augustin, Sermo 198 (Migne XXXIX 2115)*): Unde quia eum recte extollere non valemus humanae vocis officio, praedicemus dominicae attestationis oraculo proloquente Christo, quia 'inter natos mulierum non est maior Ioanne Baptista. (*Mat. XI 11*).]

[1] Morris setzt hinter *wille* fälschlich einen Punkt, wodurch die Satzbeziehungen gänzlich zerstört werden.

[2] Das überlieferte *þæt* läfst sich nicht recht unterbringen. Eine kleine Änderung stellt Übereinstimmung mit dem Lateinischen (*adest*) her, wenn wir statt *þæt is* lesen *ætis*, über welches S. 251 Anm. 2 zu vergleichen ist.

[3] Hier fehlt das Prädikat des Satzes, dem lat. *clamet* entsprechend. Also ist zu lesen so etwas wie *cleopie seo béme* usw.

[4] *mid* stört den Sinn und hat nach Ausweis des Lateinischen keine Berechtigung hier. Es ist wohl durch Vorwegnahme des folgenden *middangeard* zu erklären und also als Dittographie zu streichen.

[5] Morris nimmt hier auf Grund seiner irrigen Auffassung des Vorgehenden eine Lücke an. Dafs nichts fehlt, zeigt die Quelle.

[6] Lies *Iohannes.*

[7] Die hier angewandte Interpunktion ist diejenige, welche dem englischen Übersetzer vorgeschwebt hat. Jedoch läfst sich die Stelle auch so interpungieren, wie sie bei Migne steht, nämlich: *Sed si processurus est, iam nascatur Johannes, quia instat nativitas Christi. Surgat novus lucifer, quia iubar iam veri solis erumpit. Det vocem praeco, quia adest iudex. Clamet tuba, qui venit rex. Et quia processurus est Deus, angelus iam praecedat.* Wegen der Steigerung *lucifer — sol* wird diese Interpunktion vorzuziehen sein.

[8] In dem Satzteile fehlt offenbar eine Negation; darum lese ich *ne is.* Die Phrase *nis mannes gemet þæt* ... 'es liegt nicht in der Macht des Menschen, zu ...' begegnet auch sonst (z. B. Beow. 2533; Wunder der Schöpfung 27).

[9] *þe* ist klärlich zu streichen; *forþon* bedeutet hier 'deswegen'.

[10] Lies *gehered* 'gepriesen', wie schon Morris durch seine Übersetzung andeutet. Der westsächsische Kopist vermutete in dem Worte angl. *gehēred* und substituierte daher ws. *gehiered.*

Forþon-þe nænig mennisc tunge ne geneah þæs acendan engles godcund mægen to gesecgenne, eac[1] spræc se heahengel *Sanctus* Gabriel & cwæþ to Zachariam his fæder: 'Ne wilt þu þe ondrædan, Zacharias; þín bén is eallunga fram Gode gehyred, end[2] þin wif Elizabet þe gebereþ sunu, & þu cegst his noman Iohannes. & þe biđ þonne hyht & gefeá, & manige on his gebyrd gefeoþ. He biþ eallinga swiþe mycel beforan Gode; ne drincþ he wín ne ealu[3], ac he biđ gefylled mid halgum gaste on his modor bosme; & manige Israhela bearna he gehwyrfþ to heora Drihtne. & he gæþ beforan Gode mid halgum gaste gefylled & Elian mægene þæs witgan, Drihtne to geearnienne medome folc.'

Verum quia quod supra hominem est, homo referre non sufficit virtutem nascentis angeli, angelus iam loquatur. 'Dixit', inquit [*Luk. I 13—17*], 'angelus ad Zachariam: Ne timeas, Zacharia; exaudita est obsecratio tua, et Elisabeth uxor tua pariet tibi filium, et vocabis nomen eius Ioannem. Et erit gaudium tibi et exsultatio, et multi in nativitate eius gaudebunt. Erit enim magnus coram Domino; vinum et siceram non bibet, et Spiritu sancto replebitur adhuc ex utero matris suae, et multos filiorum Israel convertet ad Dominum Deum ipsorum. Et ecce praecedet ante illum in spiritu et virtute Eliae .... parare Domino plebem perfectam.'

— — — — — — — — —

Uton we þonne, men þa leofestan, gehyran, hu swiþe loflice *Sanctus* Iohannes wæs mid þæs halgan gastes mægenum gefylled, þa gen þa he on his modor bósme wunigende wæs. & he ǽr to heofonum becom, ærþon-þe he eorþan æthrine; & þær halgum gaste onfeng, ærþon-þe he menniscne hæfde; & þam godcundum gifum he ǽr onfeng, ærþon-þe he mennisc lif hæfde; & he ongan lifgean ongean God, ærþon-þe he him sylfum lifgean mihte, swa *Sanctus* Paulus se apostol

'Spiritu', inquit, 'Sancto replebitur adhuc ex utero matris suae'. Videtis, fratres, quemadmodum Ioannes ante pervenit ad caelum, quam tangeret terram; ante accepit divinum Spiritum, quam humanum; ante suscepit divina munera, quam corporis membra; ante coepit vivere Deo, quam sibi .... iuxta illud apostoli [*Gal. II 20*]: 'Iam non ego vivo, sed vivit in me Christus'.

[1] Morris beginnt fälschlich mit *Eac* einen neuen Satz.

[2] Die Form *end* für die Kopula ist auch sonst im Altenglischen belegt als *aend* Epin. 98 und als *end* Corp. 75, 645; Caedmon Hymn. 2; Runenkästchen (Rückseite); Urkunden bei Sweit OET XI 2, XL 8, XLVII 10; Lindisf. Mark. Vorr. 1, 13 (Cook). Diese angl. Nebenform *end* entspricht genau dem afries. *ende*, as. *endi*, mndd. *ende*, mndl. *ende*, nndl. *en*, ahd. *enti* und sollte daher nicht bei Bosworth-Toller fehlen.

[3] Man beachte die Germanisierung des Inhalts: englisches Bier statt des orientalischen *sicera* oder שֵׁכָר.

cwæþ: 'Ne lybbe ic, ac Crist leofaþ' [*Gal. II 20*].

Anna[1] þonne þy syxtan monþe, þæs-þe *Sanctus* Iohannes on his modor bosm onfangen wæs, þa *þæt* wuldres bearn on þysne middangeard astag & seo heofencunde weorþung þone fæmnlican bósm *Sancta* Marian gefylde. & þa heo þa in to[2] þære hire moddrian eode, þære halgan Elizabethe, sona *þæt* cild onsprang & ongean his Hlaford hyhte & hine of his modor bósme on þære fæmnan bósm hálette & grette.

Sexto, inquit [*vgl. Lk. I 44*], mense suae matris exsultat in utero et in uterum Virginis venisse nuntiat Christum.

& hine ǽr monnu*m* gecyþan & gesecgan teolode, ærþon-þe he sylfa lifde & mennisc leoht gesawe. Eala, men þa leofoston, hu *þæt* wæs weallende spelboda[3] & ungeþyldig heretoga, se-þe ær þone Hælend on þysne middangeard cumendne gesecgan wolde, ærþon-þe he þære gerynelican gegaderunge menniscre gebyrde onfenge; & he ǽr to þam cyninge becom[4] & wæpn gegráp mid to campienne, ærþon-þe he to his lichoma*n*[5] leómum become; & he ær þone feþan so*hte*, ærþon-þe he *þæt* leoht gesawe; & he swa on þære his gebyrde oferswiþde ealle ǽ þisse menniscan gebyrde.

Fervens nuntius, qui ante gestivit nuntiare quam vivere. Impatiens dux, qui antequam perveniret ad corpus, pervenit ad regem; ante rapuit arma quam membra; ante aciem petit quam lucem; et ut vinceret mundum, vicit ante naturam.

Uton we gesceawian þa healican gewyrhto *Sancte* Iohannes, se þære modor innoþas ongean þam

Ipse enim sine visceribus viscera matris exsuscitat.

[1] Lies *ana*. Vgl. *Engl. Stud.* XIV 394 und *Archiv* XCI 205.

[2] Morris faſst *into* zusammen als Präposition zu *þære moddrian*. Mir scheint es aber richtiger, *in* als trennbares Verbalpräfix zu *eode* zu ziehen und nur *to* als Präposition zu belassen.

[3] Das dem ae. *weallende spelboda* entsprechende lat. *fervens nuntius* steht, wie man sieht, in der Quelle am Anfang des vorhergehenden Satzes. Möglich, daſs das dem Angelsachsen vorliegende lat. Manuskript bereits die Umstellung vorgenommen hatte.

[4] Morris übersetzt irrig: *he first became a king* statt *he first came to the king*, d. i. Christus.

[5] *lichoma* Hs.

Godes suna aweahte, se þagen sylfa wæs butan menniscan innoþe [1].
159 & þeah he þa get latode on þissum lichomlicum gebyrde, hwæþre he on þæm gaste anum þæs godspelleres þegnunga gefylde.
162

Et quia tardabat corpus, solo spiritu implet evangelizantis officium.

Was nun in der altenglischen Predigt folgt (Morris 167^{9} bis 169^{22}), findet sich nicht in der lateinischen Form bei Migne. Nur der Schlufssatz ist wieder der gleiche, der sich so unmittelbar an den letzten oben abgedruckten Satz anschliefst, dafs er davon losgelöst, wie in der altenglischen Homilie, kaum verständlich ist.

Hwæt sceal ic đonne má secgean fram S*anct*e Iohanne, cwæđ se-đe þas boc worhte, buton þ*æt* he ǽr eode beforan Criste, ærđæmþe [2] he beforan him sylfan gangan mihte. & đæs fæder & đære modor & đæs suna heortan se ilca halga gast mid his gifum gefylde.

Quid dicam, fratres? Ioannes antequam Christum praecederet, se ipsum praecessit. Patris, matris, filii corda unus atque idem implet Spiritus sanctus.

Auch der Eingang der altenglischen Homilie findet sich nicht bei Petrus Chrysologus. Jedoch stehen ähnliche Gedanken, mehrfach auch in der Form gleichlautend, in zwei echten Augustinschen Predigten, den Sermonen 287 und 288 nach der Zählung der Mauriner (Migne XXXVIII 1301 ff.). Man vergleiche:

Morris 161^{3}:

þonne is þ*æt* seo foremære gebyrd S*anct*e Iohannes þæs fulwihtweres [3]. Be þyssu*m* we þonne witon magon & ongyton, he [4] swiþe us is þes dæg to mærsienne & to weorþienne. Forþon-þe we gehyrdon, þa þæt halige godspel rædd wæs, þ*æt* mæniges Godes haligra gebyrd ne his heahfædera ne his

Migne XXXVIII 1301:

Illustrem nativitatem beatissimi Ioannis praeconis et praecursoris Christi, cum sanctum evangelium legeretur, audivimus. Hinc attendat charitas vestra, quam magni hominis nativitas facta sit. Natalis dies carnis nulli prophetarum, nulli patriarcharum, nemini apostolorum celebravit ecclesia: solos

[1] Morris' Übersetzung geht hier völlig irre.

[2] Hier hat entweder der Kopist oder der Übersetzer den klaren Sinn des Lateinischen verdorben. Es sollte im Altenglischen umgestellt heifsen: *he, ærdæm-þe he beforan Criste eode, he beforan him sylfan gangan mihte.*

[3] Die anscheinend nur hier belegte Form *fulwihtwere* statt des gewöhnlichen *fulwihtere* dürfte aus volksetymologischer Anlehnung an das Substantivum *wer* 'Mann' zu erklären sein.

[4] Offenbar zu bessern in *hu*. Vgl. Z. 15 *ne* statt *nu*.

witgana ne his apostola circean ne mærsiaþ, nemþe Cristes sylfes & þyses Iohannes. Manige halge & gedefe witgan wæran ær Sancte Iohanne, þa wæron myccle & foremære & fram Gode seolfum gehalgode & mid haliges gastes geofum swa swiþe onlyhte & gehalgode, swa þæt hie eal, þæt toweard wæs, beforan witgodan & mannum cyþdon; & hie wæron gewitan ealra Godes degolra doma. [*Die folgenden 5 Zeilen finden nichts Entsprechendes in der Augustinschen Predigt, die vielmehr direkt weiter fortfährt:*] ac þæt hwæþere be þare nænigum gecweden beon ne mihte, þæt se Hælende Drihten Crist be þyssum Iohanne gecwæþ, þæt næfre betuh wifa gebyrdum nænig mærra ne sylra geboren wære.

duos natales celebrat, huius et Christi.

Migne 1302: Fuerunt prophetae ante Ioannem et multi et magni et sancti, digni Deo, Deo pleni, Salvatoris praenuntiatores, veritatis attestatores.

Verumtamen de nullo eorum dici potuit, quod dictum est de Ioanne: 'In natis mulierum nemo exsurrexit maior Ioanne Baptista' [*Mat. XI 11*].

7. Augustin und *Be Gecyrrednysse.*

In dem Sammelkodex Tiberius A. III, welchen ich in diesem *Archiv* CXXI 30—46 beschrieben habe, finden sich auf fol. 105[a] bis 106[a] von einer Hand des mittleren 11. Jahrhunderts zwei altenglische Homilien eingetragen, welche meines Wissens bisher noch nicht veröffentlicht sind. Beide scheinen trotz des kentischen Einschlags in der Sprache, welcher jedenfalls auf den Kopisten zurückzuführen ist, auf ältere sächsische Vorlagen zurückzugehen.

Die erstere derselben (fol. 105[a-b]), welche die Überschrift *Be gecyrrednesse* führt, trägt schon äufserlich in dem lebendigen, rhetorisch zugespitzten Stile, in der Vorliebe für dialogische Entwicklung sowie in der häufigen Anwendung rhetorischer Fragen den Stempel Augustinscher Predigtweise an sich. Aber auch inhaltlich erweist sich diese Homilie als ein Sprölsling Augustinschen Geistes. Denn in Wahrheit bietet sie zu dem Thema Bufsfertigkeit nichts weiter als eine Aneinanderreihung Augustinscher Lieblingsgedanken, wie sie der grofse Kirchenlehrer, oft im gleichen Wortlaute, in seinen Sermonen, z. B. Nr. 20, 82, 224 nach der Zählung der Mauriner (= Migne), niedergelegt hat. Bei meinem unten folgenden Abdruck dieser Homilie habe ich daher die in Frage kommenden Augustin-Stellen unter dem Texte bei-

gefügt. Dafs damit freilich die direkten Vorlagen des Angelsachsen gegeben seien, möchte ich keinesfalls behaupten. Denn schwerlich wird sich der Engländer die betreffenden Stellen erst selbst herausgesucht und zusammengestellt haben. Vielmehr halte ich es für wahrscheinlich, dafs ihm ein genau zu seiner Fassung stimmender lateinischer Text vorlag — sei es nun ein mir entgangener Abschnitt bei Augustin, der alle jene Gedanken vereinigte und namentlich auch die mir nur aus Defensors Exzerptensammlung bekannte Stelle zu Z. 40 f. enthält, oder eine aus Augustin kompilierte lateinische Homilie.

[*I*] Be ȝe-cyrrednysse.

Hit is ȝeræd on đam ȝodcundan ȝewritum ⁊ þus [h]is[1] ȝecweden: Sunu, ne yld þu na, *þæt* þu to Ȝode ȝecyrre. For-þon þu nast, hwæt se towearda dæȝ þe brinȝeđ. Se-þe yldeđ, *þæt* he to Ȝode ne ȝecyrre, he renad pleoh his aȝene sawle; for-þon-þe se dead hit no nylđ[2]. Se dead, ȝif he cimđ to þam, þe *þæt* yldeđ, *þæt* he to Ȝode ȝecyrran ne wyle, butan tweon he hine ȝelædeđ to ecum witum. *Þæt* his[1] swiđe unhalwendlic ȝe-þoht, *þæt* wa[3] ymb þa merȝenlican cyrrinȝe þænce ⁊ þa andweardan aȝimeleasiȝe.

Gehyrest[4] þu synfulla, to won[3] yldest þu, *þæt* þu to Ȝode ȝecyrre? For hwon ne ondrædest[5] þu þe, *þæt* þe ferdeađ bereafie þæs dæȝes þinre ȝehwyrfednesse? Nast þu, *þæt* men færlice sweltađ?

Nu þa *þæt* ȝod[6] is, *þæt* mon his senna forlæte ⁊ to Ȝode ȝecirre, do we wylc[7] man hrađe. Forđon-þe Ȝod us ȝe-hateđ forgyfenesse, ȝif we to him ȝe-cyrran willađ, ⁊ he us mæniȝne fyrst-mearc ne hateđ lanȝes lifes, for þon ȝe-hwyrfe ȝe-hwilc man hine sylfne hrađe to Ȝode, ⁊ for-læte se arleasa man his unrihtwisnesse weȝas. For-þon, ȝif færunȝa cymđ se ytemesta dæȝ, þonne biđ losod seo yldiȝ; ⁊ þær biđ to lafe *þæt* rice þam synfullan men. Gif þu nelle losian, ȝe-cyr to Ȝode, þonne leofest þu.

Ne scealt þu na ȝeorwenan be þira synna forȝyfenesse. Ac ȝecyr to Ȝode, þonne leofast þu, ⁊ do dæd-bote. Þu cwyst 'crás'[8], *þæt*

Zeile 4 ff.: vgl. *Subito venit mors, et non est, qui corrigatur, sed qui in ignem mittatur.* Aug. Sermo 224 c. 4. (Migne XXXVIII 1095.)

Z. 12 ff.: vgl. *Nescis ergo, quantum victurus sis. ... Promisit mihi Deus indulgentiam, quando me correxero.* Aug. Sermo 82 c. 11 (a. a. O. 513).

Z. 20 ff.: vgl. *Corrigant se, qui tales sunt, dum vivunt. ... 'Quando corrigis, quando mutaris?' 'Cras', inquis* (a. a. O. 1095) ... *'Quare non hodie, quare non modo?' 'Cras', inquit* [lies *inquis*]; *'indulgentiam mihi Deus promisit'.* Aug. Sermo 20 c. 4 (a. a. O. 141).

[1] für *is* mit falschem *h*, wie Z. 6, 22, II 18 f. — [2] lies *nylded* d. i. *ne yldeđ* — [3] für *hwa*. Ebenso *won* 9 für *hwon*, *wylc* 13 für *hwylc* — [4] das *e* über der Zeile eingefügt — [5] das zweite *d* korrigiert aus *þ* — [6] hinter *d* ein Buchstabe (*o*?) weggewischt — [7] wohl richtiger *ȝehwylc*, wie in Z. 15 — [8] das *r* korrigiert aus *w*.

is leden word, ⁊ hit his[1] on ure ʒeþeode ‘tomorʒene’. Ac for *h*won[2] nelt þu to-dæʒ? Þu cwyst: ‘hwylc yfel is þ*æt*, þ*æt* ic cweđe “tomerʒen”?’ Ic cweđe: ‘hwilc yfel is þ*æt*, þ*æt* ic cweđe, þ*æt* þu to-dæʒe to Ᵹode ʒecyrre?’

Nu, hwonne þu cwyst ‘min lif biđ lanʒe’, þonne [*fol. 105*[b]] cwæđe ic: hit lanʒe sie, sie hit ʒod; ʒif hit scort sie, sie hit eac ʒod. Gif þu tun biʒest, þonne þu wilt ʒodne bicʒan[3]. Gif þu wif nimest, þu wilnast, þ*æt* hit ʒod sie. Gif þu bearn hafast, þu wyscest, þæt[4] þa sin ʒode. Swa ic eac nu be þam wacestan þinʒum cwæđe: ʒif þu scos biʒest, nylt þu, þ*æt* hi sin yfele. ⁊ wilt[5], þ*æt* þin lif si yfel? On hwon abelh þe þín líf? Forhwon wilt þu beon ana yfel betweoxn eallum þinum ʒodum?

Ne lata þu, þ*æt* þu to Ᵹode ʒe-cyrre; ne ʒe-yld þu hit of dæʒe to dæʒe. Þis sind Ᵹodes word, næs mine. Ne ʒe-herest þu þas word from me, ac wit hie ʒe-hyrađ beʒen fram Ᵹode.

Nu, hwonne þu cwyst ‘crás, crás’, þ*æt* is ‘to-morʒen, to-morʒen’[6]. ‘Cras’ eawla þ*æt* is hræfnes[7] stæfn. Se hræfen ne ʒe-cyrde ná to Noes earce, ac seo culfre cyrde.

Gif þu þonne wilt don dæd-bote, þon*ne* þu syngian ne miht, þon*ne* for-lætađ þe þine synna, nalles þu hie. Ge-noh fremde[8] biđ se man dæd-bote don[9], ær he eald sie. Hit is to andrædanne, þ*æt*

Z. 26—33: ‘*Quid differs in crastinum?*’ ‘*Longa vita erit*’. ‘*Ipsa longa, bona sit. ... Utique si longa erit, melius bona erit; si brevis erit, bene factum est. ... Villam emis, bonam quaeris; uxorem vis ducere, bonam eligis; filios tibi vis nasci, bonos optas; caligas locas et non vis malas. Et vitam amas malam? Quid te offendit vita tua, quam solam vis malam, ut inter omnia bona tua solus sis malus?*’ (a. a. O. 513).

Z. 34—36: *Ne tardes converti ad Deum neque differas de die in diem* [Eccl. V 8; auch sonst oft von Augustin zitiert]. *Verba ista mea non sunt.* Aug. Serm. 40 c. 3 (a. a. O. 245).

Z. 37—39: ‘*Quando corrigis, quando mutaris?*’ ‘*Cras*’, *inquis.* ‘*Ecce quoties dicis “cras, cras”, factus es corvus. Ecce dico tibi, cum facis vocem corvinam, occurrit tibi ruina. Nam ille corvus, cuius vocem imitaris, exiit de arca et non rediit* (a. a. O. 1095).

Z. 40 f. = *Si enim tunc vis poenitentiam agere, quando peccare non potes, peccata te dimiserunt, non tu illa.* Augustin bei Defensor, Liber scintillarum c. IX (bei Augustin selbst habe ich das Zitat nicht auffinden können).

[1] Siehe S. 257 Anm. 1 — [2] die Hs. liest *for þwn* (der Schaft der *w*-Rune nicht über die Linie hinuntergeführt); offenbar ist aber, in Übereinstimmung mit lat. *quare*, zu lesen *for-hwon,* wie unten Z. 32 und Blickl. Hom. (4 ×, Morris S. 300), Lindisf. Ev. (Cook 63), Coll. Ælfr. W. W. 94[18], Durh. Rit. (2 ×, Lindelöf 139), Rush. Matt. (11 ×, E. Schulte 32), Vesp. Ps. (11 ×, Grimm 73), Lamb. Ps. (Lindelöf 277), Crist (3 ×, Cook 246), Ann. (2 ×, Plummer 335), Par. Ps. (5 ×, Grein 113) zu lesen ist — [3] das *c* über der Zeile eingefügt — [4] so ausgeschrieben — [5] lies *wilt þu,* wie im folgenden Satze (Z. 32) — [6] vielleicht ist hierhinter ein dem lat. *factus es corvus* ähnelnder Satzteil ausgefallen — [7] Hs. schreibt *hræfnysse* — [8] Mir unverständlich. Ob für *fremed* ‘gefördert’ oder für *fremlic* ‘nützlich’ stehend? — [9] Hs. liest *dod* mit zwei Punkten unter dem letzten *d* und einem darübergeschriebenen *n.*

he sie ʒe-niđrad eft, þonne he him mildheortnysse weneđ. Sođlice ne mæʒ se man him þon*ne* him[1] nanre mildheortness[2] wenan ne forʒyfenesse, seþe nu for-leosađ þa ʒetæsan tide þære dæd-bote. Þær ne mæʒ se man ʒe-earnian, *þæt* he bideđ, seđe hér nolde ʒehyran, *þæt* Ʒod bebead. Se-þe nu þære forʒifenan tide þær dæd-bote forleasađ[3], holinʒa he eft cleopađ be-foran Cristes heah-setle.

Nu-þa sceal ælc mon, *þæt* he to Ʒode ʒe-cyrre þa hwile þe he mæʒe, þe læs, ʒif he nu nelle þa hwile þe he mæʒe, eft þon*ne* he late wille, *þæt* he ne mæʒe.

Z. 49—51: *Corrigant se, qui tales sunt, dum vivunt, ne postea velint et non possint* (a. a. O. 1095).

8. Defensor und *Be þurhwununge.*

Die zweite der genannten Homilien, welche in der Cotton-Handschrift Tib. A. III auf fol. 105[b]—106[a] steht, hat zum Thema die christliche Tugend der Ausdauer, der Persevantia. Hier bin ich in der Lage, die vermutlich direkte Vorlage anzugeben. Die altenglische Homilie beruht nämlich — mit Ausnahme des Schlufssatzes, für den ich keine Quelle weifs — ganz und gar auf dem 22. Kapitel *De Perseverantia* der patristischen Exzerptensammlung, welche der fränkische Benediktinermönch Defensor aus Ligugé bei Poitiers unter dem Titel *Scintillarum liber*[4] gegen Ende des siebten Jahrhunderts angelegt hat. Dafs diese ethische Blütenlese auch sonst in England bekannt, beweist uns der im Regius MS. 7. C. IV. erhaltene, allerdings nicht lückenlose Lateintext des Werkes mit altenglischer Interlinearglosse[5]. Letztere Handschrift erhält eine doppelte Bedeutung für uns dadurch, dafs sie ebenso wie die Handschrift unserer altenglischen Homilie aus dem Chorherrnstifte der Kathedrale zu Canterbury stammt oder zu gleicher Zeit oder wenig früher als diese dort aufgezeichnet ist. Wir gewinnen also die Möglichkeit, dafs unser Tiberius-Homilet die Regius-Handschrift des lateinischen Textes vor sich gehabt und benutzt habe. Eine Stütze würde diese Möglichkeit erhalten, wenn sich etwa in der altenglischen Homilie Anklänge an die altenglische Glosse der Regius-Handschrift fänden. Dies ist aber nicht der Fall. Denn dafs sowohl unser Homilet wie der Glossator des lat. *conversatio* mit *drohtnung* wiedergeben, darf

[1] Das eine *him* ist jedenfalls zu streichen — [2] das *d* über der Zeile nachgetragen — [3] lies *forleosed*. Das vorhergehende *þære forʒifenan tide* ist absoluter Dativ der Zeit.

[4] In Mignes *Patr. lat.* LXXXVIII 595 ff.; Bruchstücke einer vatikanischen Handschrift des 9. Jahrhunderts bei W. Schmitz, Miscellanea Tironiana (Leipzig 1896), S. 8—26, woselbst (S. 5 f.) weitere Handschriften aufgezählt sind.

[5] Ed. E. W. Rhodes, *E. E. T. S.* 93, London 1889.

nicht auffallen, da auch sonst im altenglischen Schrifttum lat. *conversatio* so übersetzt wird: z. B. Deut. I 13; O. E. Gl. ed. Napier I 933, 2507, 2567. Auch daſs das Hieronymus-Expert des altenglischen Predigttextes (Z. 5) besser zu der Regius-Lesart als zu Migne stimmt, ist kein vollgültiger Beweis. Übrigens ist das betreffende Kapitel des *Liber scintillarum* von unserem Homileten nicht ganz benutzt, sondern die Exzerpte 2 und 3 sind völlig übergangen. Zudem ist das Bibelzitat Mat. X 22, welches bei Defensor als Exzerpt 1 fungiert, vom Angelsachsen hinter Exzerpt 5 (unten Z. 10) eingeschoben.

Ich gebe nun den altenglischen Text und füge darunter den lateinischen Text nach der Regius-Handschrift mit den Migneschen Varianten bei.

[*II.*] Be þur*h*wununʒe[1].

[*1*] Ne biđ no[2] þam cristenan menn sceawod se fruma þæs ʒodan weorces, ac se ende; forþon-þe ælcum men biđ demed be his þam ende-nystan weorcum. Moniʒe men beođ, þe wel onʒinnađ ⁊ yfel ʒe-endiađ hira drohtnunʒe. Swa-swa I*ud*as[3], he wæs ærest apostol ⁊ he wæs eft Cristes lǽwa; ⁊ þa on-ʒeat his aʒene scylda, ⁊ he hine an ʒrine ahenʒ. Paulus he onʒan ærest swyđe yfele, ac hé eft ʒe-endode swiđe wyl his lif. He wæs ærest cristenra manna ehtere ⁊ he wæs eft þeoda lareow.

[*2*] Seo þurh-wune-nes heo[4] is mæʒen þæs ʒodan weorces, swá-swá Drihten sylf cweđ: seþe þurh-wunađ on þam ʒodan [*fol. 106a*] weorcum ođ ende, he biđ hal. Ná seþe ʒod onʒinneđ, ac seþe on þam ʒóde þurh-wunađ, biđ hal.

[*3*] Þonne sođlice Ʒode licađ ure drohtnunʒe, þonne we þa ʒód, þe we onʒinnađ, on þurh-wuniendum ende ʒefyllađ. Nis næniʒ mæʒen, þ*æt* mon ʒód onʒinne; ac þ*æt* biđ mæʒen, þ*æt* hit mon ʒe-endiʒe.

[1] [4] *Hieronymus dixit: Non quaeruntur in christianis initia, sed finis. Quia Paulus male coepit, sed bene finivit. Iudae laudatur exordium* [*laudantur exordia* M], *sed finis proditionis* [*perditionis* M] *damnatur. Coepisse multorum est, ad culmen pervenisse* [*venisse* M] *paucorum.*

[2] [5] *Gregorius dixit: Virtus boni operis perseverantia est.* … [1] *Dominus dicit in evangelio* [Mat. X 22]: *Qui autem perseveraverit usque in finem, hic salvens* [*salvus* M] *erit.*

[3] [6] *Isidorus dixit: Tunc enim placet Deo nostra conversatio, quando bonum, quod inchoamus, perseverante fine* [*perseverantissime* M] *complemus. Bonum* [+ *est* M] *ergo non coepisse, sed perfecisse virtus est. Non inchoantibus praemium promittitur, sed perseverantibus datur. Semper in vita hominis finis quaerendus est, quia Deus non respicit, quales antea fuimus* [*fuerimus Deus* M], *sed quales circa finem vitae exstiterimus. Unumquemque enim Deus de suo fine, non de vita praeterita iudicat.* [7] *Cyprianus dixit: Ex fine enim suo unusquisque aut iustificatur aut condemnatur.*

---

[1] Hs. *þurþwununʒe* (nicht *Đurdwununge*, wie Wanley S. 198 druckt) — [2] lies *on* auf Grund des Lateins — [3] Hs. *iclas.* Vgl. das Latein. — [4] Das Kompositum *þurhwuneness* ist bisher unbelegt.

Nis na *þæt* ece ríce þam, þe[1] ʒód onʒinneð, ʒe-haten; ac hit bið þam, þe on ʒóde þurh-wuniʒað, ʒeseald. Symle on ælces monnes lífe bið se [h]ende ʒescapon[2], hwilc he sie on þære ytemestan tíde his lifes. Forþon-þe ælc man be þam [h]ende his lifes oðþe bið ʒe-rihtwisod oþþe ʒeniþarad.

[*4*] For þon ælc man, *þæt* he to ʒode onʒinʒe[3] hiʒiʒe, he *þæt* [he *þæt*[4]] fulfremman mæʒe, to þon *þæt* he ʒe-earnian[5] þa ecan mede æt Ʒode.

9. Martin von Braga und Ælfrics *De falsis deis.*

Ein nicht neuer, aber der Anglistik verloren gegangener Quellenfund sei hier angefügt. Schon 1881 hatte Sophus Bugge im ersten Hefte seiner *Studier over de nordiske Gude- og Heltesagns Oprindelse* (Kristiania 1881, deutsch von O. Brenner 1889, S. 11, Anm. 1) darauf hingewiesen, daſs ein Abschnitt der interessanten, wohl Ælfric beizulegenden[6] Homilie 'Über die falschen Götter'[7] einer Schrift *De correctione rusticorum*[8] entnommen sei, welche von dem um die Mitte des 6. Jahrhunderts lebenden spanischen Bischof Martin von Braga[9] († 580) herrührt. Freilich die direkte Vorlage Ælfrics dürfte damit keinesfalls gegeben sein. Denn einmal weist Ælfric starke Abweichungen von dem Martinschen Texte auf; und zudem findet der Anfang und Schluſs, d. h. etwa die Hälfte, der Ælfricschen Homilie keinerlei Anhalt bei dem Spanier. Endlich liegt uns noch eine um 1200 verfaſste altisländische Predigt[10] vor, welche besser zu Ælfrics Wortlaut

[1] Vielleicht wäre hier und in der folgenden Zeile richtiger *þam-þe* zu schreiben — [2] offenbar nach Zeile 1, wo dasselbe lat. *quaerere* zugrunde liegt, in *ʒesceawod* zu bessern — [3] lies *onʒinne*. Im Kentischen ist schon früh *g* nach *n* verstummt (Bülbring § 533, d); daher ist hier umgekehrt *nʒ* für *nn* geschrieben — [4] sicherlich als Dittographie zu streichen — [5] lies *he ʒeearnie* oder *hie ʒeearnien*.

[6] Vgl. Dietrich in Niedners *Zeitschrift für die historische Theologie*, 1855, S. 519.

[7] Diese Homilie ist in wenigstens sieben stark differierenden Handschriften auf uns gekommen: 1. Cott. MS. Julius E. 7, fol. 236ᵇ—238ᵇ, danach hrsg. von C. R. Unger (mit dänischer Übersetzung) in *Annaler for nordisk Oldkyndighed og Historie*, 1846, S. 67—81, sowie der Schluſs bei Kemble, *Salomon and Saturnus*, London 1848, S. 120—125; 2. Bodl. MS. Jun. 24, hrsg. in Kluges *Angelsächsischem Lesebuch*³ S. 87—90; 3. Bodl. MS. Jun. 99, hrsg. in Napiers *Wulfstan* S. 104—107; 4. C. C. C. C. S. 14, p. 307; 5. C. C. C. C. S. 6; 6. University Library, Cambridge; 7. ein Auszug im Paris. lat. 7585, fol. 238ᵇ, hrsg. von Müllenhoff, *Z. f. d. A.* XII 407.

[8] Kritisch hrsg. von C. P. Caspari, *Martin von Bracara's Schrift De correctione rusticorum*, Christiania 1883. Über das Verhältnis zu Ælfric ebenda S. CXIV—CXXII.

[9] Vgl. über ihn A. Ebert, *Literatur des Mittelalters* I² 579—585.

[10] Diese Homilie ist uns erhalten in der als Hauksbók bekannten arnamagnäanischen Handschrift, die um das Jahr 1300 geschrieben ist. Daraus ist sie zweimal veröffentlicht: in *Nokkur blöð úr Hauksbók* ...

stimmt und auch die bei Martin fehlenden Bestandteile aufweist. Diese Tatsache wird zwar von Caspari (a. a. O. S. CXXII) so erklärt, dafs die altisländische Homilie eine freie Übersetzung des angelsächsischen Textes darstelle; und Finnur Jónsson, der das Verhältnis der beiden in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Hauksbók S. CXVIII—CXX ausführlich besprochen hat, bringt sogar drei Beispiele für syntaktische Erscheinungen bei, die aus dem Altenglischen entlehnt sein müfsten. Aber gleichwohl mufs Finnur Jónsson selbst zugestehen, dafs nicht die Originalform Ælfrics, sondern eine Bearbeitung derselben dem Isländer vorgelegen habe, und dafs derselbe aufserdem noch das lateinische Original benutzt haben müsse. Diese Annahme dünkt mir aber so kompliziert und innerlich unwahrscheinlich, dafs mir die ganze Frage nach dem Verhältnis der altenglischen und der altisländischen Homilie erneuter Untersuchung bedürftig erscheint, wenn einmal der lang ersehnte kritische Text der Ælfricschen Predigt vorliegen wird. An und für sich dürfte es eher wahrscheinlicher sein, dafs sowohl die altenglische wie die altisländische Predigt auf ein und dieselbe Zwischenquelle zurückgeht, die bisher noch nicht aufgefunden ist, aber wenigstens in ihrem Einleitungssatze aus zwei altenglischen Handschriften[1] uns bekannt ist.

gefin út af Jóni Þorkelssyni, Reykjavík 1865, S. 13—23, und in *Hauksbók udgiven* [durch Finnur Jónsson] ... *af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab*, Kobenhavn 1892—96, S. 156,14—164,34.

[1] Die lateinische Fassung des Einleitungssatzes ist gedruckt nach Junius 24 in Wanleys *Katalog* p. 43 und nach Julius E. 7 bei Unger S. 67.

Max Förster.

The Old English Glosses of the *Te Deum*.

In Ebenezer Thomson's *Vindication of the Hymn Te Deum Laudamus* (London, 1858) are printed the Old English glosses from MSS. Arundel 60 (pp. 34—6) and Vespasian A. 1 (pp. 37—9), and in Julian's *Dictionary of Hymnology* (London and New York, 1892) is printed (p. 1128) the gloss from MS. Lambeth 427, the author of the article being Bishop Wordsworth of Salisbury.

For purposes of comparison, it seemed desirable to have these various glosses printed as interlinear to the Latin text.

The texts as printed by Thomson looking suspicious in certain particulars, I have had a collation of them made by Mr. Jeayes, of the Department of Manuscripts of the British Museum. My friend, Professor Charles H. A. Wager, of Oberlin College, has also placed at my disposal his collation of these two manuscripts, and of Lambeth 427. The copies given below are on the basis of these two collations, and of Eadwine's Canterbury Psalter (MS. Trin. Coll. Camb.), as printed by Harsley (E. E. T. S., Orig. Series, No. 92, 1889).

It may be observed, incidentally, that the Vespasian gloss was also printed by Turner in his *History of the Anglo-Saxons*, Bk. 10, chap. 4, from which it was reproduced, 'with emendations', in Klipstein's *Analecta Anglo-Saxonica* 1. 164—5 (cf. 1. 380).

Mr. Jeayes says of MS. Vespasian A. 1: 'This part of the MS. is written in well formed English minuscules of about the middle of the 11th century, the titles and first lines in rustic capitals, and the initials of sentences in capitals and uncials, the titles being in red, and the initials in red and green. The gloss is in smaller minuscule characters in the same hand.'

Of Arundel 60 he says: 'This part of the MS. was written at the end of the 11th century. The titles are in red, the initials in blue and red. The glosses are probably of the same time, and by the same hand.'

Bishop Wordsworth describes the Lambeth MS. as of the 10th century. The gloss is on fol. 195. 'Some words are unglossed.'

With the foregoing statements may be compared those of Wanley in his *Catalogus*, who also gives a description of the Trinity College manuscript.

At least one other gloss of the *Te Deum* still remains unpublished. There is apparently none in MS. Royal 2 B. 5 of the British Museum (see Roeder, *Der Altenglische Regius-Psalter*, Halle, 1904, pp. 275 ff.), but Wanley (p. 224) assigns one to Vitellius E. 18 of the British Museum.

The glosses printed below fall into two groups, the Vespasian and the Trinity manuscripts having various readings in common, and so the Arundel and the Lambeth. They are therefore arranged in the order named, the Vespasian being at the bottom, and the Trinity, Arundel, and Lambeth following above. Notwithstanding the general agreement of the two members of each group, there are some differences. Thus as between Vesp. and Trin.: wereda : sabaot; sint : beođ; scyned : iwitad; cyninges : crist; ricu : rice (though the latter may be a weakening in a late MS.); þa swiđran healfe : đa swiđran; sitst : settle; þinum : þine; sy : beo; mildheortnys : mildheortnysse; ic ne beo : ne beo ic. Between Ar. and Lamb.: ecan : ecne; mihta : mægena; foreclipiaþ : clypiađ; — : weoroda oþþe ælmihtig; eorþan : eorđe; mægenþri*m*mes : mægnđrymnysse; se wuldorfulles : þ*æt* wulderfulle; ap*ost*ola : þara apostola; heap : wered; þara witegena : witegana; hergendlice : þ*æt* heriendlice; getæl : getel; þara martira : martira; þ*æt* scinenda : se scinenda; heriaþ : heraþ; seo halige : se halige; andettaþ : andett; ormætes : ormætre; mægenþri*m*nes : mægnþrymnysse; tarwurþienne : þone arwyrđan; þone soþan : sođan; þone acænnedan; witodlice : eac swylce; þu : þu eart; þa*m* fæder : þæs fæder; þu eart : eart; andfengo (Latin original different) : to underfonne; aþracodest : onþracedest; innoþes : innoþ; oferswiþdest : oferswyđdum; deaþ : deađe; þu geopenodest : geopnadest; geleaffullan : gelyfendum; rice : ricu; heofonas : heofona; þare swiđran healfe : swyđran; beon : wesan; alsiaþ : biddađ; þeowan : þeowum; gehalp þu : gehelp; þa*m* : þa þe; deorwurđan : mid þinum deorwyrđlicostan; þa ecan : mid ecum; beo : beon; hal do : gehæl; þine : þinre; begim : gewissa; beheald : upahef; sindrige : ænlipie; 7 on worlde world : —; gehealde : gehealdan; sy : beo; on þa*m* gemete : swa swa; hihtaþ : hopedan; ic hihte : ic hopade; na ic beo gescynded : þæt ic ne beo gescend.

As contrasted with the other three, Arundel seems most individual in its readings.

All the glosses agree in supporting the reading *munerari*, for *numerari*.

It is noticeable that in many cases the glosses of the Te Deum differ from those of the identical Latin of the Psalms, ever within the same manuscript.

Te Deum.

þe	god	we heriað	þe drihten	we andettaþ
þe	god	we heriaþ	þe drih*ten*	we andettaþ
þe	god	we heriað	þe drihten	we andettað
þe	god	we heriad	þe drihten	we andettad
Te	Deum	laudamus;	te Dominum	confitemur.

þe	ecne	fæder	eall	eorðe	arwyrðað
þe	ecan	fæder	eall	eorþe	arwurþað
þe	ecne	fæder	eal	eorðe	wurðað
þe	ecne	fæder	eal	eorðe	wurðad
te	æternum	Patrem	omnis	terra	veneratur.

þe	ealle	englas	þe	heofonas	7	ealle	mægena
þe	ealle	ænglas	þe	heofonas	7	ealle	mihta
þe	ealle	englas	þe	heofenas	7	ealle	anwealdu
þe	ealle	englas	þe	heofenas	7	ealle	anwealdu
Tibi	omnes	angeli,	tibi	cæli	et	universæ	potestates.

þe				mid unablinnendre	stemne	clypiað[1]
þe	cherubin	7	seraphin	unablinnendre	stæfne	foreclipiaþ
þe				unablinnendlicere	stefne	clypeð
þe				unablinnendlicre	stefne	clypad
Tibi	cherubim	et	seraphim	incessabili	voce	proclamant:

halig[2]				god	weoroda oþþe ælmihtig
halig	halig	halig	drih*ten*	god	
halig	halig	halig	drihten	god	sabaot
halig	halig	halig	drih*ten*	god	wereda
sanctus,	sanctus,	sanctus,	Dominus	Deus	Sabaoth;

fulle	synt	heofonas	7	eorðe	mægndrymnysse[3]	wuldres	þines
fulle	sind	heofonas	7	eorþan	mægenþri*m*mes	wuldres	þines
fulle	beoð	heofenas	7	eorðe	mægenþrymmes	wuldres	þines
fulle	synt	heofenas	7	eorþe	mægenþrymmes	wuldres	þines
Pleni	sunt	cæli	et	terra	majestatis	gloriæ	tuæ.

þe	þ*æt* wulderfulle	þara apostola	werod	þe	witegana	þ*æt* heriendlice
þe	se wuldorfulles	ap*osto*la	heap	þe	þara witegena	hergendlice
þe	wulderfull	erendracen	wered	þe	witegena	hergendlic
þe	wuldorfull	ærndracena	wered	þe	witegena	hergendlic
Te	gloriosus	apostolorum	chorus;	te	prophetarum	laudabilis

getel	þe martira	se scinenda	heraþ[4]	here
getæl	þe þara martira	þ*æt* scinenda	heriaþ	wered
getel	þe cyþra	iwitad	herad	here
getel	þe cyþra	scyned[5]	herad	here
numerus;	Te martyrum	candidatus	laudat	exercitus.

þe	gynd	ymbhwyrft	eorðan	se halige	andett	gelaþung
þe	þurh	ymbhwirfte	eorðan	seo halige	andettaþ	gelaþung
þe		embhwyrft	eorþene	halig	andet	gesomnung
þe		embhwyrft	eorþene	halig	andet	gesomnung
Te	per	orbem	terrarum	sancta	confitetur	ecclesia:

---

[1] Margin, hleoðriað. [2] Wordsworth adds: halig halig. [3] So Wager; Wordsworth, mægendrymnesse. [4] From margin. [5] So Wordsworth; Wager, scyr...

fæder	ormætre[1]	mægnþrymnysse[2]	þone arwyrdan	þinne	soðan
fæder	ormætes	mægenþri*mm*es	tarwurþienne	þinne	þone soþan
fæder	ormetes	mægenþimmes	arwurðne	þinne	soðne
fæder	ormætes	mægenþrymnes	arwurðne	þinne	soðne
Patrem	immensæ	majestatis;	venerandum	tuum	verum

7	anlican	sunu	haligne	eac swylce	frofer	gast
7	þone acænnedan	sunu	haligne	witodlice	frofor	gast
7	anlicne	sune	haligne	witodlice	frefrigende	gast
7	anlicne	sunu	haligne	witodlice	frefrigendne	gast
et	unicum	Filium;	sanctum	quoque	Paraclitum	Spiritum.

þu eart[3]	cinge	wuldres	crist	þu	þæs fæder	ece
þu	cininc	wuldre	crist	þu	þa*m* fæder	ece
þu	king	wuldres	crist	þu	fæderes	ece
þu	cyng	wuldres	cyninges	þu	fæderes	ece
Tu	Rex	gloriæ,	Christe;	tu	Patris	sempiternus

eart	sunu
þu eart	sunu
þu eart	sune
þu eart	sunu
es	Filius.

þu	to	alysanne	to underfonne	mannan	þu ne	onþracedest
þu	to	alisenne	þu andfengo[4]	manna	na	aþracodest
þu	to	alysenne	þu anfenge	man	þu ne	ascunedest
þu	to	alysenne[5]	þu anfenge[6]	mann	þu ne	ascunodest
Tu	ad	liberandum	suscepturus	hominem	non	horruisti

mædenes	innoþ
mædenes	innoþes
femnen	innoð
fæmnan	innað
virginis	uterum.

þu	oferswyddum[7]	deade	sticelse	geopnadest[8]	gelyfendum	ricu
þu	oferswiþdest	deaþ	sticcelse	þu geopenodest	geleaffullan	rice
þu	oferswiðedum	deaþes	ángan	þu antendest	gelyfedum	rice
þu	oferswiþedum	deades	angan	þu antyndest	gelyfedum	ricu
Tu	devicto	mortis	aculeo	aperuisti	credentibus	regna

heofona
heofonas
heofena
heofena
cælorum.

þu	to	swyðran	godes	sitst	on	wuldre	þæs fæder
þu	to	þare swiðran healfe	godes	sitst	on	wuldre	fæderes
þu	on	ða swidran	godes	settle	on	wuldre	fæderes
þu	on	þa[9] swiðran healfe	godes	sitst	on	wuldre	fæderes
Tu	ad	dexteram	Dei	sedes	in	gloria	Patris.

[1] So Wager; Wordsworth, ormættre. [2] So Wager; Wordsworth, mægenþrymnysse. [3] From margin. [4] Lat. suscepisti. [5] So Wager; Jeayes, alyfenne. [6] So Wager; Jeayes, anfengc. [7] So Wordsworth; Wager, ofswyððum. [8] So Wager; Jeayes, geoþnadest. [9] So Wager; Jeayes, ha.

dema þu eart gelyfod wesan toweard
dema þu eart gelifed[1] beon towerd
dema þu eart gelyfed wesen toward
dema þu eart gelyfed wesan toweard
Judex crederis esse venturus.

þe[2] eornostlice we biddađ þinum þeowum gehelp þa þe
þe eornostlice we alsiaþ þinu*m* þeowan gehelp þu þa*m*
þe eornostlice we halsiađ þinu*m* þeowum gehelp þa
þe eornostlicc we halsiađ þinum þeowum gehelp þa
Te ergo quæsumus tuis famulis subveni, quos

mid þinum deorwyrđlicostan blode þu alysdest
deorwurđan blode þu alisdest
of deorwyrđum blode þu alysdest
of deorwyrþum blode þu alysdest
pretioso sanguine redemisti.

mid ecum do mid halgum þinum wuldre beon gelacod
þa ecan do mid halgu*m* þinu*m* wuldre beo gelacod[3]
ece do mid halgum þine wuldor beon forgefen
ece do mid halgu*m* þinum wuldor beon forgyfen
Æterna fac cum sanctis tuis gloria munerari.

gehæl folc þin g. o 7 gebletsa erfwyrdnysse þinre[4]
hal do folc þin 7 gebletsa yrfeweardnesse þine
hal do folc þin drihten 7 bletsa yrfeweardnysse þine
hal do folc þin 7 bletsa yrfcweardnyssc þine
Salvum fac populum tuum, Domine, et benedic hereditati tuæ.

7 gewissa hig 7 upahef[5] hig ođ
7 begim hig 7 beheald hig oþ on ecnesse
7 gerece hy 7 upahef hy ođđe on ecnessc
7 gerece hy 7 upahef hy ođ on ecnecnysse
Et rege eos, et extolle illos usque in æternum.[6]

gynd ænlipie dagas we bletsiaþ þe
þurh sindrige dagas we bletsiaþ þe
þurh syndrige dagas we bletsiađ þe
þurh syndrige dagas we bletsiađ þe
Per singulos dies benedicimus te;

7 we heriađ naman þinne on weorulde
7 we heriaþ naman þinne on worlde 7 on worlde world
7 we heriađ namen þinne on worulde 7 a word
7 we heriađ naman þinne on worulda 7 a woruld
et laudamus nomen tuum in sæculum et in sæculum sæculi.[7]

---

[1] So Jeayes; Wager, lifed. [2] So Wager; Wordsworth, þu. [3] So Wager; Jeayes, gelocod. [4] So Wager; Wordsworth, þinne. [5] So Wager; Wordsworth, upahe.

[6] Ps. 27. 10: *Vesp. Ps.*: hal doo folc đin dryht˜ 7 bledsa erfweardnisse đine 7 rece hie 7 uphefe hie. — *Regius Ps.*: hal do folc þin … bletsa yrfweardnisse … 7 gerece hy 7 ahefe [7 ahefe] hy oþ on ecnisse. — *Cant. Ps.*: gedo hæl þin folc drihten 7 gebletsæ þine hyrfeweærdnesse 7 gerece hie 7 genim ođđe ahefe hie oþþe on world ođđe on ecnisse.

[7] Ps. 144. 3: *Vesp. Ps.*: đerh syndrie daegas ic bledsiu đec 7 hergu noman đinne in ecnisse 7 in weoruld weorulde. — *Regius Ps.*: þurh syndrige dagas ic bletsie … 7 ic herie naman þinne on ecnesse 7 aworuld. — *Cant. Ps.*: đurh sindrige dagas ic bletsige þe 7 ic herige noman þinne on ecnesse 7 on worolda worold.

gemedema		dæge	on þyssum[1]	butan	synne	us	gehealdan
	drih*ten*	dæge	þisum	buton	sinne	us	gehealde
gemedeme	drihten	dage	þisum	buten	synne	us	gehealdan
gemedema		dæge	þisum	buton	synne	us	gehealdan
Dignare,	Domine,	die	isto	sine	peccato	nos	custodire.

gemiltsa	ura[2]			
mildsa	ure	drih*ten*	mildsa	ure
gemiltse	us	drihten	gemiltsa	us
gemiltsa	ure		gemiltsa	
Miserere	nostri,	Domine,	miserere	nostri.[3]

beo	mildheortnys	þin		ofer	us	swa swa
sy	mildheortnes[4]	þin	drih*ten*	ofer	us	on þa*m* gemete
beo	mildheortnysse	þin	drihten	ofer	us	swa swa
sy	mildheortnys	þin		ofer	us	swa swa
Fiat	misericordia	tua,	Domine,	super	nos,	quemadmodum

we hopedan	on	þe
we hihtaþ	on	þe
we hyhtad	on	þe
we hyhtad	on	þe
speravimus	in	te.[5]

on	þe	drihten	ic hopade	þæt ic ne beo gescend		
on	þe	drih*ten*	ic hihte	na ic beo gescynded[6]	on	ecnesse
on	þe	drihten	ic hihte	ne beo ic gescynd	on	ecnysse
on	þe		ic hihte	ic ne beo gescynd	on	ecnysse
In	te,	Domine,	speravi;	non confundar	in	æternum.[7]

---

[1] So Wager; Jeayes, sisum. [2] So Wager; Wordsworth, usa.

[3] Ps. 122. 3: *Vesp. Ps.*: mildsa us dryht˜ mildsa us. — *Regius Ps.*: miltsa ... — *Cant. Ps.*: miltsie us drihten miltsige us.

[4] So Wager; Jeayes, mildheortnys.

[5] Ps. 32. 22: *Vesp. Ps.*: sie dryhten mildheortnis din ofer us swe swe we gehyhtad (*sperabimus*) in de. — *Regius Ps.*: sy ... mildheortnis þin ofer us swa swa we hyhton on đe. — *Cant. Ps.*: Drihtæn sie þin mildheortnes ofer us swæ swæ we hyhton on þe.

[6] The last six words bracketed, according to Wager, 'in a finer hand, with fainter ink'.

[7] Ps. 30. 1: *Vesp. Ps.*: in đe dryhten ic gehyhte ne biom ic gescended in ecnisse. — *Regius Ps.*: on đe ... ic hyhte na ic gescend beo on ecnisse. — *Cant. Ps.*: on þe drihten ic gewene odde hyhte þet ic ne sie gescynd on ecnesse.

Ps. 70. 1: *Vesp. Ps.*: in đe ic gehyhte dryht˜ ic ne sie ges[c]ended in ecnisse. — *Regius Ps.*: ... ic hyhte ... na ic gescamige on ecnesse. — *Cant. Ps.*: on þe ic gewene drihten ne bio ic scended on eacnes.

Yale University. Albert S. Cook.

Das Naturgefühl bei Lydgate.

Literatur. a) Lydgate.

Aes. = *Aesop*, ed. P. Sauerstein, Anglia IX, 1886, p. 1—24.

Aes. Zup. = *Aesop*, ed. Zupitza, Herrigs Archiv XLIV, 85, 1890, p. 159.

AA = *Albon and Amphabel*, ed. Dr. Carl Horstmann, Festschrift z. 50jähr. Jubiläum d. Königstädtischen Realschule zu Berlin, 1882, p. 101—195.

BK = *Complaint of the black knight*, ed. E. Kraufser, 1897, Anglia XIX, N. F. 7, p. 211—290.

Altenglische Legenden, Neue Folge, ed. Horstmann, Heilbronn 1881, enthaltend:

Gil = p. 371 sq: S. Giles;
p. 377 sq: S. Edmund and Fremund;
p. 446 sq: S. Margarete.

2 merc. = *Fabula duorum mercatorum*, aus Zupitzas Nachlafs hgg. von Dr. Gustav Schleich, Strafsburg 1897 (Quellen und Forschungen zur Sprache und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 83. Heft).

FP = *Falls of Princes*, ed. Richard Tottel, London 1554, Königl. Bibliothek zu Berlin, enthaltend:

DM = f. 220 sq: *Daunce of Macabre*.

GW = *Guy of Warwick*, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissensch., Wien 1873, LXXIV, 3. Heft, p. 649—65.

HGS = *The Hors, Goos and the Sheepe*, ed. Degenhardt, 1900, Münchener Beiträge, 19.

MP = *Minor Poems*, ed. Percy Society, London 1840.

Mum. = *The Mumming at Hertford*, ed. E. P. Hammond, Anglia XXII, N. F. 10, 1899, p. 367 ff.

Night I, II = *The Two Nightingale Poems*, ed. Otto Glauning, London 1900, E. E. T. S. E. S. 80.

Pil = *Pilgrimage of the Life of Man*, ed. Furnivall, London 1899 u. 1901, E. E. T. S. E. S. 77 u. 83.

RS = *Reason and Sensualitee*, ed. Sieper, E. E. T. S. E. S. 84.

SP = *Secrees of old Philisoffres*, ed. Rob. Steele, London 1894, E. E T. S. E. S. 66.

Skeat = *Skeat, Chaucerian and other pieces*, Oxford 1897 (VIII—XV inkl. und XXII, XXIII), Chaucer edition, VII. Suppl.

ST = *Story of Thebes*, in 'The woorkes of Geffrey Chaucer, newly printed with diuers additions — with the siege and destruccion of the worthy citee of Thebes; Compiled by Jhon Lidgate, Monke of Bery. Imprinted at London by Jhon Kyngston for Jhon Wight, etc. Anno 1561; fol. CCCLVI—CCCLXXVIII; Königl. Bibl. Berlin, Za, 3125.

TG = *Temple of Glas*, ed. Schick, London 1891. E.E.T.S.E.S. 60.

TB = *Troy Book*, Hd. Kopie d. Ms. Cotton Augustus A. IV. im Brit. Museum, von Mr. Henry Van der Veer Bergen.

b) Zum Vergleich herangezogen:

Aesop: *Die Fabeln der Marie de France*; Suchier, Bibl. Norm. VI, Halle 1898 (ed. Warnke).
Alani Magni de Insulis — opera, Antwerpiae 1654 (VIII de planctu Naturae; IX Anti-claudianus).
Barbazan-Méon, *Fabliaux et Contes*, II. vol., Paris 1808.
Boccaccio: *De Casibus Virorum Illustrium*, ed. Augustae Vindelicorum 1543.
Chaucer, *Compl. Works*, ed. Skeat, Oxford 1894.
Daretis Phrygii: *De excidio Troiae Historia*, rec. F. Meister, Leipzig 1873.
Dictys Cretensis Ephemeridos Belli Troiani libri VI, rec. F. Meister, Leipzig 1872.
Disciplina Clericalis Petri Alfonsi, ed. Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1827.
Gesta Romanorum, W. Dick, Erlangen 1890.
„ „ ed. Hermann Oesterly, Berlin 1872.
„ „ *The Early English Versions of — —*, ed. Sidney Herrtage, London 1879 (reprinted 1898), E. E. T. S. E. S. 33.
Guido da Colonna: *Historia Troiana*; Königl. Bibl. München (Jnc. c. a 2234 [= Hain * 5510] Columna).
Hazlitt, *Remains of Early English Poetry*, 4 vol.
Laurent de Premierfait: *Boccace, des nobles malheureux*, Nouvellement inprimé (a Paris 1515); Königl. Bibl. München: Coll. Biogr. 18. Boccaccio; 2°.
Legenda Aurea (Jacobus a Voragine); Königl. Bibl. München: P. lat. 1295, Vc. 2440.
Secretis Secretorum, liber de — — Aristotelis philosophi excellentissimi; Vers. d. Philippus Tripolitanus; Königl. Bibl. München: Inc. s. a. 208. Aristoteles, 4°.

c) Moderne Quellen:

Biese, A., *Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit*, Leipzig 1888.
DNB = *Dictionary of National Biography*, XXXIV, art. Lydgate.
Gattinger, *Zur Lyrik Lydgates*. Wiener Beiträge (ed. Schipper) VII, 1896.
Jusserand, *Histoire litt. du Peuple Anglais*, Paris 1896².
Köppel, E., *Lydgate's Story of Thebes*, München 1884.
„ „ *Laurent de Premierfait und Lydgates Bearbeitung von Boccaccios De casibus etc.* München 1885.
Schick, *Prolegomena zu Lydgates Temple of Glas*, Berlin 1889.
„ *Kleine Lydgate-Studien*, Anglia, Beiblatt, 8, 1898, p. 134 sq.
Sieper, *Les échecs amoureux*, Weimar 1898 (Literarhistor. Forschungen von Schick und Waldberg, IX).
Ten Brink, *Geschichte der engl. Literatur* II, ed. Brandl, Strafsburg 1893
usw.

Es werden zitiert

Falls of Princes nach Folioseiten, r und v; A = 1. Kolumne, B = 2. Kolumne. Die Zahl drückt die Strophe der betr. Seite aus.
Story of Thebes ebenso; die Zahl gilt für die Zeile.
Guido da Colonna: kleine lateinische Buchstaben am Fufs der Seiten ersetzen die Seitenzahlen; sonst wie bei FP oder ST.
Laurent de Premierfait, ohne Zeilenzahl.

Einleitung.

In der vorliegenden Arbeit wird der Versuch gemacht, das von Lydgate in seinen verschiedenen Dichtungen an den Tag gelegte Naturgefühl darzustellen und die Entwicklung aufzuzeigen, welche dasselbe bei ihm im Lauf seines langen Lebens genommen. Sodann aber handelt es sich um eine kritische Vergleichung dieses Lydgateschen Naturgefühls mit dem Naturempfinden anderer Dichter, insbesondere seiner zahlreichen lateinischen und französischen Quellen und seiner englischen Vorbilder; eine Vergleichung, welche die Abhängigkeit und Schaffensmethode des Mönchs von Bury ins rechte Licht setzen und das geistige Verhältnis desselben zu seinem geliebten Meister Chaucer veranschaulichen soll.

Auf Grund einer vollständigen Lektüre aller in Deutschland zugänglichen Texte war ich in den folgenden Kapiteln bestrebt, zu zeigen, welcher Art Lydgates Naturempfinden ist, über welche Motive und Mittel es verfügt, wie sich der sprachliche Ausdruck zu dem dadurch bezweckten Vorstellungsbild verhält, und welche Entwicklung Lydgates Naturgefühl im Verlauf seines so überaus fruchtbaren Poetendaseins erfahren hat.

Die kritischen Untersuchungen bezüglich der Quellen und der Abhängigkeit von Vorbildern mufsten eingeschränkt werden, zunächst wegen des ungeheuren Umfangs des literarischen Nachlasses Lydgates selbst (rund 300 000 Verse!), sodann wegen der überaus grofsen Zahl möglicher Vorbilder für jedes einzelne Werk. Aufserdem hielt ich es für methodisch richtiger, an einigen Beispielen zu zeigen, wie Lydgate bei seiner Arbeit verfährt, wie er mit seinem Vorbild umgeht, wie er ändert, hinzusetzt oder wegläfst, je nach Laune, Willkür, persönlichem Geschmack oder mangelndem Verständnis. Mit den bei diesen Vergleichungen gewonnenen Resultaten sind wir angesichts der Gleichförmigkeit des Lydgateschen Schaffens, bei seiner bekannten, überall zutage tretenden Hast und Flüchtigkeit, bei seiner Weitschweifigkeit und Repetitionslust, die sich in allen seinen 'Werken' gleichbleiben, wohl imstande, auch Schlüsse zu ziehen auf die Art, wie er hier nicht verglichene Dichtungen behandelt hat. Wir sehen, dafs Lydgate seine Methode stets genau innehält, und können leicht unsern Erfahrungsschatz auf Nichtverglichenes ausdehnen. Nach den gegebenen Proben ist es nicht schwer zu sagen, was wir in einzelnen Fällen Lydgate an Naturempfindung zutrauen dürfen, oder was wir als aus seiner Vorlage geflossen vermuten müssen. Aus hier nicht zu erörternden Gründen mufste auch abgesehen werden von einer Vergleichung mit andern englischen Zeitgenossen als mit Chaucer und zum Teil mit dem Roman *De la Rose*.

Das Lockendste wäre nun gewesen, *Resoun and Sensuallite* zum Ausgangspunkt einer eingehenden Vergleichung zu machen. Aber abgesehen davon, dafs die altfranzösischen *Échecs amoureux,* Lyd-

gates Vorlage, mir nur teilweise zugänglich waren, konnte ich von dieser Vergleichung um so mehr absehen, als die ausführlichen Vorarbeiten und Untersuchungen Dr. Siepers (*Éch. am.* und die Ausgabe von RS) diesen Teil meiner Aufgabe bereits überflüssig gemacht zu haben scheinen. Dasselbe gilt von den bedeutenderen der MP (z. B. von Chorle and Bird, wofür Gattinger [p. 51] vorgearbeitet hat). So habe ich mich denn entschlossen, zu vergleichen das *Troy Book* mit Guido da Colonnas eleganter *Historia Troiana* und andern 'Troia'-Werken; die *Falls of Princes* mit Laurent de Premierfait und mit Boccaccios *De Casibus;* die *Fabula duorum mercatorum* mit allen Quellen (*Disciplina Clericalis, Gesta Rom.* u. a.); den *Aesop* mit Marie de France und die *Secrees of old Philisoffres* mit den *Secreta Secretorum.* Diese Wahl wurde mit gutem Bedacht vorgenommen; denn das *Troy Book* bot wegen seiner vielen ansprechenden, längeren Schilderungen am meisten Anlafs zu einer durchgängigen Vergleichung; die langgesponnenen *Falls of Princes* reizten aus psychologischen Gründen: der Unterschied zwischen dem hier kalt, klassisch und leidenschaftslos abwägenden feinen Boccaccio und dem langatmigen Laurent und dem unverzagt darauflos reimenden wackeren Lydgate forderte heraus zu einer Parallele. Der *Aesop* ist Lydgates Erstling, worin er sich noch am urwüchsigsten zeigt, und die *Secrees* sind sein letztes Werk — er starb ja darüber; die Vorlage ist trocken und doktrinär, so dafs es doppelt lehrreich ist, zu sehen, wie Lydgate so etwas 'dichterisch' verwertet. Die *Fabula duorum mercatorum* geht zurück auf ganz dürre, wenig ansprechende moralische Episoden und illustriert recht gut Lydgates Ausspinnungstalent und seine oft recht frische Einbildungskraft. —

Eine systematische Untersuchung über das Naturgefühl Lydgates ist jetzt, da die allermeisten Texte doch zugänglich sind, wohl angebracht und auch notwendig. Lydgates schlechtes Renommee im allgemeinen läfst auch bezüglich seines Naturgefühls manchen Forscher ihm jedes Verdienst aberkennen, während andere ihn mit nicht geringem Lob gelegentlich bedenken.

So bemerkt Th. Warton (*Hist. of Engl. Poetry,* London 1871; III, 84) ganz richtig, wenn es sich um Lydgate im allgemeinen handelt, aber fälschlich, weil er es vom TB sagt: 'Replete with descriptions of *rural* beauty, formed by a selection of very poetical and picturesque circumstances.' Vom TB kann nur gelten: 'clothed in the most perspicuous & musical numbers. The colouring of our poet's mornings is often remarkably rich and splendid'.

Dalch (*The Love of Nature in the Early Engl. Poetry.* Dresden 1882 [Programm]) sagt p. 24: 'As far as the natural & descriptive element in the Complaint of the Black Knight, I should not hesitate to attribute the poem to the latter (= Chaucer)'; er heifst Lydgate (ib.): 'as much a lover of nature as Chaucer; but his sympathy was not as it seems so original, so spontaneous, so divine as Chaucer's.

Köppels Urteil ist im ganzen ablehnend; doch gibt er (*L. & L. Bearb. v. Bocc.*, p. 109) zu: 'Wir begegnen mancher schönen Strophe, die im Schmuck duftender Blumen und funkelnder Edelsteine Zeugnis von seiner nicht geringen dichterischen Begabung ablegt.' Zur ST bemerkt er (p. 66) hingegen: 'Lydgate bewegt sich auf der breiten Heerstrafse der von Chaucer ausgebildeten Sprache, welche er weder seelisch zu beleben noch auch äufserlich reizvoll zu färben vermag. Glückliche Bilder, originelle Ausdrücke stellen sich selten ein.' Wülcker (p. 168) sagt: 'In seinen Naturschilderungen — in glücklichen Augenblicken an Chaucer erinnernd.' Das DNB (p. 311) sagt: 'he shows some sympathy with rural life and scenery'. Kein Geringerer als Ten Brink hebt (p. 231) hervor Lydgates 'klaren und richtig beobachtenden Blick', seinen 'entwickelten Sinn für Naturschönheit'; zum TB sagt er (p. 234): 'Sein Naturgefühl äufsert sich in lieblichen Schilderungen und schönen Bildern vielfach auf glänzende Weise' etc.; p. 237 rühmt er 'sein deskriptives Talent': ähnlich p. 238.

Diese und andere Beurteilungen gewähren noch keine rechte Vorstellung von dem Umfang des Lydgateschen Natursinns. Diese Lücke in der Literaturgeschichte auszufüllen, ist Zweck der folgenden Darlegungen. —

Zuvor ein Wort über Lydgates literarische Abhängigkeit. Es ist nicht nötig, stets an bewufste Entlehnung zu glauben. Lydgate als Dichter zweiten Ranges hat selbstverständlich nicht die Kraft, persönlich zu färben, was seiner Zeit geläufig war; aber es kann noch nicht von Entlehnung aus bestimmten Quellen gesprochen werden, wenn es sich um das der dichterischen Diktion jener Tage Gemeinsame handelt. Das gilt auch und zwar ganz besonders von Lydgates Verhältnis zu Chaucer. Bei der grofsen Verehrung des ersteren für Chaucer ist es ganz selbstverständlich, dafs er dessen Werke und Ausdrucksarten so in sich aufgenommen, dafs sie sozusagen zu seinem eigenen geistigen Rüstzeug geworden sind. Wenn also Lydgate durch Entlehnungen bei Chaucer sein Gefallen an dem Entlehnten beweist, so können wir dergleichen getrost als sein Naturgefühl in Rechnung setzen, um so mehr, als Lydgate trotz des vielen Fremden doch genug eigene Bilder, Ausdrücke und Töne hat, welche ihn als echt dichterisch veranlagten Mann ausweisen, der einen offenen Blick in die Erscheinungswelt geworfen, dessen kräftiges, urwüchsiges Talent aber am Ausreifen gehindert war.

Kap. I. Lydgates Farbensinn.

Fast noch mehr als Chaucer, der feinfühlend, kühler und reservierter ist (Ballerstedt, *Ch.s Naturschilderungen,* Göttingen 1891, p. 43 f.), wenn auch lebensvoller als Boccaccio, entwickelt Lydgate einen ausgeprägten Farbensinn und eine Farbenfreudigkeit, die nicht zulassen, dafs er bei der Beschreibung eines Gegenstandes die Farben-

bezeichnung weglasse; er liebt helle, frohe Farben und deren Häufung. Merkurs Gewand (RS 1729/30) ist sechsfarbig: blak, white, jawne, rede, grene, perse. Fortunas Kleidung (FP 143, v 3) hat sieben Farben (blau, sonnengold, in watry shours, liȝt grene, pretens red, white, black, russet). Farbig sind Blumen (Pil 3554), Mauerknöpfe (TB II, 964: zinobre, azour ...), der Regenbogen (RS 1417, 1409), der Sirenenschwanz (siluer shene, scalis rede, blew & grene RS 3643). Der Abendhimmel ist (Saying-Night 1/3) oben saphirfarben, im Westen rötlich. —

Eine bestimmte harmonische Wirkung hat Lydgate nicht im Auge; er setzt die Farben nach Belieben zusammen, ohne Rücksicht auf ihre komplementären Verhaltungsarten. Daneben sind die Stellen geradezu unzählbar, wo er aus Bequemlichkeit allgemein fresh of hewe, hewes noble fresh and gay, diuers heue sagt. Hübsch sagt er TB II 3667/8 *quicknes* of colour; TB IV 565/8 ähnlich. Grün kann bei Lydgate alles sein (age TB III 214, yeres AA I 443, yowthe MP 70, 13; desire TB V 495; goselyng HGS 157; thought ST 363 br A 47; cawse u. dgl. Pil 1826 f; Liebe TB IV 1414/5; fraude AA I 425; Christi Kirche AA I 824; dream AA II 453; Marter AA II 1369; Wunden BK 130/3; TG 617, 817 usw.).

Grün ist ihm vielfach, wie anderen, Ausdruck für Unreifes, Frisches, für Leichen, aus denen soeben das Leben entwichen ist (TB II 4209). Grün = Keuschheitsfarbe EF I 115/9; grün = gentyl colour Pil 6782/4. Rot liebt er sehr (Sonnenstrahlen BK 596/7; Haar [*goodly* red TB I 1958]; Lippen TB II 4985; Frauen ib. IV 3638). Er unterscheidet zinopre TB II 964; russet FP 143 v 3st; crimsin ST 363 br A 26 f.; rosen BK 56; vermoyle Skeat X 45; vermyloun TB II 477; purpur Night II 121. Rot = Kühnheit HGS 13, = drede FP 143 v B; russet = travayle FP 143 v 3. Bei Blau unterscheidet er saphyre EF I 115/9; ynde passim RS; pers ib.; glawke TB II 4551; azour AA I 666; Blau = Standhaftigkeit EF I 115/9, = clennesse FP 36 r 2; Grau ist selten (Skeat IX, 9); Braun steht fast nur für Wolken, skyes donne Pil 3830; Weifs und Schwarz sind überaus häufig; vgl. spätere Kapitel. *pale of hewe* ist sehr häufig (TB II 6455, V 2525 etc.); Sträucher im Winter sind Pil 3477 dedly of hewe. Pale and *nothing red* TB I 1643 4. Gelb ist seltener (z. B. welke Blätter SP 1378; Morgenhimmel [sulphur] Aesop Hahn u. Edelst. 17; Haare TB II 4985; Gold FP 143 v 3 lyke sunne in watry showres). Er nennt noch citryne SP 1378 u. a.; vitellyne 2 merc 307. — Lydgate kommt es mit seinen Farbenbezeichnungen an auf kräftige Eindrücke, sinnliche Frische und Wahrheit, wenig auf feine Abschattierung.

Kap. II. Pflanzenreich.

Das Geheimnis des Knospens, des Aufbrechens der Knospe, des Blühens des jungen Grüns ist auch von Lydgate stark und freudig

empfunden worden. Doch zeigt sich schon der Unterschied zwischen Chaucer und Lydgate. Ersterer hat wie Lydgate die dem ganzen Mittelalter eigene Freude am Katalog; doch ist Chaucers Katalog bedeutend inhaltreicher; er kennt und nennt mehr Pflanzen (und Tiere); trotz seines Stadtlebens steht Chaucer der Natur näher und hat innigere Fühlung mit ihr; wir meinen ihn erzählen zu hören in blühender Landschaft. Lydgate kennt nur wenige Blumen, Pflanzen und Tiere (er nennt z. B. nie das von Chaucer so oft vorgebrachte in den Ästen spielende Eichhörnchen); wo er aufzählt, tut er es rein schematisch; seine Beschreibungen sind konventionell, gewollt, unnatürlich. Tiere und Pflanzen sind sehr selten ein integrierender Bestandteil seiner Poesie, fast immer sind sie Zierat.

Das sanfte, samtweiche (BK 80) Gras erfüllt Lydgate mit Behagen; er freut sich des köstlichen Grasgeruches am Abend, wenn sich der Duft der roten und weifsen Blumen balsamisch dem Hauch des Grases mischt (Night II 39/42). Er nennt das Gras swoote (HGS 197) holsom (EF III 726/33). SP 1369: Ageyn the sonne gras deyeth in the mede, ein Gleichnis fortschreitenden Alters beim Menschen. Auch Chaucer ist über das weiche Gras entzückt (softe & swote grene gras LGW a 225). — Die leuchtenden Sommerblumen, die der rauhe Winter tötet, sind Sinnbilder der Hinfälligkeit des Irdischen. Farwel al their fresshnesse, farvel her colour & grenesse — Al ys tourned into hay (Pil 24765/76). Ähnlich findet sich dieser Gedanke bei Laurent de Premierfait, p. 9 rB: La fleur doncques de la ieunesse — fut ainsi muee & conuertie en foin et deuint seiche & fletrie. FP 124 r 5 spricht vom Vergehen der Sommerblumen, die in 'theyr most excellence' blühen. — Lydgates Entzücken an den Sommerblumen bricht überall durch: sie sind weich wie Seide (TG 540); nach den Schrecken dunkler Nächte tröstet ihr Anblick (2 merc. 115/6); MP 22/3 rühmt ihren Geruch, ihre frische Farbe. Doch nur zu oft sieht er moralisierend die bittere, wohl auch giftige Wurzel mehr als die goldene Blüte (MP 160, 14 ff.) Er beschreibt ihr Erblühen am Morgen, wenn sie sich der Sonne entgegen öffnen und diese den Tau von den Blättern trinkt (BK 30 ff.), dann hauchen sie Balsam aus (AA II 863/9). BK 58/63 — Zepherus, among the blosmes whyte | so holsome was, & so norysshing be kynde | that smalle buddes, & rounde blomes lyte | In maner gan of her brethe delyte | To yif as hope [that] their frute shal take | Ayens autumpne, redy for to shake. — In nüchterner Weise verhehlt er sich die Dornen nicht, noch die Nesseln, unter denen oft die 'süfsesten' Blumen wachsen (FP 21 v 9/10). Die Rose ist die schönste Blume TB I 2602/13, ausgezeichnet durch colour & swetnes FP 115 r 4. 'Aurora' made þe rose with new bawme flete TB 1204. Die erste Maienrose ist ein köstlicher Preisgegenstand Pil 22328/30. Die Herzgedanken der Liebe vergleicht er TB II 2531/3 mit 'þe fairnes of þe roses rede þat in somer so lustyly do sprede (& in wynter of her colour fade). RS 4839 u. 5637 ff. preisen der Rose excellente swetnesse. Frisch

wie eine Rose ist Helena TB IV 3638/41; Hectors Leiche nach dem Einbalsamieren TB 16. 565/8. — TB I 1206: þe *sote lillye* & the *margarete* | For to vnclose *her tender leuys white* | *Oppressed hertes with gladness to delyte.* Von der Lilie rühmt er his stalke grene (TB II 3921/2), vgl. Chaucer wörtlich KT 1035 f. FP 124 r 5 nennt (unabhängig von Bocc. & Laur.) die Lilie (the rose, the lilie, whan thei be most glade | vpon theyr stalkes theyr prieef is dayly sein | Been beaten downe with a stormye reyn). — Die Narzisse erwähnt er mit Schilderung in RS 3853 (The levys white, the greyne cytryne. Aber möglichst philisterhaft in FP 31 v 2: a fresshe floure | a water lilly which doth remedye | in hote accesses as bokes specify. Statt einer Schilderung also eine Beziehung auf seine ehrwürdigen 'Bokes'! — Das Gänseblümchen ist Skeat XXII, 23 'the sonnes doughter', doch bezieht sich dies, nach Skeat, note LXXI, auf eine 'Lady, named Margaret'; MP 161/17 ff. lesen wir anmutend: Alcestis flower, with *white, with red & greene* | Displaieth hir crown geyn Phebus bemys brihte (wie z. B. Chaucer LGW 64/5). — Lydgates Verwendung der schlichten Wiesenblume ist mehr Modesache, Nachahmung Chaucers. (LGW 40/3, alias) Lydgate hat ja an sich schon nicht diese Sympathie mit dem Kleinen, Unscheinbaren und Bescheidenen. So weifs er auch vom Veilchen, das nur fünfmal vorkommt, nichts Rechtes zu sagen (fresh tarage FP 115 r 4 = parfit chastite TB III 4376 ff.). Ansprechend schildert er die Adonisblume FP 32 r 3: 'a full fresh floure | which was as bloud lyche purple of colour | A bud of golde with goodly leues glade | Set in the middes whose beauty may not fade'. Vom '*hawethorne*' heifst es gefällig BK 71/2: 'In white motele, that so soote doth smelle.' BK erwähnt 129 *hulfere* & *wodebynde.* — Nesseln = böse Zungen SP 837; Disteln sind ougly FP 55 v 3; ib. 55 v 8 the thistle haue *spottes of pleasaunce.* Gar nicht übel sagt Pil 3475 ff. u. a.: 'the *bromys* with *ther golden floure.* Pil 3489/92 tragen *busshes Ryche* der Natur Livree. Von Früchten kennt er alles damals Bekannte (SP 1373/9; MP 15, 8 ff.; 15 ff.; 160, 14 ff.). TB IV 3388 sagt, cheries seien im Juni plowable & rede. FP 36 v 8: Der Weiber 'slack skin by craft is strained | like an *Orenge* from the galley brought'; was Lydgates Zutat ist; Laur. hat XXII r B nur: la face reluysante par couleur vermeille etc. *Honysouklis* hauchen balsamische Düfte (TB I 1204 f.). *Prymerollys* breiten MP 242, 22 ihre Blätter Phöbus entgegen. — Häufig kehren Bäume wieder. Im Lenz steigt der Saft in die Wipfel, an 'braunchys soote' erscheinen runde Knospen SP 1296 ff. (vgl. SS XLII: extolluntur humiditates ad summitates arborum & capita ramorum). Den Bäumen gibt Natur lusty blosmes, white & rede, buddys glade (Pil 3462/71), SP 1373/9 werden die Blätter citryne (SS XLIII nur: desic[c]antur segetes) Pil 16319/28 vergleicht das welke Blatt mit einer durch Sünde morsch und runzelig gewordenen Seele. *Philbert tree* erwähnt BK 65 ff. mit hängenden Zweigen (auch TG 90). Ebenso tut bescheiden der Apfel-

baum Pil 729 f. Die Eiche ist unerschütterlich (TB III 1594; IV 4178); unabhängig von der Quelle sagt TB V 1962/3 'like þe bowes of a braunchid oke | Was al hir heer & his longe barde'. Der Ölbaum begegnet in religiösen Bildern; TB IV 5108 sind seine Zweige lusti bowes grene. Der Feigenbaum hat amerous swettnes (MP 180/2); der *pyne-tree* ist holsom BK 65. FP 55 v 7—9 erzählen die Parabel von Distel und Zypresse, nach Ruffinus und Josephus Flavius (Köppel, *Habilit. Schr.* 51), die sich nicht an entsprechenden Stellen bei Boccaccio und Laurent findet. Die Zypresse (ib.) ist 'estately found at all'. In schmerzlichen Gedanken setzt er sich Skeat IX, 45 unter einen *'laurer grene'*; auf ihm singt die Nachtigall (Night I 63); er ist der schönste unter den Bäumen Skeat IX 238. Der *Ebantree* ist schwarz wie get, unverwüstlich, feuerbeständig, wohlriechend (TB II 989 ff; III 322 ff; 5718 ff.). Guido da Colonna hat nur an der ersten dieser Stellen den Ebenholzbaum, ohne Erwähnung der Eigenschaften. Die Zeder ist kerzengerade (BK 67), der höchste Baum MP 180, 17 und royal FP 55 v 7. *Myrre* BK 66; FP 31 v 13; die Aloe u. a. TB II 53 erwähnt. — Manche der bei Chaucer stetig wiederkehrenden Bäume nennt Lydgate demnach gar nicht; er hat für Bäume wenig zutreffende Epitheta, trotz des an Stellen wie BK 65 ff. gemachten Versuchs. Eine Vergleichung etwa mit Chaucer AF 176 ff. zeigt so recht des Meisters Reichtum und Überlegenheit. — Nirgends bei Lydgate findet sich auch die Idee der im Lenz zum Leben erwachten Blumen, die der Winter getötet hatte, wie Chaucer sagt TC II 51 (Ben quike agayn that winter dede made).

Kap. III. Tierreich.

Der Löwe ist majestätisch (Pil 14158), stark, grofsmütig FP 91 v 7; HGS 20 allbekannt, in seiner Wut ohne Mafs MP 157 ff; royal MP 23, 31. Ähnlich der Tiger (TB IV 1354 whetted with woodnes); geschwind MP 157/8; 'fell' AA III 276; er gleicht dem Löwen, hat 'like a greihonde the mosel & the hed'; feuerrote Augen ST 374 rB 38 ff.; sein Fell (ST 374 rB 46 ff.) soll wie das des Panthers sein! Des Luchses Augen durchdringen Mauern MP 157/8 (Physiologus). Der Panther hat alle Eigenschaften, die er im Physiologus hat (RS 6440, 6511 ff.). — Der Eber ist wild, rachsüchtig AA II 850; ein ergrimmter Held ist wie ein bore þat his tusshes whette TB III 5137 ff. Das Wehgeschrei der Weiber bei Hectors Tod klingt TB III 5545/46 wie wenn 'wylde boris crye & rore. Hier wollte sich Lydgate eben im höchsten Superlativ ausdrücken, ohne an den Wortsinn zu denken. RS 3698 ff. stellt sich ein Eber 'with foomy mouth & tusshes kene, with grete noye & gret affray, stondyng at a mortal bay'. Sauborsten in der Satire MP 200, 1. Das Schwein rennt in wilder Wut durch die Wälder, nur aufs Fressen bedacht, und sieht den Baum gar nicht, dessen Eicheln es frifst (Pil 3710 ff.). Der katechisierende Mönch erbaut sich Pil 13564 ff. an dem Bilde des Pilgers,

den ein Schwein im Kot herumwälzt. Bären werden von Hunden zerrissen FP 63 r 8. Der Wolf ist im Aesop furious, gredy, cruell, fell, dispitous (vgl. Marie de France: mult cuntrarious) Mit offenem Maul voll scharfer Zähne, mit 'cruel looke' schaut er auf den Kranich (Aes. 36). Als Hüter des Heiligen erscheint der Wolf EF II 848/51; nach dessen Begräbnis begibt er sich traurig in die Wälder zurück 'most dolefully of bestial loue he felte a maner woo' EF II 972 f. Ich übergehe folgende Tiere: Fuchs; fulmard; Otter; Hirsch; Oliphaunt; Einhorn; Kamel (Pil 18319 sein Rücken corbyd & tortuous): dieselben werden häufig erwähnt, kaum geschildert und mit Bestiaire-Tugenden ausgestattet vorgeführt. Dem an einem Pflock befestigten Affen gleicht Pil 9998 die Seele im Leib; die Habsucht ib. 17510; wie ein Affe 'lyfftynge vp off thy mosel' (Pil 22751 ff.) begegnet impatient poverty. Weintrunkene spielen wie Affen mit Stroh TB 5780; wantoun ape MP 255, 24. Der Ausdruck 'mad & dronke as a *mows*' Pil 12998 findet sich ebenso bei Chaucer KT 1261. — Marie de France sagt in *De Mure et Rana* 6 ff.: Suriz 's'assist desur le sueil; ses gernunez apareilla | e de ses piez les pelucha'. Dieses ganz reizende Märchenbildchen läfst Lydgate bei der Übersetzung entgehen, vielleicht aus mangelndem Verständnis. — Vom Hund kennt er die Treue (EF II 194), Stärke (HGS 599), Bissigkeit Pil passim. Das Schaf ist sely HGS 520, unschuldig, furchtsam, mit Gras zufrieden (Aes. 59 f.). Es kauert im Pferch, fürchtet den Wolf HGS 568 (= Chaucer KT 1308); weidet friedlich auf grünem Anger HGS 439 ff. Den Widder erwähnt MP 169 f. und HGS 290 u. a. — Hornvieh im Sommer weidet und 'shade hem under levys SP 1368; hier schmückt Lydgate mit einem glücklichen Bild die dürren Worte der SS. Der Stier reifst im Zorn die Baumrinden auf Pil 14199 ff. Das Bild 'bestes & oxes of my plow' (= die Gedanken und Verse sind nun am Ende des Landes, das sie den ganzen Tag bestellt hatten, TBV 2923 ff.) entspricht bei Chaucer der Stelle KT 887 (wayke been the oxen in my plough). Aus diesen letzten Beispielen geht hervor, dafs Lydgate am besten Dinge, Tiere, Beschäftigungen des bäuerlichen Lebens darstellt; sein offenes Auge fafst sie gut, und er stellt sie uns plastisch vor das geistige Auge. Das gilt besonders vom Pferd, dessen hervorragenden Platz im Wirtschaftsleben er würdigt (HGS 120 ff.); es ist selbstbewufst; HGS 337 sagt: 'thy bost — & thy jangelyng, thy trappours, forged of plate & maile, thi bridel of gold so briht shyning'; ib. 344 'the hors may pricke & praunse'. 'The Hors is token of marcial noblesse, with his belle & boosis, brode of golde HGS 565 f. Pil 11136 ff. spricht vom Fohlenübermut (ähnlich TB I 2209). TBII 2439 ff. schildert das Kampfrofs: ganz weifs vor Schaum, his flankis all with blood disteyned. TB III 736 ff. schildert das Streitrofs: 'with þe noyse almost for rage wood with fomy bridelis & þe mouþis blede & furious neying of many stede, praunsynge of hors vp-on ouþer side'. Es kann weinen um seinen Herrn (HGS 75). Die Beschreibung des Zentauren in TB 7800 ff.

bietet alles Abschreckende auf, das Lydgate kennt: skyn: blak; voll Haaren, foul & terrible of siȝt; funkelnde Augen wie ein Ofen; feuerrotes Gesicht; wiehernde Stimme. HGS 223 erfahren wir, daſs des Pferdes' careyn stynketh sore'. Der Esel ist dumm (AA II 1727; FP 143 v4. — RS 3722 zählt als Wild der Diana auch *reyndere* auf, die klassische Göttin und ein arktisches Tier! Wie wenig denkt doch Lydgate! — Lydgate, der die Tiere meist zum Vergleich (mit Helden) benutzt, beschreibt sie oft plastisch und mit Wohlgefallen. —

Lydgate hat (Skeat IX, 4 ff.) so gut wie Chaucer die Valentinesfeier der Vögel, die er Pil 16795/6 clene bryddes of heuen nennt. Skeat IX 52 ff. sieht er die Vögel im Lenz sitzen twayne & twayne; dieser Anblick erfüllt ihn mit Sehnsucht und Trauer. Der Vogelsang ist so laut, daſs der ganze Wald klingt, lyke as hyt sholde sheuer in pesis smale BK 43/6; MP 182/7 spricht von wunderbaren langgezogenen Tönen; SP 1307/9: sugred mellodye (vgl. mellitaque carmina bei Alan. IX, Anticl. I 3, p. 325). In RS 458 singen die Vögel for gladnesse of the morwenynge (vgl. Chaucer TC IV 1432 delyten in hir song). Der Nachtigall soote melodye ist 'aungelyke vn-to the Ere' (RS 5202 vgl. PF 191). Doch erhebt sich Lydgate nie zu solch köstlich naiver Individualisierung wie Chaucer im PF (499).

Als Haustier findet der Hahn ausführliche Würdigung im Aesop. Sein roter Kamm, seine helle Stimme, seine scharfen Sporen, sein Kampf, sein Flügelschlagen, das Gegacker seines Harems (Pil 14360/2) — alles wird behaglich beschrieben. Und alles ist Lydgates Eigentum, denn Marie de France ist hier knapp und schlicht. Lydgate kann sich kaum genug tun, ihre paar Verse durch glanzvolle Beschreibung auszudehnen; dabei geht aber die Naivität der Vorlage zum Teil verloren. Der Hahn ist Embassiatour of Phebus fyry lyht, common astrologer (TB I 2813) wie bei Chaucer PF 350 (orloge of thorpes lyte) oder Guido A 7 v B: gallorum cantus dormitionis preco oder Alan. planet. Nat. 285a; tamquam vulgaris astrologus. Seine Stimme ist voll musical swetnesse (Aes. 29/5). — Der Pfau hat faire lusty fetheris briȝt (TB II 2606/7); RS 1427 (aungelys fethers bryght) entspricht wörtlich PF 356; er hat schwarze glänzende Federn, mit Gold, Azur und grünen Smaragden und Argusaugen verziert; sein Schweif ist wie ein Segel; die Füſse sind häſslich (MP 156, 13 ff.; TB II 2585 ff.). — Die Gans schreit wacker (HGS), wilde Gänse mit ausgebreiteten Schwingen finden wir HGS 576; 171/4. Der Schwan lebt auf breiten Flüssen und Seen MP 157, 9 ff.; der Singschwan heiſst auffälligerweise *yelwe* swan, sein Schnabel sei am Ende schwarz. Wie erklärt sich die Bezeichnung '*yelwe*'? Cygnus musicus Bechst. ist nämlich rein weiſs, nur der Schnabel ist gelb, dessen Spitze schwarz. Hat wohl Lydgate die Farbe des Schnabels auf den ganzen Vogel übertragen? Chaucer heiſst LGW 1355 den Schwan *whyte* (auch PF 342, An. Ar. 346). Müllenhoff, *Deutsche Altertumskunde*

I, 3, spricht nicht von der Farbe des Singschwans. — Die bescheidene (MP 8, 20) Taube ist ay flikeryng with snowy wyngys fayre (TB II 2522). Die Wachtel singt morgens (MP 154); FP 213 r 9/10 prophezeit sie Glück, was weder bei Laurent noch bei Boccaccio steht. — Der Kuckuck ist dumm und hochmütig (MP 192, 1 ff.). Die Nachtigall singt, als ob ihr Herz bersten wollte BK 47/9. Night I 65 ff. trauert sie um ihren Tod, zuletzt she shrigte — & sodenlye Hir songe, hir myrth & melodye was done. Night II 71/4 this bridde — shakith & qwakyth in euery Joynt & membre. Bemerkenswert ist der durch das ganze Night I ziehende echt dichterische, ahnungsschwere, eigentümliche Hauch von Karfreitagstimmung, diese bange Ostermelancholie, bewirkt hauptsächlich durch den glücklich getroffenen Charakter des Nachtigallensangs, der dann allerdings auf Christus gedeutet wird. Ib. 36/42 heifst die Kraft ihrer Kehle ein grofses Wunder, die zu hören ein zweiter Himmel. Die Verliebten ersehnte Frühlingszeit bewillkommt ihr Lied (TB I 3933 ff.). *Wodwale* sitzt auf grünen Zweigen MP 23, 14. Die Lerche begrüfst die Sonne mit blisset lay TB I 1198. Unzähligemal heifst es: morgens, ehe die Lerche sang (EF II 372). Auch das TB wimmelt davon. Die Kalanderlerche ist ein Totenvogel (RS 6739). Die Schwalbe ist gerish of her flight (FP 143 v 4, Lydgates Eigen). Vom Raben wird kaum etwas gesagt; er schreit cras = morgen (Pil 13809/12). Die Krähe wird beschrieben 'whynges splayynge to & ffro (Pil 18520). Falke: gerfawk, sparhawk, Emerylyoun Pil 13736/7, er heifst (= Ch. PF 337) gentyl (TB II 6603). Der Adler ist der Vögel König; MP 215; HGS 498 heifst er lyon of assent (vgl. Chaucer PF 330/1), sein Blick durchdringt die Sonne (MP 214, 1 ff.). TB IV 5932 ff. schiefst ein royal egle herab 'in his discence makyng swiche a soun' (vgl. Dictys V, VII aquila *stridore magno* immittit sese & guido m 4 v A/B volans in aere *in sue vocis clamore* descendit. TB IV 5995 heifst sein Gefieder mailid briȝt & shene, seine clees clene (vgl. poetischer Ch. HF 499 ff.). Der Kranich (langer Hals, sharp, sklander, Aes.; Pil 12901/3) wird von Marie de France ebenso beschrieben (le col a lung e le bec gros). Der Kormoran hascht MP 174, 7 ff. in tiefen Teichen mit langem Hals Beute. Erwähnt werden kurz Schnepfen (MP 202, 18); *semewe* (weifsgefiedert MP 202) *botoore* (ein Aalfresser) ib.; Stare (MP 150), *Popingays* (Skeat X 81, mit schmucken Federn); der *jay*: jangelyng in his cage MP 165, 28; ein schlechter Musikant MP 23, 15; *pyes*: clateryng (ib.); Eule: Nachtvogel MP 153, 13; Krähe: MP 165, 27: abrode gothe jow & mowthe; Vogel *ortigometra* (ist klug!) Pil 19161/8; Straufs: dumm, stolz Pil 14565 ff. — Der Märchenvogel in MP 181, der früh und spät köstlich singt, die Freiheit überaus liebt, lieber Würmer im grünen Wald frifst als gefangen ist, sich gern auf grünen Zweigen schaukelt, findet sich mit all diesen Zügen in Barbazan-Méon II, 140 nicht. Doch soll nach Gattinger p. 54 gerade hier Lydgates Vorlage liegen, die er dann so erweitert

hätte. — Lydgates Behandlung der Vögel ist eine poetische; er beschreibt sie gut; er hat für sie Sympathie, wohltuend ist das Einsetzen von Naturbeseelung (Night I und Skeat IX). Gegenüber der Knappheit der Quelle zeigen die ausführlichen Aesopbeschreibungen, wie Lydgate in den Erstlingswerken bestrebt ist, die Sinnenwelt zu fassen und anteilnehmend abzuschildern. Besonders zu loben sind Bilder, wie das des mit seiner Familie stolzierenden Hahnes. Je weiter Lydgate im Leben vorrückt und je länger seine Poeme werden, um so weniger läfst er sich Zeit zu idyllischer, gelungener Kleinmalerei. Trotzdem ist er im Rückschritt gegenüber Chaucer. Wo finden wir bei Lydgate so herrliche Stellen wie PF 352: the nightingale, that clepeth forth the freshe leves newe oder TC II 920: A nightingale — ful loude sang agein the mone shene!?

Schlangen lauern unter Blumen (z. B. FP 36 r 1), sind of colour siluer shene FP 82 r 10; scaled siluer briȝt FP 157 r 11; ST 372 vB 10 ff.: great & horrible, sterne, ful of pride, spotted blewe & grene. Die Schlange ist ihm als Theologen natürlich Bild der Falschheit; aber es überrascht dabei, dafs ihm seine weltliche Sinnesart ab und zu ein Schnippchen zu schlagen scheint: man glaubt nicht selten ein geheimes Wohlgefallen an der schillernden Schlangenhaut zu bemerken. So MP 160/9 ff.: the serpent — with his *scalys brihte*; oder ST 371 v A 6 f.: Serpent — her tail burled, with *scales siluer shene,* und Delila FP 36 r 1: like a serpent daryng vnder floures, | — or lyke an adder of manyfolde coloures | right freshe appering & faire upon to see. TB II 5877 ff. redet vom *Leviathan* (giftig, tortuous serpent), G e 5 v A redet an dieser Stelle vom Teufel 'eum inire longitudinis & spaciositatis in profundum occeani deiectum et inclusum in eo'. Der Frosch in Aes. wird nicht geschildert. Unbeholfene Schnecken wohnen in ihrem Haus MP 152, 26. Den Krebsgang erwähnen MP 58, 20; das Chamäleon, Sinnbild der Neuerungssucht MP 170, 23 ff. Fische beschreibt RS 388 (with siluer skales whyte & rede), wozu vgl. PF 188 (with finnes rede & skales silver-brighte). *Syrenes* in RS 3642 ff. haben Schwänze siluer shene, scalis rede, blew & grene; sind (3619) crestyd as a Dragon. Sie singen TB V 2062/5 'angelik' (= GO 2 r A: in tam dulci modulamine cantilene per celestem putares excedere in sonis musicis armoniam). Bienen sind meist im Vergleich zu finden (þikke as a swarme of ben TB II 6375; vgl. Ch. TC II 193). Das von Ch. HF 1522 erwähnte Summen der Bienen ist bei Lydgate nicht vertreten. SP 1366 sammeln Bienen im Sommer Honig; SS haben dies nicht. — Pil 10122 ff. schildert die unaufhörlichen Bemühungen der Ameisen breit. Satan spinnt Netze wie die Spinne (Pil 19268 ff.). Die nachts schwirrenden Glühwürmchen heifsen MP 151, 22 *fowle,* eine für die finstere scholastische Naturauffassung bezeichnende Äufserung! — Die niederen Lebewesen besitzen an sich für Lydgate wenig Interesse; sie dienen meist zu Vergleichen in Sentenzen.

Kap. IV. Steine.

Sie bilden einen wichtigen Bestandteil in Lydgates Poesie. Sie sind ihm das Köstlichste, das es gibt; er verwendet sie in funkelnder Fülle. Mit den Lapidarien hält er sie für begabt mit geheimen Kräften und Zaubern. Er heifst sie allgemein clere Pil 17169; riche Skeat IX 121; drye AA II 1678. Neros Haus ist verziert mit Saphiren, Rubinen, Topasen, Chrysolithen, Smaragden FP 169 r 6. — Jeder Planet besitzt ein eigenes Metall (Martes mineral, not malliable merciful gold of Phebus not plicable FP 172 v 2; ib. Tin of Jupiter und für Venus: coper. — Nichts davon in den unmittelbaren Vorlagen der FP. *Eliotropia* heifst RS 6712 f. of grete fame. Die 'poones' in RS sind aus Edelsteinen geschnitten. — Der Karfunkel spendet Licht MP 46, 15 ff., leuchtet wie die Sonne Pil 6719 ff.; durchleuchtet als kyng of stonys (vgl. *Alan. planct. Nat.* 284 Solis gerens imaginem — regali sue maiestatis authoritate) die dunkle Nacht TB II 1021 ff. und ist (ib.) eines Jupiterbildes Schmuck neben Saphiren, Rubinen und *whyte perlis.* Epaminondas heifst: carbuncle of vertue (FP 95 v 3, wo Laur. LXXVIII vB nur sagt: mirouer — de cheualerie — tant bon en vertus). Der Rubin, aller Steine Suverain (TG 259 ff.) schmückt Night II 32 den Palast der Venus; EF I 977/8 erfreut er durch sein Licht und leuchtet MP 46, 15 ff. im Dunkel. Er hat auf Erden nicht seinesgleichen Pil 8525/8); schmückt mit Diamanten, Saphiren und Smaragden Ilions Turm (TB III 4785 ff.). Hier tritt Lydgates Vorliebe für diese genannten Steine zutage; denn G hat i 4 v A Alabaster, Kristalle, Onyx! Guido beruft sich noch dazu auf Dares, in dem gar nichts davon steht. Der Amethyst heifst purpureat EF I 214. Der Saphir ist sad, alwey of Oon hewe SP 1085. Er drückt Unveränderlichkeit aus EF I 200. Seine Farbe ist Pil 8567 ynde, augenstärkend (Pil 8559 ff.), himmlisch. Der Smaragd bedeutet chastite EF I 214/5; ist augenstärkend Pil 8616 ff. Der unzerstörbare (AA II 1108) Diamant kann doch durch Ziegenblut 'gebrochen' werden RS 6892 ff. TB II 6758 (ohne Entsprechung bei Guido) ist der Palast von *jasper* (grene MP 16, 25). Jaconet, Trost der Gefangenen (Aes. Zup. 148 ff.), ist mit *porphirie* stone Schmuck der Kapelle FP 183 v 4/7 (nicht bei Laur. und Bocc.). Des Feinde versöhnenden Jagounce Farbe ist sonnig wie die des Topases (MP 188). Fenster von Beryl hat TB II 969 f. Wie Beryl rund sind die Sonnenkringel auf dem Wasser MP 181, 19 ff.; ähnl. FP 58 r 1. Dredful stone Albeston, feuerfreundlich, begegnet Pil 8602/5. Perlen gleichen Tautropfen AA II 865, entstehen 'in a Cokyl bryht off hevenly dewh & dropys whyte' (Pil 8545/7). — Vom Elfenbein rühmt er die weifse Farbe RS 5421 ff. Aus Marmor hat TB I 1368 Stufen; aus Marmor und Alabaster ist Troias Mauer TB II 578 ff. (G c vB Marmor allein!). FP 192 r 9 sagen, in England gäbe es *gette stone,* gut gegen Krankheit und 'of maydenhed the broken chastitee' ersetzend; Lydgate beruft sich dabei

auf Boccaccio, in dem davon nichts steht; dafür finden wir bei Laur. CCX r A: 'demontre — lesquelz soient vierges'. Das Quecksilber rinnt wie Wasser im Bach FP 1 v 12 (vgl. Laur. A 1 r B 'les vndes-argentees'). Auffallend ist, dafs Lydgate trotz seiner Steinliebe TB I 3021 den Namen des G b v A erwähnten Achates ausläfst! Auch TB II 3342/4 nennt er einen Stein nicht, beschreibt ihn aber; gemeint ist der Smaragd (= G b 2 v B). — In der mannigfachen, phantasiereichen, düsterprächtigen Verwendung von Steinen ist Lydgate in seiner Art originell.

Kap. V. Gestirne.

Die Wohnung der Unsterblichen nennt er schön sterry place ful of lyght (RS 5112 ff.); die Sterne zeugen als 'markes' vom Schöpfer Pil 20426/32. Augen sind cler as any sterre Pil 9680. Pil 16282/7 nennt schöne heitere Sterne. Fortunas Augen sind FP 143 r 4 wundervoll genannt brenning-sparkling of their light as sterres the frosty winters night. Davon ist nichts bei Bocc. oder Laurent (letzterer CXXXVI r A yeulx ardens); aber Ch. hat CT Prol. 267/8: his eyen twinkled as — the sterres in the frosty night. In RS 1004 ff. steht ebenso mit dem Zusatz 'whanne walkne is most bryght, with-oute cloude or any skye'. Gern nennt er 'sterres seven' (z. B. EF III 19). Ein Lieblingsausdruck ist auch above the sterres cleere (MP 220, 12). Häufig apostrophiert wird Mars (rede TB I 278; full of malencolie ST 368 r B 27 ff.) z. B. TB Prol. (1—16) thy sterne lyght — whoos feerce lokes ben as ful of drede — thy stremes despitous & furious. Saturn (mit frosty face ST, Prol. 3 f. 356 r A) ist heauie chered, malencolike, loth (ST 358 r A 25 ff.). TB II 3323 erwähnt die Pleiaden, ib. 4488 ff. steht eine gelehrte Beschreibung der Zwillinge. — Schier unerschöpflich ist das Material über die Sonne (fyry Tytan Skeat X 113 ff.). Sie heifst passim briȝte Phebus (EF III 13); mery sonne MP 2, 5; the bryght[e] sonne which in merydyen moost Amerously doth shyne SP 250/1. Pil 9584 ff. verbirgt eine Wolke 'the bryhtenesse off hys bewte. Die Morgensonne hat goldtressed bemys GW 637 (vgl. Ch. TC V 8 golden-tressed Phebus, wie auch FP 217 v 5). Sonnenstrahlen heifsen rede TB II 2378; das Sonnenlicht heifst TB I 3102 comfort; hier trägt Lydgate in seine Schilderung menschliches Empfinden hinein, während G b v B — b 2 nur von roseis splendoribus spricht. Immerfort hören wir vom Sonnenwagen (SP 344 ff.; TB I 1700) oder the lusty rowes rede of Phebus char þat so freschely sprede Vp-on the bordure of þe orient (TB I 1199 ff.). Prächtig heifst TB II 5591/3 die Sonne: Apollo so cler, so schene & briȝt, þe daies eye & voider of þe nyȝt, Cherisher of frut, of herbe, flour & corne. Vgl. dazu Ch. TC II 904/5: the dayes honour, & the hevenes yë, the nightes fo! [AA II 1603 *glorious* Ph.] Auch hier bleibt Lydgate hinter Chaucer zurück. Schön aber sagt er wiederum TB IV 5223/7: 'a face pleyn | liche þe sonne þat shyneþ in þe reyn | þat fair[e] sheweþ þouȝ þe weder be | wonder diuers

and troubly'. RS 5119 f. Phebus paleys — so ryche & curious. — Lydgates Gefühl für die Sonne ist froh und lebhaft; er liebt ihren Glanz und ihre Pracht [SP 1206 disposyng *to gladnesse*!]; wenn er auch selten eine so schlichte und dabei wundervolle Stelle hat wie Ch. in BD 336 ff. — Beim Aufgang giefst die Sonne rody li3te auf jedes Zelt TB I 3965 ff. (Lydgates Eigentum!). Prächtig und abwechslungsreich wird der Sonnenaufgang beschrieben: entweder verjagt Aurora die schwarzen Wolken und die Dunkelheit der Nacht (TB I 3100 f.), oder es heifst wie TB III 1 ff.: 'whan Aurora with hir pale li3t Vnder þe mantel of þe mirke ny3t & þe curteyn of her hewes fade,' wo doch bei Guido blofs die dürre Notiz gegenübersteht: aurora consurgens sole suis radijs terre faciem illustrante. Dasselbe begegnet TB I 3093 ff., wo G b r B trocken meldet: aurore vicine sidus illuxerat matutinum, wenn er auch bald darauf hübsch sagt (G b v B/b $_2$ A): 'Insurgente roseis aurora splendoribus & sole aureo luce modica cacumina montium illustrante' — was Lydgate an dieser Stelle nicht übersetzt, da er es schon TB I 3104 tat. So prangen Lydgates Sonnenaufgänge in stolzer Schönheit, in Farben und hellen Lerchenliedern; doch für eine so künstlerisch feine Morgendämmerungsbeschreibung wie Ch. in TC V 274 ff. ist er nicht stark genug. Trotz des Aufwandes äufserlicher Motive sind Lydgates Schilderungen innerlich arm, lose gereiht, nicht von Stimmung durchtränkt. — Der Sonnenuntergang ist ein Hinabfallen, ein Tauchen in die Fluten des Meeres, darin Phöbus seine goldenen Locken badet (BK 593; 589 ff; ST 376 r B 30 ff.). TB IV 4255 f. verbirgt Phöbus sein Licht unter dem Vorhang der schwarzen Nacht. Lydgates Eigentum scheint TB IV 3579 ff. zu sein: 'Titan gan to lowe | Doun by þe arche of his daies bowe | Fer in-to weste vnder þe rowes rede & Espirus gan his li3t to shede.' Anmutend ist auch TBP 126 ff.: Lucyna of colour pale & wan | Hir a]rysyng in Octobre gan to dy3t | Tenchace the dirknesse of the frosty ny3t. Auch TB I 2724 ff. ist Lydgate selbständig; TB I 2673 ff. gibt Esperus' Erscheinen vn-to louers a leyser oportune (vgl. G A 7 r B noctis caligine que ad committenda occulta se prebet desiderantibus habilem et a scientia hominum multos excusat). Und nachts ist 'Tytan' full merye bei Aurora TB III 4449 ff. — Die Abendschilderungen tragen bei Lydgate einen poetischeren Reiz als die prangenden Sonnenaufgänge; aber auch hier ist das Bestreben zu konstatieren, möglichst lange Aufzählungen der einzelnen Phänomene zu geben. Wie überlegen ist auch hier Chaucer! Z. B. in TC II 904 (whyte thinges wexen dimme & donne). — Der Mond (croked Skeat XIII, 17; horned, frosty ib. IX 1—3; veränderlich wie das gemeine Volk TB I 3510 f.) heifst TB II 6242: Lady (= Diana) & quene of wayes & passage (vgl. wörtlich G f r A: diana que est ipsa luna et domina itinerum et viarum). Stimmungsvoll sagt ST 366 v B 16, dafs die Erschlagenen daliegen, kläglich und gegen den Mond starrend. Launig sagt TB I 2823 f.: þe vekke (die das Stelldichein der Liebenden vermittelt hat) to stare vpon þe mone Is walked out,

wo G A 7 vB nur hat 'secessit anus — Jasone & Medea solis derelictis. Pil 3416 nennt cercle of the colde mone. Oft sagt Lydgate vom Mond 'þat wexe can & wane' (TB II 2383). TB I 2764 ff. sagt hübsch, er sende sein Licht auf Hügel und Täler; doch hat Lydgate keine so gelungene Schilderung wie jene des Neumonds bei Ch. TC III 549 oder Spuren solcher Hereinziehung des Mondes in die menschliche Gefühlswelt wie in TC V 647 ff., wo Troilus sein Leid dem Monde sagt. — Der Abendstern ermuntert den Gesang des Märchenvogels (MP 182, 1 ff.); sein Aufgang wird BK 610 ff. mit weichen süfsen Tönen beschrieben (so glad, so feire, so persaunt — of chere); er erleichtert bedrückte Herzen. Der Morgenstern 'to voide þe nyȝtes sorow in clereness passeþ erli bi þe morow TG 252 ff.; er wird als daysterre vom Vöglein begrüfst (MP 182, 17). Schön sagt auch TG 715 ff.: o clere heuens liȝt | that next þe sonne cercled have your spere | Siþ ye me hurten wiþ ȝour dredful miȝt | Bi influence of ȝour bemys clere! Er heifst Trost für 'woful hertes' TG 1348/9. — Die Musik der Sphären (vgl. Ch. PF 59 ff. und TC V 1812 f.) kennt auch Lydgate, z. B. RS 276 ff. — Auch verwertet er in RS 109 ff. das auch bei Ch. BD 108 ff. begegnende Bild der Blumen, die den Sternen gleichen. — Es wimmelt bei Lydgate von gelehrten astronomischen Angaben mit vielen Konstellationen. Bemerkenswert ist ihre auffallende Häufigkeit im TB; hier ist zwar Guido Vorbild; doch ist dieser viel mafsvoller und legt zum mindesten seine gelehrten Angaben (er bringt sie nur bei Schilderungen zu Beginn der Kapitel) nie in den Mund seiner Krieger und Kämpen, was bei Lydgate so häufig ist und überaus lächerlich wirkt (z. B. TB I 2390). - Seine Zeitbestimmungen färbt er fast immer poetisch; er widmet ihnen stets wenigstens einen Vers; hier ist auch Chaucer Vorbild (z. B. PF 266; 489 ff.). Ungemein zahlreich sind sie im TB; die bei Guido vorgefundenen läfst er gern an der betreffenden Stelle aus, um sie anderweitig unterzubringen (G g 2 v A, 3 r A, f 2 r A, m 6 r A, n v B), vielleicht um seine eigenen nicht zu sehr zu häufen. Guidos kurze Angaben [G i r A] erweitert er zu langen Schilderungen [TB III 3564 ff.: Sonnenaufgang, Aurora, betaute Wiesen, Wälder, Hecken]. — Nach Chaucers Muster (TC III 617 f.; 717) ist Lydgate übervoll von *heuenly influence* der Gestirne [vgl. Laur. LI v B: le ciel et les estoilles ne sont point a blasmer]. In heroischen Gedichten spielt Mars eine grofse Rolle (TB passim), daneben Jupiter (FP 144 v 10). Mit Behagen zählt er (nach Laur. CLII v A/B f.) in FP 174 v 6 [Bocc. hat nichts] alle Vorzeichen auf (Kometen, Feuerbrände, Lufterscheinungen, Erdbeben, Mondfinsternis, Nachtvögel, sprechende Tote); ähnlich FP 156 v 9 ff. All diese Dinge machen in der Tat bei Lydgate auf den Leser einen unheimlichen Eindruck; sie wirken geheimnisvoll und düster aufs Gemüt und bereiten es für das zu Erzählende würdig vor. Während er aber in weltlich-höfischen Dichtungen diesen heidnischen Apparat pomphaft entwickelt, kann er sich in geistlichen Poemen darüber weidlich ärgern und

ihn für Aberwitz erklären; so schon FP 144 v 10; Pil 20453 ff. Dies zeigt uns so recht den Zwiespalt in des Mönches Innerem, Orthodoxie und Weltlichkeit in lebenslangem Kampfe.

Kap. VI. Jahres- und Tageszeiten.

Lydgates hierunter fallende zahlreichen Schilderungen sind zumeist lang, mit grofser Peinlichkeit des Details, voll Farbe, Blumen, und Vögeln, aber mit den alten Motiven in endloser Wiederholung; Vorbild ist zumeist Chaucer. Doch nimmt er nicht jede derartige Schilderung aus seinen Vorlagen getreu herüber. Gn 6 r A hat z. B. nach Beendigung der wilden Kämpfe (während deren Guido von der Natur schweigt, wohingegen Lydgate ohne Unterlafs diese Kämpfe durch Frühlings- oder Morgenbilder unterbricht, auch da, wo sie gar nicht am Platze sind) eine frische, idyllische, längere Lenzbeschreibung — Lydgate aber geht darüber wortlos hinweg. Der Lenz, die lusty sesoun agreable (MP 243, 15; sonst passim), bringt Vogelsang, linde Lüfte, Blumenduft, Liebeswahl der Tiere, Entzücken junger Liebender, junges Grün, Knospen, Saatensprossen; er entfesselt die Quellen und Bächlein und macht alle Herzen leicht und vergnügt. Zwar setzt es bis Ende April noch 'scharfe' Regenschauer, doch kleidet (z. B. TB II 3336 ff. [bei G d_2 v A nur Anklänge]) 'joly grene May' die Welt mit 'hewes gay', überstreut sie mit 'flouris quick'; er ist drum the moneth of gladnesse (TB I 1294 ff.); vgl. dazu *Alan. pl. Nat.* 288 Ver artifex peritus in arte textoria; terra hyemis latrocinio denudata, spirantem florum tunicam usurpauit. Lydg. Nigh. I 22 ff.; SP 1303 ff. = lange schöne Aufzählung SS XLII. TB I 2604/13, 3907 ff.; II 3319 ff., 5067 ff.; FP 144 r 7; 132 v 11 und an unzähligen a. O. — Vgl. Ch. KT 1043 ff., TC I 156 ff., RR 52 ff. ('th'erthe wexeth proud withalle', nicht bei Lydg.), LGW a 36 ff. (es leidet Ch. nicht zu Hause; selten bei L.); Prol. CT; TC I 155, II 50: may = moder of monthes glade, nicht bei Lydg.) etc. — RS 145 ff. vergleicht die Erde im Lenz der geschmückten Braut (vgl. SS XLII: recipit tellus totum ornatum integre & pulcritudinem suam & fit sicut speciosa iuvencula parata monilibus ornata variis coloribus ut appareat hominibus in festo nuptiali. — Der Juni hat Abende mit saphirblauem Himmel und rötlichen Sonnenstrahlen (Say-Night 1 ff.). Im Sommer suchen Hirten und Herden Schutz unter 'bowis glade' TB I 630 ff. (originelle Zutat Lydgates!). Das wäre das einzige Beispiel von 'rural scenery & beauty', die Warton im TB findet (vgl. Einleitung). SS XLIII liefern die einzelnen Züge, die für den Sommer charakteristisch sind; der von SS durch alle Jahreszeiten verfolgte Vergleich der Erde mit einem Weibe wird von Lydgate aber nun verlassen. — Der Herbst bringt Ernten, kurze Tage, Kälte, Feuchtigkeit, das Grüne welkt, der Saft der Bäume geht zurück; 'wykked humours' entstehen; er ist 'malencolyk of complexioun'; so schildern den Herbst verhältnismäfsig wenige Stellen (SP 1401—54,

MP 195, 5 ff.). Nie sagt er vom Verstummen der Vögel, was doch Guido hat (n 3 r A): dulcibus avium iam indixerat silentium cantilenis (SP 1399 lassen die Lerche sogar im Herbst singen! So gedankenlos schreibt er seine stereotypen Wendungen hin; sie sind ihm blofs 'padapuranas'-Versfüllsel). Doch nimmt er Guidos Herbststürme an dieser Stelle genau herüber (TB V 586 ff.) und fügt frei den die Früchte tötenden Frost hinzu. SS XLIV erwähnen das Ziehen der Vögel, die sich zum Winterschlaf rüstenden Tiere — Lydgate läfst dies alles weg. — Der Winter ist des Blühenden Feind, kleidet die Erde in 'russet', hat 'flewme', ist trübselig, macht alles alt (MP 24; 195; Pil 3472 ff.; FP 16 v 4; 132, 11 f.). Die sternenklare Winternacht heifst hübsch *'glad'* (MP 217, 13 ff.). TG 1 ff. schildert gut die Dezembermitte. Des Winters Frost (Ge 3 r B) überträgt TB II 5067 ff. mit einigen Worten, um breit und gut zu schildern, wie Phöbus im Februar 'on hillis hiȝe gan his bemys smyte' und den Schnee schmilzt. Ähnlich schildern MP 2, 1 ff. den Februar und den Sonnenschein in Londons Gassen. Gegen Ende Januar weckt Lydgate eine 'feldfare' vor seinem Fenster MP 156, 5 ff. — Mit Lydgates Jahreszeiten können wir demnach zufrieden sein; am stärksten prägt sich aus Behagen am Blühen, Gedeihen und Reifen der Früchte. — Den Morgen schildert er anschaulich und farbenprächtig: der Himmel wird schwefelfarbig (Aes. Hahn, Edelst. 17 ff.); vor dem Erscheinen der Sonne singt die Nachtigall Night I 54; Silbertau netzt am 'grauen Morgen' (TB P 137) die Wiesen (Aes. Maus und Frosch 113 ff.), so dafs die Maus im Gras nicht laufen kann (genau so bei Marie de Fr. III 48/9); die Nebel schwinden, vergoldet sind die Höhen (MP 24, 9 ff.); Vögel jubeln ST 367 r A 34 ff.; die Luft riecht balsamisch TB I 1197 ff.; Lydgate freut sich am neuen Tag (TB I 3093 ff.; II 6055 ff.; 8015 ff.; RS 906 ff.). Dann ruft die Lerche zur Freude TB III 2745 ff., Aurora lacht (Skeat X 135), wozu vgl. Ch. KT. 1494: 'al the orient laugeth of the lighte'; den Sommermorgen, der 'glade, fresh & lyght' ist, zu verschlafen, ist eine Schande RS 446 ff. Und erst der 'lusty fresh[e] *somers day* (Skeat XIII 25 ff.)! Ganz wundervoll sagt er 2 merc 687 f.; The day doth passe of vanite & glorye | & nyght approcheth, whan Titan is gon doun. Stimmungsvoll beschreibt Night II 36 ff. den Sommerabend. Während Lydgate den süfsen Tönen lauscht, erscheinen die Sterne, balsamisch riechen die Gräser, die weifsen und roten Blumen, so dafs er entschlummert. TB III 2667 ff. setzt an Stelle der knappen Notiz bei Gh 4 v A (die Sterne erscheinen) eine schön empfundene Stelle, wie der Abendstern aufgeht und 'þe twylyȝt wiþ a pale chere | In maner morneþ þe absence of þe sonne | & nyȝt aprocheþ with his(!) copis donne'. Andere gut klingende Stellen s. TB IV 2930 ff.; V 2938 ff. — Die Nacht mit ihrer Dunkelheit (vecious EF II 79; owgel blaknes of the derk[e] nyght Aes. Hahn, Edelst. 32) ist ihm unsympathisch (vgl. Ch. PF 679 ff.; TC III 1431); geschmacklos spricht AA III 24 von derke derknesse. TB III 2 begegnet der

Mantel der 'mirke nyȝt'; als TB V 2955 ff. Odysseus nachts zu Bett liegt 'ageyn þe pale mone', kündet ihm Medea im Traum Unheil. TG 1 ff. ist Lydgate in der Dezembernacht sorgenvoll, bedrückt und unfroh. Wirklich beschrieben wird nur AA II 1130/1 in einem düsteren Stimmungsbild die Nacht, in der Albon im Gefängnis liegt, als unerträglich heifs mit 'skyes donne'. — Bei Lydgates Schilderungen von Tag und Nacht, Morgen und Abend treffen wir also manches wirklich tief Empfundene, Originelle, Selbständige.

Kap. VII. Wind, Wetter, Sturm, Donner.

Die Luft (attempre BK 57 ff.; vgl. Ch. BD 341) ist MP 196, 5 ff. 'temporatiff' fürs Herz; die gute Morgenluft erwähnen MP 217, 5; Youth gleicht den in ihr schwebenden Marienfäden (endownyd, ffayr) Pil 11071 ff. Zephirus (BK 57 ff.), the wynde moost soote (RS 135), the smothy wynde (AA II 1670 f.) ist die Nahrung der Pflanzen (vgl. Ch. LGW 171: Z. gibt den Blumen hir *sote breth,* lockt sie hervor [TC V 10]. Ch. — breth; Lydgate — Nahrung; Chaucer poetisch; Lydgate hausbacken). ST 361 r B 8 ff. macht Z. mit sanftem Blasen das Wetter 'lustie smóthe & faire. Angenehmer frischer Wind, von Eolus bewirkt, gibt ruhige, heitere Seefahrt, so dafs es eine Lust ist, den Ruderern zuzuschauen (TB II, 6124 ff.; 6236 ff; V 1 ff; V 1859 ff.; EF I 741). Auch hier ist Lydgate ausführlicher als Guido; dieser hat nur selten eine Beschreibung ruhigen Windes und glatter See (Ge 6 v A); bei L., besonders im TB, ist dies ziemlich häufig, ohne Rücksicht auf die Vorlage, meistens im Anschlufs an eine Seesturmszene; es herrscht ein leichter froher Ton in den Versen, wo er das Wetter sich aufheitern und Phöbus seine Strahlen wieder auf die See fallen läfst, wie TB II 6236 ff. unabhängig von Gf r A so schön sagt. — Boreas, sturdy blowing, belästigt Herden und Blüten (FP 144 r 8); Wirbelwinde (nothyng soft FP 114 v 7) wirbeln Sand und Stroh auf, tragen es zu den Wolken und lassen es wieder fallen (Pil 17050 ff.), was auch L. XLVI v B hat, wo noch hinzugefügt wird: 'qui (Strohhalme) apres sont enflammees ou hault par du feu de celles pailles arses sont eslevees fumees chauldes & moistes par le moyen de lair'. Hier übersetzt L. indes nur Bocc. IV, XIII. — Für Seesturm s. bei 'Meer'. — Der Sturm wirft Früchte von den Bäumen, vernichtet deren Schönheit, stürzt Vögel aus der hohen Luft herab u. a. (Pil 14233 ff.). Ein nächtliches Gewitter mit Sturm und heulenden Wogen, mit klatschendem Regen, mit einem Lärm, der Tiere wild macht, so dafs sie sich scheu verkriechen, schildert gelungen ST 362 v B 42 ff. Ähnlich Ch. (mit Hinweglassung der Tiere und mit Hinzufügung von 'hail & sleet') LGW 1218; TC III 678 f. (Getös). Eine ungemein lange Sturmnacht mit Donner, Wolken, Regen, sternenloser Dunkelheit bringt TB III 3280 ff. genau nach G h 6 r A, der auch das Bild einer zweiten Deukalionsflut wie Lydgate hat. Schon von Köppel (1885, p. 109, 3) gerühmt wurden die

zwei Bezeichnungen für Fortuna: 'stormy' und 'cloudy' quene (FP 68 r10; 181 v7); auch TB III 4079 sagt: Fortunes stormy face. — Gewitter und Donner werden nur als Schrecken, nie als grofsartig empfunden; der Donner ist meistens hidous (TB II 6177); dredful TB III 3288 f. TB V 1787 tritt 'þe thunder sowne' in Gegensatz zu 'weder agreable'. Schwertstreiche sind 'terryble lyk the dent of thonder' (GW 659, 48). FP 40 v3 heifst der Regen smooth; SP 1142 ff. rühmen des Regens befruchtende Kraft; TB III 3287 (vgl. Ch. TC III 628) heifst den Regen 'smoky'. Von shours of wo spricht ST 371 v A 2 f. EF III 112 ff. hat der Regenbogen drei Farben (watry greene = Keuschheit; saphir blewh = Standhaftigkeit; hardy-red = Martyrium); ib. III 120 ist er 'quatreble of colour'. TB II 2575 f. hat der Regenbogen Glückwechsel zu bedeuten. RS 6276 ff. trägt die vierte Schachfigur, RS 1416/7 Juno, TB II 2551 ff. Pallas den Regenbogen (stets 'watry greene'). — Der Schnee färbt den Misthaufen weifs; so ist des Stolzes Mantel voll Unrat und Aas, Pil 14541 f. TB V 607 spricht von 'fretynge of *frost*'; SP 1445 hat '*stronge*' Winterfröste; Saturns Bart RS 1438 ist frosty. — Nebel heifsen blake MP 24, 10; thiknes of mystis trouble beeinträchtigt der Sonne Licht TB II 2015 ff. Darke mistes verursachen Pestilenz FP 94 r8. Im Winter ist der Nebel 'causyng þe day — for to morne' TB I 1668 (nicht bei G). Wolken Night I 94 ff. erhellt das Sonnenlicht. Schwarze Nachtwolken hat Aes. Hahn 19; AA II 856 cloudy nyght. TB V 1665 ff. sagt prächtig, das Wetter 'with clowdis frowne(s); Wolken ziehen oft auf, wenn die Sonne am hellsten ist; sie verdunkeln unversehens ihr Licht (FP 16 v3). FP 115 r6 hüllt eine 'ougly cloude', aus der See emporsteigend, mit Dunkelheit die Sonne, deren 'great brightnes' dann nicht mehr zu sehen ist (Lydgates Eigentum; nicht bei Laur. oder Bocc.); so verderben schlechte Lehrer gute Naturen. Sonst weifs er von Wolken nichts; weder ihr heiteres Ziehen im Frühling, ihr Blühen an Sommertagen, noch die finstere Burg, die sie im Westen aufbauen, findet Beachtung. AA II 1525 hat nur eine Andeutung von dem unmerklichen Hinschwinden der Wolke. Aber häufig gebraucht er die Wolken zu theologischen Vergleichen; der Körper ist 'cloudy skye' Pil 9625 ff.; Wolken verhüllen Resoun ib. 11032 ff. Die Herrlichkeit der Fürsten heifst cloudy brightnes FP 37 r10. Lydgates Geist ist 'besetzt' mit Wolken TBP 60; das Leid wirft TB II 451 ff. myrke skyes blake. U. a. m. Wie fürstlich drückt sich TC II 764 ff. doch Ch. aus (a cloud is put with wind to flighte | which over-sprat the sonne for a space | a cloudy thought gan thorugh his soule pace | that overspradde hir brighte thoughtes alle)! — Wir sehen in diesem Kapitel, wie Lydgate sich häufig zu grofsen, erhabenen Schilderungen aufrafft; dabei aber ringt er mit der Sprache und kann seine Schilderungen nicht recht innerlich abrunden. Vieles, was seine Dichtung sehr bereichert hätte, sieht er nicht (vgl. dagegen Ch. PF 201 wo der

Wind in den Blättern säuselt und sich melodisch dem Vogelgesange mischt!). Überkommenes weiſs er sich anzupassen und in oft schöner Form vorzutragen.

Kap. VIII. Wasser.

Es heiſst stets cristallyne oder cristall clere (HGS 209; MP 98, 21; ST 371 r A 24). Den hebenden Stoſs des erregten Herzens nennt TB I 2745 quappyng as a wawe (vgl. G A 7 v A: desiderio *fluctuat* anheloso); Ch. hat das Bild z. B. LGW 865. SP 1316 erwähnen 'lusty silvir *dewh*' in grünen Wiesen; ähnlich SP 1340 ff.; BK 26/7; MP 217, 15 nennen May-dehwe round lik perlys fyne. Als Zeitbestimmung dient ST 361 r B 1 ff. der auf der Wiese schon verdunstete Tau. BK 75 ff. beschreibt a litel *welle*, mit 'quyke stremes colde & grauel golde, & water pure as glas; runden Ufern, samtweichem Gras, schattigen Bäumen, die das Wasser heilsam machen. MP 181, 17 ist in des Bauern Garten ein Quell, dessen Wasser in der Sonne glitzert mit 'burbly wawes in vp boyling' wie Beryll scheinend (vgl. Barb. Méon 140, 13 ff.: fontenelle i sordoit qui le liu rauerdir faisoit). Ähnlich MP 216. 217, TB I 1268 ff. (G A 4 v B nur kurz!), RS 4143; 4923 ff. — Im Lenz, sagt RS 123 ff. anmutig, springen kristallklare Quellen 'out of her veynes'. Die Narzissusquelle schildert FP 31 r 11 mit lieblichen Zügen (RS 5668 ff. ausführlich). Diese ist so frisch und schön, daſs kein 'more goodly' zu finden ist, sein Wasser 'boylyng vp ay of that hewe | with his quyk[e] stremys newe | Vpon the precious gravel'; er kann sich kaum losreiſsen; 'of swetnesse & of odour, of tast & off flauour it was swetter than watir rose (RS 5735 ff.). Der Kiesgrund war von reichen Steinen in köstlichen Farben; das alles gab ein wunderbares Licht 'ageyn the sonne bright' (ib. 5752 ff.). Vgl. Ch. RR 1556/7 läſst das 'gravel' wie 'siluer fyn' scheinen. Flüsse im Frühling nennt TB I 3929 originell 'gilt wiþ þe sonne bemys'. Rasch, in 'fresche stremys clere' eilt durch Troia ein Fluſs (TB II 731 ff.), dessen kommunale Nützlichkeit G c r B gerade so ausführlich erörtert wie der überall mit praktischem Blick sehende Lydgate. TB II 2457 ff. schildert ein Waldflüſschen, das klar und durchsichtig ist; am Grund der Kies schimmert 'ageyn þe sonne' und 'þe water like quick-siluer in his stremys ran', wogegen G c 6 v A das liebliche Wässerlein überhaupt nicht hat und wir somit hier ein von Lydgate selbständig zur Verschönerung angebrachtes Detail bewundern können. TB II 5081 ff. erwähnt die 'fomy stremes of þe wawes smale' des Schmelzwassers im Frühling; G e 3 r B sagt nur ganz farblos: niuibus liquefactis varij fluuij per vallium concava varios iam tumescerent in decursus. Lydgates 'fomy' ist äuſserst malerisch. FP 1 v 12 schildern die Paradiesesflüsse als orient & fyne; vp boyling on þe pleine (gleich Quecksilber); their running christalline; sie geben so swete a sown; ähnlich LA 1 v A. — Vgl. RS 934 ff. Die Poesie der Land- und

Gebirgsseen hat Lydgate nie erwähnt! Lakis (des Frosches Wohnung Aes. 117, Frosch, Maus) sind 'mery'. Pil 21043 ff. spricht von einem tiefen 'maryssh' voll von 'ffylthes'. — Ausgeführte Meeresbilder sind, abgesehen von Skeat XIV, allegorischen Schilderungen in Pil, RS 957 ff. (See, Fische), EF II 250 u. TG 607 ff. ('Meine Barke im Winde treibend) nur zu finden in ST, TB u. FP. Doch ist daraus noch nicht zu schliefsen, dafs Lydgate eigentlich erst in späteren Jahren auf Seebilder und Seestürme aufmerksam wurde. Er kann das alles schon längst selbst in der Seele getragen haben, ohne in seinen kleineren Werken Gelegenheit zu finden, derartiges einzuflechten. Als er dann das TB schrieb und bei dieser Gelegenheit auf Guidos schöne Meeresstürme stiefs, hat er diese übersetzt, oft sehr genau. Und er hat sich dabei wohl gefallen, denn er verweilt gern und oft dabei; aber etwas ganz Neues wird ihm das Seesturmmotiv nicht gewesen sein, wenn es uns auch tatsächlich so vorkommt, als ob er es erst von Guido erlernt hätte. — Die '*wawy se*' TB II 8543, das water *wete* TB V 1670 [damit es sich auf *Crete* reimt, begeht er diese Plattheit! vgl. TB I 3431 ff.: *watery* wawes] mit flodes rage TB V 3101 wird TB V 3209 geschildert voll wawes grene [vgl. Ch. KT 1957 wawes grene & brighte as glas], wawes felle RS 1459. Der Schaum auf den Wogen wogt immer auf und ab — ein Bild für die Gedanken des Stolzes Pil 14168 ff. Habsucht ist ein whirlpool in the salte see, schlingt alles, gibt aber nichts heraus Pil 17499 ff. — Angenehme ruhige Seefahrt schildert TB II 6236 ff. äufserst ausführlich, wo G f r A nur sagt: Quiescunt maria & nauigare volentibus in dulci eorum planicie blandiuntur. TB I 3937 ff. schildert die See im Lenz: calme & blaundisching from trouble of wynde or wawy boilyng; Guido spricht hier nicht davon. Die kurze Schilderung TB II 3386 ff. entspricht bei Guido wörtlich der Stelle d 3 r A. Heitere Sonne, sanfter, steter Wind, glattes Wasser sind seine Motive (vgl. TB II 3879 ff.; 3386 ff.; I 3937 ff., welchen allen bei Guido nichts entspricht). — Einmal läfst Lydgate Guidos (c 3 v A) konzise Angabe günstiger Seefahrt aus. — Nach beendigter Fahrt spielen die Schiffer am Land, unterhalten sich, baden, laben sich am süfsen Wasser (TB I 738 ff. = GA 3 v A). — Die Seesturmschilderungen Guidos hat Lydgate mit einer einzigen Ausnahme (G o r B) sämtlich übertragen, z. B. G c 4 v A = TB II 1704 ff., wobei jedoch Lydgate Guidos Regengüsse, tonitruorum rugitu mirabili, choruscationum fulgoribus odiosis concitati fluctus, bergehoch aufgetürmte Wogen nur ganz obenhin durch 'wonder gastfull — was þe heuene | With dredful fire & þe briȝte leuene, þe þonder smot þe tempest gan to dryve', wiedergibt. G. fährt fort: Instat — euidens nauigantibus in ipsa vite discrimen; L. sagt dafür prächtig: 'þe fel wedir gan so on hem to *frowne* þat þei awaite not but vp-on deþ!' In TB II 4459 ff., wo er G e r B schöne, beredte Schilderung überträgt, bringt er zwar die bergeshohen Wogen, sagt

aber matt und schwächlich: 'wyndes dide awake þe heuene dirke with *þe cloudis blake* þat han þe day turned in-to nyȝt, wo Guido düster malt: variis choruscationibus timida & interpolata luce micantibus ruptis nubibus mugiunt clamorosa tonitrua mentes nauigantium excitantia pro timore. Den Wogengischt beschreibt hier L.: þe fomy water grene, white & blo of feruent boilyng & as piche blak | With storme & wynde þat al goth to wrake. Guido hat annähernd exasperantibus vndis aduersis varia cacumina fluctuum extolluntur spumas eructantia crebras. Für dieses Motiv müssen wir also Lydgate die Ehre geben, doch das Bersten der Masten, Segel und Schiffe ist viel anschaulicher und ausführlicher bei Guido als bei Lydgate. TB II 6170 ff. = Ge 6 vB: Lydgate und Guido reden gemeinsam von der schwarzen Finsternis, doch ist hier Lydgate ausführlicher. Für dessen konventionelles 'hidous þonder & þe leuene clere' hat aber Guido mit wohltuender Abwechselung: mugit aer tonitruorum crebris continuisque *querelis* & crebre choruscationes noctem fictitiam repentinis fulgoribus *conuertunt in diem.* Das Grollen der Wolken und die taghellen Blitze hat Lydgate also leider weggelassen! TB IV 6638 ff. entspricht Gm 6 rA. Letzteres ist eine bloſse Notiz; Lydgate empfindet das Bedürfnis des Erweiterns und Ausmalens (swiche a tempest roos vp-on þe see | of wawe & wynde & of cloudis blake — þe se was ay so fel & boilynge). Eine lange Schilderung Lydgates V 636 ff. hat Guido gegenüber das Verdienst, von *wawes grisly* zu reden, wie er oben (TB II 4459 ff.) grüne, weiſse, blaue Wasserfarbe erwähnt, was ebenfalls sein Eigentum ist. L. und G. haben hier Feuer, Blitz und Donner; Guido erzählt dies aber objektiv, Lydgate betont den darin liegenden Schrecken (made hem sore agast). Beide haben das Zerbersten und Verbrennen der Flotte; Lydgate läſst wiederum die Regengüsse weg und redet von 'Boreas þe felle wynde', 'his hidous dredful noise & soun', während bei G. 'Eurus vero notus & affricus ab antris eolijs relaxati' stehen. Demnach sind Guidos Schilderungen gewaltiger, reicher an Einzelheiten, voll epischer Freude an gewaltigen packenden Motiven: Donner, Blitzesleuchten, schimmernde Wogenkämme, zerberstendes Takelwerk werden in düsterer Üppigkeit mit tönenden Worten geschildert. Lydgate ist im ganzen ärmer an Einzelheiten, diese weiſs er nicht recht zu ordnen, da sich ihm der Gesamteindruck zu plötzlich vor die Seele stellt und er deshalb, der Ruhe Guidos entbehrend, mit dem sprachlichen Ausdruck hinter dem, was seine Seele sieht, matt nachhinkt. Er fügt ansprechend die Farben der Wogen hinzu und betont im Gegensatz zu Guido vor allem das Grausige, Schreckliche, die Angst der Matrosen vor dem allgewaltigen Sturm. — Unter den weiter zurückliegenden Quellen für L. gibt Dictys I, XXI, 12 ff. eine knappe Aufzählung der Seesturmmotive (Donner, Blitz, Hagel, Regen, Wind [VI, I], aufgeregte Wogen, Dunkelheit). — Ch. TC II 1 ff. vergleicht dem Seesturm die Liebe, Lydgate die Welt, Häresie u. a. (Pilgr. passim).

Kap. IX. Landschaften.

Lydgate beschreibt ziemlich viele Örtlichkeiten und Länder. In Ägypten 2 merc 15 ff. gibt es keinen Regen, aber Überflufs an Früchten. Von 'Lebyelond' nennt TB P 25 sondes rede. Von einem Platz in Sizilien sagt G f 5 r A, dafs er 'habitantibus utilis' war, Lydgate dafür, dafs (TB II 7458 f.) der Boden voll Blumen war. Die Beschreibung Skythiens FP 62 v 8 ist wörtlich aus L. XLVII v B genommen; diejenige Englands FP 192 r 7 ist Lydgates Eigentum; L. CCX r A erwähnt nur im allgemeinen Flüsse, heifse Quellen und Metalle Englands; Bocc. VIII, XIX hat gar nichts davon. — EF III 350 ff. beschreibt die Insel Hefaye mit Flüssen, Quellen, Auen, Bäumen und wikked spiritis. TB II 6346 ff. schmückt mit Vögeln, Tieren, Blumen, Ebenen die Schilderung von Tenedos (G f r B) aus. Begeistert und mit Phantasie (Hinzufügung von Hügeln, Blumen, Korn, Vogelsang [G. hat nur Vogelsang] als Trost liebesiecher Herzen, Fischen, Wein usw.) gibt er TB I 1266 ff. die Schilderung des Landes des 'Oettes' nach G A 4 v B. — G n 2 v A folgt genau TB V 524 ff. die Beschreibung Corbodyas. Den bei L. XIII r A nur erwähnten Wald auf dem Aventin heifsen FP 29 v 3: Right fresh of syght & goodly on to see. Die Beschreibung FP 63 v 10 [Ebene, Hügel] ist weder bei L. noch bei Bocc. zu finden. Die elegische Schilderung des zerstörten Troia TB II 431 ff. ist G c v A B nur vorgebildet; Lydgates Werk ist die rührende Ausführung des Kontrastes zwischen einst und jetzt. Der archäologischen Schilderung des zweiten Troia (G c r B—c_2 r A) folgt Lydgate, mit Phantasie das Trockene wirklich gut belebend, frei hinzufügend heilsame erquickende Luft (TB II 578 ff.). Die lange Beschreibung des Palastes des Priamus TB II 6757 ff. und seines Wunderbaumes folgt getreu G f 2 v B mit der Lydgate eigenen Vorliebe für Geschmeide (rote, grüne, weifse, saphirblaue Steine auf Zweigen und Blättern). Lydgates Eigentum ist der Aufwand von Edelsteinen im Hause Neros (FP 169 r 6 f.); L. CLXXIV verfügt aber über mehr Motive (Fischteich, Wildpark, Goldziegel). Der Temple of Glas steht glitzernd, die Augen blendend, in der Sonne auf seinem Fels in 'a grisli, dredful place' TG 17 ff. BK 50 ff. schildert einen ebenen, sanften Grasboden, mit Teppichen überkleidet, die Natur selbst gewoben; darüber wölben sich grüne, schattige Zweige: ein delitable place (ib. 122). Der Bauer MP 181 macht sich einen Garten 1. mit Sandwegen (vgl. Ch. TC II 822), 2. in der Sonne glänzenden Wasseradern, 3. einem Lorbeerbaum, worauf 4. der Märchenvogel sitzt (Motiv 2 und 3 = Barb. Méon II, 140; 12/4). ST 367 r A 17 ff. erwähnt einen paradiesischen 'lusty Erber' mit Blumen und Kräutern. ST 370 v A 27 ff. schildert den Garten im Gegensatz zur eben durchwanderten öden, heifsen Wüstenei. Die Schilderung des Paradieses in FP 1—2 stimmt im wesentlichen mit Laur. (A 1) und Bocc. Letztere haben schon alle Motive, mit

Ausnahme der Vögellieder, die Lydgate mit Recht zufügt. Die Sonne ist bei Laur. plus grant en vertu, der Mond weifser (= Lydgate); unmittelbar folgt bei Laur. die gesunde Luft, der allgemeine Friede; das hat Lydgate verschoben, er nimmt es gleich FP 2 r 1 nach dem Vogelsang vorweg und läfst dann Sonne und Mond folgen. Im übrigen ist Laurents Schilderung naiv, aber verhältnismäfsig wortkarg, während Lydgate allen Zauber aufbietet, um die Herrlichkeit des Ortes zu verdeutlichen (Sommerblumen, motles of gladnes, Flüsse wie Silber). Mit verschwenderischer Pracht hat er auch RS 4797 ff. die äufserst lange Schilderung des Gartens von Pleasure (Anglia BB, VIII, 1898, 145) ausgestattet. Blüten, köstliche Flüsse, Wiesen, Tiere, Vögel, mit wherbles & vnkouth touns, ravysshinge sowns, heilsame Kräuter, Quellen u. m. finden wir, vgl. Sieper 157 ff. — Es überrascht nicht, manche der angeführten Motive Lydgates in Gartenschilderungen Chaucers (PF 176 ff.) zu finden, besonders die heilsamen Gewächse (Ch. 205), den Vogelsang (Ch. 191; Lydgate verwendet Nachtigallen!), immergrüne Vegetation (Ch. 173), Quellen (Ch. 187), Blumen (Ch. 186. Ch. gibt ihre Farben — Lydgate tut dies seinem Geschmack entsprechend [RS 5745 f.] bei den S t e i n e n der Quelle!). Ch. PF 195 spezialisiert seine Tieraufzählung, Lydgate gibt nur allgemein ihre Farben (RS 5199) 'grey, falwe, white, blake'. Für die meisten dieser Motive hat Ballerstedt (p. 40 ff.) die Abstammung aus RR sowie Bocc. und Alan. nachgewiesen; es scheint mir bezüglich Lydgates nicht genügend, anzunehmen, dafs dieser sie aus Chaucer oder den Echecs am. allein übernommen. Lydgate hat insbesondere den Alan so gut gekannt wie Chaucer. Wir müssen bei Lydgate seine unmittelbaren Quellen (Ech. am.) sowie Chaucer und d e s s e n Vorbilder in gleicher Weise als Vorlagen in Ansatz bringen. — Die zwei W a l d beschreibungen (RS 2727 ff.; 4356 ff.) haben die nämlichen Motive: herrliche Bäume mit goldenen Früchten, gute Luft, Blumen. Wie Diana hier (RS 2789) unter einem Ebenholzbaum in köstlichem Schmuck sitzt, so die Natur bei Ch. PF 302 ff. unter sich wölbenden Zweigen auf blühendem Hügel. Grüne Wiesen schildern ST 373 r A 33 f; TB III 37 ff. Eine ideale Landschaft wird RS 919 sehr schön geschildert (hohe Berge, weite Ebenen, Wiesen, grüne Wälder, Meer); hier bekundet Lydgate einen entwickelten Sinn für idyllische Landschaftsreize. Die Gegend am Ida, wo Paris seine Herde hütet, ist delytable of syght (RS 1972). — Die Schrecken w i l d e r G e g e n d e n schildert ST 362 v B 19 ff. (ödes Meeresufer, Klippen, wilde Tiere, ermüdender Weg, bedrückender Einflufs auf Palinites. FP 71 r b sagt (unabhängig von Bocc. und Laur.): The poore man afore the thief doth sing | Under the wodes with freshe notes shrill | The rych[e] man ful fereful of robbing Quaking for dread, rideth forth ful stil. ST 370 v A 1 ff. beschreibt eine wasserlose Wüste, in der vor Durst lechzend Mann und Rofs umkommen. Einsame Gegenden heifst Pil 18752 'ffful off rage'.

'Necromancys' (Pil 18769 ff.) Ort ist von Krähen und vom Teufel bewohnt. Peleus findet Schutz unter Gestrüpp und Dornen TB V 2403 ff. (vgl. Go 3 rB; Dictys VI, VIII: spelunca abdita & tenebrosa). Eine andere, allegorische Wüstenei (Pil 23576 ff.) ist voll Vögel, Spinnen, Unkraut und Unrat. — Die erhabene Romantik wilder Gegenden ist Lydgate wie seiner Zeit fremd. — Lydgates Behandlung der Landschaft ist eine idyllische, malerische. Sonniges und Liebliches sowie Wunderbares in ihr beschreibt er zumeist; auch er setzt (BK) den klagenden Ritter in eine ideale Landschaft, wie Ch. in BD. Der uns Modernen voll bewufste Kontrast des Unglücklichen und der schönen Landschaft ist von Lydgate kaum beabsichtigt. Derselbe war (Ballerst. l. c. p. 21) Mode. Wie alles macht Lydgate auch die Mode des prächtigen landschaftlichen Hintergrundes mit. Daneben läuft in BK 22 ff. eine andere persönliche Art der Naturauffassung: der herrliche Morgen und Lydgates trauriger Sinn im Kontrast stehend. Lydgate steht bedrückten Herzens auf, um die Vögel singen zu hören und sich im Freien ergehend Linderung für seine Seelenpein zu holen. So tritt er ins Freie, hört Vögel singen, sieht Blumen blühen im Sonnenlicht, er kommt in den Park voll linder Luft und Blüten und Knospen; doch nichts in der lachenden Natur löst seines Herzens Qual. So in dieser Stimmung findet er den liebeskranken Ritter. Dessen Klage ist unter der heiteren Landschaftsumrahmung vorgetragen; doch bezüglich Lydgates eigener Seelenstimmung ist diese heitere Natur als mehr denn ein Modehintergrund aufzufassen. Es ist die in dunkler Ahnung in Lydgate liegende Idee von der Neutralität der Natur gegenüber menschlichen Leiden; Freude in der Natur entwickelt sich aus eigenen Gesetzen; die Natur in ihrer Pracht ist unbekümmert um der Menschen Leid, das sie nicht fühlt. Lydgate aber betrachtet sie und fühlt den Gegensatz zwischen ihr und seiner Seele. Als Folie für die Klage des schwarzen Ritters dient also einmal die prächtige, heitere Modelandschaft, dann aber in höherem Sinn Lydgates eigene innere Zerrissenheit, die durch die prächtige Sommerstaffage blofs gesteigert wird. Doch auch diese Feinheit ist von Lydgate selbst wohl kaum vorher beabsichtigt gewesen. — AA II 863 ff. empfinden wir den taufrischen Sommermorgen nicht als mit der Handlung im Zusammenhang stehend, sondern als reine poetische Floskel. Der einzige stimmungsvolle Kontrast an sich ist bei Lydgate in Night I 65 ff. ausgebildet, wo die Nachtigall wonnig und todesbang zugleich singt, eben im Bewufstsein frühen Todes um so hinreifsender und schmelzender. Wirklich aber Natur und Seelenstimmung in Einklang zu bringen, ist Lydgate wohl gelungen in Skeat IX, weil er eben hier sein Herz reden läfst und schlicht und naiv dessen Grundton beschreibt (geistlicher Beruf und irdische Gesinnung in Zwiespalt [obwohl er ganz allgemein vom Menschen spricht] beim Anblick des Liebeslebens in

der Natur). Das gelingt ihm nicht bei den Schicksalen und Leiden fremder oder fingierter Personen. Hierfür hält er sich denn noch ganz in der Richtung der Zeit (heitere Landschaft für traurige Ereignisse, ohne dem in Skeat IX angebahnten Fortschritt weitere Pflege zu widmen. Er macht nur noch einen schüchternen Versuch in der neuen Richtung: Night II 15 f., die Deutung des Nachtigallenschlags, den er 'pensyf in a vale' liegend, eines Juniabends vernimmt. — Noch ist kurz zu erwähnen Lydgates Beschreibung der Schrecken des Schlachtfeldes (TB z. B. II 8101 ff.), wo er besonders den üblen Geruch und das Behagen der Aasvögel an ihrem Frafs betont (FP 82 v4; 157 v11 (= L. CLIV rB v/A; LXV rA).

Kap. X. Natur und Seelenstimmung im allgemeinen.

Beispiele für ein Hereinspielen der Naturvorgänge (nicht der Landschaft) in das menschliche Gemütsleben finden sich ganz häufig bei Lydgate. Solche wie AA II 1119 ff. (Albon im Gefängnis schmachtend und die Natur darüber trauernd) sondre ich aus; das sind rein legendarische Züge, auf Rechnung des wunderfrohen Mönches, nicht des Dichters zu setzen. (Mit vollem Recht! Denn FP z. B. läfst er die Notiz Laur. IX, vB aus, wo die Sonne aus Entsetzen ihr Antlitz mit einer dunklen Wolke verhüllt.) — Wenn Lydgate TB V 1659 von Egistus(!) sagt, man habe ihn aufgehängt 'hiȝe on a hil *ageyn þe sterres shene'*, so haben wir dies als ein Aufflackern des in altheidnischen Tagen in der germanischen Poesie so stark ausgesprochenen grimmig-grausigen Reckenhumors anzusprechen. (Gn 6 vA nur: per totam civitatem tractum furca suspendi mandavit.) TB III 3280 ff. setzt die dort geschilderte Sturmnacht, deren äufserer Tenor wörtlich zu Gh 6 rA stimmt, in wirkungsvollen Zusammenhang [her lamentacioun Whiche *to encrese* þe sonne ..] mit der durch ihre Schrecken nur in ihrer Bangigkeit und Trauer bestärkten Sterblichen, wovon Guido nichts hat. Skeat IX 47 macht der Anblick der 'holtes hore' in Lydgate im Lenz trübe Gedanken aufsteigen. Als Lydgate kummervoll schlaflos zu Bett liegt, durchdringt sein Herz der Schlag der Nachtigall, der selbst nur eine heimliche Trauer ist (Night I 50 ff.). Gut beschreiben MP 2 f. den Eindruck heiterer Frühlingsstimmung: die Sonne über London scheinend, keine Wolke am Himmel, milde Luft, frohe Menschen, die Stadt 'mousterd like the sone beme'. — Reizend beschreibt ST 367 rA 45 ff., wie das Mädchen allmorgens im Garten wandelnd frische Luft schöpft und sich freut, die Blumen auf ihren Stengeln sich entfalten zu sehen. Ähnlich erfreuen TB I 1208 ff. Sommerblumen am Morgen bedrückte Herzen, 'drery aforn of nyȝtes tene'. — Der Armut Decke (FP 34 r 10) ist der gestirnte Himmel; im Sommer wohnt sie unter 'grene leaues', zufrieden mit Früchten und Wasser. Diese schöne Stelle ist Lydgates Eigen; L. XXI drückt sich blofs

allgemein aus (pourete nue & descouerte garde les loise de nature elle sera contente en este des ombres des boys & par ce moyen elle endurera legierement les chaleurs du soleil, — contente de eschapper la pluye soubz une rudde & petite maison — endurera paciemment les froideurs diuer). Ein stimmungsvolles Idyll sind SP 1324 ff. die Liebespaare, die im Lenz morgens spazierengehen am Ufer, auf Hügeln, freudig über das schöne Wetter und die linde Luft.

Kap. XI. Lydgates Freude am Glanz, am Frohen und Schönen.

Hier fällt zunächst auf, dafs L., trotz seiner mannigfach gezeigten Freude am roten Feuer (GW 650, 4; 651, 10; TB I 2841 f.; II 6478 f.; III 1094) die bei G k v B, m 6 r B begegnenden Feuersbrünste ausläfst. RS 1577 ff. schleudert der Feuerbrand der Venus ringsum Funken. Rüstungen heifsen immer bright, sheue TB I 4228 (G g 2 v A: micantibus fulgens in armis). TB II 5169 schildert kurz die sich gegen den hellen Himmel abhebenden Segel. TB I 4060 f. schimmern Rüstungen in der Morgensonne; ob ihres Glitzerns verhüllen Frauen das Haupt (TB III 530). TB III 4566 erwähnt das helle Schimmern der Helmzier, III 5334 ff. beschreibt eine mit Geschmeide verzierte Rüstung. Herrliche Gewänder erwähnt er passim (TB III 806); Pfauenfedern am Schiefszeug ib. 1412 ff. Den Anzug der 'watry fishers' FP 53 v 5 schildert er als 'poudred with scales siluer bright'; davon steht nichts bei Laur.; doch hat Bocc. II, XI: squamis piscium coruscos caetarios. TB IV 2093 ff. flattern im Sonnenlicht entfaltet 'fresche penouns'. Ihr Flattern macht im Wind 'hidous soun' TB III 720 ff. TB II 4132 ff. schildert den 'blisful sown' beim Einzug Helenas in Troia; der Trompetenjubel drang bis zu den Wolken. ST 367 r A 9 ff. glitzern nachts im Mondenlicht die Steine der Burgmauer. Die Freuden der Jagd, das Herumschweifen in Wäldern und grünen, blumigen Wiesen schildert 2 merc 169 ff. unabhängig von der Vorlage (Barb. Méon II 52, 33 f.: deduistrent soi molt liéement Ensamble huit jours). Die zwei Freunde ziehen aus mit Hunden und Habichten. TB I 1278 ff. bezeichnet als ergötzlich Falkenbeize, Jagd, Fischerei. TB II 2394 ff. zieht Paris des Morgens frisch zur Jagd aus, ergötzt sich den Tag über, ein seltenes Wild lockt ihn immer tiefer bis zu einer Waldblöfse, wo sich ihm Göttinnen zeigen. Die von G c 6 v A gegebene Schilderung seiner Jagd hat Lydgate geschmackvoll erweitert. FP 56 r 4 hat Ozias Freude an allerlei Gartenarbeit, wovon bei Bocc. und Laur. nichts steht. — Eine so schöne Schilderung von der Macht des Lichtes, wie bei Ch. TC III 8 ff., finden wir bei Lydgate nicht. Doch treffen wir bei ihm Pleinair-Effekte, wie FP 60 r 11, wo die Sonne 'ful bright' auf den nackten Leib der Königin scheint. Doch mildert Lydgate möglichst die pikante Schilderung L. XLV v B (wie

er auch FP 58 r 1 tut bei dem kristallnen Wasser, das Astyages im Traum aus seiner Tochter Schofs fliefsen sieht, während L. XLII r A behaglich und realistisch malend sagt: 'elle pissoyt si largement et tant que de leaue de son orine elle mouilloyt a maniere dune riuiere tout le pays dasie'). Für Frauenschönheit scheint Lydgate auch sonst nicht blind gewesen zu sein. Marg. 414 ff. spricht von 'hir body softe as silke', TB II 4982 von 'brestis faire & whyte'. Kassandra war TB II 5000 'white' und deshalb 'riȝt semly'. Bezüglich des *'hair like gold wire'* verweise ich auf Schick TG p. 87, note 271; ich vergleiche dazu Ch. HF 1387; BD 858; TC IV 816 und GK 2 v A (capillis auri similitudine — coniuncta potius auri fila); — HGS 219 finden wir symbolistisch einen Ton durch eine Farbe näher bestimmt (of trumpettis — the blody sowne [blody = redy]). — Viele Dinge heifst Lydgate *'holsom'*. Er scheint oft geradezu dies Wort für 'gut, schön' zu verwenden. Die Überleitung dazu gibt MP 22, wo süfse Blumen 'holsom (= angenehm?) in smelling' sind. MP 161, 17 holsom roser; FP 37 r 8 holsom rose; TB I 1271 holsom hylles, ful of lustines; SP 1329 so holsom is the Ayr; vielleicht meinte er auch im letzteren Falle blofs die gute, angenehme Luft, ohne ihren gesunden Einflufs zu betonen, denn der Satz steht mitten in der Schilderung des idyllischen Spazierganges und der Lieblichkeit der Frühlingslandschaft, und darauf folgt 'wedir is so ffayr; demnach = linde Luft. Für einen derartigen Gebrauch von wholesome auch im Neuenglischen gibt *Cent. Dict.* unter *wholesome* 5 folgenden Beleg: 'clean & neat [*now only* prov. Engl. (also früher wohl allgemein?)] — — — to look wholesome [ordentlich, nett aussehen]. Ebenso schon lateinisch saluber; vgl. Georges LWB II b: 'überhaupt gut; gut beschaffen, tauglich, gehörig; modi salubris = von ziemlicher Gröfse (Grat.)', und vgl. Guido an einer von Lydgate ausgelassenen Stelle (d 3 r A): naves secundis ventis afflantibus *salubri* cursu diuertunt. Jedenfalls ist in den drei ersten der von mir oben angeführten Stellen die ursprüngliche Bedeutung von holsom so abgeblafst, dafs es als Epitheton ornans von ganz allgemeinem Charakter von Lydgate verwendet ist.

Kap. XII. Dame Nature.

Noch einige Bemerkungen sind nötig über den allegorischen Gebrauch, den Lydgate von der Natur macht. Sie ist emperesse & gyde; über jede Kreatur, den Menschen inbegriffen, frei verfügend (Skeat IX 61 ff.). RS 254 heifst sie quene of kynde, 492 quene & maistresse. Chaucer nennt sie PF 379 'the vicaire of th'almyghty lorde'. Vgl. Sieper, l. c. 133 das Zitat aus RR 17413. Lydgate betitelt sie Gottes 'mynstir & vikeer'; ihre Boten sind die Sterne (2 merc 673 ff.). AA II 867 heifst sie 'of worldly thinges the quene'. Mit 'goldyn cheyne' hält sie alles Lebende MP 6, 22 ff. Ib. 243, 13 f.

heifst sie 'of Ver cheef pryncesse, undyr god worldly emperesse. Ihre Herrschaft erstreckt sich über alle Gestirne (Pil 3382 ff.; RS 268 ff.; vgl. Sieper l. c. p. 133 [RR 17486]) und Elemente und 'impressyouns' Pil 3437 ff.; sie bewirkt deren Eintracht und 'debate' und führt diese zu zweckmäfsigem Ende RS 289 ff.; Pil 3442 ff. Sie kleidet die Erde (BK 50 ff.), bewirkt Pflanzenwachstum und Winterstarre Pil 3449 ff.; die Sträucher tragen ihre Livree Pil 3489: langsam, aber sicher ist ihre Tätigkeit, sie schläft nie und belehrt jedes Tier und jede Pflanze Pil 3493 ff. Sie ist aber blind und gehorcht nur ihrem Trieb Pil 3730 ff. Über ihr (Pil 3841 ff.) steht die Sonne, die sie erst zu 'generaciouns' befähigt, und 'Wisdom', die sie erst alles lehrt. Doch kennt nur sie TB I 3373 ff. der Steine und Pflanzen geheime Kräfte. Ihre Macht ist ewig; sie regiert die Elemente 'in their werkyng ful contrayre RS 285 ff. Sie bewirkt ewigen Wechsel der Geschöpfe RS 296 ff. und schmiedet immer Neues RS 307 ff. (vgl. Sieper p. 133 [RR 16559 ff.; 16671 ff.]). Selbst aber ist sie unveränderlich, ferme & stable RS 344 ff. Ihre Gesetze sind 'just' [sie sorgt gütig für ihr Reich RS 518 ff.], agreable, passyngly resonable, ynly faire RS 263 ff. Sie ist vollkommen und irrt nie RS 4692. Tag und Nacht arbeitet sie an ihrem Gewande, auf dafs sie nicht nackt befunden werde RS 364 ff. Sie ist von strahlender Schönheit, schöner als Proserpina mit allen ihren Kleinodien (RS 205 ff.). Sie ist umgeben von herrlichen Wohlgerüchen RS 228 ff. Sie bleibt trotz ihres Alters ewig jung und ist Quelle jeder Erdenschönheit; ihre eigene kann niemand begreifen RS 315 ff. Sie ist rosig und frisch von Farbe RS 439 ff. Ihre Augen sind brennend wie Kohlen Pil 3351 f., ihr Haar wie die Sonne, ein strahlendes Licht werfend, RS 411 ff.; ib. reicht sie bis zu den Sternen, die ihr Haupt umgeben, und RS 426 ff. ihre Krone bilden. Ihr Mantel (Alan. pl. Nat. 284 b) trägt als Bilder alle Geschöpfe und 'ydeyes' (RS 351 ff.; cf. Sieper l. c. 133 [RR 17413]).

Schlufswort.

Wir sehen folgendes. Lydgate hat ein starkes Empfinden für alles in der Natur gehabt, wozu das Fühlvermögen eines Menschen seiner Zeit ausreichte. In kleinen Punkten oft ganz überraschend und originell, ist er wenig befähigt, etwas ganz grofs zu empfinden. Es fehlen ihm künstlerisches Mafs, Reife der Empfindung und technisches Geschick. Was er beschreibt, hat er meistens wirklich gesehen; etwas weniger ist dies immerhin als die von Chaucers Augen aufgenommene Welt. Von einer inneren Entwicklung können wir nicht gut reden; im allgemeinen ist Lydgate vom Anfang bis zum Ende seines Schaffens der gleiche; es sind immer die gewohnten Töne, in denen er neue Stoffe behandelt. Fast können wir von einem Herabsinken seiner poetischen Sehkraft reden. Zu Beginn seines Lebens, im Aes., in vielen MP, in konventionellen Liebesdichtungen

u. dgl. steht er ungleich höher als später. Hier hat er noch eine echte, farbenfrohe Freude an der Wirklichkeit, deren angenehme Seiten er oft recht realistisch wiedergibt. Dies zeigt sich besonders im Aes., dessen behaglich ausgeführte Tierbeschreibungen erwähnt wurden. Er macht zu dieser Zeit seines Lebens beachtenswerte Ansätze zur Naturbeseelung, zur Benutzung der Natur als Hintergrund für Stimmungen. Auch in den höfischen Dichtungen seines kräftigen Mannesalters zeigt er sich (TB) als einen Dichter, dessen Seele zu reichen Stimmungen und prächtigen Schilderungen ganz wohl fähig ist. Aber schon hier wird ihm die Länge des Stoffes verderblich: hier schon weifs er seine Schilderungen innerlich nicht recht befriedigend abzurunden und äufserlich nicht organisch dem Kontext einzugliedern. Er ist im TB Guido gegenüber freier und poetischer, besonders in der feinen Ausführung der von Guido meist nur angedeuteten Morgen- und Abendschilderungen, doch machen viele seiner Schilderungen den Eindruck des Modischen; er fällt wieder zurück auf das beliebte sog. Jahreszeitenmotiv. Der Umstand, dafs er späterhin so mafslos lange Stoffe behandelte, seine dadurch bedingte fabrikmäfsige Arbeitsweise und die Tatsache, dafs er fast nur noch übersetzte, auf Bestellung, ohne eigene Werke in sich auszutragen, trugen viel dazu bei, ihn von frischer, unmittelbarer Naturbetrachtung und Naturbeseelung abzulenken. Freilich blieb dann immer noch ein grofser Bestand von 'Natur' in all seinen späteren Arbeiten; wir haben sogar in SP glanzvolle Beschreibungen gefunden; aber dies sind meistens Reminiszenzen aus früherer, schönerer Zeit. Auch aus seiner pedantischen, philisterhaften Betonung des Nützlichen leuchtet doch eine innige Freude am Dasein, am Annehmlichen in der Natur und ein Behagen an bescheidenen Naturfreuden, die zwar nicht genial und überwältigend ist, aber sich doch über die platte Mittelmäfsigkeit erhebt. Die Natur wäre Lydgate vielleicht mehr Selbstzweck geworden, hätte er sein Leben nicht als Mönch verbringen müssen. Sein frohes, gutmütiges Naturell hätten ihm zu einer reinen künstlerischen Naturauffassung verholfen; vielleicht wäre er dadurch Chaucer gegenüber sogar als fortschrittlich erschienen. So trug er leider stets geistliche Fesseln an seiner unruhigen Seele. Als Mönch sah er nun in der Natur die weisen Einrichtungen Gottes und verdarb das, was an Originalität und Frische in ihm lebte, noch vollends durch seine moralisierende Tendenz, die jeden Naturvorgang symbolisch, mystisch und doktrinär interpretierte, anstatt ihn unmittelbar auf sich wirken zu lassen. So gewährt der christliche Lydgate schliefslich manchmal dasselbe Bild wie in Persien die Dichter des Sufismus.

Chemnitz. Franz Reufs.

Ein englisches Don-Carlos-Drama.

Die Tragödie, die sich zu Anfang des Jahres 1568 im spanischen Königshause abgespielt hatte, fand überall in Europa lebhaften und langdauernden Widerhall. Dies bezeugen vor allem die dramatischen Werke,[1] deren Mittelpunkt fast durchweg die Gestalt des unglücklichen Prinzen Don Carlos bildete. Schon um 1630 sehen wir ein spanisches Stück dieser Art erscheinen: der Verfasser war Juan Perez de Montalvan, der Titel lautete *El segundo Seneca de España,* was natürlich auf Philipp II. zu beziehen ist. Nicht viel später entstand das Drama des Diego Ximenes de Enciso, das denselben Stoff behandelte. Ihnen folgte im selben Jahrhundert der Engländer Otway (1676) und der Franzose Campistron (1685), der freilich den Schauplatz nach dem Osten verlegte. Im 18. Jahrhundert ist neben Schillers Meisterwerk (1787) der Franzose Lefèvre (1771) und der Italiener Alfieri (1783) zu nennen. Aber noch im 19. Jahrhundert hat der Stoff Anziehungskraft genug besessen, um mehrere Dramen entstehen zu lassen: aufser den deutschen von Joh. Wilh. Rose (1802) und Fouqué (1823) noch ein französisches von Marie Joseph de Chénier (1803) und ein englisches von Lord John Russell (1822). Von dem letzteren soll hier die Rede sein.

Russells Tragödie[2] — betitelt *Persecution or Don Carlos* — erlebte im Jahre ihres Erscheinens fünf Auflagen, obschon sie nie auf die Bühne kam und auch nicht dafür bestimmt war. Diesen Erfolg verdankte sie nicht nur der hohen sozialen Stellung des Verfassers (er war der Sohn des Herzogs von Bedford und hatte sich bereits im Parlament hervorgetan), sondern wohl auch der Tendenz seines Stückes, die sich gegen die Zurücksetzung Andersgläubiger und gegen pfäffische Intoleranz in jeder

[1] Von den hierher gehörigen novellistischen Darstellungen ist nur die des Abbé St. Réal (17. Jahrhundert) zu erwähnen, die bekanntlich mehreren Dramatikern als Quelle diente.

[2] Goedeke[2] (V, 182) erwähnt das Stück nicht; Minor (*Schiller* II, 624) erklärt es nicht zu kennen. Auch Th. Rea hat es in seinem Buche (*Schillers Dramas and Poems in England,* 1906) nicht genannt. Die *anonymous adaptation* von 1822, von der er p. 42 spricht, kann es schwerlich sein.

Form richtete. War doch damals gerade der Kampf gegen die sogenannte *Test- and Corporation Act* entbrannt, an deren Beseitigung Lord Russell rühmlichen Anteil nahm. Die Anregung zur Dichtung hat er jedenfalls viel früher empfangen, da er in den Jahren 1808 und 1809 eine Reise in Spanien unternommen und seit der Zeit für das Land, seine Bewohner und seine Geschichte ein lebhaftes Interesse bewahrt hatte. Damals hat er ohne Zweifel jene antirömische Gesinnung angenommen, die er später auch als Premierminister betätigt hat. Es ist hier an seine *Ecclesiastical Titles Bill* (1851) und seinen Brief an den Bischof von Durham zu erinnern (das Nähere unter anderem bei Mc Carthy, *History of our own Times,* c. XX). Es ist bezeichnend für Russell, dafs er der Inquisition eine so bedeutende Rolle in seinem Stück zuweist, obgleich feststeht, dafs sie gegen Don Carlos weder einen Prozefs angestrengt noch ein Urteil gefällt hat. Er weifs dies auch, sagt aber in seinem Vorwort: *That tribunal has so many sins upon its head that I can scarcely do it any injury by adding an imaginary one to the catalogue.* Wir haben es also mit einem antiklerikalen Tendenzstück zu tun, das sich vielen ähnlichen speziell aus der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts anreiht.

Ich lasse zunächst eine Analyse des Dramas folgen:

Die handelnden Personen sind aufser dem König, der Königin und Don Carlos: Don Luis de Cordoba, seine Gattin Leonora, der Grofsinquisitor Valdez, der Inquisitor Lucero, der Bischof von Osma und Osorio, Carlos Diener und Vertrauter, aufserdem eine Reihe von Nebenpersonen. Der Schauplatz ist in Madrid.

Akt I: Valdez, Lucero. Valdez hegt tiefes Mifstrauen gegen Carlos, von dem er meint, dafs er der Inquisition feindlich gesinnt sei: es gilt also die Gesinnung des Prinzen zu erforschen. Das soll durch Don Luis und Leonora geschehen, beide sind Werkzeuge in der Hand der Inquisition. Luis ist Carlos' Feind, weil dieser ihn einmal in jungen Jahren aus Zorn geschlagen hat; Leonora hat den Prinzen geliebt, ist aber von ihm nicht beachtet worden (also eine Art Seitenstück zur Eboli). Durch Luis ist Carlos mit den Abgesandten aus Flandern zusammengekommen, er will nun dorthin, die Rebellen mit dem König, der nichts davon ahnt, zu versöhnen. Valdez möchte den König mit Mifstrauen gegen Carlos erfüllen, auch von dessen Liebe zur Königin will er sprechen, obwohl ihm bewufst ist, dafs Carlos sie nicht wirklich liebt (*He is in that melancholy mood that boys call love*). Die Inquisitoren ziehen sich zurück, da sie den König kommen sehen. Philipp hat auf einen anonymen Brief hin bereits Verdacht geschöpft, dafs Carlos ein Liebesverhältnis mit der Königin unterhalte. Valdez tritt wieder auf, um, wie

er erklärt, den König auf eine schlimme Nachricht vorzubereiten. Er spricht von dem Verkehr des Prinzen mit den flandrischen Abgesandten und von seinem Plan, nach Flandern abzureisen. Auch weiſs er das Gerücht zu melden, daſs Carlos Pläne gegen das Leben seines Vaters schmiede, um dann die Königin heiraten zu können. Philipp stellt sich, als glaube er dies nicht, so sehr er auch von Zweifeln gequält wird. Er will sofort Schritte tun, um die Wahrheit zu erforschen. Dem Abgang Philipps folgt ein höhnischer Monolog von Valdez über die groſsen Männer dieser Welt, die der leiseste Lufthauch zu erschüttern vermag. Die Königin tritt eilig auf und berichtet, Philipp habe im Zorn nach der Wache gerufen, um Carlos verhaften zu lassen. Sie bittet um Valdez' Fürsprache: dieser aber lehnt es ab, sich einzumischen, da er von einer Bitte der Königin sich mehr Erfolg verspricht [ein geschickter Zug, weil dies den Argwohn Philipps verstärken müſste].

Akt II: Carlos, von Soldaten in seinem Zimmer bewacht, beklagt sein hartes Schicksal. Zu ihm tritt Luis und fragt voll heuchlerischer Teilnahme nach dem Grund der Verhaftung. Carlos, ohne ihm direkt zu antworten, erklärt, er sei zum Herrscher nicht geschaffen, die Verantwortung erdrücke ihn. Luis vermutet, seine Schmerzen müſsten einen tieferen Grund haben (*you have a secret love*). Nun bricht Carlos in verzweifelte Klagen aus über seine schweren inneren Kämpfe, ohne aber zu gestehen, wen er liebt. Da tritt Philipp ein, entläſst Luis und spricht gütig zu Carlos, will ihm die Herrschaft übergeben und sich mit Sizilien begnügen, was aber Carlos ohne weiteres ablehnt. Gerührt über des Vaters Zutrauen, erschlieſst er ihm sein Herz. Er erzählt von dem Autodafé zu Valladolid, wo er die Standhaftigkeit der Opfer bewundern lernte und einen Haſs gegen die Inquisition einsog; wie er dann die Bibel in der Landessprache gelesen und mit den Ketzern freundschaftlich verkehrt habe. Er wiederholt, daſs er sich zur Regierung untauglich fühle: er möchte sich nach Flandern zurückziehen und auf die Krone verzichten. Den Rebellen gegenüber rät er ein mildes Verfahren und Zugeständnisse in religiösen Dingen an. Der König, der ihm in steigender Erregung zugehört, verläſst ihn mit der Drohung, daſs er mit aller Strenge gegen ihn vorgehen werde. — An einer anderen Stelle im Palast finden wir Philipp im Gespräch mit der Königin wieder. Diese legt für den Prinzen ihre Fürbitte ein, der für alles Edle begeistert sei, alles Unrecht hasse und tadle und sich dadurch Feinde schaffe. Der König weist sie mit einiger Strenge ab. In dem nun folgenden Monolog zeigt er sich von der Liebe der beiden zueinander völlig überzeugt. Sein Haſs gegen den Sohn hat sich noch mehr verstärkt; Valdez und seine Inquisitoren sollen ihn richten.

Akt III: Die Königin, Leonora. Auf ihre Frage erfährt die Königin, dafs Carlos in den Kerker der Inquisition geworfen ist; Leonora erbietet sich, dahinzueilen, wobei sie sich ziemlich kühl und zweideutig ausdrückt (*it is my duty to give my pity to the prince, but keep my reverence for his father*).

Szene II, Halle der Inquisition: Valdez, Lucero und drei andere Inquisitoren sitzen zu Gericht. Valdez ermahnt sie, alle Rücksichten beiseite zu lassen und nur der grofsen, ewigen, allgemeinen Sache der Kirche zu dienen. Carlos wird gefragt, ob er irgend etwas gesehen oder gehört habe, das dem Glauben zuwider oder den Privilegien der Inquisition entgegen sei. Er antwortet nicht. Darauf werden ihm die Anklagepunkte vorgelesen: Bedenken über Bestrafung von Ketzern, scharfe Worte gegen die Inquisition, Sympathie mit dem Luthertum, Verkehr mit den flandrischen Abgesandten, Plan einer Flucht nach Flandern, Sammlung von Geld für dies Unternehmen. Carlos erklärt, nicht erwidern zu wollen, bis er die Zeugen gehört habe. Obwohl er nach den Statuten der Inquisition kein Recht darauf hat, werden mit Rücksicht auf seinen Rang die Zeugen zitiert, und zwar in geschickter dramatischer Steigerung: Leonora, Luis, der König selbst. Das Gericht läfst ihm zwar Zeit, seine Verteidigung vorzubereiten, aber Carlos zieht es vor, gleich zu bekennen: *What I have done I own; that I have spoken, I speak again: yet I deny my guilt, all that I did was innocent.* Es folgt ein längeres Zwiegespräch zwischen Carlos und Valdez, worin der Prinz auf die Möglichkeit des Irrtums bei den Inquisitoren hinweist und ihre grausame und verkehrte Politik verurteilt, während sie Milde und Gnade üben sollten. Philipp befiehlt ihm, sich zurückzuziehen. Valdez, in schlauer Berechnung zwischen der Pflicht gegen die Kirche und den König schwankend, schlägt vor, die Entscheidung des schwierigen Falles Philipp allein zu überlassen. Die anderen stimmen zu, aber Philipp lehnt es ab, zumal da Valdez einfliefsen läfst, wie sehr sich auch die Königin über die Begnadigung freuen würde. Valdez will nun das Urteil sprechen, wird aber durch den Eintritt des Bischofs von Osma aufgehalten, gegen den er vergeblich protestiert. Der Bischof will ein gutes Wort für seinen Schüler einlegen. Vergeblich macht er auf des Prinzen Charakter aufmerksam: *Alas! he is too confident, too strong in consciousness of proud integrity, to fear the glosses that designing men may put upon his actions.* Erst als der Bischof Philipp darauf hinweist, dafs er, wenn er sich von seinem Sohne trennt, in seinem Alter hilflos dastehen und in die Hände dieser *proud, encroaching, monkish oligarchy* fallen werde, wird der König bedenklich und will die Entscheidung auf den nächsten Tag verschieben.

Akt IV, Szene I: Valdez sucht Luis zur Ermordung von Don Carlos aufzustacheln, indem er auf seinen Hafs gegen den Prinzen spekuliert. Luis weigert sich zuerst, Valdez mufs Drohungen gebrauchen, ehe dieser *'great criminal of a little soul'* sich dazu bestimmen läfst. Lucero tritt auf, und Valdez, aus Furcht, der König möchte sich noch erweichen lassen, da die Königin zwischen beiden zu vermitteln sucht, vertraut ihm einen höllischen Plan auf. Luis soll zu Carlos eilen, unter Tränen Reue heucheln, erklären, dafs er sich selbst verabscheue, erzählen, dafs der König ihn zu einem Plan dingen will, der den Prinzen ins Verderben führen würde, und ihn schliefslich zur Flucht bereden, auf der Carlos nach dem Wunsche der Inquisition den Tod finden soll. Lucero schaudert zurück: *Have you no feelings for a fathers pangs?* Valdez: *Feelings? no, none! why should I? Is not each warmer motion of the blood, nay, all the innocent and pure affections, conjugal tenderness, parental love, to us forbidden?* Erklärt wird diese unmenschliche Gesinnung damit, dafs auch er einmal geliebt, aber die Leidenschaft überwunden hat; seitdem ist sein Herz versteinert. Ihm widerstrebt es, dem Gerede des Volkes ausgesetzt zu sein, wie viele seiner Genossen. Seit er das Mönchsgewand trägt, ist es seine einzige Sorge, ihm Ehre zu machen, was er durch Gebet und strenge Bufsübungen zu erreichen sucht. Seine Kräfte sind auf einen Punkt gerichtet, die der anderen zersplittert, daher sein Erfolg. Er will den Glauben Spaniens retten; wer kann für ihn bürgen, wenn Carlos einmal zur Regierung kommt? Also mufs er fallen.

Szene II: Carlos im Gefängnis in trüben Gedanken. Osorio tritt ein, warnt ihn vor Luis, der schon vor ihm da war und Carlos' Verzeihung durch listige Reden erwirkt hat. Wir hören durch Luis von einem angeblichen Plan des Königs, Carlos zu begnadigen und ihm einen Aufenthalt anzuweisen, wo er einer langsam tötenden Krankheit erliegen soll. Luis hat sich, wie er sagt, geweigert, diesen satanischen Plan zu unterstützen, er hat vielmehr versprochen, Carlos in derselben Nacht zu befreien. Das weitere Gespräch unterbricht der Eintritt der Königin. Im Namen Philipps bietet sie gänzliche Verzeihung, wofern Carlos sich ein Jahr nach Galicien zurückziehen will. Carlos nimmt den Vorschlag mit Mifstrauen auf; er fürchtet fern von den Freunden für sein Leben; auch könnten diese Freunde inzwischen bestraft werden; denn er soll sogar eine Liste derjenigen hinterlassen, die die Niederländer begünstigen, also Freundschaft, Treu und Glauben opfern. Dies weist er hart zurück, die Königin bricht in Tränen aus, sie bietet ihm ihren Hut und Mantel an, so dafs er unter dem Schutz der Dunkelheit entweichen kann; statt seiner will sie zurückbleiben. Aber Carlos will auch hier-

von nichts wissen. Schon hört er den Pfiff, das Signal der Befreier, die das Gitter der Zelle zersägt haben. Er steigt hinauf und entkommt.

Akt V, Szene I: Philipp in Gewissensqualen, wie er sich entscheiden soll. Dann Valdez: er spielt auf der empfindlichsten Saite im Herzen des Königs; das Volk spotte bereits über die Königin, bald auch über ihn. Der König hat, wie wir jetzt erfahren, der Zusammenkunft der beiden heimlich beigewohnt, ist von ihrer Unschuld überzeugt und geneigt, zu verzeihen. Da kommt Lucero mit der Nachricht, dafs Carlos entflohen sei, nachdem schon Valdez mit der Kunde von einem Truppenaufgebot in Valencia, das Carlos begleiten soll, den König aufgeregt hat.

Szene II: Carlos mit Osorio und Luis im Dunkeln auf der Strafse. Beamte der Inquisition und der Nachtwache begegnen ihnen, sie sollen zur Wache gebracht werden. Carlos weigert sich, mitzugehen, und greift den einen Offizier an. Inzwischen verwundet ihn Luis von hinten, und Carlos bringt ihm seinerseits eine Wunde bei. Osorio will nach Carlos Wunde sehen, da erscheint der König mit Valdez und Gefolge. Er hört, dafs Carlos schwer verwundet ist, erlaubt aber nicht, ihn zu verbinden, da er Spanien nicht einem Ketzer hinterlassen will. Carlos verlangt zu trinken, Valdez tut heimlich Gift in den Trank und läfst ihn überreichen. Vor seinem Ende bittet Carlos noch den Vater um Vergebung wegen seines Ungehorsams. Philipp will erst hören, ob er als Rebell nach der Krone getrachtet hat; dies schwört Carlos feierlich ab. Weiter fragt Philipp, ob er je in seinen Träumen daran gedacht hat, die Königin zu seiner Gemahlin zu machen. Carlos: 'Niemals.' Philipp: 'Hast du sie nicht verehrt und angebetet?' Carlos: 'Ich habe sie wohl einmal als meine Verlobte angesehen, Tag und Nacht kämpfte ich mit der Leidenschaft, gerade deshalb dachte ich an die Flucht nach Flandern; nie habe ich sie auch einen Laut von meiner Liebe vernehmen lassen.' Nun umarmt ihn Philipp und verzeiht ihm. Was Carlos ausgesprochen hat, bestätigt Luis im Sterben und fügt hinzu, Valdez habe ihm gesagt, der König hasse den Prinzen und habe nur nicht den Mut, ihn zu töten. In demselben Augenblick, wo Carlos stirbt, bringt ein Bote aus Rom ein Schreiben, das Valdez an einen dortigen Freund gerichtet hat. Es beweist, wie Valdez gegen Carlos intrigiert und von jeher seine Beseitigung ins Auge gefafst hat. Valdez wird ergriffen und für immer ins Gefängnis geworfen. Philipp steht am Schluss vereinsamt da (wie Oktavio am Schlufs des 'Wallenstein'): *In one short day have I destroyed my peace of conscience and my hopes of fame.*

Gegen die Komposition und die Handlung des Dramas, obwohl diese manchmal schleppend ist und oft des eigentlich dramatischen Elementes entbehrt, wird trotzdem weniger einzuwenden sein als gegen die Charakteristik der handelnden Personen, die vor allem an einer gewissen Monotonie leidet. Das treibende Moment bei den Hauptpersonen (Philipp, Carlos, Valdez) ist der Ehrgeiz, so verschieden sie sonst geartet sein mögen. Sagt doch Valdez selbst von sich (Akt IV, Szene I), seine einzige Leidenschaft sei *ambition,* in seinem Sinne: *great glorious sway o'er multitudes of minds.* In ihm hat der Dichter alle abstofsenden Seiten des Priestertums schildern wollen; bei aller satanischen Bosheit seines Charakters ist dennoch als versöhnendes Moment hervorzuheben, dafs er weniger für sich als für die Macht und Gröfse der römischen Kirche tätig ist. Philipp kommt etwas besser weg als in vielen anderen Don-Carlos-Dramen; hier ist er von weicherem Gemüt, aber schwankend und leicht bestimmbar. Unverständlich bleibt dann aber seine grausame Härte im letzten Akt, wo er nicht einmal erlauben will, dafs sein schwerverwundeter Sohn verbunden wird. Ein eigenartiger Zug bei ihm ist seine eingebildete Überlegenheit gegenüber den Schicksalsschlägen, die ihn treffen. Dabei zeigt der Dichter recht geschickt, wie Valdez ihn sofort durchschaut. Der Prinz wird von seinem Lehrer, dem Bischof von Osma, zutreffend gekennzeichnet: *Carlos is hot, sudden in anger, eager in discourse; his feelings come all struggling to his lips, unmarshalled by the wand of prudence.* Das Bild der Königin ist in recht blassen Farben gehalten, sie spielt im Grunde nur eine passive Rolle. Gerade in der Abschiedsszene im Gefängnis (IV. Akt), wo man ein Aufflammen der Leidenschaft erwarten sollte, versagt Russells Dichterkraft ganz und gar. Ferner bleibt das Verhältnis zwischen Carlos und der Königin ganz im unklaren. Liebt sie ihn, so spricht Carlos noch in seiner Todesstunde eine Lüge aus, und sein Charakter erscheint dann im ungünstigsten Lichte, was doch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben kann. Liebt sie ihn nicht, so ist allenfalls ihre Fürbitte beim König, nicht aber ihr Besuch im Kerker verständlich, durch den sie im Fall der Entdeckung alles aufs Spiel setzt. Aus diesem Dilemma hat Russell einen Ausweg nicht gefunden. — Die übrigen Personen sind entweder wie Leonora und Luis blofse Drahtpuppen ohne eigene Physiognomie oder lediglich Statisten wie Lucero und Osorio.

Nun noch einige Bemerkungen zur Quellenfrage. Hier ist zunächst zu beachten, dafs eine reiche Tradition vorliegt, nach der die wesentlichen Züge wenigstens der Hauptpersonen schon feststanden. Philipp, die Königin und Carlos konnten nur in Einzelheiten anders geschildert werden, als bisher geschehen

20*

war. Nun läge es nahe, an Russells Landsmann Otway als Vorbild zu denken; indessen dreht sich bei ihm alles um Carlos' Leidenschaft für die Königin, was bei Russell, wie wir sahen, nicht der Fall ist Weder St. Réals Novelle noch Schillers Drama kommen hier in Betracht. Die wirkliche Quelle ist nicht eine Dichtung, sondern ein Geschichtswerk, das von Russell schon in seinem Vorwort zitiert wird: Juan Antonio Llorentes *Kritische Geschichte der spanischen Inquisition* (1815—1817).[1] Llorente war selbst Beamter der Inquisition, in seinem Werke aber erweist er sich als ihr entschiedenster Gegner. Für die Abhängigkeit Russells von dem Spanier sind vor allem die Namen beweisend, die sich sämtlich in der Inquisitionsgeschichte finden. So in erster Reihe Don Fernando Valdez, Erzbischof von Sevilla, achter Grofsinquisitor von 1547 bis 1566 (l. c. IV, 288). Er hat aber an dem Vorgehen gegen den Prinzen keinen Anteil gehabt: vielmehr gehörte sein Nachfolger Don Diego Espinosa zu der vom König eingesetzten Kommission, die Carlos den Prozefs machte (ibid. III, 154). Unhistorisch ist es auch, wenn Diego Rodriguez de Lucero hier hineingezogen wird. Er war zu einer viel früheren Zeit Inquisitor in Cordova und wegen seiner Härte verhafst; deshalb wurde er bereits 1508 abgesetzt und ins Gefängnis geworfen (I, 394 ff.). Der Bischof von Osma, dessen Namen Russell nicht angibt, ist entweder Don Alfonso Henriquez, der als Feind der Inquisition bekannt war (I, 412) oder wahrscheinlicher Don Honorato de Juan (III, 159), einer der ersten Humanisten seiner Zeit, von Karl V. zum Erzieher seines Enkels bestellt. Was Luis angeht, so kommen verschiedene Personen in Betracht. Es ist bekannt, dafs der historische Don Carlos, der von seinem dichterischen Abbild sehr verschieden war, seine Leute aufs unwürdigste behandelte. Auf Don Garcia de Toledo, seinen Hofmeister, war er so zornig, dafs er bei der Jagd auf ihn zulief, um ihn zu schlagen; Don Garcia konnte sich nur durch schleunige Flucht retten (III, 169). Auch seinen Kammerherrn Don Alfonso de Cordova hat er mifshandelt (III, 171). Leonora hat ihr Urbild in der Gattin des Oberstallmeisters Don Luis de Cordoba (l. c. p. 185). Bei einem Besuche des Prinzen merkt sie, dafs er Anstalten zur Abreise macht; sie benachrichtigt davon sogleich ihren Gemahl, der beim König weilt, und vereitelt dadurch Don Carlos' Plan. Der Dichter hat also offenbar verschiedene Personen zu einer verschmolzen. — Endlich finden wir bei Llorente auch Don Garcia Alvarez Osorio (l. c. p. 178), den Kammerdiener und Vertrauten des Prinzen, der ihm bei der Beschaffung des Reisegeldes be-

[1] Ich benutzte die deutsche Übersetzung von Höck (Gmünd 1819 ff.; 4 Bände).

hilflich ist. Selbst einzelne Ereignisse hat Russell aus der Quelle übernommen: so die Schilderung des Autodafés zu Valladolid (II, 267) und den daher rührenden Hafs des Prinzen gegen die Inquisition, ferner den Plan, Carlos durch ein langsam wirkendes Gift aus dem Wege zu räumen, und anderes mehr.

Bei der Beurteilung des Stückes müssen wir uns vor Augen halten, dafs es sich um ein Erstlingswerk handelt, und da mufs man sagen, dafs sich trotz der erwähnten Mängel und Schwächen doch auch einige unverkennbare Spuren von dramatischem Talent finden. Hätte Russell dies Talent weiter entwickeln und sich mit den Anforderungen der Bühne genauer vertraut machen können, so würde man von ihm wohl noch bessere Leistungen und literarisch wertvollere Stücke zu verzeichnen haben.

Berlin. Georg Herzfeld.

Die erste englische Don Quijotiade.

Kein anderes Volk scheint den *Don Quijote* gleich nach dessen Erscheinen mit solcher Begeisterung aufgenommen zu haben als das englische. Schon vom Jahre 1607 ab begegnen wir Anspielungen auf den Roman in englischen Autoren;[1] 1612 bringt die Firma Beaumont und Fletcher eine allerdings viel tiefer stehende Dramatisierung auf die Bühne in dem *Knight of the Burning Pestle,* und 1614 erscheint in englischer Sprache die erste Übersetzung ins Englische von Thomas Shelton, die die erste Übertragung in eine fremde Sprache überhaupt ist. In derselben Zeit auch (1613) versuchte ein englischer Autor, Robert Anton, den Stoff in Prosa nachzuahmen, was von Interesse sein dürfte, besonders wenn man an die Entwicklung des englischen Romanstils der Zeit denkt: man kann das kleine Werkchen Robert Antons, betitelt *Moriomachia,* als das erste Beispiel des englischen humoristischen Romans bezeichnen.

Vorbild für die *Moriomachia* war unstreitig der *Don Quijote* des Cervantes; war doch letzteres Werk der einzige literarisch-satirische Roman der Zeit; und eine ähnliche Absicht hatte Anton auch. Wie Cervantes sich gegen die Ritterromane, so wollte sich Anton gegen die Feengeschichten seines Landes wenden, die damals gerade in hoher Blüte standen; man denke an *Huon de Bordeaux,* übersetzt von Lord Berners, an Shakespeare, Spenser, Drayton u. a. Wenn dem Autor nun diese Absicht nicht völlig gelang, so lag dies vor allem daran, dafs er sein Vorbild nicht völlig in das Gebiet der Feengeschichten umzubiegen verstand. Sein Vorbild wirkt ebenso stark auf ihn, dafs er nur sehr wenig in das Fahrwasser seiner Satire gelangen kann; um so leichter wird es sein, die Beziehungen zu seinem Vorbild aufzudecken.

Der Held der Geschichte, Pheander, schon ist keine Gestalt aus dem Feenreich, sondern ein Ritter, genannt 'The Maiden Knight'. Aber er steht unter dem Schutz der Feenkönigin. Ihr

[1] Siehe meine Arbeit: *Die Aufnahme des Don Quijote in die englische Literatur,* Berlin 1906 (Palaestra Bd. 13).

verdankt er seine menschliche Gestalt, denn er ist aus einem Stier bei Anlafs eines undelikaten Ereignisses in einen Menschen verwandelt worden. Die Feenkönigin bringt ihn in ein Boot, in dem er nach dem Lande Morotopia fahren soll: das Fahrzeug wird durch den Wind ihres Fächers in Bewegung gesetzt. In Morotopia angekommen, besteht Pheander zunächst eine Reihe von Abenteuern, die ihn deutlich zu einem Ebenbilde Don Quijotes stempeln, ohne freilich ihm etwas von den grofsartigen Zügen des Manchauers zu verleihen. Pheander sieht in dreschenden Bauern verzauberte Ritter; ohne gebeten zu sein, erbietet er sich, sie von dem Zauber zu befreien durch einen Kampf mit dem bösen Zauberer. Wie Don Quijote in ähnlicher Situation von solchen Leuten, die sich bemühen, ihn für vernünftig zu halten, nur sehr schlecht verstanden wird, so machen sich auch hier die Leute aus den Worten Pheanders einen annehmbaren Sinn zurecht (sie deuten seine von ihnen nie gehörte Worte durch ähnlich klingende), und so kommt es schliefslich, dafs sie ihn harmlos an die Bäuerin verweisen, die gerade mit Butterkernen beschäftigt ist. Pheander hat darauf nichts Eiligeres zu tun, als das arglose Weib anzufallen und zu verprügeln, bis sie von einem Knecht befreit wird. — Wie Don Quijote in dem schönen Wahn lebt, dafs man ihn als fahrenden Ritter stets gastlich bewirten müsse, und darum öfter in die üble Lage kommt, als Landstreicher angesehen zu werden, so bittet auch Pheander einst einen Kellermeister um einen billigen Trunk, wird aber von diesem hart angefahren; und genau wie Don Quijote bestraft er dessen 'Ungebühr' mit einer Tracht Prügel. — Auf seinem Wege zur Hauptstadt des Landes begegnet Pheander einer Dirne, und als sie das sie begleitende Hündchen namens 'Lion' heranruft und es auf sie zuläuft, verwandelt sich dieser harmlose Vorgang in der Phantasie Pheanders zu einem aufserordentlichen Ritterabenteuer: das Hündchen wird zu einem Löwen, der die 'Dame' zerreifsen will, und nach Ritterart mufs er sofort zur Rettung auf dem Plan erscheinen. Als er dann sieht, wie harmlos sich die ganze Sachlage auflöst, verblüfft er die Leser mit derselben Schlagfertigkeit, wie sie Don Quijote zu Gebote steht: der Löwe tut ja Jungfrauen nichts nach der Anschauung der mittelalterlichen Physiologie, die wohl auch in die Ritterromane ihren Eingang gefunden haben mag. — Darauf erscheint Pheander rasch am Hofe von Moropolis, wo man ihn zum Ritter schlägt. Von hier ab beginnt die Erzählung gegenüber dem Vorbild selbständiger zu werden. Der Hauptinhalt des Restes ist dann folgender: Die Feenkönigin beauftragt ihre Fee Moriana (der Name und andere klingen an Spenser an), Pheander eine Rüstung zuzustellen. Diese Fee ist aber einem anderen Ritter, Archmoriander, in Freundschaft verpflichtet und läfst ihm durch ihren Boten die Rüstung zuspielen. Aber Pheander hat eine Vision,

durch die er den Betrug erkennt. Er lauert dem Archmoriander auf, und der Streit wird schliefslich durch einen sehr ausführlich beschriebenen Kampf entschieden, der noch ganz zuletzt mit dem Kampf Don Quijotes um den Helm des Mambrin in Parallele gesetzt wird. Pheander kommt durch den Schiedsspruch der Richter nur sehr wenig zu seinem angestammten Recht.

Neben den bereits hervorgekehrten Ähnlichkeiten zwischen *Don Quijote* und der englischen Erzählung gibt es noch einige, die vor allem aus der Wirkung, die das groteske Auftreten und Gebaren des unbekannten Ritters auf die Beteiligten macht, folgen. In dieser Beziehung haben wir, wie bei Cervantes, zwei Arten von Menschen: die einen, die sein Wesen phlegmatisch-unkritisch aufnehmen und so zur Vergröfserung der Verwicklung beitragen, andere, die cholerisch-skeptisch ihn sich vom Leibe halten wollen oder, beleidigt, ihn zum Angriff reizen.

Was die Durchführung des Komischen betrifft, so mufs zum Nachteil des Engländers ein prinzipieller Unterschied der Satiren hervorgekehrt werden. Cervantes erzielt seine Komik durch die konsequent durchgeführte Gegensätzlichkeit zwischen der Wirklichkeit, die den Helden umgibt, und dem Phantasiereich, das sich der Held selbst vorzaubert. Nur in den Teilen, die sich streng an das spanische Vorbild halten, verfährt der Engländer ebenso. Dagegen aber scheut er sich an anderen Stellen nicht, Realität und Fiktion nebeneinanderzustellen: schon die Einführung der Feengestalten als Personen des Romans wäre bei Cervantes nicht möglich gewesen. Der Gegensatz geht noch tiefer: Cervantes hielt sich bei allen Ereignissen und Handlungen streng an das Mafs möglicher Erfahrung und läfst aus dem Gegensatz zwischen Erreichbarem und Gewolltem eine drastische Komik hervorgehen: Anton scheut sich nicht, das Erreichbare absichtlich ins Unerhörte zu übertreiben, und wirkt demnach erst durch die zugrunde liegende Ironie komisch.

Dafs wir es bei Anton nicht mit einem sehr geschickten Erzähler zu tun haben, kann keine Frage sein. Sein Hauptmangel ist daran festzustellen, dafs er es nicht versteht, aus selbst geschaffenen Situationen die Komik gut hervorzukehren. Manches verläuft ganz banal, was vielleicht humoristisch gemeint war; einige Züge und Situationen erhalten, glaube ich, sogar erst ihre richtige humoristische Beleuchtung durch einen Vergleich mit dem Vorbild. Ich glaube, dafs dies dem Leser beispielsweise bei einer aufmerksamen Lektüre der Szene mit dem Kellermeister auffallen wird.

Trotz dieser Mängel bleibt diese kleine Erzählung immerhin interessant als erster Versuch einer Nachahmung des unsterblichen Werkes von Cervantes in Prosa und dann als das erste Beispiel eines humoristischen Romans in England.

Der Text, der 1613 zum erstenmal erschien, ist seither nicht mehr neugedruckt worden. Der Abdruck folgt hier in allem genau dem Exemplar des Britischen Museums (C. 40. e. 58). Ursprüngliche Schrift ist Fraktur, bei Versen und Eigennamen, gelegentlich auch sonst ein Wort, lateinisch, wofür der Abdruck Kursiv setzt. Innerhalb von Versen hebt der Verfasser durch Kursiv hervor.

MORIO-
MACHIA.

(Vignette.)

Imprinted at London by Simon Stafford. 1613.

(p. II blank)

p. III

TO THE MOST
HAPPY AND GLORIOUS
constellation of brotherhood, together with
the trinall knot of the most vertuous sisters of the
most honourable family of the Howards,
Robert Anton sacrificeth this newe borne
babe of his humble duty, withing an e-
verlasting motion of happynes
both to them, and that Ho-
nourable house.

(***)

Right Honourable branches of a fayre and spreading family, under whose shades my best fortunes ruminate, I have thought good to unite you all in a whole peece, whom envious time cannot make marchandise in parcels. (to conjoyne you:) which to disjoyne, were a sinne as deepe as a Lawyers pate in Terme time, that sings no song but *De profundis.* I honour that musicall consent of fraternity, and hold it not inferior to *Pithagoras* his Harmony: let this *modicum* of superfluous minutes crave but the priviledge of a Servingman, and weare the cloth of your favour. *Semel in anno ridet Apollo*: Serious houres and grave designes must needes laugh, and amongst them, my studyes at this time, are turned merry Greeke. I writ them in Dog dayes, and they must needes bite: but what? not vertue, not honor, not nobility: but error, ignorance, and that pest-house of the time (foppery.) But what I would speake, silence shall be my Attourney, and pleade both for times reformation, and your perpetuall happynesse.

Your Honors devoted Servant,
Robert Anton.

p. IV

To the uncapable
Reader.

Glue place, Ass-crapart
Start backe, Tatifart,[1]
Colebrond, be a by-stander:

---

[1] Am Rande von V. 2 ff.: A noysome Gyant, whom Anus, King of Podolia, beat out of his Kingdome.

For here comes to fight
The Fayryes faire Knight,
ycleped Pheander,
To conquer full soone
The man of the Moone,
Sir Archmoriander.
The truth of which Battell,
This Booke well can that tell
to each Understander,
Unlesse that he be,
As some men are, (wee see)
a Goose or a Gander.
By which his rare workes
He gives secret jurkes:
He one day shall wander,
Though yet he privy lurkes:
Against the big Turkes
to be a Commaunder.
I meane thou shalt worke-ny
To conquer the Turke-hy,
Notorious Pheander,
Untill when, let no man,
Of this Knight of the §[1] woman,
speake evill or slander.
W. H.

Moriomachia.

About that time of the yeare, when *silvan Pan* pipes Roundelayes, and nimble *Satyres* friske about the timely *Palmes*, old *Tytan* turnd *swaggerer*, and reveld in the *Tavernes* of the eerth so late, that he durst not appeare to a *Lanthorne*, (fearing the rough examination of a *Rugged watch*, and the dogged authority of a *common jaylor*) before the fresh *Aurora* fetcht him forth with a fiery face, and alayd his high colour with the coole mornings dew. Then *Fairy Nymphs* turned Milkemaydes, and tooke pleasure in dandling the dug. The *Fairy Queene* herselfe at that time dispos'd to recreation (and to try her huswifry) acompanied her attendant trayne to their accustomed haunt: which was to a rare and delicate pleasure-fitting meddowe, most copious, & neately furnisht with divers proper bellowing Bulls, and many comely courteous gentle Cowes, where every pretty *Elfe* betooke her to her severall taske, to provide Milke for *Ale* possets, to welcome home at night their overwearyed Knights in Armes.

No Arte in armes gives Fayry Knights content,
Unlesse they have their Ladyes sweet consent.

The *Fayry Queene* not acquainted with such rustick Dayry, most unfortunatly (but more *Cockney like*) by chaunce hapned on a meeke and loving Bull. Shee (poore Lady) thinking he had bin a reasonable creature, made him lowe cur[t]sy, and fayrely intreated him, to yeelde his consent to be quiet and gentle, untill she finisht her Milking. And so takes the Teate in her slender hand, *(2)*[2] which was somewhat too grosse for her fine fingers, she (kind Madam) drew many a dry draught.

Good Lady shee did seldome use to milke,
Or touch such things as were not clad in silke.

[1] § (am Rande:) For being without a wife, he may be as honest as honourable.
[2] Durch diese Zahlen gebe ich die Paginierung des Originals an.

The poore understanding beast proud of his Milke-mayd, seemed not so much as once to stirre, fearing to hinder what she did intend, but stood most loving and kindly to her.

When she began to perceive her owne mistake, and withal observing the strange and unusuall courtesie of the beast towards her, she pittyed his present estate, and immediatly called a councell of her Nymphes aboute her, where all generally yeelded their voyces, and concluded, to have him transformed into the habite and shape of a *man*, but still to retayne his brave beastly courage, wherwith he might in time (by the assistance of his starres) be ranckt in eminency with the gallant seeming *Courtyer*, the valorous heyre of a gowty *Usurer*, or at least, with the *Farmors* proper Gentleman-like son. And for his qualityes and maners (having so excellent a Tutres) he already was able to keepe the company of a Meere *Scholler*, a bold *Bayliffe*, or a brawny fisted Mechanicke: so being provident of his welfare in porsute of knightly adventures, she suited him in an *Asses skinne impenetrable*, made after the newest fashion, and intitled him, *Tom Pheander*, the *mayden Knight* her Champion.

The Asse did weare a Biggin being young,
Which kept his eares from growing ouerlong.

And for that she would at first let him understand the generall dangers of a Knight errant, she put him in a weather-beaten Barke with totter'd sayles, fraighting it with a whole firkin of valour, and so expos'd him to the Sea and fortune, who with the favourable wind of her Fan, drove him with safety upon the coasts of *Morotopia*, even at the mouth of a river, where grew a goodly *Viniger* tree, which was very sharply besieged *(3)* with fat & large overgrown *Salmons* (betweene whom for this long time, hath bin mortall warre, and waste, by *fire* and *knife*) where he so valiantly bestir'd himselfe, that he rays'd the siege, and recovered the tree, which he carefully preserves with a garison of *Fayryes*, by reason of the aboundance of *Viniger* it yeeldes, which he found would be very commodious in his *Turkish* warres, as wel to coole his double *dags*, as also to make sauce to eate the hearts of all such Turkes as he should chance to kill.

So travelling up into the country, as he passed through a Village, he espyed two men threshing out Corne in a Barne, which stroke him into amazement, so that hee stood as mute as a *politike Drunkard*, to see them beate one against the other with their flayles; But taking them to be *Knights* inchaunted, he addressed himselfe towards them, and sayd, Fayre Knights, remember yourselves, and call to mind your former estates, resume your noble spirits, and be not thus overborne with Nicromanticke spels. One of them looking up, sayd, Honest man, be gon: for thy idle speeches hinder our worke; and our Dame will be very angry, if our dayes taske be not finished at night. (Quoth the *Fairy Champion*) Mistake me not, gentle Sirs: for fortune hath sent me hyther, to ease and release you both from these Magicall charmes, if I may but see or speake with that damn'd Magician. Mary Sir, my *Dame* and *Marian* are both within, and *Marian* is even just now a charming:[1] and if you will go in & speake with her, you shall. (Quoth the Fayry Champion) With all my heart. So in he leades him to the Milke-house, where *Marian* was charming butter. As soone as he espied her, he sayd, Aha, have I found thee at thy charme, thou fowle Inchauntresse: I speake to thee that keepest Knights in servile slavery. Ile dissolve your *Charmes* and *Circles*, your *Invocations* and *Incantations:* and so takes the *Charme* & *Cheesefats*, and

[1] Wie aus dem folgenden hervorgeht, mufs 'charm' eine Dialektaussprache von 'to churn' gewesen sein.

throwes them about the house. Which *Marian* seeing, she cryed out for helpe, *(4)* to save her from the madde man: when presently one of the servants of the house came with a cudgell, and there began a fearefull fray.

Why dost thou beate this courteous Knight, thou swayne?
Chud ha him catch his (woodcocke) wit againe.[1]

But *Marian*, like a wise Stickler or moderator, reconciled them with a composition of sowre *whay*, where each dranke to other, and so parted loving friends.

Now being in a strange countrey, and altogether unacquainted with the wayes and passages, or how to bend his course, struggling here and there (the weather being exceeding hot, and he extreme thirsty[2] at length hee enquired of harvest people, intreating their directions where he might get drinke: who very courteously shewed him a playne beaten way, leading to a *Noblemans* house not farre off.

The Fayry Champion put on a bold sharpe face, went to the *Noblemans* house, and desired the Butler to give him a cup of his giving drinke. But the Butler (as the *custome* is) churlishly denyed him, and bid him be gone, for that he had not any *charity*, much lesse *commission*, to give any thing to such an able wandering fellow as hee was, bidding him go looke for worke amongst harvest folks, and take paynes for his living.

Whereupon the *Fayry Champion*, like a valiant sturdy *Begger*, tooke the *Butler* by the *braines*, & dasht his *heeles* against the wall, made corkes to stop *Ale-bottles* of his *bones*, & threw them into his Butlery, for all succeeding Butlers (they ẏ were not *boon companions*) to take example.[3]

He tooke his braines from foorth his head before,
Else sore Kibe-heeles, perhaps, had made him rore.

So he dranke up all the beere in the Butlery, before he could quench his intolerable thirst: for the house was not then so well furnisht as at other times, by reason there was no houshold: for the *Lord* and his *Lady* were gone up to *Metropolis*[4] to take *phisicke*, & see the newest fashion at *Court*.

(5) Thus he proceeded on his intended journey, and after hee had gone twenty miles or thereabouts, he began to finde a fainting in himselfe, and felt his guts shrinke together like burnt parchment, yet he tooke as good courage as necessity useth to drive men to, in such a case, and ere long, by good hap he espied not farre off, a very fayre new built house, with many goodly turrets and battlements, and whole clusters of chimneyes more then neede required, for that he could not see any use of those that were needfull, in regard there was not any Tobacco stirring amongst them, which argued there was but little good fellowship: therefore his heart waxed cold; yet he went and knockt at the gate, but all in vain: for there was not any within to give him answere, but onely Spyders: for all the Rats and Mice were eyther gone, or else starv'd with that extreame dearth.

O Champion fayre, what ill did thee befall,
To be deceiv'd? it was no Hospitall.

It fortuned, as he was thus standing at the gate, a husbandman of a neere neighbouring village, came by and asked the Fayry Champion

[1] Die Antwort auf die vorhergehende Zeile; *Chud ha* natürlich Dialektaussprache für *I would have.*

[2] Das Werk enthält am Rande die Bemerkung: After Honour. Solche Anmerkungen konnten in dem vorliegenden Abdruck nicht gut anders als unter dem Text zugefügt werden.

[3] Originaldruck: to, take example. [4] Original: Motropolis.

what he would have there. Sir, qd. the Fayry Champion, I am a traveller without money, and altogether without any acquaintance, but onely Hunger and Thirst, & this place afarre of promised reliefe to such wantfull travellers as I am. O Zur[1] (quoth the husbandman) ched zee how you ma be deszeyv'd: but come and goe along with me, to zuch vittles as old Madge my wife has purvided vor my dinner, and cham zuer yee zhall be welcome to hur with all hur heart. Sir (quoth the Fayry Champion) I rest much bound to your love, and will imbrace your kind offer to go along with you.

The honest playne countrey man in charity milde,
Tooke up at the gate, this poor fatherlesse child.

But I pray, sir, tell me: what Gentleman owes this faire house where you found me knocking? (quoth the husbandman) Zuerly zur, he is no Gentleman, vor he his a knight, and my Londlord too, marry, and now both he and my Lond-*(6)* lady lye in the zitty, a vollowing a lawing matters, and they zay a haz zitch an intercate troubling vowle zute, tis a zhame to zee it, and that it is great chance whether a con ere get out on't or not: vor a has not bene here in our countrey this twelve-moneth and more, burlady, come the time: but I wudd to God a were here vor me, vor we misse a great deale of good cheare, and dauncing, and sport at Kursmas, zince my old Lond-lord his vather dyed. Well, God rest his zoule, vor a was the best hondler of a long whip in all our countrey: nay I may tell you, a has not left his mate behind him: and cham zore aveard we zhall nere ha zuch another mon as he was, vor a wud be zo yarly up a mornings to vother his zheepe himselfe, as twas wondervull: and Lord, a wud tell zich a company of old vables, a mon wudd be the better to be in his company. Chee ha heard him zay, that his vather turn'd him out a doores when a was a little *boy,* to zeeke his vortunes, with one poore single *groat,* all in three Hapences, in his purse: but by my vaith, chee know not how a got it: but cham zuer a dyed a mizerable rich mon.

I wonder (quoth the Fayry Champion) much, that your Land-lord being no Gentleman, could come to be a Knyght! (quoth the Husbandman) Chee ha oftentimes heard him zay, that it cost him well and vavordly vor it, I may tell you.

When the Fayry Champion understood, there were more wayes then one to attaine to a knightship he held himself in the most fortunatest place of the earth; for in the Fayry land they onely have it by desert: & on the sudden he grew to such an exceeding height of ambition, that with all haste he would be gone, and to that purpose took leave of the Husbandman, who (as it appeared) was high Constable of the hundred, by reason he went to the parish Clarke, & caused him to make a passe for the security of Tom Pheander the Fayry Champion in his travels, wherein he charged all the petty Constables within the hamlets of his hundred, to ayde and *resist* the Fayry Champion against any one whatsoever, that *(7)* should seeme to stay, *defend,* or any way *distribute* him in his journey, but suffer him to passe quietly without any of their *colerations.*

And although the Pasport was written by the hand of an old Woodhen, (one would have thought) if Hennes had had hands, yet the counte-

[1] Von dieser Dialektaussprache auf die Heimat des Verfassers, die uns nicht bekannt ist, zu schliefsen, geht nicht an: die Beispiele enthalten nicht viel mehr als die bekannten konventionellen Entstellungen der korrekten Aussprache, wie man solche in den Werken auch anderer Autoren der Zeit sehr häufig findet, und die hauptsächlich in einer Verwechslung von Media und Tenuis bestehen.

nance of a Magistrates hand at it bore it out, & made it carry meate in the mouth. So he thanked him for all his good cheere and much kindnes, and departed in pursute of the fortunes he aymed at, which was to be a knight at the least.

When he began to come neere the heart of the Iland, hee heard of the rich and flourishing City of *Moropolis*, thitherward he repayred with what expedition he could devise, and drawing within sight of it, he met in the way a proper tall trading Gentlewoman, set out after the finest fashion of new devices, with a white loose body in a straight blacke Gowne, hooped about with the flexible bones of a slender *Whale*: the crowne of her *Cap* was so deepe in band, that it durst not scarce peep out to be seene: her Maske came downe to the tippe of her nose, and her chin tyed up with a lac'd clout (or handkercher,) as if shee were jawe-falne.

Her obsequious Usher, was a little leane fellow, with a fayre smooth cloake, whose fine threed was not ashamed to shew it selfe to the uttermost: by his side he wore a long sword, which was so quarrelsome, that it would draw upon anything it met withall: for the chape was worne out in drawing on the ground, not much unlike a Munkey going upright on his hinder legges, drawing his tayle after him.

You do not much in your simile fayle:
For he was an Usher unto a Wagtayle.

This Sir *Pandarus*, was ushering his Lumpe of foode and rayment, three Miles from the City, towards the *diseased broken Chambers in a Brothell*, to give meeting with the wise profuse first fruits (or heyre) of a rich *Broker*, whose extorting *Intrest* money did so trouble *(8)* the Use of his memory, at the very last houre of his death, that he dyed without bequeathing the least sparke of wit to his sonne, amongst his great patrimoney; for he had not the time to remember the least Colledge of poore Schollers, nor the meanest Hospitall of diseased people.

He might have left something, although but little,
To cure his sonnes diseases in a Spittle.

This parcell of *Sinne*, going towards the place of action, to meete her *Money-Paramour*, had an Izeland dogge newly shorne, which was going along with her, and being in the fields, the dog fetch't his courses to and againe afarre off, so that she was fearefull of losing him, and with a loud shrill voice, she called him by the name of Lyon. Which the Fayry Champion hearing, and withall seeing the dog runne towards her, he thought she had cryed out to save her from the Lyon, and therefore drew his sword, and speedily ranne to ayde the overpressed virgin, according to the othe and office of an arrant Knight.

When Tom Pheander espy'd this dogged Lion,
He drew his sword, and ran, till he was ny on.

And coming to her, he sayd, Feare not, fayre Sweeting, the outrage of this cruell ravening beast: for I will keepe you from any evill whatsoever may betyde you, that hereafter, Historyographers shal, *Romanlike*, stuff out my valiant acts, with the bumbast of their perpetuall Inkhornes.

The dog comming neere her, began to leape and fawne, and lickt her hand; which the Fayry Champion seeing, sayd. Now do I well perceive, that you are a most spotlesse miraculous mayde: for that you are armed with the armour of pure honesty, against the insatiety of this all-devouring Caniball.

Pheander shewed his judgement was but poore,
To call her mayd, that was a common ( )

Although he spoke seriously to his owne understanding, thinking indeed it had bin a Lyon; yet she (who scorned the name of a mayd at those yeres) thought (as well she might) *(9)* that he had laughed her to scorne, & derided her with scoffes; and therefore with her hand, she suddenly dasht him on the lips, that the very blood sprang from his teeth; which flirt he accepted as a token of great favour from her bounteous fist, and with his handkercher spung'd the blood from his mouth, which he sayd, he would keepe as a perpetuall remembrance, given by the hand of a faire virtuous virgin. With which speeches she grew so exceeding angry, and was so highly incensed against him, that she commanded Sir *Panderus* to set upon him with his long sword: which he refused to doe, being daunted with the feare of having his profession questioned.

A guilty conscience sometimes keepes in awe
That thing, which else would not be curb'd by law.

The Fayry Champion seeing there were no further adventures, fitting the worths of a Knight errant, he quietly departs, & addresses himselfe into that much renowned City of *Moropolis,* where he purposed to spend some time about the City, to learne a generous carriage of himselfe: and, for that he would avoyde to be deemed an Intelligencer to some forayne State, he altogether abandoned *Ord'naryes,* and *Savernes,* and would not at any time seeme to intrude himself into the company of those that understood much, but tooke a Poeticall *Sculler,* (whose swift Muse borrowed the Poets pretty *Nagge Pegasus* to ride poste: and comming[1] short of his Journey, he brought him home pittyfully *Spurgal'd)* and so crost the water to visit the Beares, and Puppet playes, the tall Dutchman, the woman Tumbler, the dead skin of a strange living Fish, the Calfe with two heads, whose two mouthes had devoured more hay, then his one stomacke could digest, so that it lyes yet in his belly as fresh, as when he first eate it, without putrifaction, as may be seene. Hee likewise noted a very strange thing, which was, a Blind man led through every street of *Moropolis* by a staffe, which had eaten so much Garlicke, that he could follow it by the smell. And truely, many more great observations *(10)* he had gotten from amongst the Motion-mongers of *Ninivy* and *Babylon,* so that now hee had sufficient experience to mayntayne an argument by *Parrattisme* after dinner or supper, with such *ord'nary* company, as use to make great talke of their small travels.

As their Journey by Land from Burmooda to Tunis,
And their Voyage by Sea, o're the Alpes to Venice.

And now having furnished himselfe with some reasonable store of coyne, which he had wonne at the excellent, and most ingenious games of *Pigeon-holes,* and *Trap,* he put his fortunes on towards the *Morotopian* Court, where it pleased the Pages of the Nobility to do him much favour, and the Ladyes to grace him with the honour of knightsheepe.

The Lady layd the sword upon his shoulder:
He arose, and swore to beate her foes to poulder.

For which he was (*Anabaptistically*) created or nominated (at thyrty yeeres of age) Sir *Tom Pheander,* the Mayden Knight, or Fayry Champion, otherwise, The *Knight* of the *Sun,* otherwise, The *Knight* of the *Burning Pestle.* And but that he was most notoriously knowne to be a *meere*

[1] Am Rande: Mariners seldome good Horsemen.

naturall subject, the multiplicity of his names & additions might have brought him in suspition, to be apprehended for some seducing Spye, or at least, a Knight of the *Poste.*

When the Fayry Queene understood by the invisible Attendant, which shee sent with him in his travels, of his grace in Court with Lords, his sometimes desired company of Ladyes, and the generall love and laughter of his jollity, and Naturall Conceits from the vulgar,

He oftentimes shewed good pastime of body;
The whole Globe did thinke him a counterfet Noddy.

She foorthwith provided him a rich Coate-armour inchaunted, which had these propertyes: that whatsoever he was (at anytime) that put it on his backe, should not neede to feare any terrible thing whatsoever, under the degree of a Crabtree Cudgell, & whenever he should looke in a *glasse, (11)* with the Helmet on his head, he should be instantly so wise, that he should be for that time alwayes opposite to a foole.

This Coate-armour was of a singular proofe, checkerd *Motley, Vert* and *Argent, party per Pale,* ribd with rowes of *Gules* and *Or,* from the very Gorget to the skirts. The *Helmet* was of the same, on which was a device of foure faces, resembling the foure windes. In the midst of those faces were rays'd little mounts, appearing like *Noses,* on which stood pretty conceited Windmills, which in the going made as pleasant a sound, as curious Fawlcons *Bells.* On the crest was advanced the *Necke, Head,* & *Combe,* of a bloudy creshed *Cocke,* betokening true valour even after death.

Wit eb'd from his Noddle like floods from a Rocke,
Which made her provide him the combe of a Cocke.

This complete Coate armour was committed by the Fayry *Queene* unto the trust and care of Madame *Moriana* (a Fayry Lady) to be with all speedy expedition convayde to her worthy merry Champion, the (now) *Knight of the Sunne.*

Madame *Moriana* seemed to hasten and with all possible speed dispatched messengers with the greatest expedition that might be, and (*Ladylike*) made a goodly shew of that shee never purpos'd, giving the Messenger direction to hasten to the *Morotopian* Court, and there enquire after one Sir *Archmoriander Dunce-ll dell Cinthya,* the Knight of the *Moone,* her Knight, to whom true reason had farre ingag'd her love and due respect, in freeing her from the outrage of *Andromago* a monstrous, strong and terrible little Gyant: and thus it was.

Madame Moriana, upon a time, walking in an evening (as the custome is in Fayry Land) downe in a greene valley, wherein *Nature* had seated a most pleasant Grove, so fit for private recreation and delightful exercise, that Arte it selfe could not devise a more curious frame: thither she often walked without neglect, or missing the least minute of her accustomed houre, who (by her often recourse thither) was espied by *(12) Andromago,* a mighty huge and chollericke Pigmey Gyant. He was a fulle halfe yard broad betwixt the eyes, and almost eighteene ynches by the rule (wanting but the breadth of a super-fine wyer) from the crowne to the heele, and the rest of his body proportionable accordingly.

This monstrous grim-looking Gyant, knowing Moriana's usuall hours of resort to that Grove, ambushed himselfe in a very great Thicket, (in the middle way) growing on the side of a high-cloud-pearcing Mole-hill.

The fashion of the countrey is, that the Nobles and Gentry of ancient houses, have their Armes portrayed in a small Escuchion, which they evermore beare before them, to the end they may be knowne from private persons, and that the thronging multitude may give way, when they approach neere; whereas otherwise, they could not have that due respect

which belongs to them, in regard it is a warlike nation, and subject to Insurrections. Therefore for that they may be ever in a readynes upon any *domesticke* warre, all go ready arm'd with Maskes and Mufflers.

Now had *Andromago* the Gyant, with his *Fawchion*, lopt downe the great arme of an Eglentine tree, where hee (Salisberry playne like) looked through, to see the passing by of *Moriana*, whom at length he espyed comming alone afarre off, towards her wonted place of recreation. And drawing neere within the apprehension of his eye, he was well assured it was she, and knew her by the Escuchion she *caryed* before her, wherein was charged in chiefe, a halfe *Moone Gules*, in a *jagged cloud Sables*, and the lower (or backe) charge was, three *Drops Or*, under a *Fess Argent*. This coate she gave, which was the most ancientst in all the Fayry Land, and ever continued hereditary to the heyres female of that house.

When she was come neere the thicket, *Andromago* watched his fit opportunity, and suddenly rushed out like a *Snake* from a hedge, leaping thirty ynches by the rod, and caught her in his armes, and with very joy of his prey, ror'd *(13)* like a Bull of eight dayes old. This hideous yell so affrighted the poore Lady, that she was ever after troubled with a Kind of *Falling sickenesse*. So leading her along as his prisoner, towards a Castle he had not farre off, which was double grated with huge Iron barres, not much unlike the mighty strong Baracadoed windowes of a monstrous overgrowne *Mouse-trap*; wherein he had imprisoned many ancient tooth-wanting *Ladyes*, and fed them with nothing but hard candied *Sweete-meates*, and the sowrest juyce of the sweetest *Grape*.

It was Sr *Archmorianders* good hap, to take his way through the Fayry Land, homewarde from his travels, who had bene amongst the *barbarous* Brasillians, to see the *fashion* of the countrey, & also to learne the *nature* of the people, by a most happy chance, he met the poore captiv'd Lady, led by the hand of this ugly Monster, who was neere as high as the Ladyes girdle, which compast her delicate waste seventimes, besides the knot.

The sudden appearance of the Gyant to Sir *Archmoriander* (for he had never seene in all his travels and adventures the like creature before) strooke him into such a shaking palsey,[1] that he could very hardly stand still on his legs, yet he tooke an indifferent strong heart, and addressed himselfe towards the Gyant, with a sweete quavering voice, saying:

Thou most monstrous and huge diminutive of *nature*, which hast alwayes been an enemy to *Ladyes*, I advise thee surrender thy prisoner into my hands, or else by the light of this marshall hand, thou shalt well understand the price of her: for thou hast done her such skurvy paltry wrongs, as thy weake state cannot countervayle to make her satisfaction; for reason induces my worthy selfe to wey both your causes in my upright ballance of unequity.

Andromago staring at Sir *Archmoriander*, like a wild Goose, ready to flye upon, sayd, Thou foolish *(14)* Knight, thinkest thou I will so easily part with the thing I have so long stood and wayted for? No; I advise thee be gone, or else I will wyther thy very face, and confound thy *smelling sence* with my breath: for I scorne to stand to thy unequall *Chaundlers* weights.

The Gyants threats could not discourage Sir Archmoriander one jot more then he was before, (although surely the Giants breath was very strong, by reason he was so short wasted, and his two ends were so neere neighbours, that their friendshipp were alike, and the one did participate the others strength and savour). But Sir Archmoriander well backt with hope to winne the Ladyes favour, and his affection to justice, made him

[1] Am Rande: Hee would have bin gone.

looke so neere to his business in hand, as an old purblinde[1] *Counceller* (or rather *concealer*) whose velvet Jerkin is sufficient to make a Justice of peace without a commission, that will not suffer the smallest caracter of a fault to runne at randome unpunished: but binds it fast in recognizance, to receive eyther *corporall* or *pecunier* punishment. Even so he consideratly bare in mind the execution of some severe justice upon a homicide, and with warme courage betooke him to his sword; which *Andromago* perceiving, he likewise provided to defend himselfe against his adverse Assaylant.

The Justices law did so assist his Clyent,
As Morianders sword, the Lady from the Gyant.

Sir Archmoriander, in the first encounter, had made an end of the fight before they began, but that (being mad with fury) he mist the Gyant, and runne the poynt of his sword into the ground. *Andromago* (leering like a *Sargeant*) espyed that advantage (seeing him tugging to pull it foorth again) omitted no time, but advanc'd his club, and with one blow pasht Sir Archmorianders head all into a lumpe: which ever after looked like a Beetle: so that afterwards, when he came to be drest, the *Surgeons* opinion was, that he was very likely to carry *(15)* that marke to his grave.

But Sir *Archmoriander* recovered himselfe so well as he could, and turned about as swift as a Windmill sayle in a hot Summers day, (with strong agility of body, and resolution withall, to give a finall period to the battayle) and most valiantly untrussed his poynts, put off his *Doublet*, snatcht up his breeches by the sides, and with his sword cut off the Gyants right hand, so that it onely hung by the very bare bone and sinewes.

With this blow, *Andromagos* Club fell out of his hand: which Sir *Archmoriander* suddenly tooke advantage of by closing with him, and with a nimble strength threw him flat on the earth with as much facility, as if the Gyant had bene a *childe* of two yeeres old

Sir Moriander cut the Gyant on the hand,
And hurt his little Toe, he could not stand.

The Lady *Moriana* standing by all the time of the fight perplexed with an extreame feare of danger, and now seeing a hope of victory attend her Champion. shee began to take comfort in a pretty *Medley*, betweene *weeping* and *laughing*.

Sir *Archmoriander* having gotten *Andromago* under him, lay upon him with such a heavy weight, and pressed him so sore, that till then, *Andromago* felt not Sir *Archmorianders*[2] heavy displeasure fall upon him: which caused Andromago to cry out to the *Lady*, for pardon, and craved mercy of Sir *Archmoriander*, with a great shew of sorrow, for the exceeding injurious wrongs offered to the *Lady*, and the heavy unsufferable injuryes intended against Sir Archmoriander: All which was now fallen upon himselfe, and the burden did much bruise his conscience.

Upon this submission, with penitency for his faults, Sir *Archmoriander* most honourably (*befitting his worth*) cut off his head, & set it on his doublet brest (where *(16)* a *button* was lost in this fray) wearing it in token of his valour and victory, and so set him at liberty to go whither he would.

Although the Gyant would have given a groate,
Yet Moriander row'd, to see his naked throate.

[1] Am Rande: Purblind men are good husbands, and looke neere to their business.

[2] Am Rande: Archmoriander lay very heavy upon the little Gyant.

Sir *Archmoriander* having thus freed the Lady Moriana from the outrage of *Andromago*, hee went to comfort her, who was then suddenly falne into a deepe passion of sadnes.

Sweete *Madam* (quoth he) you see your dangerous enemy heere lye slaine: therefore, fayre Lady, I much scorne your thoughts should be possest with any future feare. Let me be the example of your courage, to take a strong heart, and valiantly beare up your *Escuchion* and *Armes* without feare: for under your coate will I fight, whilest I can stand or breathe: for nature hath taught man to be an agent even to brute Animals, much more to fayre Ladyes, as for example: The heavy *Oxe*, hee lightens with the *Goade*; the sullen *Horse*, he quickens with the *spurre*; and the Melancholy dull *Lady*, he stirs up to mirth, with the pricke of witty invention from a good brayne.

At these pretty Similes *Moriana* smiled, and bid him kneele downe, taking his sword, which was yet bloudy with cutting the Gyants throate, and layd it on his shoulder, bidding him rise up, Sir *Archmoriander*, otherwise, *Dunce-ll dell Cynthia* her Knight of the *Moone*, (dubbing him in the *ordure* of the Escuchion she bore, and intitling him by her halfe *Moone*) which bargayne[1] he seal'd with his lips, on the backe of her hand, with a smacking impression, and kindly sayd, Fare you well, sweete Lady, and so departed.

Moriana thus was freed from the Gyant,
And gave him thanks, with tongue which went most plyant.

This well deserved affection from *Moriana* to Sir *Archmoriander*, possest him with the *Armour*, which of *(17)* right beloug'd to the Knight of the Sunne, when he (as many Gallants use) neglected not the least opportunity that occasion could minister, to crake and bragge of his Mistris favours most, when (if truth had beene knowne) they least concern'd him.

Sir *Tom Pheander*, the Knight of the Sunne, had a *vision*,[2] wherein he had intelligence of a *Coate-armour*, that was sent unto him by the *Fayry Queene*, which Coate-armour was likewise shewed to him in this dreame, whereof he tooke especiall observation for the markes and tokens, so that hee could not fayle in the challenging of it.

It was likewise told him in this vision, that *Moriana*, a Fayry Lady, had most *trecherously* betrayde it into the hands of the Knight of the *Moone*, who wrongfully detaynde it from him.

Sir Pheander had the Armour shewed in vision
Which made him hold Moriander in derision.

This vision put the Knight of the *Sunne* into such a passion of anger, that like a foolish mad man he tore his hayre, and vowed a revenge against the Knight of the *Moone*, which he could be well assured to leave of, and hastens with all speed towards the Court, to see whether he could meete with his injurious adversary.

That very morning the Knight of the *Moone* was ready armed in the Knight of the *Sunnes* armour, and almost upon taking horse, to ryde abroad for some strange adventures, even at the instant, when the Knight of the *Sunne* came to Court.

Archmoriander was arm'd, I know not how,
To ride abroad to slay the savage Sowe.

And meeting the Knight of the Moone, he was well assured (calling his memory to advise, and summoning the remembrance of the markes)

[1] Am Rande: Not on the Escuchion.

[2] Am Rande: For he was ever a great dreamer of Fayry business.

that it was his armour: therefore he stept to the Knight of the Moone, and sayd,

Sir Knight, my simple opinion cannot judge any of *(18)* your actions lesse then *abominable honest*, yet this Coate-armour (and clapt him on the shoulder) belongs to me, although you most ignobly detayne it from mee, yet I am sure tis my right, and by *Cockes* and *Combes* (the badge of my honour) I looke to have it.

The Knight of the *Moone*, thinking that he had strucken him in earnest, most valiantly blurted out his tongue, and bade him come by it how he could.

This now likely to grow to a dangerous quarrell, the freinds of both parties used their mediations, and perswaded them to have the matter put to arbitterment, and not fight, or go to lawe like brabbling *fooles*, which arrest one another for Moon-shine in water: and so with much adoe both yeelded to have the matter decided by two indifferent honest men.[1]

So they were both bound, each to other in generall *acquittances* of a hundred pounds a peece; and the Knight of the *Moone* unarm'd himselfe, and delivered the Coate-armour and Helmet, (as he was inioyned) into the custody of the *Arbitrators* then chosen, which were two Headborrowes of a *Hamlet* neere adioyning to the City *Moropolis*:

The one had no wit, the other had no land,
But botcht up his living by patching with Holland.

These *Headborrowes* being altogether unskilfull in deciting controversies of such nature, retaynde a common *Lawyer*, as an *Umpeere* to assist them.

The *Lawyer*, when he had scene the Coate-armour, tooke a very great liking to it, insomuch that he purpos'd to give the two Knights satisfaction by money, and keepe the Armour to himselfe, it it would fit his body (although his conscience told him it belong'd but to one, yet he would please both parties to serve his owne turne).[2]

So putting it on to try the fitness, he felt it give him such a shrewde pinch in the Guts, (by reason it was too little) that he could never after graze any where, but on *bare (19) Commons.*

O Gaffer Lawyer, stay, how do you looke:
Sir Pheander will note downe your name in his book.

So the *Lawyer* seeing his purpose prevented by misfortune, and no benefit like to rise towards himselfe, he would take no further paynes in the business, but left it to the discretion of the two Headborrowes: who now having the whole and absolute power of determining the cause, and withall the Coate-armour in their owne hands, they made no great haste to beate their heads together about an award, but (like subtill *Foxes*) made good use of the Armour for the most part of their whole yeer, to *Watch* and *Ward* in, and (having learned a tricke of the *Lawyer*) fed the two Knights with delayes, till their owne turnes were served, and in the end, (because neyther of them could write or read) they return'd an *Ignoramus.*

When the matter was understood to bee so difficult, that such Understanding men (as they were taken to be) could not decyde the controversie, it was held fit, that they should try out their owne rights in single combate, by reason both challeng'd with like proofes, and the one would not induce the other, to bee rivall in eythers absolute right: where indeed, necessity admitts no plurality in such a *Case.*

---

[1] Am Rande: Not too honest by no means.

[2]) fehlt im Originaldruck.

You say very true, the weather growes hot:
And two fooles at once were too much in one coate.

The day for Combate was appoynted, and the two Combatants had warning given them, to provide themselves sufficiently for the mayntenance of their iust claymes.

Now does the Knight of the *Sunne* lye ruminating every night, tossing and tumbling in his bed without sleepe, bethinking himselfe (being of a timorous nature) what the issue of this dangerous quarrell may come to, and (oftentimes) heartily wished, *(20)* he had never challeng'd so worthy a Knight, for so small a trifle.

On the contrary part, the Knight of the *Moone* seemed to be very unwilling to expose his body to such an eminent danger, especially against a Knight of his owne order, but rather could wish him to sleepe in peace, till he did awake him, which he would not do for a world; but that his knightsheeps word was so farre ingag'd.

Alas, poore Knights, I much bewayle their case,
To see how meager both looke in the face.

The Knight of the *Sunne* armed himselfe in a new white armour, which he never tryed before, and (for decencyes sake) went into his chamber, to his looking *Glasse,* to see how his Armour did fit and become him, and finding it to his liking, he called his *Page,* and asked his opinion.

The *Page* answered, that the Armour did not fit or become him, in his opinion. (Quoth the Knight of the Sunne) No, my pretty *Page*? Why, the Glasse in my chamber tels me, it is very proportionable and fit.

Sir, beleeve not the *Glasse,* (quoth the *Page*) for the *Knavish Opticke* maid it to reflect many *faire* figures on *fowle* faces, and they will flatter many, and make them seeme farre better then they are. But, master, content your selfe: for you looke very well, especially when your *Berer* is close lockt, that a man cannot see your face. Which answere pleased the Knight so, that he rested passing well contented. But now the time is come, and the Combatants ready to enter the lists.

Soft, who comes heere? I pray can you tell?
The Knyght of the Sunne, what can you not smell?[1]

First came in the Knight of the *Sunne,* richly *acowterd* in a white Armour, adorn'd with a *white* and *azure Plume* in the crest, with *blacke beaten buckrum bases,* glistering like the purest blacke *Jet,* beautified all over with paynted devices of *Sunnes* and *Starres.*[2]

(21) Jacke (towering) Daw that tops the lofty tree,
On a Swines back, sits not so upright as hee

On eyther side were Emblemes of T P K, figured in *Escuchions,* farre more fayre then the *Shelfe-clothes* in a new *Grocers* shope.

Direct before him, at his Saddle pummell, hung a *Battle-axe,* which had endured the *brunt* of many a *deepe danger,* shadowed under the mystery of a *Burning pestle,* flaming out of a *Common morter,* most artificially wrought in Naturall colours upon *Holland.*

By his side was clasped a dangerous payre of *Hangers,* wherein was wrought with subtill imbrodery, of *Mosse* and *Peacocks* feathers, a *Land-*

[1] Am Rande: For there was civil warres in his belly, and some run from the campe.

[2] Am Rande: His blacke Bases glistred like a Crow on a Hogs backe.

skipp of strong grated *Castles,* high growne *Woods,* and large fieldes of *Hempe*: in which hung a sword wrought with such cunning, that a man could very hardly judge which end should hang downwards. In his hand he carried a proper tall slender *Lawnce,* so straight as a *bent-Bow,* (against which, the Knight of the *Moone* did except, fearing to be over-reacht with a *crooked* measure) and it was so sharpe at the end, that it would sticke to a coate of steele like a piercing *Burre.*

He was mounted on a *browne-bay Courser,* of such a strange understanding, that he would apprehend more then *himselfe* — could devise to teach him.

The Horses wit did worke, as I suppose,
Over the Tubbe, and Barme dropt from his nose.[1]

For when he but presented his foote to the Stirrop, he would stand so gentle as a *blocke*: but being up and surely seated, one very whiske of a *birch rod* would make him fling out his heeles like a *Schoole-boy,* and runne with such swiftnes, and wonderfull speede, that the very stuffing of his head would drop out at his nose like *Turpentine.*

The *Caparisons* of his horse were of the same peece that his *bases* were of, and wrought all over with rich *(22)* colours of painted Needle-worke: which made a more delightfull shew, then the brave *Bucephalus* of a *Whitsontide Lord* in his *Morrice* daunce.

Hee had such small *Spurres,* that a man could very hardly discerne the *Rowels*: for they were no bigger then the little forewheeles of a small ordinary *Coach.*

His Rowels bore compasse, extending so farre,
He lookt like a Carter, with whip, horse and Car.[2]

Before him was carryed by strength of many a morall device of *wind-Instruments,* figuring a man troubled with the wind-chollicke, which could neyther have ease, or take pleasure, till he heard the wind breake from him with a melodious sound. These *Instruments* in the *Fayry* Land, are called *Poke-whistles*; but heere, the vulgar most depravingly doe give them the playne attribute of *Bagpipes.*

At length his sullen pipes began to squeake:
To save his breech, he did alight to leake.[3]

On eyther side went a *Squire* in the habite of *Turkes,* with red *Turbants* on their heads, wreath'd about with white *Shashes,* and *Trunchions* in their hands, betokening Bandettors, or sturdy *highway standers,* captiv'd to the mercy of his victorious sword.

He was come into the Lists, (I meane not, of threedbare broade cloth,) and had ridden so often about, to shew himselfe to the people, that it would have tyr'd a horse,[4] before the other Combatant came in. But hee is not long that comes at last.

Then came in the Knight of the *Moone,* making no great shew, who was likewise in a milke white Armour newly scowr'd: he bare a *plume* in his crest, as white as a *Goose* feather, signifying his *innocence* (for that the Lady *Moriana* was never had before any *Justice,* to be examined how she came by the Armour, nor did the Messengers that brought it, acquaint him that it did belong to the Knight of the *Sunne.*

---

[1] Am Rande: It was not a Brewers horse for all that.

[2] Am Rande: His Launce the whip, his spurs the wheeles, the caparisons the Carre, and himselfe the Carter.

[3] Am Rande: For he cannot hold his water, when he heares a Bagpipe.

[4] Am Rande: He almost tyr'd his horse, before the combate.

(23) He had party colour'd silke base, of a rich *Mercers* stuffe, but the name I doe not well know.

His *Sword* and *Launce* were pattern'd by the Knights of the *Sunne.*

His Horse was blacke, and so free-spirited, that hee rid him without *spurres.*

He came in, like a plaine *ordinary* knight[1] without *Attendants,* save onely his *horse* — had rich trappings.

Sir Moriander's come, grim look't, as sharp as vargis
Without Attendants: fie upon this charges.

A brother of their order, hearing of this combate, made his personall appearance, with a blue flat *Cap,* wherein stucke a feather-bush, of all the colours in the *Rainbow.*

He had a deepe ruffe *band* with wide sets, so great, as if the *Lawndresse* had mistaken the *steele,* and poak't it with the *Band-blocke.* It bare a circumference like the wheele of a Brewers *Dray-Cart.*

He had a long dropping *Nose,* like the pipe of a *Still,* to which, his leane *Chin,* in curtesie (turned backwards) to give meeting halfe way, at the signe of the *Mouth.*

No jesting foole, but a playne dealing Lad,
That speakes his mind, be it good or bad.

At his sudden coming in, the two Knights stomacks began to rise (but not at one another) for they thought he had brought a *Calves head* & *bacon* (in a §[2] *Charger* upon his *shoulders*) covered with a blue (†[3] *Chinay*) *dish,* and a §[4] bunch of *Reddish*: but it fell out otherwise: for he came like a *voluntary Trumpet,* at his owne proper costs and charges, to sound the terrible Alarum.

He blew allarme, so sweete as any figges:
Which pleas'd the eares, as Iewes love rosted Piggs.

So taking his *Cow-Trumpet*[5] from about his necke, he sounded a charge; which the two knights hearing, they put on couragiously, with as swift speed as their horses could goe, to the very *Shocke,*[6] where both their horses most unfortunately started off so farre, that the one could not come neere to touch the other with his *(24) Launce,* and running out their full careere, the *Knight* of the *Moone,* for want of *Spurres,* could not stay his Horse, which put him in such a madde standing *Choller,*[7] that he forgot to beare up the poynt of his Launce, in so much that the Burre had like to light upon the skirts of some of the standers by, and made them cry, *Beshrewe them that beare Burres.*

The *Knight* of the Sunne (premeditating the danger, and withall respecting the meanest subjects safety, as also his owne) most gravely let fall his *Launce,* and tooke hold of the Saddle pummell with one hand, and checkt in his Courser with the other, so fiercely & short, that he made a sudden stand, in lesse then a quarter of an houre, to the greate pleasure, and wonderfull applause of all the beholders.

In the second course, the Knight of the Moone used his Launce for a *Jacobs staffe,* and winking with one eye, tooke the just height of the *Knight* of the *Suns* brest, to which height, he most politickely glided his

[1] Am Rande: I meane not knights, that dyet in Ord'naries.
[2] Am Rande: § Ruffe Band. [3] Am Rande: † Blue Cap.
[4] Am Rande: § His feather. [5] Am Rande: Horne. [6] Am Rande: Not run.
[7] Am Rande: Or Picadille.

Launce, all along on the top of the *Barre*, the whole careere to the very shocke, where (by great chaunce) he broke his staffe with such a counterbuffe, that the *Knight* of the Sunne was halfe way behind the saddle, before he could catch hold of his horses mayne, which other wise had kist his tayle to the very ground: but his sure hold so nimbly recovered him, that he brake his Launce athwart the *Knight* of the *Moones* brest with such fury, that the *Knight* of the *Moone* was extremely troubled with the passion of the heart: wherewith he was so grieved, that the next course he was fully resolved, to seale the *Knight* of the *Sunne* his *Quietus est.* And for that purpose, he called for a stiffe Launce, with a full resolve, eyther to breake the *Knight* of the *Suns* backe, or at least, to dismount him over his horses crooper.

The Launce was delivered to him, which was a great deale two big for the graspe of his hand, and there-*(25)* fore he put it under his arme, and tooke fast hold with both his hands, on the *Pummell* of the Saddle: and running his full course, he hit the Knight of the *Sunne*, against the thumbe of his *Gauntlet*, which beat backe the Launce quite from under his arme, and withall, neere turnd the Knight of the *Moone* out of his Saddle to the ground, but that the *buckle* of a girt *catcht* hold[1] of his *Bases*, and so sav'd his *honour* from the dust.

But recovering himselfe, and halfe mad with fury, he ranne his horse about to the same side of the *Barre*, where the Knight of the *Sunne* was, and most cowardly (against law of *legges*)[2] set upon the Knight of the Sunne, with both his armed fists, when the Knight of the Sunne had nothing in the world to defend himselfe, but his *Sword* and *Launce* (which he so dearely loved) that he carefully preserved it from breaking that course.

In this their last course of Tilting, the very dregges of their malice began to appeare,[3] & therfore they were resolved to runne no more, but to try it out with their single swords at the *Barriers.* So both of them drew, and layd on such heavy *loade*, that the very fire it selfe did not dare to appeare from their valiant swords, for feare of being quencht with the drops of sweate, that fell from their *Knight-sheepes hydebound faces.*

In this conflict they were both so farre spent and tir'de, as ever was *Hackney horse under prodigall Citizen*, and the pride of their eager swords (now having their bellyes full) were so rebated, that neither of them would bite: And therefore (like old *overworne Serving-men*,[4] whose prime of youth was spent in their masters service) had at last both their *coates* pul'd over their eares, & dismissed their masters service without wages.

The Knights of the *Sunne* and *Moone* now being both on foote, made a pawse to breathe themselves, staring in *opposition* one against the other, with *full bigge* faces swolne with anger, foming or slavering at *(26)* the mouth, like two *sucking savage* Bores, whetting their tushes against a dugge.

And on a sudden they closde together, and so fell to wrastling, to trye their strength of armes: but the Knight of the *Moone* (being the elder Courtyer) was too cunning for him in the *Gripe*, and threw him downe, but so, as both were downe together, and the Knight of the *Sunne* undermost, which seemed ominous, portending strange things to come.[5]

---

[1] Der Originaldruck hat: catcht, hold. [2] Am Rande: Or, armes,

[3] Am Rande: Although they were not ale-tubs.

[4] Am Rande: They threw away their swords without scabbards.

[5] Am Rande: 14. daies soone come about; for the Sunne and Moone are in conjunction. The Moone overcame the Sunne. The Eclipse of the Sunne.

Why is it so darke? that I can tell soone:
The Knight of the Sun is the Man in the Moone.

The (Knight of the) *Sunne*, and the (Knight of the) *Moone*, continuing thus in conjunction, caused such an Eclipse, as hath seldome beene mentioned in any hystories of your greatest (*Almanacke*) writers[,] for the interposition of the body of the (Knight of the) *Moone*, did so darken and obscure the light of the (Knight of the) Sun: that it made a pitch-blacke darke day, and wrought such confusions and mistakings on earth, by reason of the darkenes, that in *Moropolis*, when the houses stood thicke, one honest *Citizen* could very hardly see another, without the helpe of *Lanthorne* light.

He was a happy man that could keepe his *wife* to himselfe, for feare of losing her: for many *wives* tooke other men in their husbands stead, for want of light.

It was so extreame darke, that *Collectors* for the poore could not see to distribute the monyes, gathered to *charitable* uses, but were glad to put it up in their owne purses, and imploy it to their owne uses till this Eclipse was past.

The poore *Constables* were glad to take money of *Malefactors*, to buy them firelight, to see the peace kept, whereas oftentimes before, many of them were forsworne, by reason they could not see to bring in true *Presentments*.

The *Lawyers* could not see their *briefes*, not to make *(27)* so much as one *motion* for his (rich oppressing) Clyent, without *three double fees* for his motion & Torchlight: but for his poore Client, if his cause were good, his charge of torch-light was saved, by the presence of *Angels*.

And although Attournyes, swarm'd like the Grashoppers in *Egypt*, yet they kept so close, and were so hard to be seene, (by reason of this darknes) that a man could very hardly have any one appeare, not scarce for *ten groats*.

The *fogging Sollicitor* could not see to follow a cause, as in honesty he ought, but neglected the business of him that first retayn'd him, & for want of Candle-light, tooke fees of the contrary party, which (after the *Eclipse* was past) came to light, and he called *coozening knave* for his labour, though sore against his will.

In this darke *Eclipse*, the *Bankrupt* could not see to pay his debts: but his creditors were glad to grope out *halfe a crowne in the pound*, and thank him for it.

The miserable *Jewish Usurer* would not be at charge, for so much light as would search the odde corners of his Counting-horse, to find out, and deliver up *Morgages* of Land, and old *bonds* that were formerly payd: but put off the *debtors* with *releases*, and *acquittances*, with hope that time might neglect them or cast them aside to be lost: then would he but forsweare the payment, and all is his owne.

The extorting *Broker*, (that suckes the very *marrow* from the *bones*, worse then the *fowle disease*) for want of candle-light, could not see the Devill at his elbow with one pawe on his shoulder, ready to teare him in a thousand pieces, for oppressing the poore *pawning borrower with threescore in the hundred*, and in missing but one houre of his pay-day, he should be sure to lose more, then thrice the value he borrowed.

Some *wicked Mothers*, after they came home from their *Revelling cheere* and *Musicke*, for want of Candle-light, became Bawdes, even to their owne Daughters.

(28) In this darke *Eclipse*, the *Peaking Pandar* sneakt out with his bundle of rotten *commodity*, which by candle-light made such a fayre shew, that he held it at a *Pockey deare* rate; but the world was growne so cunning, that none but young *Heyres*, and *Fooles* would deale with him

in *Hole-sayle,* and yet hee made shift to retayle it out to many Gallants by the yard, because they were his common Customers.

The Tapster could not see to doe any man right, it was so exceeding darke in his Celler, that he thought the Devill had bin there, (so that he came running up affrighted, before his Pot was halfe full).

By reason of this Eclipse, the *Ostler* could not give the *horse* hay, nor see the age in his mouth, without a *greazy candle* in his hand.

O, 'twas a lamentable time with *Dyers & Picture-drawers:* for the one could not see by candle-light to put in those true ingrediences that would hold colour, and keepe from stayning: Nor the other by candle-light, could not take the true picture of *Man* or *Woman,* without great faults.

This darke Eclipse was more beneficiall to *Tallow-Chaundlers,* then three darke Winters before, wherein *Prentices* to the trade took such paynes, and withall were so carefull; that many of them were made free, which before were but *Screatings,* and ever *crawling* in the *Tallow,* with their blacke flat Caps like *Maggots.*

And this *Eclipse* did not much hinder *Haberdashers* of small wares, by reason they kept so many lights: for by so much light, a man might well discern *small wares* in many *Shops.*

It was a merry time with *Carrmen,* Watermen, & Porters: for in this *Eclipse,* many of them did nothing but *drinke, domineere,* and *swagger* in Alehouses; but the often going to and fro of the Pot, made them talke *(29)* of that, which they had nothing to doe withall, and many times their obtuse understanding would be medling with the *warres* betwixt the great *Turke* and *Prester John,* how it was likely to end; because they heard their neighbour goodman *Jobson* say, they were now growne friends, and had put the matter to a *bickerment.* So that *State* businesses, (which nothing concern'd them) and the *pot* together, so stupified their braynes, that many of them went reeling out of doores. But if money began to fall out somewhat short, before they came to the heyght of their *State* matters, then many of them, (like a company of *fowle-mouth'd fellowes*) would *sweare, curse,* and *rayle,* even against those men that set them on worke, from whom they had their chiefest meanes of living.

This darke Eclipse was almost the undoing of many *Bailiffes* and *Sargeants,* and the impoverishing of *Marshalls-men* so much; that their *Mercenary dependances* (whom they authorize to arrest) made them more fearefull of their purses, then of putting in bayle to their actions; by reason their exacting fees, (for want of businesses) came not in roundly, so that they could not better their apparell, but went like *Runegado Baccanalians,* bedropt all before with grease and ale, whose long continuance begot a glistering substance, which made such a *cooxning shew,* that a man would have thought his *preface* had beene all *Sattyn,* although his *Doubblet* was not worth a *Button,* and pind over before, *as if he had bin in his swaddling clouts* or els *borne with those clothes on his backe.*[1]

This darke Eclipse prov'd dismall to the chiefe *Miller* of a *Wind-mill;* for he having beene abroade amongst his companions carowsing, was so extremely typpl'd with drinke, that he had much adoe in the darke to finde his *Mill,* although it was but a coytes cast from the *(30) Ale-house* where he got his liquor. At length finding the *Mill,* by the noyse it made in going, he groped for the stayres to go up, which he could not find, but went under the *Mill,* amongst the *Sacks of Wheate* that were standing there ready to grinde. Amongst these sackes, he found good easie *elbow-roome,* and leaning against them, fell fast asleepe: This

[1] Am Rande: Not one button on his Doubblet.

Malt-sacke now amongst the *Wheate-sacks* was so dead in sleepe, that indeed hee was as sencelesse as his *bed-fellowes*. The *Millers man* about in the Mill, had put up almost the last hopper full of all the wheate that was there ready cran'd up: Therefore hee let downe the rope to crane up more, and afterwards came downe himselfe in the darke (*like a foolish knave*) without a candle) so feeling for the sacks of corne, the first that he lighted on, was the *Malt-sacke his master*, whom he tooke for a *Sacke of Wheate*. Then the wicked hangman put up the *ryding device* over his masters head, where he felt a *handkercher* (which his master did use to weare, with *lace* and *buttons*) about his necke, (after the effeminate fashion, forsooth) tyed with a knot, which his *knotty-joynted* numbd fingers could not distinguish from the strings of a sacke;[1] there he fasten'd the rope, and away he goes up into his Mill, to wind up the supposed sacke, (*his master towards heaven against his will*) and having cran'd him up halfe way, hee heard the stones of the Mill begin to touch each other, for want of corne, whereby he was enforced to fasten the *wrench* of the Crane with an Iron pinne, and so let his master hang whilest he went up to put more corne in the hopper, (wherein he shewed his carefull diligence, *to looke to his masters businesse, although he were hang'd.*) After the Millers man had fil'd his hopper, he betooke him to his old worke, and cran'd (*by favour*) his Master to the height of his *ambition* (but *pride* will have a fall). So he tooke the supposed sacke of corne in, and went to fetch the *candle*, to see to unloose the strings: *(31)* and comming neere, he perceiv'd it was his *dead master:* then did he *wring* him by the *nose*, and *boxt* him about the *eares* to recall life, but all was in vaine. So he stayd his *Mill*, although he durst not stay *himself*, look't up the doore, and put the key in his pocket, fearing his master should follow him to rayse the towne, and away he runne, and was never heard of to this instant day.

The (Knights of the) *Sunne* and *Moone*, thus continuing their long *conjunction* together, made the spectators weary by reason of this Eclipse: for it was so darke, that those which stood neerest to them, could not possibly see any of their valiant deeds, but onely they might heare them *puffe* and *blow*, and therefore it was thought fit to have them parted. So they felt them out, who lay so still (being both overwearyed) as if they had beene in a *sound sleepe*.

When they were both up, and had breathed themselves a while, the *Knight* of the *Sunne* was very earnest to be at the Knight of the *Moone* agayne, to try whether he could regayne the light which so Eclipst his honour: but he was held backe (*which made him the more eager*) and might not be suffred, because the combate was already adjudged to be lost on the Knight of the *Suns* part, and the *award* given up, which was:[2]

That the Knight of the *Moone* should have and injoy the *Coate-armour* and *Helmet*, and his owne proper right, without the least trouble or molestation of the Knight of the *Sunne*, and to weare the same, where, and when he pleas'd, *according to his discretion*. Provided alwayes, that the Knight of the *Sunne*, upon reasonable warning, should have the use of the *Armour* and *Helmet*, so that at any time he could alleadge some great cause, *without yeelding any reason for the same*, but to redeliver the same againe to the Knight of the *Moone*, as true and lawfull owner, without detayning *(32)* it by delayes, any longer then his present use required, upon the forfeiture of his *Knight-sheepe* and *Armes*.

So the Knight of the Moone had the *Coate-armour* and *Helmet* de-

---

[1] Am Rande: A Caveat for Clownes in fashion.

[2] Am Rande: As the custome is.

livered to him, wherewith hee was immediatly arm'd, and so departed the Lists, with a great applause (*especially of the younger sort of people*) as *Victor.*[1]

The Knight of the *Sun,* hearing the award proclaymed, and withall seeing the Knight of the *Moone* beare away the *Bell*: he stood like a *body* without a *soule* or a man whose heart was falne into his *hose,* or indeed like *King Belins* armed Stake in the fieldes, which *Archers* shoote at.

So this (*little dangerous*) Combate was ended,
which since the battill betweene Clineasse and
Damerasse the like hath not bin heard
of, save onely that of Don Qui-
shotte and the Barbor, about
Mambrinoes inchaun-
ted Helmet.

Thus endeth the Legend of this fearefull fight,
Twixt *Pheander* the mayden, and *Moriander* the knight:
Which parted betweene them, their indifferent dealings
Did prove them to-meane knights, not Gyants, nor Screalings.

FINIS.

[1] Am Rande: Boyes.

Berlin. Gustav Becker.

Die kulturellen Grundlagen der provenzalischen Trobadordichtung.

Lediglich ein allgemeines Bild der kulturellen Verhältnisse in Südfrankreich vor dem Jahre 1090 möchte ich in dieser Arbeit zu geben versuchen, um zu sehen, ob hieraus das Entstehen der Trobadorpoesie, als der ersten romanischen nichtgeistlichen Kunstdichtung, zu verstehen ist. Um ein Urteil über den Ursprung der provenzalischen Lyrik überhaupt abzugeben, müfste erst noch untersucht werden, inwiefern hier antike oder vor allem arabische Einflüsse eingewirkt haben könnten. Hier ist es mir indes nur darum zu tun, die kulturellen Grundlagen der provenzalischen Trobadordichtung in Südfrankreich selbst darzulegen; die Frage aufzustellen, ob es möglich ist, allein schon aus dem sozialen Milieu das Entstehen der neuen Kunstdichtung in ihrer ganzen Eigenart zu begreifen.

Zwei innig ineinander verschlungene Probleme sind es, auf die wir unsere Frage anwenden müssen: einmal, warum entstand gerade in der Provence die erste subjektive Kunstdichtung in heimischer Sprache? und dann, wie kann ihr Charakter aus der Zeit und dem Lande erklärt werden?

Dabei untersuche ich zunächst die allgemeinen kulturellen Grundlagen, ob diese dem Entstehen einer vulgären Kunstdichtung in Südfrankreich günstig waren oder nicht. Dann will ich die speziellen politischen und sozialen Verhältnisse betrachten, um zu sehen, in welche Beziehungen sie zu dem Charakter der Trobadorpoesie gesetzt werden können. Aus diesen speziellen sozialen Verhältnissen suche ich das Entstehen der Trobadorpoesie aus dem eigenen Boden heraus zu begreifen. Schliefslich soll ein Vergleich mit den religiösen Bewegungen des Landes das kulturgeschichtliche Bild vervollständigen und ergänzend zu unseren bisherigen Ausführungen hinzutreten.

Ich habe hier nur allgemeine, aus allgemein bekannten Tatsachen begreifliche Gesichtspunkte aufgestellt, die zeigen wollen, wie das Entstehen der Trobadorpoesie aus den kulturellen Grundlagen der Zeit und des Landes zu begreifen wären.

Schon die Völkermischung und geographische Lage Südfrankreichs bedingen die Sonderstellung und Selbständigkeit dieses Landes im frühen Mittelalter.

Während in Nordfrankreich das wilde Volk der Franken hauste und sich mit der dortigen Bevölkerung vermischte, wurden die Südfrankreich bewohnenden Celten und Ligurer, die nicht den ersten Ansturm der Völkerwanderung auszuhalten hatten, weniger von den barbarischen Stämmen der Germanen durchsetzt. Dafür waren sie durch die intensive römische Kolonisation viel mehr als der Norden mit römischem, durch die Kolonie Marseille mit griechischem Blute vermischt. Von den einfallenden Germanen waren es in erster Linie Goten, die kulturell unter den Germanen am höchsten stehende Völkerschaft, die sich bei ihnen festsetzten. Schon diese Rassenzusammensetzung war der Bildung eines neuen Kulturvolkes überaus günstig. Dazu kommt die geographische Lage: durch Gebirge, wilde Flufsläufe, tiefe Täler war es Südfrankreich leicht ermöglicht, sich vom Norden zu trennen und seine eigene Selbständigkeit und Eigenheit zu behaupten. Dagegen brachte diese Abschliefsung gegen den Norden sowie die günstige Lage am Mittelländischen Meere dieses Land in nähere Beziehungen zu Italien, dem Orient und zu Spanien, was der Ausbildung einer höheren Zivilisation sehr günstig war. So trennte sich der Süden des Frankenreiches ganz natürlich immer schärfer gegen den Norden ab. ‘Ein tiefer Gegensatz trennte die raffinierte Zivilisation des Südens und die allgemeine Verrohung des Nordens.’ (Kiener, *Verfassungsgeschichte der Provence,* Leipzig 1900, p. 48.) Mitten in den Zeiten schlimmster Verrohung erhielt sich auf diesem alten Kulturboden noch ‘ein Abglanz antiker Lebensart und antiker Sinnesweise’ (Kiener a. a. O.).

Diese höhere Kultur des Südens gegenüber dem Norden, die sich durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten hatte, die allen kulturgeschichtlichen Forschern geradezu als selbstverständliche Voraussetzung gilt, mufs aber hauptsächlich eine Kultur der Lebensführung und Gesittung, nicht eine Kultur der Gelehrsamkeit gewesen sein. Denn während vom 9. bis 12. Jahrhundert in Nordfrankreich, Deutschland und England Kloster- und Bischofsschulen entstanden, die von weittragender Bedeutung für die kulturellen Fortschritte dieser Länder wurden, hat Maitre in seinem Buche *Les Ecoles épiscopales et monastiques de l’occident,* Paris 1866, gezeigt, wie gerade der Süden an uns bekannten berühmten Kloster- und Bischofsschulen arm war. Erst im 11. Jahrhundert, dem Jahrhundert des allgemeinen Aufschwunges, treten die Diözesen von Poitiers, Angoulême, die Abteien Saint-Cyprien, Saint-Victor de Marseille, die Klöster Gellone, La Daurade mehr hervor, aber mit dem Norden konnte

der Süden an bedeutenden Schulen nicht wetteifern. *On ne peut s'empêcher de reconnaître que les principales écoles de l'occident ont appartenu au Nord de la Gaule* (Maitre p. 299). Aber deshalb braucht man nicht, wie auch Maitre zugibt, auf den Mangel aller Schulbildung in Südfrankreich zu schliefsen. Schulen gab es natürlich auch hier, nur sind wir nicht mehr über sie unterrichtet. Zwar erzählt der Chronist Adhemar von Chabannes: 'In Aquitanien gibt es keine Wissenschaften, niemand hat Bildung, und wenn jemand ein wenig Grammatik gelernt hat, so glaubt er ein Vergil zu sein' (Maitre p. 72). Trotzdem ist es noch nicht nötig anzunehmen, dafs nun der ganze Süden Frankreichs im Dunkel der Unwissenheit und Unbildung versunken sei. Hiergegen spricht schon die ganze Entwicklung des Landes. Der Schlufs, den wir aus diesen Tatsachen ziehen dürfen, ist der, dafs die geistliche Bildung Südfrankreichs nicht auf der hervorragenden Höhe des Nordens stand, dafs in geistlich-wissenschaftlicher Bildung hier nicht so viel geleistet wurde als anderswo. Aber ist die Höhe, auf der Klosterschulen stehen, ein Mafsstab für die Kultur eines ganzen Landes? Haben die Klosterschulen nicht da ihre gröfste Bedeutung erlangt, wo sie gegen Unkultur und Barbarei anzukämpfen hatten? Wäre am Ende nicht der umgekehrte Schlufs zu ziehen, dafs der Mangel an hervorragenden Schulen (nicht der Mangel an Schulen überhaupt) auf eine ziemlich hohe Kultur hinweist, der gegenüber die Schule hervorragende Taten nicht mehr zu leisten brauchte und deshalb erschlaffte? Das Beispiel Wilhelms V. von Aquitanien (990—1029), des Grofsvaters von Wilhelm IX., dem ersten Trobador, dessen hervorragende Bildung, dessen grofse Liebhaberei für Bücher uns bezeugt ist, zeigt, eine wie grofse Bildung sich die hohen adligen Laien in Südfrankreich aneignen konnten. Dafs aber die gelehrte geistliche Bildung nicht so stark hervortrat, wird wohl die Geburt der weltlichen Trobadorlyrik sehr erleichtert haben, der eine starke geistliche Gelehrsamkeit wohl nur hindernd in den Weg getreten wäre. Die Trobadordichtung ist eine Laiendichtung; ihr Entstehen mufs in erster Linie aus der Kultur der Laien begriffen werden. Und diese stand wohl, trotz dem Mangel uns bekannter berühmter Schulen, höher als die Kultur des grofsen Volkes im Norden. Noch immer sind Gelehrsamkeit und Kultur zweierlei, wenn sie auch noch so oft Hand in Hand gehen. Die Südfranzosen, vor dem Auftreten der ersten Trobadors, müssen ein an feinere Lebensführung und höhere Gesittung gewöhntes Volk gewesen sein. Gelehrsamkeit scheint dem Entstehen der provenzalischen Dichtung nicht hindernd im Wege gestanden zu haben. Der rationalistische Geist, der in Italien Jahrhunderte lang hemmend auf das Entstehen einer nationalen Dichtung ein-

gewirkt hatte, spielte hier keine herrschende Rolle. Hier in Südfrankreich scheint die Kultur jene glückliche Mischung erreicht zu haben, in welcher der Zustand roher Barbarei durch jahrhundertelange Traditionen überwunden ist, während anderseits die antike Überlieferung nicht mehr mit solcher Macht in der Erinnerung des Volkes lastet, dafs sie, wie in Italien, zu einem Hemmschuh wird, sondern bildend wirkt in der unbewufsten organischen Fortsetzung und Umsetzung alter, nie ganz untergegangener Kulturtraditionen. Wie glücklich Südfrankreich in der Umsetzung antiker Elemente war, die es bei sich vorfand, lehrt ein Blick auf die bildenden Künste. Zwischen 1060 und 1150 entstehen hier romanische Kirchen von hervorragender Schönheit: Saint-Trophime in Arles, Sainte-Croix in Montmajour, Notre-Dame des Doms in Avignon und andere mehr. In Anlehnung und Weiterentwicklung antiker Motive schufen Künstler des Languedoc und der Provence jene feinen Skulpturen, die sich besonders durch die Vornehmheit in der Haltung, die Regelmäfsigkeit in den Zügen, die Eleganz in den Kleidungen auszeichnen, wie wir sie noch in den Kirchen Saint-Trophime, Saint-Gilles und Moissac bewundern können.

Die allgemeinen kulturellen Bedingungen waren also dem Entstehen einer frühen vulgären Kunstdichtung in Südfrankreich überaus günstig, günstiger als in Italien, günstiger als im Norden. Aber aus den blofsen günstigen Voraussetzungen entsteht eine neue Literatur noch nicht. Sie wird erst durch Individuen geschaffen, die aus engeren speziellen Verhältnissen erwachsen sind, aus denen heraus sie, begünstigt durch die glücklichen allgemeinen Voraussetzungen, ihre Dichtungen schaffen. Daraus erklärt sich denn auch der Charakter der neuen Poesie.

Die gesellschaftliche Grundlage, aus der die Trobadordichtung erwuchs, war der Feudalstaat. Wo dieser sich zuerst am entschiedensten in seinen charakteristischen Eigenschaften ausbildete und zur Herrschaft kam, da konnte sich auch eine Dichtung, die diesen zur unmittelbaren Voraussetzung hat, zuerst entwickeln, wenn keine Hemmungen allgemein kultureller Natur dieser Entwicklung hindernd in den Weg traten. So braucht es uns nicht zu wundern, dafs wir in Südfrankreich zum erstenmal dem Phänomen des 'dichtenden Ritters' begegnen. Der Feudalstaat erklärt sein Auftreten und seinen Charakter, und wir werden sehen, wie gerade er besonders geeignet war, nach den Stürmen der Völkerwanderung und langen inneren Kämpfen zum erstenmal eine neue vulgäre Kunstpoesie zu schaffen. Um dies zu verstehen, müssen wir zunächst versuchen, uns ein allgemeines Bild zu machen von der Feudalherrschaft in Südfrankreich, deren Blüte in die Periode von 887 (Absetzung Karls des Dicken) bis 1180 (Tod Ludwigs VII.) fällt.

Südfrankreich ist der Geburtsort des Lehnswesens (Kiener S. 46). Hier machte sich zuerst der Wunsch nach einer tüchtigen Kavallerie geltend, als im 8. Jahrhundert das Fufsheer nicht mehr ausreichte, um die Einfälle der sarazenischen Reiterscharen rechts und links der Rhone abzuwehren. (H. Brunner: *Der Reiterdienst und die Anfänge des Lehnswesens,* 'Zeitschr. f. Rechtsgesch.' VIII, 1—38; 'Gesammelte Aufsätze', Stuttgart 1894). Aus der Provence wird auch das erste Lehen urkundlich bezeugt, ein Benefizium, das einem Vasallen verliehen ward. Ungefähr im Jahre 740 beraubte Ardingus Alemannus S. Victor eines Gutes 'und verlieh es seinem Vassen Adhisimbertus zum Benefizium' (*Adhisimberto suo vasso hoc beneficiavit,* Kiener S. 46). Rasch und kräftig entwickelte sich dann die Feudalität in der Provence und führte zu einer vielfältigen Zersplitterung des Landes und der Herrscherrechte. Die Gründe, welche Kiener für das schnelle Ausreifen des Feudalwesens gerade in der Provence angibt, sind folgende: die frühe Entstehung und ausschliefsliche Organisation des Ackerbaues im Kolonat, die andauernden Kämpfe mit den Sarazenen und die Aufteilung des herrenlosen Bodens unter die Vasallen nach Vertreibung des Feindes (S. 143).

Das, was das Wirtschaftsproblem der Provence vor allem von dem Nordfrankreichs und Deutschlands unterschieden hat, war das Fehlen eines Herrenlandes (Kiener S. 34). Der Besitzstand der Reichen bildete nicht ein zusammenhängendes Ganzes, sondern lag zerstreut; er setzte sich, wie in römischer Zeit, aus umherliegenden Villen und Höfen zusammen, ja sogar aus kleinen zersplitterten Einzelhufen (Fustel de Coulanges, *L'alleu et le domaine rural,* Paris 1889, p. 37). Nun bewirtschaftete der Herr aber sein Gebiet nicht selbst, sondern teilte es in kleine dienende Hufen (*colonica*) auf, die von einer oder mehreren Bauernfamilien bestellt wurden, die dafür bestimmte Abgaben zu entrichten hatten. Diese Bauern konnten entweder Hörige oder auch Pächter sein. Dabei war eine besondere Art von Vertrag der Complantus, der besonders bei Neuanlagen, beim Bau von Weinbergen, wobei hauptsächlich die persönliche Geschicklichkeit des einzelnen ausschlaggebend war, zur Anwendung kam. Dieser Pächter erhielt als Lohn die Hälfte des Ertrages zur Nutzniefsung, die aber ursprünglich nach ein bis drei Generationen wieder an den Herrn zurückfiel. Doch allmählich wurde nicht nur diese Nutzniefsung erblich, sondern sogar der Boden, auf dem sie beruhte, wurde zum Eigenbesitz überlassen. Wie Kiener S. 100 ff. ausführt, läfst sich diese Entwicklung auch anderwärts beobachten, doch ist sie in der Provence am frühesten, bereits um die Wende des 10. Jahrhunderts, zum Abschlufs gelangt. Vor allem wurde diese Entwicklung dadurch begünstigt, dafs nach Vertreibung der Sarazenen grofse Strecken Landes wüst

und öde dalagen, die so in den vollständigen und unabhängigen Besitz derer übergingen, die dieses Land neu zu bebauen hatten. Besonders aber wurde solches Land von dem Kriegsherrn als Entgelt für treu geleistete Dienste an seine Untergebenen abgegeben, zum Teil als Lehnsgenufs, zum Teil aber auch zu freiem Eigenbesitz. Manche mächtigen Vasallen warteten nicht einmal die Erlaubnis des Grafen ab und besetzten eigenmächtig weite Strecken. Die vielen Kämpfe verlangten ein besoldetes Heer, um sich wehrhaften Schutz zu schaffen; da aber das Geld fehlte, so mufste man eben mit Land lohnen, dessen Besitz allmählich erblich wurde und so der Vasallität eine grofse Unabhängigkeit sicherte. Ein Lehnsherr gab also einem seiner Untertanen, dem Vasallen, ein Stück seines Landes zum Lehen, wogegen dann der Vasall seinem Herrn Gehorsam und Kriegsfolge gelobte. Daraus entstehen nun unendliche Komplikationen, indem ein Vasall wieder Aftervasallen haben kann, indem ein Ritter Lehen von verschiedenen Herren zu gleicher Zeit haben kann, indem er hier Lehnsherr, dort Vasall ist usw. Auf jeden Fall: jede zentrale Gewalt wurde gebrochen, an ihre Stelle trat der freie Vertrag unter Hunderten von selbständigen Individuen. So entstand das mittelalterliche Rittertum, die Gemeinschaft freier Edelleute, die kampfeslustig und lebensfroh, fern von dem rationalistischen Geiste einer handeltreibenden Bürgerschaft, eines idealen Schwunges nicht entbehrten. Als diese Edelleute auf der Höhe ihrer Macht waren, vom Ertrag ihres eigenen Grund und Bodens in Überflufs und Reichtum unabhängig lebten, als sich aus dem Verkehr untereinander ihre Konventionen geformt hatten, da waren sie die einzig geeigneten Persönlichkeiten gegenüber einer objektiven Volksdichtung, gegenüber einer gelehrten geistlichen Poesie, eine individuelle, subjektive, höfische Kunst in heimischer Muttersprache zu schaffen. So entsteht die Lyrik der Trobadors aus den Konventionen des Feudalstaates heraus zuerst in dem Lande, in dem diese Staatsform sich zuerst und vor allem am entschiedensten herausgebildet hatte. Dann aber war es, eben durch die Ausdehnung dieses Feudalstaates über ganz Europa, auch dieser Poesie möglich, überall hinzudringen und ihren Einflufs geltend zu machen. Mit dem Zusammenbruch dieses Feudalstaates aber mufste auch diese Poesie zusammenbrechen, die nur in der Atmosphäre der Feudalherrschaft zu leben vermochte.

Nicht nur die rasche und frühe Entwicklung des Feudalstaates im Süden war mafsgebend für das frühe, tonangebende Auftreten der Trobadorpoesie. Auch die Intensität, mit der gerade in Südfrankreich das einzelne Individuum im Feudalstaate zur Geltung kommt, sowie noch andere Eigenarten in der Entwicklung, die in dem Charakter der Trobadordichtung zum Ausdruck kommen, waren von höchster Bedeutung. Zunächst

die auffallende Emanzipation des Individuums, die in Südfrankreich stärker war als irgendwo sonst.

Im Süden haben sich mehr Leute die Selbständigkeit bewahrt als im Norden (E. Chénon: *Etude sur l'hist. des alleux en France.* Kiener S. 102). Wir sehen bereits, wie sich aus dem Complantus mit ziemlicher Leichtigkeit vollständig unabhängige kleine Grundbesitzer entwickeln konnten. Diese Entwicklung des Complantus fiel dann mit dem Allodbesitz zusammen. Allodbesitz war der vollständig freie Besitz eines Landes, das der Herr einem seiner Getreuen zum Lohne geben mufste, da er ihn anders nicht bezahlen konnte. Nun war aber der gewöhnliche Gang der Dinge der, dafs diese freien Allodbesitzer zu schwach waren, um auf die Dauer ihre Selbständigkeit zu bewahren. Sie sahen sich, um nicht ganz unterzugehen, meistens gezwungen, sich an einen mächtigeren Herrn anzuschliefsen und in ein Lehnsverhältnis zu ihm zu treten. So waren schon gegen Ende der karolingischen Periode fast alle freien Männer zu Vasallen geworden, die Allodbesitze schwanden und wurden in Benefizien umgewandelt.

Von dieser Entwicklung macht nun der Süden eine ganz auffällige und charakteristische Ausnahme, die man bis heute noch nicht hinreichend zu erklären gewufst hat. Hier nämlich hat sich die Unabhängigkeit der freien Allodbesitzer bedeutend länger erhalten als sonst irgendwo, trotzdem hier die äufsere Lage gerade auf die entgegengesetzte Entwicklung zu drängen scheint. Hier wirkten in ganz besonders starkem Mafse die Ursachen, die nach allgemeiner Auffassung zur Entstehung und Verbreitung der Abhängigkeit geführt haben: die wirtschaftliche Not und die Ohnmacht des Staates waren in der Provence derart, dafs sie sehr häufig einen Eintritt in die Dienst- und Schutzherrschaft der Reichen veranlassen mufsten (Kiener S. 102). Die bessere und lebendigere Bewahrung des römischen Rechtes gerade im Süden mag dieser Erhaltung des Allodbesitzes günstig gewesen sein (Rambaud, *Histoire de la civilisation française,* Paris 1901. p. 124. Über andere Anschauungen E. Kiener S. 102 f.). Der Hauptgrund aber, weshalb diese Menschen zähe an ihrer Freiheit, an ihrer individuellen Eigenart und Selbständigkeit festhielten, wird wohl in dem Charakter des Volkes zu suchen sein. Es ist das derselbe Charakterzug, der uns in der Trobadordichtung im dunkeln Stile begegnet, der es verschmäht, Gemeinschaft mit der grofsen Masse zu haben, der um jeden Preis nach Eigenart und persönlicher Gestaltung drängt, der im Selbstbewufstsein seines Wertes das eigene freie Individuum mit allem Nachdruck zur Geltung zu bringen sucht.

Das Entstehen vieler einzelner durchaus selbständiger Individuen hatte in Südfrankreich den denkbar gröfsten Umfang

angenommen. Ich habe schon bei Betrachtung der geographischen Lage darauf hingewiesen, wie leicht es dem Süden sein konnte, sich von der Königsgewalt des Nordens vollständig zu trennen. Das trat auch ein. Hier im Süden wurde jede Zentralisation gesprengt. Der König hatte keine faktische Gewalt mehr über seine südlichen Provinzen. Kaum dafs er dem Namen nach noch anerkannt wurde. In Südfrankreich selbst bekämpften sich die Herzöge und Grafen gegenseitig auf das heftigste, besonders im 10. Jahrhundert, da jeder seine Selbständigkeit behaupten will und Suprematie über die anderen zu erlangen strebt. Inmitten dieser Kämpfe können wir zu Beginn des 11. Jahrhunderts vier hauptsächliche Herrschaften in Südfrankreich unterscheiden:

1) Das Herzogtum Aquitanien.
2) Das Herzogtum Gascogne.
3) Die Grafschaft Toulouse.
4) Die Grafschaft Barcelona.

Aber die Herren dieser vier, man kann sagen selbständigen Königreiche waren selbst nicht immer Herr über ihre eigenen Untertanen (cf. *Histoire de France,* herausg. von Ernest Lavisse T. II², wo diese Verhältnisse ausführlich dargelegt sind). Besonders in Aquitanien herrschte eine ganze Reihe mächtiger, geradezu selbständiger Vasallen. Da waren die Grafen von Nevers, Auvergne, Périgord, Angoulême, der Herr von Bourbon, die Vizegrafen von Limoges und Turenne, über die der Herzog von Aquitanien nur schwer Herrscherrechte ausüben konnte. Dazu kommen noch die Herren von Déols, Châteauroux, Issoudun, der Graf de la Marche und die Vizegrafen von Thouars und Châtellerault.

Auch in dem Herzogtum Gascogne hatten sich mächtige Vasallen entwickelt. An der Garonne die Vizegrafen von Bezaume, von Castillon, Frousac, Lomagne. In Armagnac die Grafen von Fézensac, Astarac, Armagnac und Pardiac. In den Pyrenäen der Vizegraf von Béarn, die Grafen von Bigorre, Aure, Comminges, Conserans, fast ganz selbständige Herren in ihren Bergen.

In der Grafschaft Toulouse waren die Grafen von Foix, Carcassonne, Rodez, die Vizegrafen von Albi, Nîmes, Narbonne, Agde, Béziers, Minerve mächtige Herren, deren Macht und Selbständigkeit keineswegs mit den mehr oder minder abhängigen Vasallen des Nordens verglichen werden kann. Hierzu kam noch seit Mitte des 11. Jahrhunderts die eigentliche Provence mit ihren Herrengeschlechtern. Hier im reinsten Süden war auch jeder Zusammenhang mit dem Könige gebrochen, und der Graf von Toulouse konnte sich als wirklicher König des Languedoc fühlen.

In dem Herzogtum Barcelona endlich herrschten die Grafen von Roussillon, Cerdagne, Bésalu, Ampurias, Urgel und Ausone. Neben diesen Herren, Grafen, Vizegrafen gab es gerade im Süden noch eine grofse Anzahl kleinerer Edelleute, die von alten gallo-romanischen oder gotischen Grundbesitzern abstammten, und die dem hohen Adel gegenüber mit allen Mitteln an ihrer Selbständigkeit festhielten (cf. Rambaud p. 241).

Schon aus dieser allgemeinen Übersicht kann man ersehen, in wieviele einzelne Teile das Land zersplittert war, wieviele einzelne Herrschaften entstanden waren, von denen jede stolz war auf ihre eigene individuelle Selbständigkeit. Die einzelnen Herren fühlten sich nicht als Untertanen, als grofse Masse, sondern jeder war ein eigener Wert für sich.

Auch der Geistlichkeit gegenüber hielt man sich im Süden selbständiger als irgendwo anders. Die Macht der Kirche war gering, und niemals erlangte sie über die weltlichen Herren die Gewalt, die sie in Deuschland und Nordfrankreich besafs. Im besten Fall standen die kirchlichen Würdenträger den laikalen Feudalherren gleichwertig gegenüber, sehr häufig aber waren die Bischöfe in grofser Abhängigkeit von den Grafen. Ganz besonders war dies in der eigentlichen Provence der Fall. Häufig gelangten hier Söhne der provenzalischen Herrschergeschlechter zum Episkopat, und ihnen mochten sehr häufig die nötige Selbständigkeit und auch der nötige Wille fehlen, um die Rechte ihres Stuhles gegen ihre Verwandten zu verteidigen. Die kirchlichen Berichte jener Zeit hallen wider von Klagen über Simonie, Unzucht der Bischöfe und rohe Vergewaltigung seitens der Grafen und ihrer Mannen. Die gräflichen Vasallen und Bischöfe hausten während des 11. Jahrhunderts im Episkopat von Sisteron, dafs dort auch nicht ein einziges Huhn zurückblieb (Kiener S. 146 ff). Ebenso machtlos war die Kirche in der Gascogne; in Aquitanien und Toulouse spielten die Bischöfe lediglich die Rolle mächtiger Vasallen. Auch in den sich in Südfrankreich am intensivsten ausdehnenden Ketzerbewegungen, von denen wir noch später zu reden haben werden, zeigt sich dieses selbständige Auftreten jeder kirchlichen Autorität gegenüber. Dafs diese Machtlosigkeit des Klerus dem Entstehen einer vulgären Literatur überaus günstig war, bedarf kaum noch der Hervorhebung. Zu gleicher Zeit war es aber auch dem Individuum, auf dem die Macht der Kirche nicht so schwer lastete, leichter, sich frei zu entfalten und der nivellierenden Tendenz der Kirche seine eigenen partikularistischen Tendenzen entgegenzusetzen.

Um das Bild eines in unzählige selbständige Einzelteile zersplitterten Landes zu vervollständigen, tritt nun in Südfrankreich noch die Entwicklung einer Reihe von Städten zu selb-

ständigen freien Munizipalwesen nach italienischem Vorbilde hinzu. Bereits Ende des 11. Jahrhunderts entwickeln sich hier mächtige kommunale Republiken, die im 12. Jahrhundert den Namen Konsulate führen, wie z. B. Marseille, Arles, Avignon, Narbonne, Béziers, deren Herrschaft zwar nicht sehr lange währte, die aber in ihrer Blütezeit genug Macht besafsen, um selbständig sogar gegen ihre eigenen Landesherren zu kämpfen und nach eigenem Gutdünken Bündnisse und Verträge mit französischen wie mit ausländischen Städten zu schliefsen. Nun mufste aber eine mächtige, freie handeltreibende Bürgerschaft mit ihrem rationalistischen, auf Erwerb gerichteten Sinn, wie es das Beispiel Italiens deutlich zeigt, dem mehr phantastischen, unter dem Banne gewisser Ideale stehenden Geiste des Rittertums, wie es sich z. B. in der Begeisterung der Kreuzzüge ausdrückt, feindlich gegenüberstehen, oder mufste zum mindesten ein schweres Gegengewicht dazu bilden. Die Entwicklung in Südfrankreich selbst lehrt uns, wie das Aufblühen einer mächtigen Bürgerschaft im umgekehrten Verhältnis zu einer Blüte der Ritterschaft steht. Hand in Hand mit dem Reicherwerden der Städte geht die Verarmung der Ritter, die zu stolz sind, sich als Kaufleute ihr Vermögen zu vergröfsern. Als gegen Ende des 12. Jahrhunderts diese handeltreibenden südfranzösischen Bürger zu höchster Macht und höchstem Reichtum gekommen waren, fing die Ritterschaft an zu sinken, Klagen der Trobadors über den Geiz der grofsen Herren, der in sonderbarem Gegensatz zu ihrer früheren Freigebigkeit stehe, setzen ein, und die Trobadordichtung selbst neigt ihrem Verfall entgegen.

Und trotzdem hat gerade diese Entwicklung einer mächtigen, reichen Bürgerschaft, die sich besonders im Süden früh schon durch hohe Kultur auszeichnete (Rambaud p. 255), höchst befruchtend auf die Entwicklung der Trobadorpoesie gewirkt. Gegen diese Bürgerschaft nämlich, wenigstens gegen die Patrizier unter ihnen, schlofs sich der südfranzösische Adel nicht etwa streng ab, sondern enge Beziehungen verbanden ihn mit seinen handeltreibenden Untertanen, die teilweise fast gleichwertig neben ihm auftraten. So war zwischen den reichen Bürgern und den adligen Herren hier im Süden keine so grofse soziale Kluft als anderswo, ohne dafs deshalb eine Vermischung beider Schichten einzutreten brauchte. Im Gegenteil, vermöge ihrer beiderseitigen selbständigen Stellung vermochten sie leichter Verkehr miteinander zu pflegen, als wenn die Bürger nur als Untertanen vor ihrem Herrn gezittert hätten und der Herr in ihnen nur unebenbürtiges Volk gesehen hätte. '*Le midi de la France, baigné par la Méditerranée, en relations constantes avec l'Italie et l'Orient, n'avait jamais cessé d'être commerçant et riche. La haute bourgeoisie touchait presque à la noblesse.*

Les seigneurs eux-mêmes avaient d'autres mœurs que dans le Nord; ils n'avaient pas abandonné aussi complètement le séjour des villes pour celui des châteaux' schreibt Rambaud (S. 240). Diese Beziehungen des hohen Adels zu der Bürgerschaft waren nun äusserst segensreich für das erste Entstehen der neuen Dichtungsart. Der Gesang der niederen Bänkelsänger und Spielleute gelangt so bis in die hohen Kreise, die Lust, Zeit und Mufse haben, sich auch dichterisch zu betätigen. Nur aus dem Zusammenhange mit seinen Untertanen, mit den Bürgern, läfst es sich erklären, dafs Herren von hohem Adel, ja selbst regierende Fürsten in vulgärer Sprache profan gedichtet haben. Während die Bänkelsänger im niederen Volke bleiben, adelt der Trobador seinen Gesang, indem er ihn mit dem Gedankenkreise seiner Gesellschaft ausfüllt und immer feiner weiterbildet. Aber aus dem Zusammenhang mit dem Volke mufs er geschöpft haben, künstlich konstruiert kann seine Poesie nicht sein. In volkstümliche Elemente werden gesellschaftliche Konventionen verwoben, in die objektive Darstellung des Spielmannes kommt die subjektive Individualität des Kunstdichters, und roher Scherz wird abgelöst durch geistreichen Witz. Wilhelm IX. von Poitiers, der erste Trobador, taucht vor unseren Blicken auf.

Hiermit wären wir am Ziel, das erste Auftreten der Trobadors aus den geistigen und sozialen Strömungen ihrer Zeit und ihres Landes zu erklären, wenn wir nicht noch einem schweren Einwande zu begegnen hätten. Wie kommt es, dafs eine religiöse Sekte, die weltabgewandt und kunstfeindlich ihre asketische Stimme gegen die Lust am Leben erhob, gerade in dem Lande die weiteste und intensivste Verbreitung fand, in dem die Minnelieder der Trobadors erschallten? dafs dort die Predigt der Askese und Enthaltsamkeit am begierigsten aufgenommen wurde, wo die Ritter von Waffen und Liebe sangen? Zerfällt dies Land in zwei verschiedene Völkerschaften, oder wie läfst sich sonst dieser grelle Widerspruch erklären? Wer das Leben in seiner reichen Mannigfaltigkeit begreifen will, dem wird beides bald nicht mehr so unvereinbar erscheinen, als wie es im ersten Augenblick den Anschein hat. Ja, wir werden sehen, wie gerade die religiöse Bewegung der Katharer in Südfrankreich den gleichen Grundtendenzen entsprungen ist, aus denen wir das Entstehen der Trobadorpoesie zu begreifen haben. So kann auch die Betrachtung dieser religiösen Bewegung noch ergänzend hinzutreten, um den Geist zu verstehen, aus dem heraus die Trobadordichtung entstanden ist.

Von den religiösen Bewegungen, die in Südfrankreich sehr intensive Ausbreitung fanden, interessiert uns hier vor allem die der Katharer, weniger die der Waldenser, die erst viel später zum Ausbruch gekommen ist (cf. Tocco: *L'eresia nel medio*

evo. Firenze 1884). Diese Sekte — von Italien kommend — dehnte sich am weitesten und intensivsten in Südfrankreich aus. Später, wenn auch nicht in dem Mafse, verbreitete sie sich im Norden, vor allem in der Champagne und in Flandern. Man hat hier auf interessante Beziehungen aufmerksam gemacht, dafs sich die heterodoxen Elemente besonders gern in solchen Gegenden ausbreiteten, die eine höhere Kultur besitzen, in denen rege Handelsbeziehungen herrschen und infolgedessen Wohlhabenheit entstanden ist. So schreibt die *Hist. de France* III p. 305, nachdem sie die Ketzerbewegungen des Südens besprochen hat und zu denen des Nordens übergegangen ist: *Les pays les plus riches, les plus commerçants, les plus ouverts à la culture intellectuelle, la Flandre et la Champagne, sont précisément ceux où les doctrines hétérodoxes se propageaient le plus aisément.*

Die Entwicklung freier Städte und die ersten gröfseren Ketzerbewegungen fallen zusammen und scheinen in Beziehung zueinander zu stehen. Mit dem Entstehen einer freien, selbständigen, reichen Bürgerschaft machen sich auch freie, selbständige Gedanken und Ideen geltend, die zu Konflikten mit der Kirche führen. Auch hier erkennen wir also den Geist, der zur Entwicklung einer individuellen subjektiven Kunstlyrik zu führen imstande war. Und dafs die Ketzerbewegungen gerade in Südfrankreich mit solcher Intensität Verbreitung fanden, zeigt eben wieder, dafs dieser revolutionäre freie Geist, der sich auflehnt gegen alle nivellierenden Tendenzen und selbständig zu denken sucht, eben hier in dem heifsen Blute dieser Bevölkerung besonders scharf ausgeprägt war. Man kann die Machtlosigkeit des Klerus, die Machtlosigkeit der Staatsgewalt im Süden zugunsten der Ketzereien anrufen, aber eben dieses Sich-nicht-beherrschen-lassen-wollen von anderen, dieses Pochen auf die eigene freie Selbständigkeit, um deren Erhaltung willen man kämpft und selbst leidet, zeigen immer wieder nur neue Ausdrucksformen desselben Phänomens.

Die Lehre der Katharer mufste nun aufserdem einem Volke, das über eine reiche Phantasie verfügte und Neigungen zu Mystizismus hatte, besonders gefallen. Die Lehre vom Dualismus von Gut und Böse, der Teufel als Erschaffer der sichtbaren Materie, der Glaube an die Seelenwanderung und vor allem an die bösen Geister, die überall den Menschen auflauern, um ihnen Unheil zu bringen — alles dies mochte mächtig auf die Einbildungskraft des Volkes wirken, alte heidnische Erinnerungen wachrufen und den Aberglauben bestärken. Solch alte Erinnerungen hatten wohl noch stark gerade bei den Südfranzosen gewirkt. So berichtet der Chronist Peter von Vaux-Cernai in diesem Zusammenhange, dafs alle Leute der Gascogne *stultissimi homines terrae illius* wären (*Hist. de France* III, p. 305). Diese starke

Einbildungskraft des Volkes hat zweifellos auch auf die Trobadorpoesie eingewirkt, ihr vielleicht erst die nötige Kraft und Stärke gegeben, sich zu formen. Inwiefern Neigungen zur Mystik mit dem dunklen Stil der Provenzalen in Verbindung stehen, bedürfte erst einer Untersuchung. Dieser Hang zu dunklen Vorstellungen (womit freilich der Begriff der Mystik nicht erschöpft ist; religiöse Lyrik fehlt uns leider in der frühen Zeit) kann sehr leicht in dem dunklen Stile eine unbewufste Ausdrucksweise gefunden haben. Hier sind vielleicht Beziehungen aufzudecken, die uns das Grübelnde, Komplizierte, oft Gequälte dieser propenzalischen Minnelyrik, die nicht leicht geniefst, sondern eher sich selbst verzehrt, begreiflicher machen könnten.

Aus der selbständigen Opposition gegen die Kirche entspringt die Bedeutung, die dem Individuum zugesprochen wird, indem der verderbten Geistlichkeit das einzelne gute Individuum als befähigter zum Priesteramte entgegengesetzt wird. Das selbständige Zurückgehen zu den Urquellen des Neuen Testaments, das Bedürfnis einer Reinigung der Religion und Rückkehr zum primitiven Zustande, sind Forderungen, die einem selbständigen Nachdenken entspringen, das die Unangemessenheit zwischen dem, was sein soll, und dem, was ist, erkannt hat, das sich auflehnt gegen die blinde Autorität und die eigene Erkenntnis als das Bestimmende in die Wagschale wirft.

Jetzt steht die religiöse Sekte der Katharer nicht mehr im Widerspruch zu dem Entstehen der lebensfreudigen Trobadorpoesie, so verschieden sich beide auch entwickelt haben. Hierin erkennen wir aber die Mannigfaltigkeit des Lebens. Wir wollen den Reichtum dieses Lebens nicht verkümmern, den üppigen Baum nicht zustutzen und beschneiden, sondern im Gegenteil zeigen, wie aus dem Leben heraus Leben erwächst.

Heidelberg. Dr. Hans Kinkel.

Molières Tartuffe
und die Compagnie du Saint-Sacrement.

Das Buch von Raoul Allier *La Cabale des dévots* (Paris 1902) brachte neues Material über die Veranlassung und Bedeutung des Tartuffe und kam zu dem scheinbar neuen Schlusse: der Tartuffe ist im wesentlichen gegen die Compagnie du Saint-Sacrement gerichtet. Dies neue Resultat ist aber, wie wenigen bekannt sein dürfte, bereits in einer deutschen Molière-Biographie vom Jahre 1887 ausgesprochen, die wenig beachtet geblieben ist, nämlich in der des Jesuitenpaters W. Kreiten, der hierfür Anerkennung um so mehr verdient, als er die von Allier ausgebeuteten Annalen der genannten Compagnie du Saint-Sacrement höchstens in einem Auszuge kennen konnte, der 1884 in der Zeitschrift *Le Règne de Jésus-Christ* erschienen war, den er aber nicht zitiert. Kreiten weifs bereits, dafs Mesnard sich täuscht, wenn dieser behauptet, es sei nicht erwiesen, dafs der Ausdruck *dévot* im 17. Jahrhundert einen speziellen Sinn gehabt habe, und er identifiziert bereits wie Allier *La Cabale des dévots* mit der neu entdeckten *Compagnie du Saint-Sacrement.* Ihm gebührt also auch das Verdienst, zuerst die früher unbeachtet gebliebene Beziehung dieser Gesellschaft zum Tartuffe nachgewiesen zu haben. Heute ist diese Beziehung durch Alliers Buch bestätigt und unter anderem auch durch die neueste, treffliche, besonnene Molière-Biographie von E. Rigal (1908) anerkannt, ja Baake geht in seinem Programm *Molière et les Tartuffes de son temps* (Halle 1908) so weit, dafs er mit den Worten schliefst: *Après la découverte des Annales de la Compagnie du Saint-Sacrement la question du Tartuffe a cessé d'exister.* Wenn dies nun auch zu weit geht — denn die Frage, wieweit der Tartuffe Jesuiten oder Jansenisten oder gar die wahren Frommen und die Religion treffen sollte, wird, wie Brunetières Aufsatz *La philosophie de Molière* vom Jahre 1890 beweist, noch lange nicht verstummen; aufserdem ist kein Zeugnis zutage getreten, das einen direkten Beweis lieferte, dafs Molière die Existenz der Compagnie kannte: wenn also auch die Tartuffe-Frage immer noch in manchen Beziehungen offen bleibt, so sind wir ihrer Lösung durch Kreiten und Allier doch wieder etwas näher gekommen, und die folgenden Ausführungen sollen einen Überblick geben über

das, was durch diese neuen Tartuffe-Forschungen zutage getreten ist.

Zunächst: Was war die Compagnie du Saint-Sacrement, die Sakramentsgesellschaft? und noch vorher: Wie ist sie mehr als zweihundert Jahre nach ihrer Vernichtung zu unserer Kenntnis gelangt? Hierüber gibt Allier Aufschlufs in der Einleitung seines Buches.

Die 1627 von einem Herzog von Ventadour gegründete und 1666 aufgelöste Gesellschaft du Saint-Sacrement, die ihre Zweiggesellschaften in ganz Frankreich hatte, war eine geheime Gesellschaft, die ihr Geheimnis so streng wie möglich wahrte. Aus Klugheit wurden die Archive der Pariser Gesellschaft zum Teil vernichtet, aber ihr Geschichtschreiber hatte die später vernichteten Papiere noch vor sich, als er gegen Ende des 17. Jahrhunderts seine *Annales de la Compagnie du Saint-Sacrement* abfafste. Es war der 1700 gestorbene Graf René d'Argenson. Sein Manuskript wurde etwa im Anfange der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts von einem Jesuitenpater Le Lasseur auf der Bibliothèque nationale entdeckt und 1900 von dem Benediktiner Beauchet-Filleau herausgegeben, nachdem einige Mitteilungen daraus in Zeitschriften erschienen waren.

Raoul Allier hat nun nach dieser Publikation und nach vielen meist ungedruckten Papieren der Gesellschaft, die noch in den Archiven der Provinzen zerstreut sind, unter Mitwirkung zahlreicher Archivare, eine Darstellung der Geschichte der Gesellschaft unter dem Titel *La Cabale des dévots* (Paris, 1902) auf 448 Seiten gegeben. Leider geht er nicht in chronologischer Ordnung vor, sondern er teilt seinen Gegenstand nach den verschiedenen Äufserungen der Tätigkeit der Gesellschaft ein, was oft den Zusammenhang zerstört und den Überblick erschwert. Uns interessiert natürlich hier vor allem sein Kapitel über den Tartuffe und seine Beziehungen zu der Cabale, aber wir müssen doch auch kurz den Charakter der *Cabale des dévots,* d. h. der Compagnie du Saint-Sacrement, betrachten.

Die Sakraments-Gesellschaft war eine Art von geheimem Komitee der öffentlichen Moral. Sie wollte das Reich Christi auf Erden fördern, indem sie alles Gute unterstützte, alles Böse ausrottete — gewifs ein guter Zweck. Sie wollte zum Ruhme Gottes das heilige Sakrament zu Ehren bringen, daher der Name. Alle Werke der christlichen Caritas gehörten in ihr Bereich: die Sorge für Kranke, Waisen, Arme, Gefangene, Bettler, Vagabunden, für alle Arten von Elenden, aber nur unter der Bedingung, dafs diese das heilige Sakrament anerkannten — und das Abendmahl nahmen; Gründung von Asylen, Schulen, Arbeitshäusern, kurz Werke der inneren Mission. Zu diesem Werke hielt man besonders Laien für geeignet, doch wurden auch Geist-

liche, sogar Bischöfe aufgenommen, nur keine solchen Geistlichen, die, wie besonders die Mönche, abhängig waren und ihren Oberen Rechenschaft ablegen mufsten. Denn die Tätigkeit der Gesellschaft sollte geheim bleiben. Als eine heilige Feme der öffentlichen Moral, als unsichtbarer Moralgerichtshof wollte sie das Interesse Gottes vertreten und alle Zweige des öffentlichen Lebens lenken, Justiz, Verwaltung, Hof, Kirche, Polizei, und auch das Privatleben beaufsichtigen, die Mifsbräuche aufdecken und abstellen, mit Hilfe eines durch freiwillige Gaben reicher Mitglieder zusammengebrachten Vermögens. Die Mitglieder hatten die Pflicht, alle Übertreter der kirchlichen Vorschriften zu denunzieren, auch Ketzer und Hugenotten, Duellanten und Ausschweifende, ja Geistliche und Beichtväter, die nach ihrer Ansicht nicht richtig ihres Amtes walteten.

So wurde die Gesellschaft allmählich zur geistlichen Geheimpolizei, zum spionierenden Detektiv-Institut, das in die Rechte der Justiz eingriff, auch in die Rechte der Geistlichkeit wie in die der weltlichen Polizei. Im Jahre 1658 verbot daher der Generalstaatsprokurator alle Versammlungen nicht genehmigter Gesellschaften mit Beziehung auf die von ihm freilich nicht namhaft gemachte Gesellschaft du Saint-Sacrement, weil diese Frauen und Mädchen entführen und ins Kloster stecken liefs, ohne das Gericht zu Hilfe zu nehmen, und so den Familienfrieden störte. Mazarin ahnte die Existenz der Gesellschaft in dem Widerstand einiger Mitglieder seines 'Gewissensrats', sie wurde ihm bestätigt; er kann solche geheimen Gesellschaften nicht dulden, aber wiederum wird, da die gewarnte Gesellschaft sich allen Nachsuchungen zu entziehen weifs, da die Königinmutter Anne d'Autriche für sie spricht, und andere hohe Herren, wie z. B. der Präsident von Lamoignon, zu ihren Mitgliedern gehören — wiederum wird nur ein allgemeines Verbot gegen geheime Gesellschaften erlassen, ohne die Compagnie du Saint-Sacrement namhaft zu machen (1660). So besteht die Pariser Gesellschaft trotz aller Verfolgungen im geheimen weiter, bis sie endlich 1665 oder 1666, auch von Colbert als staatsgefährlich verfolgt und mehrfach denunziert, selbst beschliefst, zunächt keine Versammlungen mehr zu halten, und sich so zu freiwilligem Tode verdammt, einem Tode, der zum Teil freilich nur ein Scheintod war, da unter anderen Namen Teile der Gesellschaft noch fortzubestehen suchten. Doch verliert sich die Geschichte dieser Gesellschaften wie derjenigen in der Provinz im Dunkeln, so dafs es, wie Allier am Schlufs seines Buches sagt, unmöglich ist, ihr Ende genau zu bestimmen, besonders auch da D'Argensons *Annalen* um diese Zeit schliefsen.

Schon aus dieser ganz allgemein gehaltenen kurzen Charakteristik ersieht man die Beziehungen zwischen Molières Tar-

tuffe und der Compagnie du Saint-Sacrement. Tartuffe sagt sofort bei seinem Auftreten, dafs er zu den Gefangenen gehen wolle, Tartuffe mischt sich in die Familienangelegenheiten als *directeur de conscience* und will die Gattin beim Gatten denunzieren, angebliche Mifsbräuche abstellen und das Familienleben angeblich heiligen. Die Ziele der Gesellschaft entsprechen also genau den zur Schau getragenen Zielen Tartuffes, der allgemeine Charakter der Gesellschaft entspricht dem von Tartuffe geheuchelten Charakter. Und auch im einzelnen finden sich noch manche Beziehungen zwischen Tartuffe und den *Annales de la Compagnie.* Tartuffes zweites Wort zu Dorine bei Überreichung des Taschentuchs: 'Bedecke deinen Busen', stimmt überein mit der Aufforderung der Gesellschaft an die Beichtväter: sie möchten die nackten Hälse nicht dulden. Wenn Orgon dem Tartuffe eine Kassette mit geheimen, staatsgefährlichen Papieren übergibt, um eventuell sagen zu können, er habe sie nicht, so findet sich solches Verfahren empfohlen in der Instruktion der Compagnie an ihre Filialen in der Provinz, wo es heifst: 'Jede Gesellschaft soll eine Kiste für ihre Protokolle und Papiere haben. Darauf soll eine Aufschrift angebracht sein: "Diese Kiste und ihr Inhalt gehören Herrn N. N., der den Schlüssel dazu hat und der sie mir zur Verwahrung übergeben hat".'

Nach allen diesen Beziehungen ist es keinem Zweifel unterworfen, dafs Molière beim Tartuffe an die Compagnie du Saint-Sacrement gedacht haben k a n n. Die weitere Frage ist die: ob er an sie gedacht haben m u f s. Diese Frage möchte ich kurz verneinen mit dem Hinweis darauf, dafs alle die auf die Compagnie passenden Züge auch aufserhalb derselben beobachtet werden konnten, und dafs wir ein direktes Zeugnis von Molière selbst nicht haben. Dagegen wird die Frage, ob Molière an die Gesellschaft gedacht h a t, mit aller Wahrscheinlichkeit bejaht werden müssen, und zwar aus folgenden Gründen.

Wenn Molière nirgends die Gesellschaft du Saint-Sacrement mit Namen nennt, auch in seinen *Placets* nicht, so spricht er doch viermal von der *Cabale* als einem Bunde, einer Vereinigung. Cléante sagt im Tartuffe von ihr: 'Sie bringt es fertig, die Menschen unter nichtigen Vorwänden in ein übles Labyrinth zu verstricken, mit heiligem Schwert zu ermorden. Die wahren Frommen machen keine *cabale,* keine *intrigue.*'

Points de cabale en eux, point d'intrigues à suivre. Und Dom Juan sagt am Schlufs, als er zum Heuchler wird: 'Wenn ich entdeckt werde, wird die ganze *Cabale* für mich eintreten.' Im zweiten Placet von 1667 sagt Molière selbst, dafs nach der zweiten Tartuffe-Vorstellung die *Cabale* sich wieder erhoben habe.

In Mazarins Korrespondenz mit Colbert spielt die *Cabale des dévots* in den Jahren 1658—60 eine grofse Rolle, und mit

diesem Namen wurde eben die *Compagnie du Saint-Sacrement* gewöhnlich bezeichnet. So belehrt uns Allier, er kann aber merkwürdigerweise nur zwei direkte Zeugnisse dafür anführen, aus denen mit Sicherheit die Identität der *Cabale* oder *Secte des dévots* mit der Compagnie du Saint-Sacrement hervorgeht, eines aus den Memoiren des Jesuitenpaters Rapin und das andere aus den Briefen des bekannten Arztes Guy Patin.

Rapin nennt als Mitglieder der *Secte des dévots* gerade solche, die durch die *Annales de la Compagnie* als deren Mitglieder festgestellt sind, und Guy Patin nennt unterm 28. September 1660 ausdrücklich die 'Congrégation du Saint-Sacrement' die 'cabale', die nun entdeckt und verboten sei. Man versteht nicht, wie diese Stelle Despois-Mesnard entgehen konnte, der doch Guy Patin öfters zitiert. Auch die andere Stelle ist noch nicht in Mesnards Ausgabe zu finden, weder in der 'Notice' über den Tartuffe (1878) noch in der über Molière (1889), doch wird sie bereits von Kreiten 1887 zitiert.

Zu diesen direkten Beweisen kommen noch mehrere indirekte. Die wesentlichsten Gegner Molières im Kampf um den Tartuffe gehörten nachweislich der Compagnie du Saint-Sacrement an, und die Compagnie hat, wie die *Annales* nun klarstellen, nachweislich den Tartuffe verfolgt, sogar schon vor der ersten Aufführung, wenn Alliers nach D'Argensons *Annales* gegebenen Daten richtig sind. Die erste Aufführung der drei ersten Akte fand bekanntlich bei dem grofsen Maifeste 1664 in Versailles statt, und am vorausgehenden 17. April sprach die Compagnie bereits in ihrer Sitzung davon, wie man die Unterdrückung dieser boshaften Komödie 'Tartuffe' erlangen könne. *Chacun se chargea d'en parler à ses amis qui avaient quelque crédit à la cour pour empêcher la représentation.* Am 27. Mai konnte die Versammlung der Compagnie bereits mit Genugtuung vernehmen, dafs der König infolge der Vorstellungen des Erzbischofs von Paris, Hardouin de Péréfixe, den Tartuffe 'absolut verboten' habe.

Die Tatsache ist ja bekannt. Die Urheber des Verbots nennt Molière bekanntlich im ersten Placet *les Tartuffes* und *les originaux, qui ont fait supprimer la copie;* Brossette nennt sie in einer oft zitierten Stelle *les ennemis de Molière et surtout la cabale des dévots.* Dafs diese nun nichts anderes als die Compagnie du Saint-Sacrement ist, geht aus Alliers Zusammenstellung der Dokumente wieder deutlich hervor zur Bestätigung des neuen Resultats.

Molière wufste, wie Brossette berichtet, genau, dafs der Erzbischof sein gefährlichster Gegner war, warum sollte er nicht auch die Compagnie du Saint-Sacrement gekannt und als die *cabale des dévots* bezeichnet haben, wie Brossette und Guy Patin?

Dazu kommt: Molières gefährlichster Gegner, der Curé de St-Barthélemy, Pierre Roullé, der in seinem wütenden Pamphlet *Le Roi glorieux au monde* vom Juli oder August 1664 Molière zum Feuertode verdammt haben möchte, ist Mitglied der Compagnie. Allem Anschein nach hat Roullé, wie schon Despois-Mesnard herausfanden, vom König seiner Schrift wegen eine Rüge bekommen. Und möglicherweise ist hierdurch begründet, dafs die Compagnie im September beschlofs, nichts mehr gegen den Tartuffe schreiben zu lassen: *de faire exhorter une personne de capacité de ne rien écrire contre la comédie de Tartuffe, et l'on dit qu'il valait mieux l'oublier que de l'attaquer, de peur d'obliger l'auteur à la défendre.*

Endlich war ein eifriges Mitglied der Compagnie der bekannte Gerichtspräsident de Lamoignon, der den Tartuffe nach der ersten öffentlichen Aufführung im Palais Royal, 5. August 1667, verbot, und von dem es deshalb hiefs: *Mr le président ne veut pas qu'on le joue.* Der unbekannte Verfasser dieses Bonmots war jedenfalls über Lamoignons Zugehörigkeit zur Cabale besser unterrichtet, als die allzu skeptische Molière-Forschung des 19. Jahrhunderts, die nun durch die neue Entdeckung der *Annales* wieder korrigiert werden mufs.

Ich erinnere an die Situation. Der König war in Flandern. Molière versichert, von ihm die Erlaubnis zur Aufführung erhalten zu haben. Da greift der Oberpräsident des Gerichtshofs ein und verhindert weitere Aufführungen in Abwesenheit des Königs, der ihn, wie er behauptet, mit besonderen Vollmachten ausgerüstet hat. In diesem Falle hat er aber allem Anschein nach als Mitglied der Compagnie gehandelt, wenn er es wagte, eine freilich nicht schriftlich gegebene Erlaubnis des Königs zu mifsachten. Denn nach den Untersuchungen von Clément (*La Police sous Louis XIV.*) hatte Lamoignon kein Recht zum Einschreiten, was die Sache des mit der Theaterzensur betrauten Polizeileutnants La Reynie gewesen wäre.

Jedenfalls spricht nach allen diesen neuen Dokumenten alle Wahrscheinlichkeit dafür, dafs der Tartuffe unter anderen gegen die Compagnie du Saint-Sacrement gerichtet ist, ob Molière sie nun unter ihrem geheimen wahren Namen oder nur unter ihrem Spitznamen *La Cabale des dévots* gekannt hat.

In Verbindung mit diesem, meines Wissens zuerst von Kreiten aufgedeckten Resultat sind nun verschiedene andere Tartuffe-Fragen von neuem nachzuprüfen.

Zunächst die alte Streitfrage, ob auch die Jansenisten oder die Jesuiten oder gar beide getroffen sein sollten. Ich habe seinerzeit in meiner Tartuffe-Monographie (1881) auf Grund der ganzen Literatur mir ein Urteil zu bilden gesucht, und habe ähnlich wie viele andere, die den Gegenstand behandelten, ge-

funden: die Jesuiten sind besonders getroffen, aber auch Jansenisten und Illuminaten sind nebenbei in einigen Zügen gegeifselt.

Dies Urteil möchte ich aufrechterhalten mit vielen anderen Molièristen und gegen Kreiten, den Jesuiten, der mir in seiner Molière-Biographie vom Jahre 1887 ein objektives Urteil über die Jesuiten abspricht und — er zitiert mich etwa dreifsigmal — sich besonders gegen mich wendet. Glaubt der Herr Jesuitenpater wirklich, objektiver als ich über die Jesuiten urteilen zu können? Wenn er es glaubt, so irrt er sich meines Erachtens gründlich, wie ich jetzt ihm bei dieser Gelegenheit nachweisen möchte.

Kreiten kommt mit scheinbar logischen Gründen zu seinem Satz: ‘Also ein Typus des Jesuiten im 17. Jahrhundert ist der Tartuffe Molières nicht.’ Er eskamotiert das Jesuitische einfach heraus mit folgendem Satz: ‘Es ist seltsam. Die meisten Kommentatoren, welche den Tartuffe als gegen den Jesuitismus gerichtet darstellen, führen zum Beweise dessen an, dafs sich in einzelnen Büchern der Jesuiten ähnliche Ausdrücke wie im Tartuffe finden, dafs Pascal in seinen Provinzialbriefen den Jesuiten gerade die Grundsätze zuschreibt, durch welche Tartuffe seine Handlungsweise rechtfertigt. Bei dem allem aber vergessen diese Schriftsteller die Hauptsache: Tartuffe ist äufserlich Rigorist ... Die Jesuiten werden nicht wegen ihres Rigorismus, sondern wegen ihrer laxen Moral verschrien.’

Also was Tartuffe äufserlich ist ist für Kreiten mafsgebend, die wirklich laxe Moral des Tartuffe wird als nicht vorhanden betrachtet, die Jesuitentheorie von der *direction d'intention,* mit der Tartuffe seinen Verführungsversuch einer tugendhaften Frau rechtfertigt — alles dies wird mit dem zitierten Satz einfach abgetan, als ob es nicht da wäre, und das ist doch der Kernpunkt des ganzen Stücks. Mag Tartuffe äufserlich Rigorist sein und daher in dieser Eigenschaft auch jansenistische Züge an sich tragen, im Inneren ist er Jesuit, mag Kreiten sagen, was er will; denn Tartuffe findet sich bei jeder Sünde leicht mit dem Himmel ab: *Il est avec le ciel des accommodements.*

Wir kommen nun zu der Frage, inwiefern Molière die Religion selbst im Tartuffe angreift.

Viel ist darüber geschrieben worden von den verschiedensten Seiten. Die Lösung der Frage hängt von dem Standpunkt des Betrachtenden ab, von dem, was er für Religion hält. Daher ist auch ein endgültiges objektives Urteil nicht zu erzielen. Wie früher Louis Veuillot vom orthodoxen katholischen Standpunkt Tartuffe herunterrifs, so hat es neuerdings Brunetière getan. Er zeiht Molière der Lüge, wenn dieser sage: er wolle die Religion nicht angreifen. Molière sei der gefährlichste Feind der Kirche,

wie schon der gelehrte Baillet 1686 gesagt habe; Molière wolle nichts vom Kampf gegen den Naturtrieb wissen, seine Hauptlehre sei: der Natur folgen. Er wolle die Moral von der Religion trennen, er habe nie etwas Edles und Hohes gelehrt; Cléantes *Apologie der wahren Frommen* sei nicht seine wahre Meinung, sondern nur eine Lockspeise für das Parterre, und dergleichen mehr.

Nicht alles, was hier gesagt wird, ist unrichtig, aber doch vieles. Ich habe die Frage eingehend behandelt in meiner Tartuffe-Monographie (1881) und mit anderen damals gefunden, um es kurz zusammenzufassen: Molière war zweifellos kein orthodoxer Katholik, sondern ein Freigeist, der von Bufsübungen, Asketik, Weltverachtung und dergleichen nichts wissen wollte, der aber doch noch an kirchlichen Gebräuchen, wie an dem Abendmahl, festhielt, und dessen Aufrichtigkeit in seinen Beteuerungen, dafs er die wahre Religiosität nicht angreifen wolle, nicht in Zweifel gezogen zu werden braucht, weder in den Plazets noch in den Reden Cléantes. — Rigal, der in seiner trefflichen neuen Biographie Brunetière antwortet, fafst sein Urteil vorurteilslos zusammen: 'Molière hat sicherlich der Religion nicht dienen wollen, er hat sie aber auch nicht angreifen wollen. Er hatte nur im Sinn, seines Amtes als komischer Dichter zu walten; das hat er mit aller geistigen Freiheit getan, und seine Reden schmecken nach Freigeisterei, wie Orgon sagen würde.'

In diesem Urteil ist freilich der Begriff 'Religion' nicht näher definiert, und so läfst sich darüber auch weiter streiten. Man kann den Satz auch umkehren und sagen: Molière hat alles, was er in der Religion für verkehrt hielt, angreifen wollen, und er wollte dem dienen, was er für wahre Religion hielt, nämlich einem guten Lebenswandel. Aber er hat sicher vor allen Dingen ein Lustspiel schreiben und darin den Heuchler charakterisieren wollen. Wie vortrefflich ihm dies gelungen ist, mit aller Rücksicht auf die wahren Frommen, dafür kenne ich kein schöneres Zeugnis als das des Jesuiten Kreiten, der zwar den Tartuffe für ein Tendenzstück traurigster und verderblichster Art hält, der aber meint, dafs es nur durch andere dazu geworden sei, und zufügt: 'Ebenso sicher aber ist es auch, dafs ein christlich frommer Leser, welcher ohne Kenntnis der Umstände, Kommentare und Streitigkeiten das Stück selbst liest und aus sich heraus verstehen will, sich wohl an der einen oder anderen Freiheit stofsen, im allgemeinen aber durchaus nichts Gefährliches, Glaubensfeindliches oder die Frömmigkeit Verhöhnendes in der Komödie finden wird. Er wird eben den Heuchler als Heuchler erkennen und verachten.'

Dies Zeugnis eines orthodoxen Katholiken verdient gegen Brunetière ganz besonders hervorgehoben zu werden.

Wenn wir hiermit die Frage, inwieweit Molière die Religion selbst angegriffen habe, verlassen, so müssen wir doch noch gegen eine von Brunetières über das Ziel hinausschiefsenden Anklagen Molières speziell Front machen, das ist die Behauptung: Molière habe gelehrt, wir sollen unserem Körper und unseren Sinnen nichts verweigern, sondern dem Naturtrieb gehorchen. Gerade mit Beziehung auf den Tartuffe ist diese Behauptung so offenbar falsch, dafs man Brunetière nicht begreift. Wenn sie wahr wäre, müfste Tartuffes Verführungsversuch als lobenswert hingestellt sein, was wahrhaftig kein vernünftiger Mensch so auffassen kann. Die *Lettre sur l'Imposteur* sagt mit Recht, noch nie sei ein stärkerer Schlag gegen die Galanterie geführt worden als durch den Tartuffe, und diese anonyme *Lettre sur l'Imposteur* ist, wie auch Rigal wieder hervorhebt, gewifs nicht ohne Molières Mitarbeiterschaft oder Durchsicht verfafst worden.

Die *Lettre* ist mit Recht der Meinung, dafs im Tartuffe jede Galanterie an den Pranger gestellt und lächerlich gemacht sei. Demgegenüber fällt es auf, dafs Molière der Vorwurf gemacht werden konnte, er habe im Tartuffe gerade diejenigen Leute verspottet, die des Königs Liebschaft mit der La Vallière gerügt hätten, er habe also für die Galanterie des Königs eine Lanze gebrochen. Brossette, Boileaus Eckermann, der gewöhnlich als gute Quelle betrachtet wird, berichtet, der König sei gerade zur Zeit der ersten Tartuffe-Aufführung 'gegen die Hof-Devoten erzürnt gewesen. Denn einige Prälaten, besonders De Gondrin, Erzbischof von Sens, habe sich beikommen lassen, dem König Vorhaltungen wegen seiner Liebschaften zu machen' ... 'Alles dies bewog S. M., seiner Schwägerin (Henriette d'Orléans) zu erlauben, dafs Molière sein Stück bei ihr aufführe.' (Der Tartuffe war bekanntlich nur öffentlich verboten und wurde en visite auf den Schlössern der Grandseigneurs öfters gespielt.) Dazu kommt, wie Rigal ausführt, dafs ein Mitglied der Compagnie du Saint-Sacrement, Claude Joly, es war, der der Ehrendame der Königin, M[me] de Navailles, geraten hatte, alle Zugänge des Königs zu den Zimmern der Ehrenfräulein vergittern zu lassen, worüber bekanntlich auch Herr von Navailles samt seiner Gattin in Ungnaden entlassen wurde. Und so kommt Rigal mit anderen Forschern zu dem Schlufs: *Il est certain cependant que le Tartuffe était arrivé à point pour servir certaines colères du Roi.* Hiermit ist jede beabsichtigte Liebedienerei Molières billigerweise zurückgewiesen.

Wenn Molière bei der Abfassung des Tartuffe an die Liebeshändel des Königs gedacht haben sollte, was übrigens nirgends bewiesen ist, so könnte es höchstens in folgendem Sinne sein, und das könnte man ihm nicht übelnehmen: er könnte den

Pfaffen haben zeigen wollen, dafs sie in Liebeshändeln nicht besser seien als der König. Denn die verstohlene Fleischeslust der Pfaffen ist ja doch der Kernpunkt des Stücks, der merkwürdigerweise in der französischen Tartuffe-Literatur nie hervorgehoben wird, vielleicht weil er zu offenbar ist, vielleicht weil man nicht gern über diese Dinge spricht. Auch Brunetière übergeht diesen Punkt. Wenn er ihn berührt hätte, würde er wohl auch die Existenz geistlicher Fleischessünden abgeleugnet haben, wie er dies mit der Existenz von Heuchlern zur Zeit Ludwigs XIV. getan hat. Unglaublich, aber wahr.

Eines ist ebenso unhistorisch wie das andere. Rigal hat Brunetière in betreff der Heuchler bereits schlagend mit vielen Zitaten widerlegt. In betreff der Fleischessünden der Geistlichen könnte man ebenso viele Zeugnisse beibringen. Ich will nur ein ungedrucktes aus unseren Archiven nach meiner Erinnerung zitieren. Der brandenburgische Resident des Grofsen Kurfürsten in Paris meldet einmal von einer grofsen Kirchenversammlung, ich weifs nicht mehr in welcher Stadt, zu der sich die Herren Geistlichen ein ganzes Heer von Dirnen mitbrachten. Die Bürger der Stadt, so fährt der Berichterstatter fort, waren darüber sehr froh und nahmen die Dirnen gern auf, sonst hätten sich die ehrwürdigen Herren an ihren Frauen und Töchtern vergriffen.

Um zu unserer Hauptfrage, dem Verhältnis des Königs zum Tartuffe, zurückzukehren, so kann man also gewifs sagen: Tartuffe kam dem König gerade recht. Obwohl er ihn, der Geistlichkeit zu Gefallen, verbieten mufste, war er ganz mit Tartuffe einverstanden, denn er hafste die *Cabale des dévots* nicht minder als Molière. Ein merkwürdiges Zeugnis seiner Übereinstimmung mit Molière hat Rigal hervorgehoben: Zu Pfingsten 1664, also bald nach der ersten Tartuffe-Aufführung, sagte Louis XIV. zu seinem Bruder, er wolle nicht das Abendmahl nehmen, er wolle nicht, um seiner Mutter zu gefallen, den Heuchler spielen.

Dafs aber der König selbst Molière veranlafst habe, die *Cabale* zu verspotten, scheint wenig glaublich, obwohl es in der zeitgenössischen Literatur einmal behauptet wird, und zwar von dem Jesuitenpater Rapin in seinen Memoiren: Mazarin hätte die devote Sekte dem König verdächtig gemacht, *lequel pour les décrier, les fit jouer quelques années après, sur le théâtre, par Molière.* Das kleine Büchlein *Le Tartuffe par ordre de Louis XIV* von Louis Lacour (1877), das diese Frage ausführlich behandelt, ist bereits von Despois-Mesnard 1878 gründlich widerlegt worden. Es ist voller Irrtümer und gewagter Behauptungen, aber es ist eine Hypothese darin, die vor kurzem (1904) von Gazier (*Mélanges de littérature et d'histoire.* I. *Pavillon, Molière et Conti. Essai sur l'histoire littéraire du Tartuffe*) wieder aufgewärmt worden ist, ohne dafs Lacour dabei

auch nur die Ehre der Erwähnung zuteil geworden wäre. Das ist die Behauptung: Prinz Conti ist das Urbild des Molièreschen Dom Juan. Da der Dom Juan zur Geschichte des Tartuffe gehört und Conti eine Zeitlang Mitglied der Compagnie du Saint-Sacrement war, so gehört diese Frage eng zu unserem Thema. Die Ähnlichkeit von Conti und Dom Juan ist ja zweifellos: beide sind Wüstlinge von ritterlicher Gesinnung, beide bezahlen ihre Schulden nicht oder spät, beide bekehren sich plötzlich, Conti freilich ernstlich, Dom Juan nur heuchlerisch. Aber trotz aller bestehenden Ähnlichkeit will Rigal nichts von der Absicht Molières wissen. Von seinen ablehnenden Gründen ist jedoch nur einer einigermafsen stichhaltig, nämlich: dafs es merkwürdig wäre, wenn die nach Urbildern so gierigen Zeitgenossen uns nach mehr als zwei Jahrhunderten die Ehre der Entdeckung dieser kühnen Anspielung überlassen hätten. Nicht anerkennen kann ich die übrigen Gründe: Molière hätte nicht gewagt, einen Prinzen von Geblüt auf die Bühne zu bringen; er habe überhaupt im Dom Juan keinen wirklichen Menschen darstellen, seine Bekehrung nicht mit Furcht oder Eigennutz motivieren, nicht einen Menschen bis über die Ohren in Schulden stecken lassen können, der zehn Millionen ausgegeben habe, um sie alle zu bezahlen. Hiergegen läfst sich doch sagen: Molière hat sich ja stets die Freiheit genommen, lebende Menschen auf die Bühne zu bringen und ihre Schicksale nach den Bedürfnissen der Bühne und der Handlung des Stückes umzugestalten. Bei Conti brauchte er sich um so weniger zu genieren, als der König diesem nicht gewogen war. Dazu wurde der Dom Juan ja auch nach wenigen Vorstellungen verboten und zu Lebzeiten des Dichters nie wieder aufgeführt. Dies beweist doch, dafs Molières Satire einen Hohen getroffen hat. Wie gesagt, ich kann Rigals Gründe nicht anerkennen, aufser dem zuerst erwähnten.

Sehen wir uns daher das Verhältnis Molières zu Conti einmal näher an vom Standpunkt etwaiger Anregung zum Tartuffe und zum Dom Juan.

Despois-Mesnard halten, bei aller ihrer Skepsis Anekdoten und Memoiren gegenüber, es doch nicht für unwahrscheinlich, dafs Contis Bekehrung und sein von da an plötzlich verändertes Verhalten gegen Molière und das Theater unter den Anlässen zu Tartuffe eine Rolle gespielt haben, und dies ist auch unsere Meinung, obwohl Rigal diese Seite der Frage beiseite läfst. Man urteile selbst nach dem Folgenden, was teils gut bezeugt ist, teils in der Memoirenliteratur zu dem Gutbezeugten hinzukommt. Ich bemerke, dass die vollständigste Darstellung sich in Kreitens Molière-Biographie von 1887 findet, und dafs ich, mit Beiseitelassen aller Einzelheiten, nur die wichtigsten Punkte des Handels hervorhebe.

Sie stammen besonders aus drei Quellen, den drei Memoiren des Abbé Cosnac, seines Freundes Abbé Choisy und des Jesuitenpaters Rapin.

Cosnac war ursprünglich in Diensten des noch nicht bekehrten, ausschweifenden Conti, trennte sich dann von ihm nach Contis Bekehrung infolge von Streitigkeiten mit dem von Conti bevorzugten berühmten Abbé Roquette, der fast zweifellos eines der Urbilder des Tartuffe war, und liefs später, als Almosenier von Monsieur, durch seinen Freund Guilleragues die — leider nicht erhaltenen — 'Notizen niederschreiben, nach denen, wie Choisy behauptet, Molière seinen Tartuffe geschrieben hat'. Mehrfach sicher beglaubigt ist, dafs Molière vor Conti in Pézenas und auf dem naheliegenden Landgute Contis, Lagrange, in den fünfziger Jahren mit seiner Truppe gespielt und Contis Gunst gewonnen hat, der der Truppe seinen Namen gab. Und ebensogut ist beglaubigt, dafs Conti, nach seiner Bekehrung 1657, 'den Schauspielern, die ehemals seinen Namen trugen' — so heifst es im Dokument —, verbot, diesen Namen weiterzuführen. Grund genug zu Molières Erbitterung. Dazu kommt, dafs Conti nun einen *Traité de la comédie et des spectacles* gegen das Theater schrieb, in dem zwei Stellen gegen Molière direkt zu finden waren. Es ist darin die Rede von der 'skandalösen Szene der *Ecole des femmes*' und von dem ganz 'atheistischen' Dom Juan. Dieser *Traité* ist zwar erst 1666 nach Contis Tode veröffentlicht worden, er soll aber schon im Anfang der sechziger Jahre als Manuskript umgelaufen und auch Molière vor der Abfassung des Tartuffe bekannt gewesen sein. Wie dem auch sei, Molière bedurfte dessen nicht mehr, um gegen Conti feindselig gestimmt zu sein, hierzu ist die Entziehung des der Truppe gewährleisteten Titels genügend.

Ist nun hierdurch konstatiert, dafs zu allen anderen Anregungen zum Tartuffe, die ich in meiner Monographie ausführlich behandelt habe, auch noch die durch Conti gegebene kommt, die ich früher wohl allzu skeptisch beiseite liefs, so ist von da zu der Gleichung Conti = Dom Juan nur noch ein Schritt. Ich glaube also nicht, dafs sich gegen diese Hypothese Lacours, die Gazier mit neuen Gründen unterstützt hat, etwas Stichhaltiges einwenden läfst, abgesehen davon, dafs in der zeitgenössischen Literatur dies nicht schon erwähnt ist. Aber diese Literatur mufste doch mit dem Aussprechen solcher Anspielungen ebenso vorsichtig sein wie Molière selber. Dazu ist die auch von Rigal gebilligte These Alliers und Kreitens, wie wir sahen, ein Beweis, dafs man auch nach zweihundert Jahren noch Neues über Molières Tendenzen entdecken kann.

Berlin-Steglitz. W. Mangold.

Inkel und Jariko.

Inkel und Jariko ist in Deutschland unter den Idyllen Salomon Gefsners wenig bekannt. Diese Dichtung wurde im Jahre 1756 geschrieben, als der Verfasser 26 Jahre zählte, erschien aber, solange er lebte, nie in seinen gesammelten Werken. In Frankreich jedoch fand sie günstige Aufnahme und grofsen Erfolg. Dies ist wohl dem *Journal étranger* zu verdanken, dessen Herausgeber mit Zürich in literarischen Beziehungen stand und seine Leser zuerst mit dem Gegenstande bekannt machte. Wir möchten im folgenden alles, was sich auf *Inkel und Jariko* bezieht, im Zusammenhang mitteilen.

Gefsner fand seinen Stoff bei Gellert[1] und Bodmer[2], die ihn dem *Spectator*[3] entlehnt hatten, welcher für seine Erzählung eine in Ligons *History of Barbados*[4] mitgeteilte Episode benützte. Gellert behandelt ihn in sechsfüfsigen reimenden Jamben, Bodmer in den ihm lieben Hexametern.

In seinem Briefe vom 13. März 1711 bespricht der *Spectator* die Frauen- und Männertreue und schliefst zur Illustration mit folgender Geschichte:

'Der junge Thomas Inkel von London schiffte sich am 16. Juni 1647 nach Westindien ein, um sich durch den Handel zu bereichern. An der Küste von Amerika mufste das Schiff anhalten, und Inkel, der mit anderen zur Verproviantierung ans Land gegangen, wurde von den Indianern erspäht, rettete sich aber durch die Flucht, während seine Gefährten umkamen. Dann sieht er ein Indianermädchen sich ihm nähern. Nach der ersten Überraschung finden die beiden Gefallen aneinander: der Europäer weidet sich an der wilden Anmut der schönen Amerikanerin, und letztere bewundert des Jünglings Gesichtsfarbe, Gestalt und Kleidung. Sie verliebt sich in ihn und ist bemüht, ihn vor der Wut der Indianer zu schützen. Sie findet ein Versteck und bringt ihm köstliche Früchte und klares Wasser, schmückt auch seine

[1] *Fabeln und Erzählungen* von C. F. Gellert, Leipzig 1746.
[2] *Inkel und Jariko,* anonym erschienen in 4°, 1756.
[3] *Spectator* (Zeitschrift von Steele und Addison), vol. I, no. 2.
[4] *A true and exact history of Barbados,* London 1650.

Höhle mit bunten Tierfellen und farbigen Federn und versäumt nichts, um sein Los zu verschönern. Er gibt ihr zu verstehen, dafs er glücklich wäre, sie in seine Heimat mitzunehmen, in Seide zu kleiden und in vornehmen Wagen spazieren zu führen.

Monatelang leben sie in solch zärtlicher Weise, als endlich Jariko an der Küste ein Schiff entdeckt, das auf ein Zeichen sie beide aufnimmt und nach Barbados bringt. Dort angelangt, überlegt Herr Thomas Inkel, dafs er, statt sein Kapital zu vermehren, mit Jariko viel Zeit verloren hat. Er achtet nicht auf ihr Flehen, sondern verkauft sie, um des schnöden Geldes willen, an den Sklavenhändler. Das Geständnis, dafs ihr bevorstehe, Mutter zu werden, veranlafst ihn nur, den Kaufpreis zu erhöhen.'

Wie wir sehen, schliefst der *Spectator* mit dem schwarzen Undank des Ruchlosen. Das Gleiche tut Gellert, immerhin mit dem verdammenden Urteil:

Sei stolz, kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen,
Nie wird es möglich sein, dein Laster nachzuahmen.

Bodmer findet in Gellerts Erzählung weder '*παθος* noch *ειδος*'[1] und gibt dieser Empfindung in den letzten Versen seiner eigenen Bearbeitung folgenden Ausdruck:

Also erzählt die Geschichte mein Autor und schweigt und bedenkt nicht,
Dafs er uns traurig da steh'n läfst, die Brust mit Abscheu erfüllet.
Dürft' ich dazu was dichten, so dichtet' ich: Der Käufer
Fürchtete Gott, er erbarmte sich über die arme Verstofsene,
Hielt sie wie seine Tochter und gab sie nach etlichen Tagen
Ihrem Vater und Volk und ihren Gespielinnen wieder;
Diese fluchen, von ihrer Geschichte gekränket, dem Weifsen,
Der das schändlichste Herz in seinem Eingeweid führet.
Aber sie fluchet ihm nicht, sie liebt ihn auch untreu und wünschet
Ihm nur ein menschliches Herz und wünschet sich selbst ihm zur Sklavin.[2]

Bodmer möchte also der geopferten Unschuld zum Siege verhelfen, geht aber über die Kehrseite, die Strafe für das Verbrechen und die Notwendigkeit der Reue leicht hinweg, was Gefsner als Mangel empfindet. Läfst er doch auch später, im Tode Abels, die Gewissenspein dem Brudermorde Kains auf dem Fufse folgen. Darum setzt er sich hin und schreibt flugs, infolge einer Wette, wie behauptet wird,[3] den zweiten Teil von *Inkel und Jariko,* und zwar wiederum in der gehobenen, ungebundenen Rede der Idyllen.

Diesen zweiten Teil liefs Gefsner im geheimen in Lindau drucken, da er Zweifel hegte, ob sein väterlicher Freund es billige,

[1] 'Weder Pathos noch Schönheit.' S. ungedruckten Brief Bodmers an Zellweger, 16. April 1756. (Bibl. in Trogen.)

[2] Beiläufig bemerkt, änderte Bodmer später (1765) einige Ausdrücke in seiner Dichtung.

[3] S. *Literary Magazine and British Review,* 1789, vol. 2, p. 241.

dafs er ihm so ins Gehege komme.[1] Der Altmeister Bodmer aber, der einer der ersten war, den Autor der Idyllen zu bewundern, liefs sogar, statt empfindlich zu sein, dessen lose, ebenfalls in 4⁰ und anonym erschienene Blätter auf seinem Handexemplar[2] der eigenen Dichtung anheften und vergafs nicht, Gefsners Namen am Schlufs mit Rötel beizufügen. Es machte ihm sogar Vergnügen, soweit es der leere Raum noch gestattete, den Gefsnerschen Anfang in sein Lieblingsversmafs umzuschreiben:

Wohl hat der Dichter getan, da er das rotgelbe Mädchen
Wieder zu ihrem Vater und ihren Gespielinnen brachte;
Steht mir die Muse nur bei, so dicht' ich den zweiten Teil Inkels.
Stünde der Leser voll Wehmut da, mit Abscheu erfüllet,
Wenn man das gute Mädchen vom sklavischen Dienst nicht erlöste,
Ebenso würde man ihn voll Unzufriedenheit lassen,
Wenn man den Europäer ohn' einiges Merkmal der Reue,
Ohne die Spuren des menschlichen Herzens dem Laster erliefse.[3]
Nein, so gar kann die Güte das menschliche Herz nicht verlassen,
Dafs nicht ein Rückfall der Tugend, ein Schauer zur Reue es ergreife,
Dafs nicht die Regung zum Guten in seinem wallenden Busen
Durch den wildesten Strom der Leidenschaften hindurch bebt;
Darum wähle ich Jarikos Rettung und Inkels Beklemmnis.

Über den Erfolg der Dichtung (und gemeint sind wohl beide Teile derselben) äufsert sich Bodmer gegen Zellweger in einem Briefe vom 9. Mai 1756 sehr befriedigend: 'Der *Inkel und Jariko'*, schreibt er ihm, 'haben hier viel Beifall gefunden, das tut die Materie. Ich glaube, wenn wir anstatt der patriarchalischen Sujets Erzählungen aus dem Boccaccio genommen hätten, dafs sie den Beifall erhalten hätten, den 'Abraham' und 'Noah' nicht erhalten haben.'[4]

Ist es nicht auffallend, dafs dieser Gefsnersche Teil von 'Inkel und Jariko' nie in die vollständige Sammlung seiner Werke aufgenommen wurde? Darauf gibt Hottinger, der Biograph unseres Dichters, in der 1789 erschienenen, beide Teile aufführenden Ausgabe der nachgelassenen Schriften folgenden Aufschlufs: 'Vermutlich war es nicht so fast aus Unzufriedenheit mit diesem zwar frühen, aber nach unserer Empfindung Gefsners nicht unwürdigen Produkt einer jugendlichen Muse, als vielmehr aus einer ähnlichen Delikatesse, wie die war, welche ihn zu einer Gegenkritik diese Form wählen liefs. Vielleicht trug er auch einiges Bedenken, die Bodmersche Erzählung, von welcher seine Fort-

[1] Bodmer an Zellweger, 16. April 1756: 'Der *Inkel und Jariko* ist in Lindau gedruckt und der Verfasser hält sich so geheim als ob er eine Sünde begangen hätte.'
[2] Stadtbibl. Zürich III, 347.
[3] überliefse, s. 'Schweiz. Idiotikon', *lassen*.
[4] Dies bezieht sich auf Bodmers verunglückte Dichtung *Noah* in zwölf Gesängen.

setzung nicht schicklich getrennt werden konnte, zugleich einzurücken. Diese und ähnliche Bedenklichkeiten mögen dem äufserst feinen Gefühl des edlen Mannes Ehre machen; aber seine Freunde treten in dieser Rücksicht nicht ganz in seine Stelle. Sein Ruhm soll ihnen heilig sein, aber wo dieser nichts einzubüfsen hat, so dürfen sie allerdings das tun, was er aus einer lobenswerten Delikatesse nicht tun wollte.'

Wie alle Schöpfungen Gefsners griffen die Franzosen diese Dichtung mit Freuden auf.[1] Eine geschickte Übersetzung brachte im Dezember 1761 in dem damals vom Abbé Arnaud redigierten *Journal étranger* der sächsische Legationsrat Rivière, dem ein Abschlufs im Sinne Gefsners auch eine moralische Forderung erscheint. Er schreibt: '... M. Gefsner a cru devoir suivre l'idée de M. Bodmer, et a voulu prouver au lecteur cette satisfaction délicieuse que fait goûter une morale utile. Il a entrepris d'achever l'histoire d'Inkel et d'Jariko. Si ce projet fait beaucoup d'honneur à l'âme de M. Gefsner, la manière dont il l'a rempli n'en fait pas moins aux talents de ce tendre et sublime poète.' Ohne Verzug wiederholte das *Journal helvétique* (févr. 1762) Rivières Übersetzung, ohne jedoch seine Quelle zu nennen. Heinrich Meister übersetzte die Erzählung 1772. Das Jahr 1774 brachte eine dichterische Übertragung von dem Tode Abels, die meisten Idyllen und im selben Bande zwei Übersetzungen von *Inkel und Jariko,* die eine, sagt Hottinger, Gefsners Biograph,[2] von Rivière, die andere von Sedaine. Auch Raynal und Boullenger de Rivery beschäftigten sich mit dem Stoffe. Maurice Tourneux sagt, wenige Liebeslegenden hätten am Ende des 18. Jahrhunderts gröfseren Erfolg gehabt, und schliefslich sei noch ein anderer Dichter davon begeistert worden, Lucien Bonaparte, zu dessen Erzählung Tourneux bemerkt:[3] 'Le roman qu'il a publié sous le titre de *la Tribu indienne ou Edouard de Stellina* (1799, 2 vol. in-18) n'est sous d'autres noms que le récit prétentieux et déclamatoire de la jeune Jariko. Le livre est d'ailleurs très rare et les admirables figures de Prudhon (la Grotte, le Bain, la Soif de l'or, &c.) justifient mieux que la prose de l'impérial romancier la valeur marchande qu'on lui attribue.'

Nennen wir schliefslich nochmals Heinrich Meister, der nach Gefsners Tode eine neue Übersetzung (1790) herausgab,[4] von

---

[1] S. den im *Archiv* CXX, 341—375 erschienenen Briefwechsel Gefsners mit Heinrich Meister.

[2] J. J. Hottinger, *Salomon Gefsner,* 1796. S. auch Meisters Übersetzung vom Jahre 1797.

[3] *Corr. litt.* XVI, 84.

[4] *Inkle et Jariko, Supplément aux Œuvres de Gessner,* Paris, chez Gattey, 1790. Das Bändchen enthält auch einige andere frühere Stücke.

welcher die Stadtbibliothek Zürich ein niedlich gebundenes Exemplar besitzt (in 18⁰). Hierauf folgte bald die bei Barrois in Paris erschienene Prachtausgabe der Idyllen mit unserer Erzählung in Meisters Texte und einem hübschen Bilde, das die Versöhnung der beiden Liebenden darstellt. In der in Zürich 1792 und 1793 in 18⁰ erschienenen französischen Ausgabe, wo sich *Inkle und Jariko* auch findet, steht unrichtig auf dem Titelblatt als Übersetzer blofs Huber, der die früheren Dichtungen Gefsners übertrug; während Hottinger ausdrücklich Meisters Veröffentlichung vom Jahre 1790 erwähnt. Ebenso schreibt Grimm am 4. August 1790 an die Kaiserin Katharina II.: *'Inkle et Jariko* est une traduction de M. de Meister'. (S. *Corr. litt.*, Sept. 1790.)

Eine vornehme vierbändige Ausgabe in 8⁰ (Paris, Renouard, an VII) widmet unserer Erzählung ebenfalls einen sehr schönen Stich.

Während es so Gefsners *Inkel und Jariko* in Frankreich nicht an Übersetzern und Nachahmern fehlte, so verhält es sich anders mit den übrigen Nachbarländern. In England war ein Komödiendichter (Geo. Colman the Jounger, 1762—1836) durch den Bericht im *Spectator* angeregt worden, den Gegenstand auf die Bühne zu bringen (*Inkle and Jariko,* a musical comedy); dagegen ist uns nicht bekannt, dafs die deutsche Dichtung in England und Italien irgendwelchen Widerhall gefunden hätte.

Es mag den Leser interessieren, Meisters wenig bekannte und doch vorzüglichste Übersetzung dem Originale Gefsners gegenübergestellt zu finden.[1]

Gefsners Original.	Meisters Übersetzung.
Wohl hat der Dichter getan, dafs er die Rettung des orangenroten Mädchens gedichtet. Wenn mir die Muse beisteht, so dicht' ich Inkels und Jarikons zweiten Teil. Stünde der Leser traurig da, die Brust mit Abscheu erfüllt, wenn man das gute Mädchen ungerettet liefse, so wär' er nicht weniger erfüllt, liefs man ihn von Inkeln weg ohne Spuren der Reue, ohne ein Merkmal der Menschheit in ihm zu finden. So sehr kann die Güte kein Herz verlassen, dafs nicht ein Rückfall der Tugend, kein Schauer der Reue mächtig ihn fasse, dafs nicht seine Fähigkeit, gut zu	J'aime le poète dont l'imagination tendre et sensible n'a pu souffrir que la belle Indienne au teint d'aurore demeurât en proie à l'horreur de son sort. En ne trouvant dans l'homme cruel qui l'a trahie aucune trace de repentir, aucun caractère d'humanité, mon âme n'éprouve pas une émotion moins douloureuse. Oui, la pitié n'est jamais si loin du cœur de l'homme, que le frémissement du remords ne puisse le saisir et le ramener à la vertu. Ce germe que le ciel mit au fond de notre être n'est jamais entièrement étouffé, il se fait jour à travers l'ivraie des passions,

[1] Dafs Gefsner leicht ins Französische zu übersetzen sei, ist nach Heinrich Wölfflin (*Sal. Gefsner,* S. 114) eine Fabel.

sein, durch das Unkraut der Leidenschaften in seinem Busen mächtig hinaufbebe. So erzähl' ich denn Jarikons Rettung und Inkelns Reue.

Jariko, das orangenrote Mädchen, war durch den grausamen Mann an den Befehlshaber der Insel verkauft. Kaum hat er ihre traurige Geschichte vernommen und die Untreue des Mannes, da sandte er die Aufseher der Sklaven, ihn aufzusuchen. Mir soll der Mensch, so sprach er, zur gerechten Strafe fünf Jahre lang Sklave sein.

Inkel stand indessen tief staunend am Ufer. Was hab' ich getan? so sprach er; die mein Leben gerettet, die mich so zärtlich liebt, hab' ich für schlechten Gewinn verkauft. Izt warf er das erlöste Geld mit Unwillen weg, izt staunt er wieder: aber was mach' ich — grausam war die Tat, aber — sie ist geschehen; ich hab' sie an einen guten Herrn verkauft. — Ich fühl' es, ich fühl' es, manche unruhige Stunde wird's mir machen, aber es ist geschehen. So sprach er und wollte sein Geld wieder von der Erde aufheben. Bald aber zitterte ein Schauer durch ihn auf. Gieb mich nicht andern, so fuhr er fort und weinte, gib mich nicht andern, dies sprach sie noch, dies war ihr letztes Wort, das ihr bebender Mund zu mir Elenden sprach; ich weigere mich nicht, dir als Sklavin zu folgen, du sollst mich willig sehn die hartesten Werke verrichten, kann ich nur um dich sein und deine Blicke genieſsen. Nimm mich zur Sklavin, und mit mir die unglückselige Frucht auch, die unglückselige Frucht auch — hier ward er blaſs und Angstschweiſs floſs von der Stirne; hier bebt er, wie einer bebt, der izt eine reizende Unschuld verletzen will, wenn ein brüllender Donner den Baum zersplittert, in dessen Schatten er die viehische Tat begann.

et renaît tôt ou tard. Muse, si tu m'es favorable, les cœurs sensibles apprendront de moi la délivrance d'Jariko, le repentir de son amant.

L'infortunée fut vendue par le barbare au gouverneur de l'île, qui n'eut pas plus tôt appris l'histoire de ses malheurs et de la noire perfidie d'Inkle, qu'il donne l'ordre au chef des esclaves de courir après le traître et de l'amener devant lui. Je veux, dit-il, que ce monstre subisse cinq années d'esclavage pour la juste punition de son crime.

Inkle cependant était resté immobile sur le rivage. Sortant tout à coup d'une rêverie profonde, qu'ai-je fait, s'écrie-t-il! celle qui sauva mes jours, celle qui m'aime si tendrement, je l'ai vendue à vil prix! ... Il jette avec indignation l'argent qui paya son forfait, et retombe dans une nouvelle rêverie. Que vais-je devenir, malheureux! le crime fut horrible, oui, mais il est consommé. Le maître à qui je l'ai vendue est bon, elle sera traitée avec douceur; je le sens cependant, ah! je le sens trop, ce souvenir cruel ne cessera de troubler mon repos. Regret éternel! regret inutile! ... A ce mot il se disposait à ramasser le vil argent qu'il venait de jeter sur le rivage, lorsqu'un frissonnement d'horreur le ressaisit soudain. Ne me donne point à d'autres, dit-il en pleurant, ne me donne point à d'autres, voilà ce qu'elle me disait; voilà quelles furent les dernières paroles que m'adressèrent ses lèvres tremblantes ... O malheureux que je suis! ... Je ne refuse point de te suivre comme ton esclave; sans me plaindre, tu me verras supporter les plus rudes travaux. Laisse-moi seulement auprès de toi, laisse-moi jouir toujours de tes regards; oui, prends-moi pour ton esclave, et le fruit malheureux que je porte dans mon sein, ce fruit infortuné du plus tendre amour ... Il s'arrête, il pâlit, une sueur froide coule de son front; il tremble, il frémit comme frémirait celui qui voulant attenter à l'innocence d'une jeune beauté, verrait tout à coup la foudre tomber à ses côtés, et fracasser l'arbre dont l'ombrage allait

So bebt' er, als die Aufseher der Sklaven ihn faſsten. Du Bösewicht, sprachen sie, sollst, zur gelinden Strafe, fünf Jahre dem Befehlshaber Sklavendienste tun; schnell ziehe deine Kleider ab, hier sind Sklavenkleider. Inkel entkleidete sich und indem er die Sklavenkleider anzog, flossen Tränen über seine Wangen. Eine geringe Strafe, so sprach er, für das gröſseste Verbrechen; glücklich bin ich, daſs es gestraft wird; vielleicht daſs es mir dadurch erträglicher ist. Izt war er als Sklave bekleidet und izt führten sie den Elenden zur strengen Arbeit, zu den andern Sklaven, den Elenden, der sich izt ruhiger glaubte, da er die Strafe seines Verbrechens trug.

Indeſs ward Jariko, die immer den untreuen Mann beweinte, von ihrem Herrn gut gehalten, und nach wenigen Tagen lieſs er sie mit Geschenken auf ein Schiff bringen, sie wieder an ihr väterliches Ufer zu führen. Traurig stund sie izt auf dem segelnden Schiff und sah an das sich verkleinernde Ufer zurück in tiefem, traurigem Stillschweigen, als einer von dem Schiffsvolke zu ihr trat. Orangenrotes Mädchen, was trauerst du? Billig solltest du dich freuen, da wir dich an dein väterliches Ufer zurückführen, aus dem Land weg, wo du zur Sklavin verkauft warst. Billig sollt' ich mich freuen, sprach das orangenrote Mädchen, verlieſs ich nicht das Ufer, wo ich den Treulosen zurücklasse, ohn' eine Abschiedsträne an seinem Halse geweint zu haben. O, ich hätt' ihn umarmt und wenn der Grausame sich auch geweigert hätte, so hätt' ich ihn dennoch umarmt. Wo ist er? Ach, sagt mir's, wo ist der treulose Geliebte? Ihn hat der Befehlshaber der Insel, so sprach der Schiffmann, auf fünf Jahre zum Sklaven gemacht, zur gelinden Strafe für sein Verbrechen, ich hab' ihn in harter Arbeit unter den Sklaven gesehen. Armer Inkel, so rief sie, o hättest

être témoin de son crime. Tel fut l'effroi d'Inkle au moment où les chefs des esclaves vinrent s'emparer de lui.

Scélérat, lui dirent-ils, si tu la compares à ton forfait, la punition doit te sembler légère. Le gouverneur te condamne à cinq années de servitude. Quitte sur-le-champ tes habits, voilà ceux qui te sont destinés ... Inkle se dépouille de ses vêtements, et en prenant ceux des esclaves, ses larmes coulent en abondance. Oui, le châtiment est doux, disait-il, pour le plus noir des crimes; je bénis la main qui le venge; peut-être en supporterai-je avec moins de douleur le poids dont mon cœur est appressé ... Habillé en esclave, on traîne le malheureux aux travaux qui lui sont désormais réservés. Quelque durs que soient ces travaux, l'infortuné se sent plus tranquille depuis qu'il porte la peine de son forfait.

Jariko cependant ne cessait de pleurer l'infidélité de son amant. Le maître qui l'avait achetée eut pitié de ses malheurs, et au bout de quelque temps l'ayant comblée de soins et de bontés, il la fit partir sur un navire destiné à la conduire au rivage paternel. Triste abattue sur le vaisseau qui fendait l'onde avec rapidité, les yeux fixés vers la côte qu'avec regret ils voyaient décroître à chaque instant, l'infortunée gardait un morne silence, lorsqu'un des pilotes s'approchant d'elle lui adressa ces mots:

Jeune et belle Jariko, quel est donc ce noir chagrin? Ne devrais-tu pas te réjouir de te voir ramener au rivage paternel, loin des bords funestes où l'on te vendit esclave? ... Oui, répondit-elle, oui, sans doute, je devrais m'en réjouir, si, sur ce bord étranger, je n'abandonnais pas un amant infidèle sans avoir même eu la consolation de répandre encore une dernière larme dans le sein du perfide. Ah! je l'aurais embrassé; peut-être le cruel m'eût repoussée, je ne l'en aurais pas moins serré dans mes bras. Où est-il? Ah! dites moi où est-il, le plus ingrat, le plus chéri des mortels? ... Le gouverneur de l'île, reprit le pilote, l'a condamné

du mich nimmer gesehen, so littest du jetzt nicht die Strafe für ein an mir begangenes Verbrechen! O sag mir, Geliebter, sag mir, wie duldet er die Strafe? Wie tat er? was sprach er, da du bei den Sklaven ihn sahest? Als ich bei den Sklaven ihn sah, antwortete der Schiffer, da arbeitete er tief gebückt auf dem Feld, aber plötzlich richtet er sich izt auf und sah weinend auf seine Sklavenkleider herunter und auf seine Hacke in der Hand. Ihr seid mir ein werter Schmuck, sprach er, ihr elenden Kleider, und du Hacke, du bist mir werter als ein königlicher Stab. Wenn je noch ein schwacher Blick von Freude mein dunkles Leben bescheinen kann, so ist es die Freude, dafs ich die Strafe meines Verbrechens trage. O Jariko! Geliebte! Ach! Aber ich Elender, warum entweihet mein Mund den Namen des Mädchens, gegen welches ich das schwärzeste Verbrechen begangen! So sprach er, und die um ihn her arbeitenden Sklaven richteten sich auch auf und lehnten sich horchend auf die Hacken. Ihr Freunde, so rief er izt den Sklaven umher — doch nein, nein, ich bin's nicht wert, dafs ein Mensch Freund mich nennet; verachtet, verabscheut mich alle, ich bin ein Schandfleck der menschlichen Natur, an mir ist nichts menschlich als die Bildung, deren ich unwürdig bin — ihr Menschen! verabscheuet mich! mich, ein häfsliches Geschöpfe, das nicht in Eure Klasse gehört. Höret und entsetzt euch! Mir hat an jenem Ufer ein schönes Mädchen das Leben gerettet: zärtlich hat sie mich gepflogen und zärtlich geliebt. Ich versprach ihr, in meine Geburtsstadt sie zu führen, wo sie in meinen getreuen Armen den Lohn ihrer Guttat geniefsen sollte. Zufrieden, voll zärtlicher Liebe ging sie mit mir aufs Schiff: hier, an diesem Ufer haben wir zum ersten gelandet, und da, höret und erzittert vor dem häfslichen Undank, da verkauft' ich sie zur Sklavin und mit ihr die Frucht unserer Liebe, ein ungeborenes Kind! O, wie sie weinte, wie sie die Hände jammernd rang! Verabscheuet mich alle, ich bin der Menschen Gesell-

à cinq ans d'esclavage, punition légère pour un forfait tel que le sien. Je l'ai vu au milieu d'une troupe d'esclaves partager leurs pénibles travaux ... Ah! pauvre Inkle, s'écria-t-elle alors, pourquoi m'as-tu jamais connue? tu ne subirais pas aujourd'hui la peine des cruautés que tu commis envers moi. Mais, mon ami, dis-moi, comment supporte-t-il ce triste sort? Dis-moi, que faisait-il, que disait-il lorsque tu le vis au milieu des esclaves? ... Quand je l'aperçus, repartit le pilote, il travaillait le corps courbé vers la terre, puis tout à coup se relevant et regardant avec des yeux baignés de larmes ses habits d'esclave, et la hache qu'il tenait dans sa main, misérables vêtements, s'écrie-t-il, vous êtes aujourd'hui ma parure chérie, et toi, ma hache, je te préfère au sceptre des rois. Si quelque faible rayon de joie peut éclairer encore la triste nuit qu'il me reste à vivre; je le dois au bonheur d'avoir subi la peine que j'ai trop méritée. O Jariko! ô ma bien-aimée! mais comment, malheureux! comment ma bouche ose-t-elle encore proférer le nom de celle que j'ai si cruellement outragée! ... Voilà ce que disait l'infortuné, et les esclaves qui étaient autour de lui se relevant appuyés sur leurs haches, suspendirent leur travail pour l'écouter. Amis, dit-il alors aux compagnons de son infortune, amis ... mais non, non, je ne mérite pas qu'un homme m'appelle son ami, méprisez-moi, détestez-moi tous, je suis l'opprobre de l'humanité, il n'est rien d'humain en moi que ces traits dont j'ai déshonoré le sacré caractère. Hommes, abhorrez-moi comme un monstre qui n'appartient plus à votre espèce. Ecoutez et frémissez.

Jeté par les vents sur cette rive sauvage, c'est une fille jeune et belle qui prit pitié de ma misère: ses tendres soins conservèrent ma vie; ses douces caresses me firent éprouver tous les transports de l'amour. Je lui promis de la conduire dans ma patrie, de l'y faire jouir, dans les bras de l'amant le plus fidèle, de tout le bonheur que méritaient sa tendresse

schaft unwürdig! Ihr Vögel, singet nicht bei meiner Arbeit, fliehet den Ort, wo ich bin, wie eine Wildnis, wo ein faulendes Aas liegt!

et ses bienfaits. Heureuse de se livrer à moi sans réserve, c'est avec la plus douce confiance qu'elle abandonna pour me suivre la cabane de son père et ses jeunes compagnes. Le vaisseau sur lequel nous étions embarqués aborde ici, et c'est ici même, frémissez de l'aveu d'une si noire ingratitude! c'est ici même que je l'ai vendue pour être esclave, avec elle le gage de nos amours, l'enfant infortuné qu'elle portait dans son sein. Que de larmes elle répandit! avec quel désespoir elle tendait ses mains vers le ciel et vers moi! Abhorrez-moi tous, je ne mérite plus de vivre avec des hommes. Innocents oiseaux, ne chantez plus en ma présence, fuyez les lieux où je suis, comme un désert qu'infecte la dépouille hideuse de quelque bête féroce.

Jariko hört es weinend: izt rang sie die Hände über dem Haupt, und seufzte kläglich zu dem sich entfernenden Ufer hin. Inkel! Ach! Geliebter! Und du beweinest deine Untreue; braucht es mehr, um sie dir ganz zu verzeihen? Ach! daſs ich mich izt von dir entferne! Nimmer soll ich dich sehn, und die Frucht unserer Liebe, soll sie nimmer in deinen Armen lächeln und Vater dich stammeln? Ach! könnt' ich neben dir die Hälfte deines Elends tragen! und wenn du müde bist, den Schweiſs von deiner Stirne dir wischen! So jammerte sie, bis das Ufer verschwand: izt sahen sie nichts als eine runde, unübersehbare Ebene von See und izt näherte sich ihr väterliches Ufer aus dem Nebel.

Jariko pleure en écoutant ce funeste récit. Elle croise ses mains sur sa tête; ses plaintes, ses soupirs se portent encore vers le rivage qui fuit à ses yeux: Inkle, mon bienaimé, tu pleures ton infidelité, tu la pleures; ah! faut-il quelque chose de plus pour t'assurer que mon cœur te pardonne? Pourquoi m'éloigne-t-on de toi? ne te reverrai-je jamais? cet enfant ne sourira-t-il jamais dans tes bras paternels? ne t'appellera-t-il jamais du doux nom de père? ah! que ne puis-je à tes côtés porter au moins la moitié de ta misère, et lorsque tu succombes de lassitude, essuyer la sueur de ton front! ... Voilà, tendre Jariko, quelles furent tes plaintes. Mais bientôt le funeste rivage disparaît entièrement à tes yeux, ils n'aperçoivent plus que le cercle immense de la plaine liquide; à présent, c'est la rive paternelle qui sortant d'un brouillard épais semble s'avancer vers toi.

Indeſs arbeitete Inkel unter den Sklaven, immer faltete das traurige Andenken seiner Bosheit ihm die Stirne; die nagende Reue und das Andenken der Zärtlichkeit und Güte des orangenroten Mädchens, hatten seine Liebe für sie unauslöschlich wieder in seinem Herzen entzündet. Wo bist du, Jariko? Ach! ewig für mich verloren, du und dein und mein

Inkle cependant continuait de subir la misère et les travaux de l'esclavage; ce n'était pas la fatigue, c'était l'accablant souvenir de sa scélératesse qui avait sillonné son front de rides profondes. Le repentir, la solitude, les remords déchirants, en lui rappelant sans cesse la tendresse et les vertus d'Jariko, avaient rallumé dans son cœur tous les feux d'un

Kind: Nie wird es Vater mich nennen, es wäre denn, dafs du meine Grausamkeit ihm erzähltest und es dann des Vaters Namen mit Schauern und Entsetzen nennt. Ach! wie unglücklich bin ich! Ihr, die ich am meisten liebe, mufs mein Andenken nagende Qual sein, und wenn sie täglich meinen Namen nennt, so mufs ein Schauern durch die Gegend gehn.

So unglücklich war Inkel ein ganzes Jahr. Einst, bei spätem Abend, beim hellen Mondschein, da er einsam unter einem Baume weinte, kam ein Aufseher der Sklaven, der ihm befahl, ihm zu folgen. Er führt ihn in den Garten des Befehlshabers der Insel. Inkel, so sprach der Befehlshaber, deine marternde Bufse hat der Himmel nicht unvergolten gelassen: heut' ist jemand an unser Ufer gekommen und hat dich mit kostbaren Geschenken frei gekauft. Inkel stund traurig da: kein Zeichen der Freude blickte aus seinen Augen und von seiner Stirne. Und du freuest dich nicht über deine Freiheit? sprach der Befehlshaber. Mein Herr, sprach Inkel weinend, mit niedergeschlagenen Augen, wie kann ich mich freuen, wie darf ich Gnade vom Himmel hoffen, ich Elender! Müssen nicht immer die Seufzer meiner Geliebten und meines unschuldigen Kindes, ach, dafs ich's wage, sie so zu nennen, müssen die nicht immer von neuem mich anklagen? Was kann mir Freud' erwecken? mir, der ich mich selbst verabscheue. Wo kann ich glücklich sein, wo ist für mich Ruhe zu finden? O, mein Herr! vergönn' es mir, die Strafe meiner Grausamkeit zu tragen, vergönn' es mir, dein Sklave zu sein. Inkel sprach so, indefs dafs jemand hinter den nahen Bäumen hervoreilte. Es war Jariko, bräutlich geschmückt, mit einer Schürze von bunten Federn und Blumen auf dem Haupt: ein zartes Kind safs auf ihrem Arm. Ach Inkel, so sprach sie schluchzend,

amour qui n'avait jamais dû s'éteindre ... Où es-tu, Jariko? je t'ai perdue pour toujours, toi, ton enfant, le mien; que dis-je, hélas! il ne me nommera jamais son père, à moins que tu ne lui racontes mes cruautés, et qu'alors il ne prononce ce nom sacré de père en frémissant d'horreur. O combien je suis à plaindre! ce que j'ai de plus cher au monde ne peut conserver de moi qu'un souvenir désespérant, et lorsque mon nom échappe à leur voix plaintive, tout ce qui les environne doit éprouver une impression de douleur et d'épouvante.

Telle fut durant une année entière la situation du malheureux Inkle. Un soir qu'il était couché fort tard sous un arbre au clair de la lune, dévorant seul son désespoir et ses larmes, le chef des esclaves vint le trouver, et lui ordonna de le suivre; il le conduisit dans le jardin du gouverneur de l'île. Inkle, lui dit celui-ci, tes remords et ton repentir ont fléchi le ciel, on vient de m'apporter de riches présents pour payer ta rançon. Inkle l'écoute et reste immobile, aucune marque de joie n'éclate ni dans ses yeux ni sur son front. Eh! quoi, lui dit le gouverneur, tu ne te réjouis pas de recouvrer ta liberté? Seigneur, lui répondit Inkle, les yeux baissés et mouillés de larmes, comment mon cœur pourrait-il s'ouvrir encore à la joie? puis-je espérer de trouver grâce devant un ciel vengeur de l'innocence? Infortuné que je suis! les soupirs d'une épouse trahie, les cris de notre enfant! ... comment ma bouche ose-t-elle encore profaner des noms si doux? ... leurs larmes, leur désespoir ne m'accusent-ils pas sans cesse? ah! quels sentiments de joie peut éprouver celui qui s'abhorre lui-même? où chercher quelque ombre de bonheur, quelque apparence de tranquillité? il n'en est plus pour moi. Daignez permettre, Seigneur, que je demeure chargé de la punition de mon crime, laissez, laissez-moi mourir votre esclave. Inkle achevait à peine cette douloureuse prière, qu'une personne cachée jusqu'alors derrière la charmille voisine

und drückte sich mit dem Kind an seine Brust, ach weigere dich nicht! ich bin es, die dich loskauft, hier ist dein treues Weib und hier dein schönes Kind. Inkel fiel vor ihr hin und umfaſste ihre Knie und konnte ohnmächtig lange kein Wort von seinen bebenden Lippen bringen. Ach Jariko, ach Geliebte! Und du erschrickst nicht, mich zu sehen, du bist's, die mich loskauft? ach wie kannst du mich so lieben, mich, der die entsetzlichste Untreue an dir begieng! mich, der deines Anblicks nicht wert ist, es wäre denn, daſs du mit Abscheu mich anblicktest! Ach Inkel, sprach das Mädchen, steh auf, mein Geliebter, lass' mich nicht länger deine Umarmungen missen und dein Kind den väterlichen Kuſs.

s'avance avec précipitation: c'était Jariko elle-même; des plumes de différentes couleurs paraient sa robe, et ses cheveux étaient enlacés de fleurs. Un jeune enfant reposait sur son bras. Ah! mon cher Inkle, s'écrie-t-elle en sanglotant, et courant à lui, elle le presse avec son enfant contre son sein; ah! mon cher Inkle, ne refuse pas ta liberté, c'est moi qui viens te la rendre, voici ta fidèle épouse, voici le bel enfant qui te doit le jour. Inkle tombe à ses pieds, embrasse ses genoux, et longtemps ses lèvres tremblantes ne peuvent proférer une seule parole: Jariko, lui dit-il enfin, tendre Jariko, tu n'es point épouvantée de me revoir, c'est toi, toi qui viens me rendre la liberté! Quoi, tu peux m'aimer encore, moi qui commis envers toi la plus affreuse des trahisons, moi trop indigne que tu laisses tomber sur lui un regard, si ce n'est un regard de haine et d'horreur! ... Lève-toi, mon bien-aimé, dit Jariko, ne prive pas plus longtemps ton épouse de la douceur de t'embrasser, ton enfant du premier baiser paternel.

Zürich. P. Usteri.

Vogesische Miszellen.

I. *grive, gribolè.*

Der Ursprung des französischen Namens der Drossel ist bisher nicht aufgehellt. Wohl hat Nigra im *Arch. Glott.* XV 116, 283 *grive* zu *graecus* gestellt; aber dagegen spricht manches, vor allem die zahlreichen Formen mit *b*, die wir in den Ableitungen des Wortes im Osten und Norden Frankreichs finden. *grivelé* 'scheckig, gefleckt', *grivalo* (Petit-Noir, Jura), *grioulai* (Fourgs) haben wir neben *gribula 'bigarré, grivelé'* in Damprichard, *griboulai* bei Contejean (Montbéliard), *gribolè 'grivelé, bariolé'* bei Haillant; *ɛn vɛʃ dɛgrɛblaj*[1] *'une vache tachetée'* hörte ich in Lach (Weilerthal, Unterelsafs); *griblé 'qui a des taches grises et roses'* (Grandgagnage). Hierher gehört wohl auch das Waadtl. *'grebolua'* (*onna tsanson .. qu'étâi on pou grebolua, Conteur Vaudois* 1895, 38), das ein unanständiges[2] Lied charakterisieren soll, das die jungen Burschen gegen den Willen der Mädchen anstimmen wollen. Ferner haben wir *grivolé* (Pont Audemer), *grivolé 'bringé'* in Anjou (*Gloss. Verrier et Onillon*), auch schon bei Godefroy: *grivolé* und zahlreiche Eigennamen wie *Grivel, Grivoulaz* etc.

Wir haben folgende Bezeichnungen für turdus und ihre Abarten:[3] turdus communis: *grivaz* (Savoie), *grivette* (Côte d'Or), *vendangette* (Genève), *veneindzetta* (Suisse romande)[4]; *grév* (Normandie), *gribo* (Tarn), *griffe* (Cambrai), *griouo, grigouo* (Gers), *graïve* (Guernesey); turdus pilaris (Kramtsvogel): *gouêpe* (Normandie), *flèche* (Anjou);

---

[1] *grebat* 'Kuhname' zu *grebi* 'schwarz und weifs mit einem Stern auf der Stirn' bei Horning (Ostfranz. Grenzdial. Gloss.) gehört gewifs auch hierher.

[2] Vgl. im Deutschen: 'gemischter Ton, gemischte Gesellschaft'; 'das wird mir zu bunt'; gesprenkelte Färbung wird demnach als etwas Herabsetzendes angesehen, vielleicht als ein Anzeichen mangelnder Reinheit der Rasse. Vgl. ähnliche Bedeutungsentwickelung bei *vert: à la verte et piquante allure, langue verte, verte semonce; la historia era algo verde* (Alarcón.) (grünlich-schäbig?). — Ich kenne das Wort nur noch aus einem Spottlied gegen die Stadtverwaltung von Lausanne, wo das Pflaster *'grebolu'* genannt wird: *Cont. Vaudois* 1886, No. 41; einer mir vom Bureau du Gloss. gütigst zugestellten Mitteilung entnehme ich, dafs *grəbœlœ, grəbolu, grəbola 'rugueux, ridé (de la peau)'* im Waadtl. bezeichnet.

[3] Nach *Rolland Faune populaire de la France* Bd. II S. 234 f. 237, 244.

[4] Im *Conteur Vaudois* 1900 No. 6 lesen wir in dem Stück *'lo concert dâi z'osés': La pédri, lo pindzon, la gréba* (das Wort fehlt bei Bridel); *greve* erscheint in Coligny (*Rev. d. pat.* I).

turdus iliacus[1]: *grivette* (Vosges), *griveta* (Piémont), *griva* (ebd.); alauda arvensis: *grivèa* (Genua, Durazzo). Aufserdem erscheint der Name bei der olivenfarbigen Drossel: *grivrou,* der Misteldrossel: *grivoun, grivetin* (Sylvia leucophrys), einer Grasmückenart, und *grivelin,* dem sog. Halsbandkernbeifser (Loxia fasciata), einer exotischen Kreuzschnabelart mit gesprenkeltem Unterleib und rotem Halsgefieder; endlich bei einigen Wasservögeln, von denen unten die Rede sein wird.

Die einzelnen turdus-Arten werden im Volke nicht scharf geschieden. Den Vögeln dieser Sippe ist ein huschiges, fahriges Wesen eigen, das überaus bezeichnend für die Gattung ist. Und zu solchem Wesen der *grive* passen die offenbar hierher zu stellenden *grivois*[2] *'lustiger Bursche', grivoise 'femme d'un caractère libre, entreprenante, alerte à toute chose'.*[3]

Man könnte deshalb daran denken, den Stamm von *grive* mit einer Wortsippe in Verbindung zu bringen, deren Grundbedeutung gleichfalls die einer hastigen Hin- und Herbewegung ist. Auf die Möglichkeit einer solchen Übertragung weist schon ein Ausdruck wie *'flèche'.* Als analogen Fall[4] dürfte man die Benennung des *'moineau domestique'* als *guilleri* (vgl. Sachs-Villatte) anführen, die offenbar von der munteren Bewegung des Vogels herstammt (vgl. *guilleret 'qui est en gaieté', guiller*[5] *'Brodeln einer in Gärung befindlichen Flüssigkeit').* — Der gedachten Sippe dürfte dann auch angehören schweiz. *gribola, grebola* = *'grelotter, trembler de froid ou de fièvre'* (Bridel), sav. *grevolâ 'grelotter, trembler de peur'* (Const. et Désorm.), *grebolon 'ébullition, frisson, chair de poule, grésil'* (Bridel), *grivoula, grivola 'frissonner'* (Mistral). Ferner existiert ein sehr unruhiger Bursche im Volksglauben der Schweizer: *grebellhou* (Bridel), ein Teufel, der in der Weihnachtsnacht mit sechs Gesellen, verkehrt sitzend, auf Schweinen durch die Dörfer eilt. Es liegt nahe, auch den *'Gribouille'*, einen bekannten Typus, der als einfältiger Tölpel[6] erscheint, hier zu vergleichen (nach Montesson, Vocab. du Haut-Maine: *Personification du niais: Fin comme Gribouille, qui se jette à l'eau de peur de se*

[1] *'Weingartvogel'* s. *Nemnich Polygl. Lex.* III 1509.

[2] Auch in den Dialekten: savoy. *grivwé, terme d'affection = fils, grivwésa* 'Frau, die frühzeitig auf den Beinen ist'. Aosta: *grivoésa 'gaillarde', grivolin 'qui fait le beau garçon'* (Cerlogne, Glossaire); Mistral: *grivoues, griboues, griévat, grivouard.*

[3] Dafs *gris 'un peu ivre'*, wie Génin einst vermutete, nichts mit diesem Stamm zu tun hat, zeigt rum. *cărúiu* 'beduselt' zu **canuleus* (*Puscariu* No. 300).

[4] Zu vergleichen wäre in Anjou (Verrier et Onillon): *gareau 'de couleur pie', gareillé 'moutonné'* und *gâréier 'suivre en zigzaguant'* vielleicht von einem Vogelnamen abgeleitet, den ich nicht belegen kann.

[5] Norm.: *guiller = couler (des matières semiliquides); guille = diarrhée* (C. Maze, *Étude s. le pat. de Havre*); *conte guilleret* (*un peu libre*) Littré.

[6] In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dafs die Drossel für töricht gilt: *plus sot que grive*; it. *torde = niais, imbécile*; vgl. Rolland a. a. O. II 37, 40.

mouiller); *Jean Gribouille* (Carnoy, *Litt. or. d. l. Picardie*), *Griboule 'sot imbécile'* (Corblet, *Gloss. d. Pat. Pic.*), *Gribuja 'maschera adottiva piemontese, tipo del bonaccione'* (Ugo Rosa, *Gloss. Stor. piem.*). Schon Mignard (*Ét. de ling. bourg.*) stellt *griboulai 'trembler de froid'*, genev.: *greboler* mit *gribouille* zusammen. In manchen Gegenden Frankreichs ist auch ein Haschespiel: (*jouer*) *à la gribouillette,* bei den Kindern beliebt. Derselbe Stamm begegnet in pikard. *gribouiller*[1] *'griffonner'* (Corblet), savoy. *gribolyi* (Thônes), *grifolyi* (Annecy), *gribuy 'brouillon'* (Pléchâtel), *gribuye 'griffonner'*; auch *gribler 'ribler, dépouiller'* (Grandgagnage) wäre zu erwähnen. Zu *gribouille* gehört wohl auch *gribouri*[2] *'revenant, follet'* bei Godefroy; vielleicht auch *grifo*[3] *'faible, poltron'* (Mistral), *gripet 'follet lutin' 'esprit badin et souvent serviable'* (ebd.), auch *gripetoun 'petit lutin'* (ebd.).

Bisweilen erscheint übrigens auch ein *a* in der anlautenden Silbe: *grabuye* (Ostfr. Grenz. Dial.) 'sich hin und her bewegen'; *grawoéyé* (Haillant) *'fureter, chercher en s'agitant beaucoup', grabouilli* (Thévenin) *'gratter comme les poules, griffonner', greviyè 'gratter comme un hanneton qu'on aurait dans le dos'.* Auch der Name jenes Teufels kehrt mit *a* wieder: *'grabbi, grabelliou = ravisseur; c'est un des noms du diable'* (Bridel). Ich glaube, daſs man auch *gravalon* (Petit Noir und Chaussin, Jura), *'gros, frêlon', grovolũ* (Damprichard), in Montbéliard mit volksetymologischer Umdeutung *grandvollon*[4] (Contejean), hierherrechnen muſs.

Nicht klar, seiner Bedeutung nach, ist mir das wohl hier zu nennende *à grebolion* in Savoyen (Constantin et Désormaux, *Dict.*) = *à croupeton*; falls seine Grundbedeutung wirklich *'hockend, kauernd'* ist, so wäre vielleicht am ersten *'se gribouiller', se donner du bon temps, se chauffer négligeamment et complaisamment au coin du feu* in Boulogne (*Vocab. boulonnais* von Haigneré 1903) zu vergleichen.

Nun wird die Bezeichnung *grive* auf einige Tauchervögel ausgedehnt: Tringa macularia, der gesprenkelte Wasserläufer *'grive d'eau'* und Tringa pugnax: *grive de mer.* Hier liegt es auf der Hand, daſs die Farbe des Gefieders zur Bezeichnung *grive* Anlaſs gegeben hat. Wie soll man es aber erklären, wenn eine Lummenart wie Colymbus arcticus als *'guerbe de vigne'*[5] bezeichnet wird? Was soll der Zusatz *'de vigne'* bei einer Lumme, die nichts mit den Weinbergen zu tun hat,

---

[1] Man wird an holl. *kribbeln* = *'kritzelich schreiben'* erinnert.

[2] Bei Rolland a. a. O. III 348 wird *'gribouri'* (ein Gleitkäfer) erwähnt (Cryptocephalus); ebenso bei Tolhausen, *Span. Wtb.*; nach *Verrier-Onillon Gloss. des pat. de l'Anjou* bezeichnet *gribot: Insecte aquatique, l'hydrophile et par ext. tous gros insectes coléoptères et autres; en part. les cafards ou blattes.*

[3] Ob auch prov. *grifo grifoul 'jet d'eau, fontaine, jaillissante'* (Mistral), *grifol, grifon* (Levy) 'Springbrunnen', als beweglicher Wasserstrahl hierher gehört?

[4] Vgl. *Atlas ling.* Karte B 1471 (bourdon) *gráulẽ* in Gard (840, 841 etc.). *agrá^{u}lũ* in Landes (662).

[5] Auch *gai de vigne* (Podiceps minor), Rolland a. a. O. II 405, 406.

die vielmehr auf dem Lande sich kaum oder doch nur sehr unbeholfen bewegen kann? Ähnliche Arten von Tauchervögeln erscheinen in Frankreich und der Schweiz unter den Namen[1] *grebolan* = Podiceps minor (Bridel, Grandson), *grébion* (Suisse rom.), *gréboz* (Suisse rom.) = *graibioz* (Savoie), *grèpe* (Lyon), *gièvre* (Normandie) Podiceps cristatus. Ferner verweist Grandgagnage in seinem Werkchen '*Vocabulaire des noms wallons d'animaux, de plantes et de minéraux,* Liège 1857' auf einen Vogelnamen (aus einer Urkunde von 1317) '*le gievre*' '*sans doute la grive*'. Nach Einsicht anderer Hss. jener Urkunde, die die Formen '*le givre, le gieve, la griewe, le guire*' zeigen, formuliert er S. 34 seine Ansicht so, dafs nach dem Preis des Vogels zu urteilen: *il n'est point question de la grive, mais bien du harle* (*ou d'un oiseau aquatique de ce genre*). *Harle* ist eine Mergus-Art, dem Preise nach eine Grebe[2] (*la grèbe*), deren weiches flammiges Brustgefieder als Damenschmuck ein gesuchter Handelsartikel ist. — Wenn man die wallonischen Formen (*giewe, givre*) einerseits und die schweizerischen (*gréboz, grebolan*) anderseits betrachtet, so könnte man an einen lautlichen Zusammenhang zwischen *grève* und *grèbe* denken;[3] es würde dann anzunehmen sein, dafs ein Stamm, der die hurtige, eilige Bewegung[4] ausdrückte — denn die Tauchervögel, besonders die Podicepsarten, zeichnen sich durch auffallende Beweglichkeit im Wasser aus —, bei beiden zugrunde läge.

II. *vwajəras* 'colchique'.

Die Bezeichnung der Herbstzeitlose[5] (colchicum autumnale) als '*veilleresse*', '*veilleuse*' erstreckt sich über grofse Gebiete Frankreichs. Im Lothringischen haben wir nach Haillant (*Flore populaire des Vosges* S. 170) die Namen: *veillotte, veilleuse* (Bertrimoutier), *woerasse* (La Bresse), *voïorosse* (Brouvelieures), *voyerosse* (Celles), *voyrosse* (Chatel) und viele ähnliche Formen: *voyotte* (Médonville), *voyeuses* (Raon-l'Etape).[6] Wir sehen gleich hier, dafs diese Bezeichnung nicht auf die Herbstzeitlose beschränkt ist; sie wird im Lothr. auch für den

[1] Rolland a. a. O. II 401, 405.

[2] Vgl. Namen wie *Grebhahn.*

[3] Vielleicht ist hier wieder in analoger Weise *guillemot* 'Lumme' zu den oben erwähnten *guilleri* zu stellen.

[4] Auffallend ist die Beschränkung der Namen *grive* und *grèbe* auf galloromanisches Gebiet; ob hier ein keltischer Stamm vorliegen könnte, wie er in *grip, grib 'swift, quick'* (Windisch, *Altir. Texte* I, Gloss.) oder in *griobhag 'hurry confusion'* (Norman Macleod, *Gaelic Dict.*) erscheint, darüber darf ich mir kein Urteil erlauben.

[5] Ich habe darüber bereits auf dem Strafsb. Philologentage einige Bemerkungen gemacht.

[6] In Lach und Schnierlach hörte ich *vwajəras*, in Nomexy s. Moselle *vwaju:x*; *voillerote* findet sich in Chaussin (Jura), *veilleuses, veillotes* in der Normandie (*Joret, Flore*); *veilleresse* (Poitou).

Hanfspargel (orobanche ramosa): *voyerosse* (La Forge, Le Tholy, *Flore* S. 136) und für orobanche rapum: *voayerasse* (St. Amé, *Flore* S. 136). Beiden, Colchicum und Orobanche, gemeinsam ist, dafs sie allgemein vom Volke als Unkraut angesehen werden. Aber auch noch andere Pflanzen, die gemeinhin für Unkraut gelten, werden in Frankreich mit ähnlichen Namen belegt; so die Färberdistel (carthamus tinctorius) als *veillette, veilleuse* (*Gloss. du Centre*), die Ackerwinde (convulvulus arvensis), nach Joret, *Flore populaire d. l. Normandie* S. 133: *veillée, éveillée, vèyie, vièyie, viyée, vriyée* (mit Anlehnung an *vrille*), *vouyée,* auch *vaille, vaye* (Barfleur), *vaillette* (Guernesey); a. a. O. S. 168: *vèyie* (polygonum convolvulus)[1] der Windenknöterich; ebd. S. 56 *vèyie* eine Wickenart; *véïe* = clematite[2] liseron, toute espèce de plante grimpante, auch *vélie* (Contejean). Man geht vielleicht nicht fehl, in allen diesen Bezeichnungen den gleichen Stamm zu sehen, wie in dem von *Plinius Naturalis Historia Lib.* XXII 25, 75 erwähnten gallischen Pflanzennamen *vela* (eine Lesart auch *velarum*); es heifst dort: *Irionem inter fruges sesimae similem esse diximus et a Graecis erysimon vocari, Galli velam appellant. Est autem fruticosum, foliis erueae, angustioribus paulo, semine nasturti, utilissimum tussientibus, eum melle et in thoracis purulentis exscreationibus.* Es handelt sich danach vermutlich um eine Raukenart (sisymbrium officinale, auch erysimum off. genannt),[3] ein auf Schutt und Wegen gewöhnliches Unkraut. Allerdings müfste man wohl irgendeine Ableitung von *vela* mit i-Suffix zugrunde legen. Die Bezeichnung *veilleuse, veilleresse* hat nun im Osten Frankreichs zu allerlei Umdeutungen Veranlassung gegeben. Wie man z. B. heracleum sphondylium, die gemeine Bärenklaue in La Bresse als Herbstpflanze *paipline de vèjè* (des veillées, allusion à l'époque de floraison ou plutôt de fructification nach Haillant, *Flore* S. 89, vgl. *d'veye* 'Herbst' OGD) nannte, wie man die Herbstmorchel, *morille d'automne* (im Gegensatz zur *morille de l'ohhifieu,* der Frühlingsmorchel, Haillant, *Flore* S. 218), *morille de voïe, woyé* nannte, so bezeichnete man die *veilleuse,* die Herbstzeitlose auch: *fiou louriau* (La Bresse), *fio d'loures* (Gerardmer), Haillant, *Flore* S. 170: *lovrotte* (*Essai s. Uriménil* 1901 S. 17), *lovrotte* ('colchique' peut-être de *'lovre',* soirée, la fleur du colchique étant surtout épanouie le soir' nach Contejean, *Gloss.*), indem man ihren Namen mit den beginnenden Spinnstuben (vgl. schwäbisch: Spinnblume) in Beziehung brachte. Noch weiter gingen Benennungen wie: *tchandalle* (Fraize),

[1] *veuillie* 'liseron sauvage', convulvulus arvensis in Chaussin (Briot), *veillie* 'mauvaise herbe en général', convulv. arv. (Gloss. du Morvan), *velha, villhe* (rom. Schweiz), *vwεtə* in Vaudioux (Jura), vgl. *Atlas* (K 1421): *vrille* Vosges und Manche.

[2] Auch *villette* 'petite vrille' (Contejean) gehört wohl hierher, ebenso *veli* 'clematite sauvage' bei Grammont (*Pat. de la Franche Montagne* Gloss. S. 266) und *vjot* 'vrille', das Gr. aus *vitetta herleiten möchte.

[3] *vélar* = Sisymbr. off. Normandie (Joret 23), vgl. *Atlas* (K 777): *liseron.*

revauye-métin (Charmes) und *lourierasse* (Cornimont u. a.), das wohl an *veilleresse* angelehnt ist.

Vielleicht gehören zu demselben Stamm auch aufserhalb Frankreichs einige Benennungen; *velèta* 'grimpa que se põe no alto dos edificios' (Moraes *Dicc. portug.*), *velènho* 'meimendro', *veleño* Bilsenkraut, sofern hier nicht nach Diez' Bemerkung s. v. *beleño* ein Stamm vorliegt, der auch im Slawischen (russ. *bêlená*) und Germanischen (Bilsenkraut) vgl. schwed. *bolmört* sich findet; sp. *vella* Kugelkresse, *velesa* Bleiwurz; *villorita* Herbstzeitlose, *vellorita* Schlüsselblume (Tolhausen). Eine Umdeutung aus demselben Stamme ist wohl auch ital. '*figliuolo*' Herbstzeitlose; die prov. Bezeichnung: *filheiroun* 'Ackerwinde' (Anlehnung an *fil*?) ebenso wie *fiholo* 'vrille de la vigne' mögen auch hierher zu rechnen sein. Indes das bedürfte noch weiterer Untersuchungen.

III. Kleines Vokabular.

A. = Altweier, Au. = Autrey, B. = Belmont s. Brouveliures, Bf. = Bellefontaine, Br. = Bruyère, D. = Diedolshausen (Bonhomme), F. = Fougerolles, Fr. = Fraize, H. H. = Hautes Huttes b. Urbeis, J. = Jarménil, Kl. Rb. = Klein Rumbach, L. = Lach-Weilerthal, M. = Mittelscheer (Charbes), N. = Nomexy, O. = Urbeis (Orbey), Schn. = Schnierlach (La Poutroie), St. Kr. = St. Kreuz i. Leberthal, T. = Tannach, U. = Urbeis-Weilerth. — OGD. = Ostfranz. Grenzdial. von Horning, *Frz. Stud.* V.

ãgrəvjɛ: T., *gãgərvjɛ*: O. m. Blindschleiche.
ãpjɛt f. O. emplâtre.
a:ru O. attention. *fo fɛ:r a:ru* O. il faut faire attention.
awɛj f. O. aiguille.
babo:r m. F. baratte.
bərəsi: Au. labourer un champ.
bɛn f. St. Kr. grenier (Bühne).
bɛtɛ m. St. Kr. Wetzstein für die Sense.
bjasi: f. Schn. tas de fruit.
bni m. L. Warze (zu afr. *bugne*?)
bœrtʃo: m. O. Ausflufsröhre am Brunnen.
borli m. Fr. Maikäfer.
brɛsəw m. Schn. Ärmel.
brə də fĩ B. Mistwagen.
brəsi B., *brəsje*: *di fje*: J. 'conduire du fumier'.
brəsli: *də fe*: Schn. 'den Mist zerstückeln'.
bruʃtlə O. gilet.
dɛχʃəw L. dechaussé, pied-nu.
dɛtɛtʃla:j Schn. 'vache tachetée'.
dəlã O. 'malheureux, qui est à plaindre'.
ɛkœjpi: L. sale.
ɛlɛχã L. timide.

ɛnat f. O. épingle.
ɛna:j (année) Sch. Sommer. OGD. Gl. *onay*; *donay* verdankt seinen Anlaut wohl dem Herbst = *dveye* (a. a. O.).
ɛ:r (air) O. pet.
erã Sch. gestern, vorgestern.
ɛritãt (*maladɛj ɛ.*) L. ansteckende Krankheit.
ɛspɛrʒɛs O. Weihwedel.
fma:j (fumée) A. Nebel.
fo:jã H. H. Maulwurf.
fy:tã Sch. (foris tempus) Frühling.
fje:r L. coquette.
fjɛrã, *ĩ fyɛrã am*, Sch. 'un poseur'.
gɛlɛf m. O. rustre; *ĩ gwo gɛlɛf.* Vgl. *galafe, goulafe* in Lothr.
gorjat f. O. chaufferette.
go:ji (*lɛ noj*) H. H. enlever l'écorce des noix.
grɔ:z L. herbe.
gjat L. dartre.
gjɔ O. Mäkelhans. Nach OGD Gl. 'ein eitler, eingebildeter Mensch, afr. *gloz*?'
dʒa:k m. Schn.; auch *dʒjɛ*: Schn.
dʒalãt f. O. Garnwickel (runder Garnhalter mit Ohren).
dʒœjʒi Schn. gifler; *dʒaf* 'gifle' Schn.
dʒɔw Schn. coq; *ʒɔlɛj* m. B. petit coq.
hãbaj m. O. Brettergestell, das dazu dient, die verschiedenen Arten Kartoffeln bei der Lagerung im Keller zu unterscheiden.
halbrã Schn. vif.
hatɛj m. N. noisetier.
hɛ:l m. A. brume.
hɛ:p m. O. viereckiger Garnhalter; vgl. OGD Gl.
hɛrɛ̃ m. L. Augenblick.
ho:dʒat f. O. kleiner Handkoffer.
kakjo: L. kitzelig. OGD Gl.: *cocye.*
karako: m. J. weiblicher Morgenrock.
kaʒo:nɔ Schn. citrouille; vgl. Adam S. 237.
kɔrne: m. L. Schnittwunde am Finger.
kɛrsat f. O. épervier.
ki:ki:k m. O. Tannenzapfen; *kɔkat dɔ sɛp* L.; vgl. OGD Gl.
kɔra:j sɛlina:j D. (courroie[?] St-Léonard) Regenbogen.
kɔrbɛj m. N. jante.
kɔvœj m. Schn. couvain.
kri m. B. s. *lɔti:z.*
krœtʃ m. O. pioche.
kwatli A. kitzeln.
kwɛʒɛj m. O. estomac; *kwɛhe* D. vessie, vgl. OGD Gl.
kwɔ:r m. O. gilet (vgl. *corset*).
ku:ji (cueillir) B. arracher les pommes de terre.

lɔs f. O. langstieliger Bohrer in der Form eines T; vgl. *lüs,* instrument à forer les essieux bei Grammont, *Pat. du Dampr. Gl.*
lɔti:z f. Schn. Ring mit Eisenstück, der als Bremse hinter dem Wagen nachgeschleppt wird; auch *kri:*
ma:jke:f m. A. D. Maikäfer; *mine:* U.
malɛj m. O. sacristain.
ma:χjarb f. Au. Unkraut.
miner f. Schn. kleine Blaumeise.
mœwri m. F. Maikäfer.
mwy (*dĩ ʃjɛ*) B. moyeu d'un char.
no:n f. Schn. Mittag.
nɔ:rmjɛ:l f. Schn. (noire-)merle.
nya:j (nuée) f. Br. Ungewitter.
ɔrmɛj D. gestern; *ɔrmɛ̃* Schn.
pa m. Schn. pet.
pɛjlat f. O. kleiner Kochtopf mit Beinen und langem Griff; vgl. *pel* OGD Gl.
pje:t (pertica) f. L. 'bois pour lier le foin'.
pikjɔ̃ m. H. H. Tannennadel; vgl. OGD Gl.
pinɛs f. H. H. Kiefer.
plo:dɛ O. 'battre'.
pɔ̃sɛj A. trayon.
pɔχœlri: f. F. cochonnerie.
pu:ʃ f. Schn. Fichtenharz.
ra: m. B. Speiche.
rawhɛj (*ɛn se:j rawhɛj*) L. une scie aiguisée.
rawho:r m. M. Wetzstein.
ra:jtɛj m. Schn. roitelet.
rɛ:m (rame) f. B. perche.
rifjɛ Schn. 'raufen, Beeren sammeln'.
ro:wi B. arracher les pommes de terre.
sat m. O. grofser Zentrumsbohrer in Form einer 5.
sɛ:li: f. Schn. salive; auch *skœpat* (Auster, Speichelklecks).
sɛ:sa m. O. Sprühaufsatz einer Giefskanne.
sɛɲnɛ O. abrahmen; *lɔ sɛɲnoj* der Abrahmer, vgl. OGD Gl.
sɛtʃa m. Schn. penis; *sɛtʃa d'kyrɛj* colchique (penis pastoris).
skɔ̃sa:j f. Schn. Sonnenuntergang.
skwat (secouette) f. O. kleiner Handbesen mit Griff.
skjɛntʃ f. O. Türklinke; vgl. OGD Gl. *kyĩʃ* 'Hahn am Fafs'.
slɛj m. O. kleiner Keller.
ʃãb B. jante; *ʃãbr* O.
ʃa:bɛ Schn. râcler.
ʃəhã L. (*ɛ lɛ no: ʃəhã*) à la nuit tombante.
ʃɔw m. O. Schofs; auch das, was man im Schofs fassen kann: ausgedroschenes Ährenbündel.
ʃpɛnoj m. O. petit veau.

ʃprɛts (Spritze) m. O. Gieſskanne; auch: *ɛrəʒoj* (arrosoir).
ʃtəjə m. O. Stoppel.
ʃwa:ʒ f. L. gaule pour abattre les noix.
ʃyʃpat f. Schn. Wasserspritze.
tapky: (tape-cul) m. Au. zweiräderiger Wagen.
tjɛna:r f. Bf. tonnerre.
trœtʃ f. O. claie.
tʃɛj m. cône de sapin (Adam 239).
u:r f. Schn. *vɔ da:ro:w lu:r kɛla ɛ lɛ mo:ʒə* vous donnerez l'heure qu'il est à la maison (d. i. saluez de notre part). *ɛzy:rsi* A. 'aux heures-ci, maintenant'.
vas (vesse) f. Sch. pet.
vazrʃtɛjn m. O. Ausguſs.
vru: f. Schn. Warze.
zɛ:g f. Schn. groſse Schneidesäge; *zɛgat* f. Tischlersäge; *zɛgra* m. Gartensäge.
zʃo:nɛ H. H. abblättern.
zgrɛɲi O. faire des grimasses.
zgrɔ:lɛ H. H. secouer les branches.
zwĩgɛ H. H. secouer les noix.
χawvo:r m. M. Waschbläuel.
χɛyo:r f. B. chaise.
χna:drɛl f. L. lézard (Schneiderle?).
χəf m. B. buffet.
χpɛtsjɑ̃ L. pointu.

IV. Pflanzennamen.

achillée	*lɛ tonɛl* (Schafgarbe) Schn.
airelle	*tʃɛntrɛj, brɛbɛl grɑ̃ me:r* O.
anemone des bois	*pat a tʃro* Schn.
aubépine	*o:grɛpi:n* Bf. *bɛpiɲe*: (Abtrennung des Art.) *po:li* A. *ɛspĩg də pu:r dej* Fr. (épine de pauvre dieu).
aune	*o:nɛj* Au. Schn. *ɔnɛ:j* H. H. Broque.
bardane (glouteron)	*pɛrmɛtɛj* Au. *tajo:rə* (tailleur) ebd.; wegen des struppigen Äuſsern der Klette?
betterave	*lizɛt* B. *tirlips* Schn. vgl. Haillant s. v. lisette.
buis (bois toujours vert)	*vizbɔwl* Schn.
bouleau	*bolɔt* A. *bɔwl* Schn. *bɔwlat* O.
bruyère	*brwin* f. A. *brue:r* Schn. Haillant s. v. brouine.
campanule	*ʃalat* O. *dɔ:ya* (digitale?) O.
celeri	*lɛp* Schn.
cerfeuil velu	*konʃɛj* (Chaerophyllum hirsutum) O.
cerise	*sri:h, ɛpa:t* L.
	cerises rouges et aigres *damœʃt* Schn.
	cerises noires *vĩkors* Schn. (Weinkirsche).

chanvre	*ʃɛ̃p* J. *tʃɛ̃mb* Schn. (le grain: *tʃɛnvɛ* Schn.)
charme	*ʃarməli:n* Kl. Rb.
châtaignier	*kaʃtɛ̃dʒi:* Schn. A. *kɛtɛ̃ʃi:* L. (*kɛtɛ̃ʃ* châtaigne ebd.).
chélidoine	*l'jɛrb d'kwɛs* (*də sɑ̃ kwɛsi* 'geronnenes Blut') Schn.
chiendent	*lə tɛndo:* Schn.
choux	*ʒot* Kl. Rb.
ciboulette	*brət* F. *brət* Bf. *brat* A. Schn. Fr. *sivat* Kl. Rb., Weiler, Saulcy.
clématite	*rɑ̃p* J.
cresson	*kœrsɔ̃* Schn.
cypripède	*lɛsɛj d kəly:v* (lait de couleuvre) O.
digitale	*do: d lu:* (doigt de loup) Schn.
erable	*pja:n* Schn. *pjɑ̃n* L.
fleur de lait (Carthamus tinctorius)	*fjo: d lase:* L.
fleur St-Jean (Marguerite)	*fjə sɛ̃dʒɑ̃* Schn.
fougère	*falɛy:r* L. *faly:r* B. *fəlɛ:r* J. *ʃlay:r* Schn.
framboise	*pɛm* O.
genêt	*ʒnɛjt* Schn.
genevrier	*ʒnäbr* L. *ʒnə:b* O.
gentiane	*dʒɑ̃se:n* Schn.
giroflée	*ʒi:rɔ̃flœr* Schn.
groseille	*grɛzɛl* B.
gui blanc	*bjɑ̃ bro:ʃt* Schn.
hêtre	*fenɛs* Au. *bəʃo:* H[te] Broque. *buχɔ̃* Kl. Rb.
ivraie	*wɑ:ʃ* Schn. *lɛ trɛnɑ:j* L.
lamier	*jɛrb də məʃat* Schn.
liseron	*rɑ̃p* L. (*rɑ̃pl* = lierre Schn.).
mauvaise herbe	*mɑ:χjɑrb* Au. *lɛ mi:d* Fr. *mɑ: hi:rb* Fr. *lɛ mje:d* Schn. *mɑʒɛrb* A. *lɛ mja:də* L.
mauve	*fərmɛdʒɛj* Schn.
millet	*mjɛ:s* Schn. (*lè myette* bei Simon 170 ist Druckfehler, vgl. *miesse* 'Lens esculenta' bei Haillant, *Flore* 58).
muguet	*mœrgɑ:* Schn. *myrga:* Kl. Rb.
mûres	*mu:l* B. *mul* Kl. Rb.
myosotis	*miəti:z* Schn. *œj d bə* (œil de crapaud) *œj d vy:dʒ* (de vierge) O.
myrtille	*blu:* f. Au. *brɛbɛl* Schn. *brĩbɛl* Kl. Rb.
noisetier	*hɛ:j* Schn. *kwo:r* ebd., *ɛn ko:wr* Kl. Rb.
noyer	*nu:i* Schn.
oignon	*ɛɲə* Schn. *ɛjɑ̃* Kl. Rb. *ɛjə* H[te]-Broque.
orme	*səvɛ:dʒ kwo:r* Schn.
ortie	*utɛj* Saulcy. *χakɛs* St-Léonard. *ʃəkɛs* Brouveliures.

pisse-en-lit	*pſɛlɛj* Schn.
poire	*pu:r də vy:dʒ* (Holzbirnen) Schn.
primevère	*go:ginat* Schn.
prune	*di kweſ* (Quetsche) Kl. Rb.
prunus Padus	*fjɛ:rã bəw* (bois odorant) O.
prunelle	*pənɛl* (Schlehe), *pəni* (Schlehbusch) Schn.
radis	*rai:* Schn.
raves	*ra:i* Kl. Rb.
réglisse	*də ſtrədəſ* oder *partrak* Schn.
renoncule	*pə:rpi:* Schn. *pərpje:* Kl. Rb.
sapin noir	*na:r sɛp* L.
sauge	*swo:dz* Schn.
scabiose	*matɛj* O.
sorbier	*ɛrbɛ* (arbois) O.
sureau	*sajœ* Schn.
thym	*pujœj* m. Schn. *põljœj* Altw.
	sa:vɛdʒ pɛvril L.
tilleul	*lə kja:* Kl. Rb. A.
tremble	*tramulɛj* Kl. Rb.

Hamburg. Hermann Urtel.

Kleinere Mitteilungen.

Jeffrey und Hazlitt.

In der fleifsigen Dissertation von R. Elsner: *Fr. Jeffrey, der Hauptbegründer der Edinburgh Review und seine kritischen Prinzipien* (Berlin 1908), benutzt der Verfasser, um Jeffreys Ansichten über Ursprung und Wesen der Poesie darzulegen, mehrfach (s. bes. S. 25, 26) die im August 1817 in der *Edinburgh Review* erschienene eingehende Besprechung von Coleridges *Literary Life,* die sich hauptsächlich mit systematischen Fragen beschäftigt (E. R. vol. XXVIII, p. 488—515). Diese wichtige Besprechung wurde nun zwar von Lord Cockburn, dem Biographen Jeffreys, diesem zugeschrieben; es ist aber mit gröfster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dafs sie nicht aus der Feder Jeffreys stammt, sondern von William Hazlitt verfafst worden ist. Es finden sich nämlich in ihr eine solche Anzahl seitenlanger, wörtlicher Übereinstimmungen mit Stellen aus Hazlitts sonstigen Werken, dafs Hazlitt, falls der Artikel wirklich von Jeffrey wäre, diesen in keckster Weise ausgeschrieben haben müfste. Nun können wir Hazlitt ein formales Plagiat an einem andern Schriftsteller nicht nachweisen; es wäre auch sehr unwahrscheinlich, dafs er sich dazu einen so vielgelesenen Journalisten wie Jeffrey auswählen sollte. Dagegen kennen wir zur Genüge seine Gewohnheit, seine eigenen Gedanken, ja ganze Seiten aus seinen Schriften ohne jede Scheu mehrmals zu wiederholen. So hat er denn auch hier fast die ganze Charakteristik Burkes zwei Monate darauf im *Champion* (5. X. 1817) drucken lassen und dann noch einmal für seine *Political Essays* verwandt (*Coll. Works* of W. H. ed. by A. R. Waller & Arnold Glover, London 1904: III, 250—253). Darauf weisen schon die Herausgeber Hazlitts, Waller & Glover, hin (a. a. O. X, 419). Wichtiger noch für die Elsnersche Arbeit ist, dafs auch die kunsttheoretischen Ansichten in diesem Aufsatz sicher Hazlitts Eigentum sind; sie kehren zum Teil wörtlich wieder in dem Essay *On Poetry in General,* mit dem Hazlitt seine Vorlesungen über englische Dichter einleitete (*Coll. Works,* V, 1 ff.). Ich führe nur einige Stellen an:

E. R., p. 513:	On Poetry, V, p. 11:
Mr. Coleridge bewilders himself sadly in endeavoring to determine in what the essence of poetry consists; Milton, we think, has told it in a single line: Thoughts that voluntary move Harmonious numbers.	There is a question of long standing, in what the essence of poetry consists; ... Milton has told us his idea of poetry in a single line: Thoughts that voluntary move Harmonious numbers.

Poetry is the music of language, expressing the music of the mind.

... p. 12:

It is the music of the language answering to the music of the mind.

E. R.:

Whenever any object takes such a hold on the mind as to make us dwell upon it, and brood over it, melting the heart in love or kindling it to a sentiment of admiration; whenever a movement of imagination or passion is impressed on the mind, by which it seeks to prolong and repeat the emotion, to bring all other objects into accord with it, and to give the same movement of harmony, sustained and continuous. to the sounds that express it — this is poetry.

On Poetry, p. 12:

Wherever any object takes such a hold on the mind as to make us dwell upon it, and brood over it, melting the heart in tenderness, or kindling it to a sentiment of enthusiasm; wherever a movement of imagination or passion is impressed on the mind, by which it seeks to prolong and repeat the emotion, to bring all other objects into accord with it, and to give the same movement of harmony, sustained and continuous, or gradually varied according to the occasion, to the sounds that express it — this is poetry.

Aufserdem stimmen noch die Stellen: 'The musical in sound' bis 'continuous also', 'whenever articulation' bis 'poetry begins' und besonders die lange Stelle von 'It is to supply' bis 'invented' fast völlig überein; bei der letzten fügt Hazlitt in dem späteren Aufsatz noch einige Beiwörter und ein neues Zitat hinzu. Für die Autorschaft eines anderen als Jeffreys spricht ferner der Umstand, dafs die der Kritik angehängte ausführliche Note ausdrücklich *'F. J.'* unterzeichnet ist; das hätte Jeffrey nicht nötig gehabt, wenn er nicht sein Eigentum von dem eines zweiten Schriftstellers hätte sondern wollen. Wie man schon aus den angeführten Stellen ersieht, ist auch der Sprachstil ganz unverkennbar der von Hazlitt. So haben denn auch, während Ireland (*A list of the writings of William Hazlitt,* London 1868 [1889 [2]]) die Kritik noch als 'doubtful' bezeichnete, die neuesten Herausgeber Hazlitts sie unter seine Werke mit aufgenommen (a. a. O. X, 135 ff.).

Berlin. Bertha Badt.

Noch einige kleine Voltairiana inedita.

Zu dem *Recueil de poésies diverses* der Königin Sophie-Dorothea, dem ich eine Reihe ungedruckter Gedichte Friedrichs des Grofsen verdankte und die ich im *Archiv für das Studium der neueren Sprachen* CV. S. 325 ff. beschrieb, zu den ferneren Gedichtsammlungen der Prinzen August Wilhelm und Ferdinand, die die Kgl. Hausbibliothek bewahrt, fand sich im Privatbesitz des Herrn von der Heydt zu Godesberg bei Bonn auch noch ein *Recueil de Poésies,* der aus der Bibliothek des Prinzen August, Prinz Ferdinands Sohn, herrührt und mir von dem Kgl. Hausbibliothekar Herrn Dr. Krieger zur Durchsicht gegeben wurde. Ich bezeichne ihn mit *R. P. Aug.*

Es sind darin viele Gedichte von Voltaire enthalten, die zum Teil von Moland abweichende Lesarten bieten, sowie auch ein paar

Gedichte, die ich bei Moland vergeblich gesucht habe, die aber ausdrücklich als 'von Voltaire' herrührend bezeichnet werden.

Ich teile das Gefundene hier mit, abgesehen von einer allzu anstöfsigen kleinen Erzählung in Versen: *L'Epaule démise et le vieux chirurgien.* Es mag eine Ergänzung bilden zu dem Bändchen *Voltairiana inedita,* das ich 1901 veröffentlichte.

Epître à Mr de Formont et à la Marquise du Deffand.
[ca. 1735, *R. P. Aug.* I, 21.]

Das Ms. schreibt fälschlich Fourmont. Aber der als Erforscher des Chinesischen im *Discours sur l'homme* VI. (Moland **9**, 416) erwähnte Gelehrte Fourmont kann im Zusammenhange mit der Marquise du Deffand nicht gemeint sein. Es ist vielmehr der mit Voltaire befreundete Dichter und Virgil-Übersetzer de Formont († 1758) gemeint, der mit der Marquise eng befreundet war (Moland **40**, 4), mehrfach mit ihr gemeinschaftlich in Voltaires Briefen genannt wird (**33**, 302, 476, 483) und mit ihr gemeinschaftlich in Versen und Prosa an Voltaire schrieb im Februar 1735 (**33**, 478). In diese Zeit dürfte daher ungefähr auch unsere Epistel zu setzen sein, die an beide gemeinschaftlich gerichtet ist.

Der Grundgedanke 'Die Liebe ist mehr wert als die dunkle Philosophie' ist mit Bezugnahme auf Descartes und Malebranche bereits in Voltaires *Epître* 31 *à Mr de Formont en lui envoyant les œuvres de Descartes et de Malebranche* (Moland **10**, 266) enthalten. Zu diesen beiden Namen kommt hier noch Leibniz, über dessen Monaden sich auch Friedrich der Grofse, als Schüler Voltaires (1748), in seinem Lustspiel *L'Ecole du monde* lustig machte.

Mit dem Schlufs unseres Gedichts berühren sich die gleichfalls an Formont gerichteten Verse, in denen die Marquise du Châtelet redend eingeführt wird und Formont einlädt mit den Worten (Moland **10**, 506):

Venez au véritable Eden
Si vous m'en croyez souveraine.

Unser Gedicht lautet:

Formont, vous et les Du Deffands,
C'est à dire les agréments,
L'esprit, les bons mots, l'éloquence
Et vous, plaisirs qui valez tout:
Plaisirs, je vous suivis par goût,
Et les Newtons par complaisance.
Que m'ont servi tous ces efforts
De notre incertaine science?
Tous ces carrés de la distance,
Ce plein, ce vide, ces ressorts,
Cet infini si peu traitable,
Hélas! Tout ce qu'on dit des corps,
Rend-il le mien moins misérable?
Mon esprit est-il plus heureux,
Plus droit, plus éclairé, plus sage,
Quand de René,[a] le songe creux,
J'ai lu le romanesque ouvrage;
Quand avec l'Oratorien[b]
Je vois qu'en Dieu je ne vois rien:
Ou qu'après cinquante escalades
Au château de la Vérité,
Sur le dos de Leibniz monté,
Je n'aperçois que des monades.
Ah! Fuyez, songes imposteurs,
Docte et ridicule chimère!
Ah! Puisqu'il nous faut des erreurs,

[a] Descartes. [b] Le Père Malebranche, Père de l'Oratoire.

Que nos mensonges sachent plaire!
L'esprit dur, solide et commun,
Qui calcule: un par un donne un,
S'il fait ce métier importun,
C'est qu'il n'est pas né pour mieux faire.
Du creux profond des autres sourds,
De la sombre philosophie,
Ne voyez-vous pas Emilie
S'avancer avec les Amours?
Sans ce cortège qui toujours
Jusqu'à Bruxelles l'a suivie,
Elle aurait perdu ses beaux jours
Avec son Leibniz qui m'ennuye.

Impromptu à Mad. la margrave de Bareuth.

[1743, *R. P. Aug.* II, 13.]

Voltaire besuchte 1743 (10.—25. September) als Baireuth-Pilger die Markgräfin, wie ich, *Voltairiana inedita* (Berlin 1901) S. 6, als Einleitung zu einem anderen an Wilhelmine gerichteten Gedicht (ebenda S. 44 u. 4) erwähnte. Auch der König war in dieser Zeit in Baireuth, wie aus Voltaires Brief an Amelot vom 3. Oktober 1743 (Moland 36, S. 249) hervorgeht. Vermutlich war in seinem Gefolge auch Jordan, der hier erwähnt ist. Denn September und Oktober fehlen im Briefwechsel des Königs mit Jordan (17, 251). Folglich stammen die folgenden Verse, wie die früher von mir mitgeteilten, wahrscheinlich aus dem Aufenthalt in Baireuth.

Pour chanter tout ce que j'admire,
Tant d'esprit avec tant d'appas,
Un impromptu ne suffit pas;
Jordan devrait toujours écrire.

Ich verstehe die letzten Zeilen so: Ich müfste eigentlich ein längeres Gedicht verfassen, aber es würde zu lang werden für die Geduld Jordans, der dann immer weiterschreiben müfste.

Impromptu du même à la duchesse douairière de W[ürttemberg], qui le tourmentait pour avoir aussi un impromptu.

[1743, *R. P. Aug.* II, 13.]

Wie ich *Voltairiana inedita* S. 4 ausführte, als Einleitung zu zwei Epigrammen an die Herzogin von Württemberg, Marie-Auguste, die Mutter Karl Eugens, traf Voltaire mit ihr 1743 in Baireuth zusammen. Das folgende Gedicht gehört daher ebenfalls dieser Zeit an.

Ce foutoir[1]
Ce soir
Doit recevoir
Cette beauté qu'on voudrait toujours voir,
Et qu'en ses bras nul n'est digne d'avoir.

An wen die folgenden drei kleinen Gedichte gerichtet sind, ist nicht ersichtlich.

---

[1] Bett oder Schlafzimmer.

Impromptu à une aimable femme.

[*R. P. Aug.* I, 149 u. II, 5.]

Pourquoi de la beauté faire si peu de cas?
Tout le monde court après elle:
Iris, si vous n'étiez pas belle,
Vous ne la mépriseriez pas.

Impromptu en épigramme.

[*R. P. Aug.* II, 6.]

Les dieux firent, dit-on, les hommes,
L'homme peut-être a fait les dieux;
Tant qu'on ne trouvera pas mieux,
Restons-en là comme nous sommes.

Madrigal.

[*R. P. Aug.* I, 193.]

Tout est égal et la nature sage
Veut au niveau ranger tous les humains.
Esprit, raison, beaux yeux, charmant visage,
Fleur de santé, doux loisir, jours sereins,
Vous avez tout, c'est là votre partage.
Moi, je parais un être infortuné,
De la nature enfant abandonné,
Et n'avoir rien semble mon apanage:
Mais vous m'aimez: les dieux m'ont tout donné.

An ungedruckten Varianten bietet der *Recueil de Poésies diverses* des Prinzen August eine ganze Reihe, die hier notiert werden soll:

Zu Moland 9, 353—355, *R. P. Aug.* I, 135:

La Bastille.

Seite	354	Zeile	11	v. u.:	*me prenant par*
„	354	„	10	„	*Fallut me rendre.*
„	355	„	6	v. o.:	*et double la …*
„	355	„	7	„	*de tous côtés:*

Zu Moland **10**, 360, *R. P. Aug.* **I**, 159:

Les Tonneaux au Roi de Prusse.

Seite	360	Zeile	13	v. u.:	*… nous soutenir*
„	360	„	7	„	*prouvez, grand roi; car …*
„	361	„	10	v. o.:	*qu'il se répand* (offenbar richtig für das widersinnige *repent*).
„	361	„	14	„	*Il fait croître à Moka*
„	361	„	14	v. u.:	*le berger Fontenelle*
„	361	„	13	„	*Enterre à trente-trois* (fälschlich statt des richtigen *trente-neuf*)
„	361	„	11	„	*Découlent en …*
„	361	„	9	„	*Le sot, le bel esprit …*
„	361	„	5	„	*Ils vous soutiendront hardiment*
„	361	„	2	„	*siècle en un point seulement*
„	361	„	1	„	fehlt

Seite 362 Zeile 1 v. o.: *Ressemblent plus ou moins ...*
„ 362 „ 3 „ *Vous bouchez pour jamais*
„ 362 „ 6 „ *Répandez toujours des délices*
„ 362 „ 9 „ *notre âme s'éclaire;*
„ 362 „ 12 „ *Notre aimable société,*
„ 362 „ 16 „ *Nous vivons, il est vrai, sous ce modèle heureux.*
„ 362 „ 17 „ *Continuez, versez ...*

Zweifellos zeigt die Vergleichung unserer offenbar älteren Lesart mit dem Molandschen Text, dafs Voltaire bei der Veröffentlichung kleinlich seine Bewunderung für Friedrich herabstimmte. Er ersetzt *grand roi* durch *très bien,* er fügt bei den Gewaltigen der Erde hinzu: *un peu trop adorés, A la faiblesse humaine ainsi que nous livrés* und korrigiert in *ressemblent à notre commun maître* noch ein *plus ou moins* hinein. Hat Voltaire früher mit *Vous bouchez* anerkannt, dafs Friedrich die Tonne des Kummers verstopft, so wird der König jetzt mit *Bouchez-moi* aufgefordert, dies zu tun. Dafs die Freiheit in seinem Kreise herrscht, wird gestrichen, statt dessen Voltaires (*notre*) 'liebenswürdige Gesellschaft' eingesetzt. Schliefslich wird auch das 'glückliche Vorbild' Friedrichs unterdrückt und statt dessen ihm vorgerückt: *Les honneurs rendent vain!* Ein Kommentar zu diesem Verfahren Voltaires ist wohl nicht nötig.

Zu Moland 10, 503, *R. P. Aug.* II, 6:

Contre les philosophes.

Zeile 2 des Gedichts:

L'air simple et vrai, l'oubli de la beauté,
Ne cherchez plus, ils sont dans ma Silvie.

(Statt *ma Silvie* ist später *Uranie* eingesetzt.)

Zu Moland 10, 521, *R. P. Aug.* II, 26:

Epigramme contre l'abbé Desfontaines.

Ich gebe diese frühere Fassung ganz, da sie von der 7. Zeile an später völlig verändert ist.

Un ramoneur à face basanée,
Le fer en main, *le front* ceint d'un bandeau,
S'allait glissant dans une cheminée,
Quand de Sodome un antique bedeau,
Pour un Amour prenant ce jouvenceau,
Vint endosser *sa figure* inclinée.
Or ce n'est pas cas étrange et nouveau
Que ce maroufle appelé Desfontaines
En gentillesse à tel point se méprenne,
Car de tout temps en ses pesants écrits
Où les ennuis vont baîllant sur des traces,
Comme un lourdaud le pauvre diable a pris
Les traits grossiers pour l'esprit et les grâces.

Zu Moland 10, 528, *R. P. Aug.* II, 9:

A la Reine de Suède.

Dazu die erklärende Anmerkung:

Il était à table chez le Roi [1743 in Berlin], et paraissait fort triste. La Reine [zweifellos die Prinzessin Ulrike, spätere Königin von Schweden] en badinant dit qu'elle en savait la raison, qu'il était amoureux d'elle: le Roi sur cela lui dit qu'il le lui permettait, et sur cette réponse on le tourmenta pour un Impromptu, qu'il fit tout de suite en se levant.

Thiébault, *Friedrich der Grofse und sein Hof (Souvenirs* etc.), deutsch bearbeitet von H. Conrad II, 329, erzählt, der junge Francheville, den Voltaire oft als Privatsekretär benutzte, hätte Voltaires in Fetzen zerrissenes Konzept dieses Gedichts in seinem Zimmer gefunden, nachdem er gesehen, wie der Dichter es auswendig lernte, ehe er zur Tafel ging. Es sei also nicht improvisiert, um so weniger, als man auch das Vorbild damals gleich in einem italienischen Madrigal gefunden habe.

Die hier veröffentlichte Anmerkung des unbekannten Verfassers ist, so wie sie vorliegt, nicht vor 1751 niedergeschrieben, da Ulrike erst dann Königin wurde, also acht Jahre nach dem Vorgang. Ist dieser richtig erzählt, so hätte Friedrich Voltaires Schwärmerei für seine Schwester in der Tafellaune anfangs begünstigt. Später hat er sie bekanntlich scharf verdammt. Denn er hat zwei oder drei mehr oder weniger scharf abweisende Antworten auf das hier in Frage kommende Impromptu des *'faquin'* geschrieben (*Œ* XIV, 91, 92). Ist das Gedicht wirklich mündlich der Adressatin mitgeteilt, so wäre meine *Voltairiana inedita* S. 6 ff. gegebene Reihenfolge der an Ulrike gedichteten Liebesgedichte schwerlich aufrechtzuerhalten. Es mufs auch Ulrikens Brief an Friedrich, *Œ* XXVII, 1, S. 369, mit erwogen werden. Ein andermal mehr hierüber.

Zum Text des Gedichtes wäre nur die unbedeutende Variante

Je vous aimais, alors (st. *princesse*)

zu notieren.

Zu Moland 10, 531, *R. P. Aug.* II, 14:

Zeile 4 v. u.: *soient comptés pour*
" 3 " *Que de nouveaux succès marquent ceux de Louis.*

Zu Moland 33, 304—5 ist zu bemerken, dafs das sonst gleichlautende Gedicht nach unserem Ms. nicht an Cideville, sondern an Thiériot gerichtet sein soll, was wohl ein Irrtum ist.

Zu Moland 36, 80, *R. P. Aug.* I, 91:

Diese Verse an Cideville sind, wie im *Recueil de Sophie Dorothée* III, 272 und in dem von August Wilhelm, betitelt: *Quatrains d'un homme qui avait le malheur d'avoir 47 ans.* Die Lesart unseres Ms. stimmt mit den Lesarten der eben erwähnten Mss. überein, deren Varianten ich in meinen *Volt. ined.* S. 56 gegeben habe. Nur fehlt noch die Strophe *'Que le matin'* etc. und in der *'On meurt'* beginnenden Strophe heifst es: *Cesser de plaire.*

Zu Moland 36, 277, *R. P. Aug.* II, 3:

Béni soit le Dieu d'Abraham et de Jacob, l'Ancien Testament me fournit l'occasion de vous dire que de tous ceux qui adoptent (nicht *adorent*) *le Nouveau T., il n'en est point* etc.

Die übrigen Varianten sind unbedeutend. Der Schlufs *Conservez* etc. fehlt in unserem Ms.

Berlin-Steglitz. W. Mangold.

Duperron de Castera und das 'Théâtre Espagnol'.

In der Karl Vollmöller gewidmeten Festschrift, hg. von K. Reuschel und K. Gruber (Erlangen, Fr. Junge, 1908), habe ich S. 266 bis 286 einen Artikel über 'Lope de Vega und die Comedia *El Nuevo Pitágoras*' veröffentlicht, worin ich ein 1738 anonym erschienenes Buch, betitelt *Théâtre Espagnol,* beschrieb. Ich will heute einige Ergänzungen über das Buch und seinen Verfasser nachtragen, schon deshalb, weil damit die Frage über die Echtheit zweier Dramen Lopes de Vega im Zusammenhange steht.

Zunächst sei erwähnt, dafs es aufser der Pariser Ausgabe des *Théâtre Espagnol* noch eine Amsterdamer gibt, die ich nicht selbst gesehen habe, die aber nach der *Bibliothèque dramatique de Pont de Vesle* (augmentée e complétée par les soins du Bibliophile Jacob, Paris 1846) S. 267, Nr. 2373 unter folgendem Titel erschienen ist:

Extraits de plusieurs pièces du Théâtre espagnol, avec des reflexions et la traduction des endroits les plus remarquables par M. du Perron de Castera. Amsterdam, Vetsteins et Smith 1738 in 12.

Nach Goujet (*Bibliothèque françoise* VIII, S. 458) und Schack (*Gesch. der dram. Lit. u. Kunst in Spanien* III, S. 545) wäre das Werk unter dem gleichen Titel auch zu Paris, und zwar ebenfalls 1738 und 'en trois volumes' herausgekommen. Das zwänge uns zu der Annahme einer zweiten Pariser Ausgabe im gleichen Jahre und dazu einer Ausgabe, auf der sich der Verfasser nannte. In ein undurchdringliches Dunkel hatte er sich übrigens auch in der von mir beschriebenen (der Münchener Hof- und Staatsbibliothek gehörigen) anonymen Ausgabe nicht hüllen wollen; denn er verriet sich in einer Anmerkung zur 52. Seite des I. Bändchens, indem er gelegentlich einer von ihm übersetzten, einen alten Schwank enthaltenden Loa sagt: 'J'ai mis cette Fable en Vers François dans mes Notes sur la Lusiade du Comoëns.' Duperron hat 1735 eine Prosa-Übersetzung des portugiesischen Heldengedichtes veröffentlicht.[1] Unter den Noten des II. Bandes dieser Übersetzung (S. 154 ff.) bringt er die in Frage stehende gereimte Fabel. Somit kann kein Zweifel sein, dafs er wirklich der Verfasser des *Théâtre Espagnol* ist.

[1] La Lusiade du Comoens ... Traduit du Portugais Par M. Duperron de Castera. Paris 1735, 3 Tomes.

Es fragt sich nun, ob sich in den Schriften oder in den Lebensumständen des Mannes noch weitere Anhaltspunkte zu der von mir ausgesprochenen Vermutung ergeben, dafs der *Pythagore moderne* sein Werk war.

Louis Adrien Duperron oder Du Perron soll nach Angabe Desessarts'[1] 1705 geboren und als 'Résident de France en Pologne' zu Warschau 1752 gestorben sein. Das Datum seines Todes ist jedenfalls falsch, denn das Privilège von Duperrons *Discours sur la Peinture,* das dem Verfasser selber erteilt worden ist, trägt das Datum 29. Juli 1757. Duperron hat zahlreiche Werke der verschiedensten Art verfafst, darunter Übersetzungen aus fremden Sprachen (Camoëns, Achilles Tatius, Algarotti etc.), mehrere Romane sowie zwei Lustspiele für das Théâtre Italien zu Paris.

In der bereits erwähnten Übersetzung von Camoëns' Lusiade 'il justifie', wie Desessarts sagt, 'le mélange continuel des fables du paganisme avec les dogmes de la religion chrétienne'. Dieser Umstand wirft etwas Licht auf den *Pythagore moderne,* in dem, wie ich in meinem Artikel gezeigt habe, auch das Heidentum mit den Dogmen des Christentums gemischt erscheint. In einer Note zu seiner Lusiade-Übersetzung (I, 172) erwähnt er, etwas bei den Haaren herbeigezogen, den Pythagoras und die Metempsychose. Die Übersetzung erschien 1735, also drei Jahre vor dem *Théâtre Espagnol,* offenbar beschäftigte ihn damals bereits das im *Pythagore moderne* so breit behandelte Motiv. Duperron wurde wegen seiner seltsamen Beurteilung und Deutung der Lusiade — Venus sollte die Religion, Mars sollte Christus, Cupido der hl. Geist sein usw. — von Voltaire, dessen abfällige Kritik des portugiesischen Epos er respektvoll aber entschieden abgelehnt hatte, mit ein paar Worten des Spottes abgeführt.[2] Wollte nun Duperron etwa die Mischung des Heidnischen und Christlichen mit der Autorität des Lope de Vega rechtfertigen, indem er ihm den *Pythagore moderne* unterschob?

Von den Schriften Duperrons stehen mir hier leider nur wenige zur Verfügung und aus dieser lassen sich Aufschlüsse zu der uns

[1] 'Les Siècles Littéraires', V. Bd. (Paris 1801), S. 144. Vgl. auch Michaud, *Biogr. Universelle,* Bd. 11, S. 595 f.; *Biographie Générale,* Bd. 15. Sp. 289—290. Man vergleiche ferner über Duperron Goujet, *Bibl. Franç.,* Bd. 8, S. 167 ff., 183—187. — Der Name des Franzosen lautet auf den Titelblättern seiner Werke bald Duperron, so z. B. in seiner Übersetzung der Lusiade, oder Du Perron, so z. B. in seiner *Le Newtonianisme pour les Dames* betitelten Übersetzung des bekannten Werkes von F. Algarotti.

[2] 'Essai sur la Poesie épique', Chapitre VI: 'J'apprends qu'un traducteur du Camouens prétend que dans ce poëme Venus signifie la sainte Vierge, et que Mars est évidemment Jésus-Christ. A la bonne heure, je ne m'y oppose pas; mais j'avoue que je ne m'en serais pas aperçu. Cette allégorie nouvelle rendra raison de tout; on ne sera plus tant surpris que Gama dans une tempête adresse ses prières à Jésus-Christ, et que ce soit Vénus qui vienne à son secours. Bacchus et la Vierge Marie se trouveront tout naturellement ensemble.'

beschäftigenden Frage nicht gewinnen. Glücklicherweise bietet aber das *Théâtre Espagnol* selber noch ausreichendes Material dazu.

Zunächst will ich nachweisen, dafs Duperron nicht gewissenhaft war und dafs er mit der wissenschaftlichen Wahrheit sehr frei umsprang.

Er beginnt seine 'Extraicts' mit der Comedia *Los Donayres de Matico,* dem ersten Stücke aus Lopes de Vega erstem Komödienbande. Seiner Inhaltsangabe stellte er einen 'Prologue' voran, der angeblich bei der ersten Aufführung des Stückes 'Dans Tolede' von einem hinkenden Schauspieler namens Pedro Cabral, 'homme le plus plaisant et le plus bouffon qu'on pût trouver dans toute l'Espagne', gesprochen worden war. Ich weifs nicht, woher Duperron diese Tatsache nahm, welche weder Casiano Pellicer, noch Schack, noch La Barrera, noch Rennert, noch Schaeffer, noch Sanchez Arjona u. a. erwähnen. Duperron führt als Quelle *Canon. Tarrag. Dissert. Hist. de Th. Hifp.* an; aber weder La Barrera, noch Salvá, noch Gallardo, noch sonst ein Bibliograph verzeichnen ein derartiges Werk von dem Canonico Tarrega, der uns als spanischer Dramatiker sonst wohl bekannt ist. Bedenklich ist es jedenfalls, dafs der Schauspieler Pedro Cabral geheifsen haben soll. Der Name ist portugiesisch. Pedro Cabral hiefs der Entdecker Brasiliens (1460—1526). Duperron, der sich in seiner 'Vie de Comoëns' und in den Noten zur *Lusiade* bewandert in der Geschichte Portugals zeigte, mochte den Namen daraus entnommen haben. Schwerlich dürfte aber ein spanischer Schauspieler den Namen Pedro Cabral geführt haben. So lange mir die Dissert. des 'Canon. Tarrag.' nicht in die Hände fällt, oder die von Duperron gemachten Angaben von anderer Seite bestätigt werden, betrachte ich die Mitteilungen über den Schauspieler Pedro Cabral sowie diesen selbst als Erdichtungen Duperrons. Jedenfalls ist aber der angebliche Prolog nichts als die Übersetzung einer der 11 Loas, die sich in den meisten Ausgaben der *Primera Parte de Comedias de Lope de Vega* befinden, und die Verfasserschaft dieser Loas hat Lope energisch in Abrede gestellt.[1] Duperron wählte als angeblichen Prologue die 6. Loa, welche beginnt:

En veynte grados del toro
eſtauan del ſol las trenças etc.

('Le Soleil entroit dans le vingtième degré du Taureau' etc.) Warum gerade die 6., warum nicht die 1., nachdem *Los Donayres de Matico* doch das erste Stück des Bandes sind?

Welchen Wert wir der Angabe Duperrons beizumessen haben, erhellt auch aus dem Folgenden.

Das 2. 'Extraict' gilt Lopes *Castelvines y Monteses.* Diese Comedia erschien erst in der XXV. parte der Komödien des Lope de Vega

[1] Im Prologo der XV. parte seiner Comedias bezeichnet er sie als 'Loas ... que él no imagino en su vida'.

(1647), stand auf der 2. von Lope aufgestellten Liste seiner Comedias, ist also zwischen 1605—1617, demnach erst nach dem Druck der *Primera Parte* (1604), entstanden. Gleichwohl stellte der Franzose seinem Inhaltsauszug einen ‘Prologue’ voraus, der nichts anderes ist als eine Übersetzung der letzten Loa des I. Bandes, beginnend:

Reboluiendo cierto dia
vn libro, eſcrita eſsta historia
digna de Marmol y Bronze
halle en vna de ſus hojas.

(‘Meſſieurs. J’ai lû une Hiſtoire qui m’a frappé’ etc.) Kann noch ein Zweifel bestehen, daſs Duperron seine Leser zum besten hatte? Den gleichen Scherz erlaubte er sich bei dem 8. Stück seiner ‘Extraicts’, *L’Amitié récompensé.* Lopes *Amistad pagada* ist das 10. Lustspiel der *Primera Parte* und ist ohne Loa gedruckt. Duperron läſst aber wiederum seinem Inhaltsauszug einen ‘Prologue’ vorangehen und benützte dazu die 9. Loa der *Primera Parte,* die mit den Worten ‘Sobre vna meſa de murtas’ anfängt.

Aus allem diesem ergibt sich der Schluſs, daſs Duperron kein gewissenhafter Forscher war, so daſs wir seinen Angaben zu miſstrauen vollauf berechtigt sind. Hierzu kommt noch eines: Seine Übersetzungen sind nichts weniger als zuverlässig: er erlaubt sich darin gröſsere oder kleinere Auslassungen, Änderungen verschiedener Art, hin und wieder sogar kleine Zusätze.

Und so glaube ich ihm nicht unrecht getan zu haben, als ich die Echtheit des von ihm dem ‘Phenix de los Ingenios’ zugeschriebenen *Pythagore moderne* bestritt und ihn selber als dessen Kompilator bezeichnete. Die letztere Annahme wird noch durch den Umstand unterstützt, daſs Duperron nicht nur selbst, wenn auch mittelmäſsig, dichtete, sondern auch zwei Lustspiele verfaſste, die beide im spanischen Geschmack sind. Das eine *Les stratagèmes de l’amour,* das andere *Le Phénix ou la fidélité mise à l’épreuve.* Letzteres, von dem ich nähere Kenntnis habe, ist ‘en vers libres’ geschrieben, d. h. in einem Versmaſs, das Duperron bei seinen angeblichen Übersetzungsproben verwandte. Wenn also *Le Pythagore moderne,* wie ich erwiesen zu haben glaube, von einem Spanier nicht herrührte, so hat niemand ein gröſseres Anrecht darauf als — Duperron.

Unter diesen Umständen muſs ich auch die Echtheit des vierten Stückes des *Théâtre Espagnol*

Le triomphe de la vertu

anzweifeln. Duperron bezeichnete es als ‘Intermede ou Fète de Cour de Lopès de Vega’. Schon diese Angabe macht die Sache verdächtig, denn in einem spanischen Original hätte der Franzose entweder die eine oder die andere Bezeichnung gefunden; nie beide zusammen; denn sie sind nicht identisch, vielmehr schlieſst die eine die andere aus. Unter Entremes verstand man ein kleines burleskes Stück

von ein paar Szenen aus dem Volksleben, und eine Fiesta war in der Regel eine anspruchsvolle dreiaktige, zu Hoffestlichkeiten bestimmte Comedia, oft — aber nicht immer — mythologischen Inhalts.

Nun gehört zwar *Le triomphe de la vertu* durch seine Namen (Hercule, Dejanire, Enée [Oenée], Eurysthée, Lycas usw.) der griechischen Mythologie an, aber die Handlung ist nicht mythologisch, sondern eine moderne Erfindung. Ovid u. a. erzählen uns — was im *Triomphe de la vertu* nicht vorkommt — dafs Herakles um Deianeira mit dem Flufsgott Acheloos zu kämpfen hatte; aber dafs der "'Magicien' Eurystheus, Roy de Mycenes, ennemi d'Hercule" ihm den Weg durchkreuzt, ihm Oeneus abspenstig macht und, um ihn zu vernichten, die Hölle heraufbeschwört, Ungeheuer zur Verwüstung des Landes sendet, gegen welche Deianeira, um den Bräutigam zu schützen, in Kriegsrüstung auszieht, dafs er ferner den Schatten der 'Amazone Theone' (?) und zwei Furien auf Herakles hetzt, die diesen und Deianeira zerreifsen sollen usw.: derartiges findet man nicht bei den Mythologen, wohl aber in den schlechteren Pastoraldramen Italiens im 17. Jahrhundert. Hierzu kommt noch eines: Lope de Vega schrieb allerdings einige Stücke, die zu Festbelustigungen aufgeführt wurden, so z. B. seine Dramen mythologischen Inhalts und das Lustspiel *La noche de San Juan,* aber diese Stücke unterscheiden sich in nichts, auch nicht im Umfang, von anderen Dramen und führen auch nicht die Bezeichnung Fiesta, sondern diejenige Comedia famosa, oder Tragedia, oder Tragicomedia. Eine einzige Ausnahme macht hiervon in ersterer Beziehung *El vellocino de oro,* welches ohne Akteinteilung und etwas kleiner als die übrigen mythologischen Dramen ist; aber diese Ausnahme bestätigt nur die Regel.

Alles wohl erwogen, kann ich mich nicht entschliefsen, eine solch monströse Fabel wie die des *Triomphe de la vertu,* die so keck mit den mythologischen Personen umherspringt, als eine Arbeit Lopes de Vega anzuerkennen. Wohl scheute sich auch der 'Phenix de los ingenios' nicht, in seine mythologischen Dramen kleine Erfindungen einzuschieben, aber nie ging er so weit wie hier im *Triomphe de la vertu,* wo mit Ausnahme der Namen alles erfunden ist.

Das einzige, was zugunsten Duperrons zu sprechen scheint, das ist, dafs unter den verlorenen Stücken Lopes, die auf seiner 1604 aufgestellten Komödienliste figurieren, sich eines, betitelt *El Torre de Hercules,* befindet; allein da im *Triomphe de la vertu* ein 'torre' keine Rolle spielt, so kann das verlorene Stück — auch abgesehen von meinen anderen Bedenken — nicht mit unserem identisch sein.

Aber, wird man fragen, rührt *Le Triomphe de la vertu,* wenn das Stück schon nicht Lope zum Verfasser hat, nicht wenigstens von einem anderen spanischen Ingenio her? Sagt doch Duperron selber, dafs 'd'autres prétendoient fauſſement que cet ouvrage étoit de Salas Barbadillo'. Hierauf mufs ich antworten, dafs Salas Barbadillo derartige Fiestas überhaupt nicht schrieb. Es gibt allerdings ein

Drama von Cosme Gomez Tejada de los Reyes (17. Jahrhundert), das im Titel mit unserem völlig übereinstimmt: *El triunfo de la virtud,* allein dieses ist ein Auto al nacimiento, hat also mit unserem Einakter nichts zu tun.

Duperron erzählt, wie ich in meinem Aufsatz 'Lope de Vega und die Comedia *El Nuevo Pitagoras*' mitgeteilt habe, dafs er *Le Triomphe de la vertu* in einem spanischen Manuskript der Abtei zu Chatillon gefunden habe, welches ein Mönch Don Jacques Usson aus Spanien mitgebracht habe. Nachdem der Verfasser des *Théâtre Espagnol* unser Vertrauen durch so mancherlei erschüttert hat, betrachte ich diese Angabe so lange als ein Märchen, bis die Handschrift, sei es zu Chatillon, sei es sonstwo in Frankreich, auftaucht. Bis dahin bezweifle ich auch die Echtheit des *Triomphe de la vertu.*

München. A. L. Stiefel.

Zur Erklärung von '*Apollin*'.

In den *Chansons de geste* begegnet neben Mahomet, Tervagant[1] und Jupin als vierter 'Heidengott' Apollin (*la gent Apollin,* auch *Apolline*). Wie *Jupin* aus *Jupiter* verballhornt ist, so erscheint *Apollin* als eine Entstellung des antiken Götternamens *Apollo.*

Nun lese ich in der Offenbarung Johannis IX, 11: '*ἔχουσιν ἐπ' αὐτῶν βασιλέα τὸν ἄγγελον τῆς ἀβύσσου, ὄνομα αὐτῷ Ἑβραϊστὶ Ἀβαδδών, καὶ ἐν τῇ ἑλληνικῇ ὄνομα ἔχει Ἀπολλύων.*'

Ἀβαδδών ist genaue Transkription von hebräisch אֲבַדּוֹן (zu אָבַד) = 1) Vertilgung, Untergang; 2) Ort des Untergangs, Abgrund, synon. zu שְׁאוֹל. — *Ἀπολλύων* = Verderber (zu *ἀπολλύω*).

Es möchte sein, dafs die Erinnerung an diese apokalyptische Teufelsfigur *Ἀπολλύων* speziell bei der in Klerikerkreisen entstandenen Verballhornung *Apollin* mitgewirkt hat. Und vielleicht ist sodann die Form *Jupin* erst nach dem Beispiel von *Apollin* gebildet worden.[2]

Chemnitz. Franz Reufs.

[1] Möglicherweise awesta: *zrvan* = Zeit; *zrvan akarana* = 'Unbegrenzte Zeit, Ewigkeit' als Spekulationsbegriff, und als Ursprung von Ormuzd und Ahriman. Vgl. Vendidad 19, 9. Neupersisch *zarvān.* Cf. A. V. Williams Jackson, *Awesta Reader,* 1893, p. 105. — Die Überlieferung des Teufelsnamens Tervagant ist vielleicht eine Erinnerung an den Gegensatz der Christusanhänger und der auf dem Mithraskult fufsenden Simonianer in Samaria (nach Simon Magus, eig. Schemesch Megas = Mithra petrogenés oder Zervan Akarana) im 2. Jahrhundert n. Chr. (cf. Dr. A. Drews, *Die Petruslegende, Freies Wort* IX, 5, 175 f.).

[2] [*Jupin* scheint mir ein in der Klosterschule entstandener Scherzname zu sein, ähnlich gebildet (unter Zugrundelegung der ersten Silbe des Vollnamens) wie *Robin* aus *Robert,* und es ist wohl möglich, dafs das biblische *Ἀπολλύων* deshalb Anklang fand und herausgenommen wurde, weil es einer populären Rufnamenbildung auf *-in* glich und also einer volksetymologischen Deutung fähig war. — H. M.]

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

The Cambridge history of English literature edited by A. W. Ward and A. R. Waller. Cambridge, University Press. Vol. I: from the beginning to the cycles of romance. 1907. XVI, 504 S. Vol. II: the end of the Middle Ages. 1908. XI, 539 S.

Ein Verlag ersten Ranges, ein hervorragender Herausgeber mit einem erprobten Helfer und ein glänzender Stab von Mitarbeitern haben sich vereinigt, um eine vielbändige Geschichte der englischen Literatur, auf die der weise Engländer stolzer ist als auf alle anderen Leistungen seines Volkes, ins Dasein zu rufen. Es ist ein grofses Unternehmen, an dessen Ausführung man britische Denk- und Darstellungsweise als an einer typischen Frucht messen darf. Zwei Bände liegen erst vor, mit stattlichem Druck in einfachen, geschmackvollen Leinwanddeckeln; sie umfassen erst das Mittelalter, zeigen aber doch bereits die Anlage und Methode des Ganzen.

Viele und mannigfache Beiträger waren an jedem Bande beschäftigt; weitaus die meisten haben zu den zwanzig Kapiteln des ersten, zu den achtzehn des zweiten Bandes nur je einen beigesteuert. Das System hat einige Nachteile. Der Stoff war nicht immer so zu gruppieren, dafs Doppelbehandlung einzelner Dichtungen und Dichter vermieden werden konnten, und solche Doppelbehandlung führt oft zu sehr abweichenden Lehren. So wird Bd. I 1 die engl. Kultur als germanisch mit einem ganz leichten Einschlag der keltischen bezeichnet (*in some slight degree modified by Celtic ideas*); aber I 42 wird den Kelten zugeschrieben *the depth of personal feeling* im 'Kreuzestraum', *the joy of colour* im 'Phoenix', *the melancholy sense* in der Landschaftsstimmung des 'Seefahrers'; sollten wirklich derartige Allgemeinheiten als keltisch zu erweisen sein, so hätten wir einen tiefseelischen Einflufs des Keltentums anzunehmen; der Verfasser dieses zweiten Kapitels stand offenbar der keltischen Theorie möglichst gläubig gegenüber, der des ersten Kapitels mit wissenschaftlicher Kritik. Die Märchenzutaten des Laghamon gegenüber Wace sind I 266 auf *independent traditions from many fields* zurückgeführt, wobei man nach der ganzen Umgebung der Stelle stark an walisische denken mufs; richtig war I 235 gegen diese *Celtic influences* gewarnt und unter Hinweis auf Imelmanns Studie über Laghamons Quellen gesagt worden: *Many of these details have recently been shown to be non-Welsh.* Ähnlich schwankt die Auffassung bei Alfreds Verhältnis zum Grundkern der ags. Annalen — hier immer noch als *Saxon chronicle* bezeichnet, obwohl sie weder rein sächsisch noch in Chronikform abgefafst waren —, bei den Anfängen der me. Prosa, bei dem Verhältnis der Volksballade zum Kunstlied. Noch mehr wechselt in den verschiedenen Kapiteln der Ton gegenüber den *philologists* II 194, die Weite des Ausblicks, die kritische Schärfe. Anderseits hatte das System viele Vorzüge. Vor allem sichert es, weil es von keinem einzelnen viel fordert, ein rasches Erscheinen der Bände. Es spornt den Ehrgeiz, beugt der Einseitigkeit vor und sorgt für einen Wechsel des Stils, der für den Leser etwas

Erfrischendes hat. Wie einzelne Schwächen, so ist auch die nationale Bedeutung des Werkes mit der Heranziehung so vieler Beiträger verknüpft.

Überblickt man die Raumverteilung, so springt in die Augen, wie sehr sich der Engländer von seiner germanischen Heldenperiode abgewandt hat. Das halbe Jahrtausend des ags. Schrifttums mufs sich mit 148 Seiten begnügen, einem knappen Sechstel der Gesamtdarstellung bis zu Caxton herab. Der Eindruck vertieft sich, wenn man den Inhalt der ags. Kapitel betrachtet. Die heidnisch-rituelle Poesie mit ihren merkwürdigen Resten und zahlreichen Zeugnissen, mit ihrer fundamentalen Wichtigkeit für die Volksdichtung, ist bis auf eine halbe Seite über Zaubersprüche unter den Tisch gefallen. Von der gewaltigen Sagenkenntnis der frühen Angelsachsen bekommen wir keine Vorstellung, obwohl sich erst auf diesem Hintergrund ein zutreffendes Bild des Beowulfepos zeichnen läfst. Betreffs Beowulf wird uns immer noch die Theorie als *not unlikely* vorgetragen, dafs *several originally separate lays have been combined in the poem* (I 28); der Unterschied zwischen Spielmannslied und Grofsepos ist also nicht erfafst. Die christlichen Elemente des Beowulf sollen wir als *alterations of later minstrels* (I 4, nicht so sicher I 29) ansehen: was heifst *later*, und pflegten Spielleute so fromm zu sein, dafs sie einen schon vorhandenen Text mit Erbauung spickten? Die Schöpfungsgeschichte, die der Sänger in Hrothgars Halle (Beow. 90 ff.) vorträgt, wird als *a return to Cædmon's hymn* angesprochen (I 30). Mit Verwunderung liest man I 99: *The influence of Boethius has been traced in Beowulf.* Die Äufserung geht offenbar auf Beow. 1059 f. *forþan bið andgit âghwǣr sêlest, ferhdes foreþanc,* was einmal mit *rerum exitus prudentia metitur,* Boet. II, Pr. 1, zusammengebracht wurde; indes ist die Empfehlung von *angit* und *prudentia* in der ags. und in der frühchristlichen Literatur so häufig, dafs es sehr kühn ist, die Stelle gerade auf Boethius zurückzuführen. Nicht einmal ein Verlangen nach solidem Wissen auf diesem Gebiete ist zu spüren, wenn es sich um die Metrik handelt. Saintsbury im Kapitel *The prosody of Old and Middle English* sieht sich nicht veranlafst festzustellen, ob die Zahl und Gruppierung der schwachtonigen Silben, die sich um die zwei Hebungen des ags. alliterierenden Halbverses scharen, *in a licentious manner* oder nach Gesetzen à la Sievers gesetzt werden: *probably as usual the truth lies between the two extremes.* Die Zahl der Stäbe in der Langzeile beträgt für ihn *at least three* (I 372). Er weifs nicht, wie es mit der Länge der Hebungssilben steht, gibt aber zu, *that more than one short syllable may do the duty of one long* (I 373). Er empfiehlt, sich beim Skandieren alliterierender Verse — ob ags. oder me. sondert er nicht — einfach auf das Ohr zu verlassen. Ich möchte niemand beleidigen, bin aber sicher, dafs kein amerikanischer Anglist mit solcher *ars nesciendi* sich begnügen würde. In England aber ist für die germanische Urstufe offenbar nicht viel Interesse vorhanden. Das Beste in der ags. Abteilung ist bezeichnenderweise das Kapitel *Latin writings in England to the time of Alfred*; es stammt aus der Feder von M. A. James, Provost of King's College; seine Ausführungen über Beda und Aldhelm und Alcuin stehen unter dem Schilde der klassischen Philologie und haben Würde.

In der me. Periode fällt der starke Nachdruck auf, mit dem die kulturhistorischen Dinge hervorgehoben sind. Man lese nur, wie eingehend und lebendig die Universitätsentwickelung behandelt ist, oder die Bewegung Wiclifs, die Mystik des fünfzehnten Jahrhunderts oder die schottische Satire der Dunbar-Zeit. Das philologische Interesse steht hier in zweiter Linie; das zeigt sich besonders im Kapitel über Chaucer. In seiner Biographie fehlt ein literarhistorisch so wichtiges Datum wie die Erlaubnis, dafs sich Chaucer in der Londoner Hafenkanzlei seit 1384 einen Vertreter halten durfte, so dafs ihm Zeit zu grofsen Werken blieb; und doch sagt der Verfasser dieses Kapitels: *Almost every known incident of his life has been men-*

tioned in this summary (II 158). Die Quellenfrage, obwohl heutzutage leicht zu behandeln, ist so leicht genommen, dafs sie z. B. für das 'Buch von der Herzogin' abgetan wird mit dem Satz: *the matter is much patched together out of medieval commonplaces* (II 170). Die höfische Feinheit, mit der hier Chaucer das Kurzreimpaar behandelt hat, seine wohlbedachten Satzübergänge, Reim- und Versbrechungen, ernten einfach das Prädikat: *adventurously split up* (II 170) u. dgl. Doch fehlt es auch nicht an tüchtiger Philologenarbeit. Namentlich folgende Kapitel möchte ich lobend hervorheben. Vor allem das von Ker, '*Metrical romances* 1250—1500' I. Ker sondert den Anteil der Sachsen, Normannen und Kelten am Aufkommen der Stoffe, unterscheidet wohl zwischen Ballade und Romanze, verfolgt die Wirkung der wechselnden Versmafse und bringt aus reicher Belesenheit bisher übersehene Zeugnisse über verlorene Gedichte bei; ein ebenso gelehrter wie lesbarer Beitrag. Auch Gummere im Balladenkapitel (II 395 bis 718) trennt methodisch die Volksballaden von den höfischen, bänkelsängerischen und nachgeahmten, ringt nach historischer Entwickelung und glaubt zwei Grundklassen feststellen zu können: solche in losen Kurzreimpaaren, solche in losen Septenarpaaren. Im einzelnen mag man da und dort Zweifel hegen; z. B. ob das von Child an die Spitze gestellte Judasgedicht wirklich eine Volksballade ist, und ob der mit Recht betonte Einflufs des Tanzliedes von vornherein für alle Balladen mafsgebend war. Im ganzen ist aus Gummeres Material und aus seiner Fragestellung viel zu lernen. Bradley hat sich auf ähnliche Weise an das schwer zu popularisierende Problem gemacht, wie sich die me. Sprache bis zu Chaucer veränderte; und Gregory Smith hat ein gleiches Werk der Liebe der schottischen gewidmet, während der Verfasser des Caxtonkapitels es leider versäumte, Caxtons Bedeutung für die ne. Schriftsprache zu markieren. Endlich möchte ich nicht schliefsen, ohne Manlys Kapitel über Langland II 1 ff. zu berühren. Mit seinem Versuch, mehrere Autoren für 'Piers Ploughman' zu erweisen, kann ich mich zwar methodisch nicht befreunden. Dafs die Allegorien z. B. in der dritten Vision sich anders benehmen als in den zwei ersten, dafs *they engage in no significant action, but merely indulge in debate and disquisition,* dafs sie nur sagen, was ebenso irgend jemand anders sagen könnte (II 17), ist noch kein Grund, einen anderen Dichter anzunehmen; sonst könnte auch der vierte Akt des '*Prometheus unbound*' nicht vom Autor der drei ersten Akte sein. Dafs Vers und Diktion im Laufe eines so langen Werkes sich ändern, ist nicht auffällig: in Goethes Dramen, von Götz zu Iphigenie, haben sie sich noch mehr verändert. Die Sprachformen kann man nicht ernstlich in Anschlag bringen, weil sie nicht durch Reime gefestigt sind; und die angeblichen Mifsverständnisse späterer Überarbeiter lassen alle auch eine andere Erklärung zu. Prinzipiell ablehnen mufs man den Satz, dafs in solchen Dingen viele schwache Argumente, zusammengenommen, ein starkes ausmachen (II 18). Was Jusserand soeben in *Mod. Phil.* VI 271 ff. gegen Manlys Hypothese geltend gemacht hat, ist mir daher Seite für Seite einleuchtend; ich unterschreibe. Trotzdem behält Manlys Artikel seinen Wert durch das darin aufgehäufte Beobachtungsmaterial, und man muls es ihm danken, dafs er inmitten so vieler populärer Beiträge rückhaltslos der exakten Forschung das Wort geredet hat.

Zusammenfassung. Dies monumental angelegte Werk bietet mancherlei dem Philologen und vielerlei dem allgemeinen Leser. Es fördert unser Wissen da und dort direkt, fast immer durch neuartige Gruppierung und nicht zum mindeten durch die jedem Kapitel beigegebene Bibliographie. Noch mehr dürfte es helfen, die Aufmerksamkeit der englischen Gebildeten auf das Mittelalter zurückzulenken, in dem sie zweimal, in der Zeit Cædmon — Cynewulf und Langland — Chaucer, allen anderen abendländischen Völkern dichterisch voranstanden. A. Brandl.

Burghardt, Ernst, Über den Einflufs des Englischen auf das Anglonormannische (Studien zur engl. Philol., herausgegeben von Lorenz Morsbach, XXIV). Halle, Niemeyer, 1906. X, 109 S. 8. M. 3,60. [Cf. *Archiv*, CXVI 242.]

In der vorliegenden Schrift wird ein Versuch gemacht, die Kehrseite einer weittragenden, vielfach behandelten Frage — der nach den Wirkungen des Französischen in England auf das Englische — weiter aufzuklären.

Der Schwerpunkt der Arbeit fällt begreiflicherweise auf das Gebiet der Syntax (S. 1—86),[1] weniger ergiebig sind die Untersuchungen über den englischen Einflufs auf das Anglonormannische in Wortschatz, Wortbildung, Orthographie und Aussprache.

An vorhergehenden Einzeluntersuchungen fehlte es nicht ganz; von besonderem Nutzen waren Toblers Ausführungen über *faire* mit dem Infin. im Afrz. und über den Gebrauch von *le* = ae. *þy, þe* (*Verm. Beitr.* I 19—20, II 49—51), Suchiers Bemerkungen über die häufige adjektivische Verwendung des ntr. *cco*, aber vor allen Dingen Stimmings Beispielsammlungen in seiner Ausgabe des anglonormannischen *Boeve de Haumptone* (Halle 1899), wo auf noch weitere Eigentümlichkeiten, die englischem Einflusse zuzuschreiben sind, aufmerksam gemacht wird. Dazu kamen die für die Anglistik besonders bedeutsamen Untersuchungen Morsbachs über englische und anglofranz. Konsonantenquantität.

Auf Grundlage dieser Vorarbeiten will nun Burghardt die Fäden weiterspinnen und den Einflufs des Englischen auf das Anglofranzösische im einzelnen feststellen. Sein Buch besteht zum gröfsten Teil aus Beispielsammlungen, die er aus verschiedenen anglofranzösischen Denkmälern zusammengestellt und nach den verschiedenen Jahrhunderten (12. bis 14. Jahrh.) geordnet hat.

Der syntaktische Teil der Arbeit behandelt I. das Geschlecht des Hauptwortes im Anglonormannischen, II. die Umschreibungen des Verbum finitum nach englischer Weise, III. *voleir* mit dem Inf. = engl. *will* in der Bedeutung 'pflegen', IV. Verwendung des Pronomens durch englischen Einflufs, V. Einzelheiten aus dem Gebiete der Syntax und des Bedeutungswandels (*devenir* = kommen, *entrer* mit einem Akkus., *espargner* mit einem Dativ, *monter* mit einem Akkus., *repeirer* [in der Bedeutung des engl. *to repair*], *travailer*).

Dieser Teil enthält eine sehr reichliche und sehr interessante Materialsammlung, die auch für die Anglistik fördernd und wertvoll sein wird. Eine eingehendere Beurteilung dieses Materials mufs einem Romanisten vom Fach vorbehalten werden.[2]

Der zweite Hauptteil (englischer Einflufs auf das Anglonormannische in Wortschatz, Wortbildung, Orthographie und Aussprache, S. 87—109) gibt mir dagegen zu einigen Bemerkungen Anlafs.

Im Kapitel über den Wortschatz werden auch einige Ortsnamen (*Cantwarie, Glastingebire, Merceneland, Mercene, Engeland, Newekastel, Newechaustel*) unter dem anderen Material aufgeführt. Ich mufs gestehen, dafs ich nicht einsehe, warum der Verfasser diese Namen mit seiner Sammlung einverleibt hat. Gewifs interessieren uns die englischen Ortsnamen, wie sie von den Anglonormannen geschrieben und behandelt wurden, sehr;[3]

[1] Der syntaktische Teil der Arbeit war schon 1905 als Göttinger Dissertation erschienen.

[2] Eine Besprechung von Vising im *Jahresbericht über die Fortschritte der rom. Philologie* IX: I S. 183 ist neuerdings erschienen.

[3] Eine wertvolle Arbeit darüber ist die Dissertation von R. E. Zachrisson, *A Contribution to the Study of Anglo-Norman Influence on English Place-Names*, Lund 1909.

aber in die uns vorliegende Arbeit gehören sie ebensowenig hinein wie der Personenname *Rafen* (den der Verfasser auch hierherzieht).

Die in diesem Kapitel sonst aufgeführten Wörter sind:

crabe (Comp.): ae. *crabba*.

walcrer, waucrer (St. Giles, Chardry's Josaph.) mit Hinweisung auf Stimming, Boeve de H. Anm. zu v. 1862.

welcumer (St. Giles, Est. des Engl.): ae. *wilcumian*.

esterman, stieresman (St. Giles, Est. des Engl.): ae. *steorman*.

hafne, hafene (Adgars Marienleg., Havel., Est. des Engl.): ae. *hæfen*, 'Hafen'.

mede: ae. *medu*, 'Met'.

utlaghes (Havel., Est. des Engl., Langtoft): ae. *ūtlaga*.

alderman (Est. des Engl.): ae. *ealdorman*.

flete, flote (Est. des Engl.): ae. *flēot*.

flod (Est. des Engl.): ae. *flōd*.

gaveloc (Est. des Engl., Langtoft): me. *gaveloc*.

more (Est. des Engl.): ae. *mōr*.

ad alne (Est. des Engl.): me. *at allen*.

wesheil, wessail (Est. des Engl., Langtoft): me. *wes heil*.

drinkail, drinchail usw. (Est. des Engl., Langtoft): me. *drink hail*.

edelins, edeling, edelling, adeling (Est. des Engl.): ae. *æþeling*.

hansax, hansex, hancac (Est. des Engl.): ae. *handseax*.

sette (*Treskil s'assist sur la sette*, abw. Lesart *sete*); Burghardt fügt hinzu: 'beeinflufst durch *to set*?' Könnte man aber nicht an ae. *sǣte*, me. *sęte* 'seat' denken?

warrai (Est. des Engl.): me. *wari*, ae. *wearȝ*.

husecarles, huscherles (Est. des Engl.): ae., me. *hūscarl*, bezw. ae. *ċeorl*. Die abweichende Lesart *buzekarles* (*buzecarles*) gibt Burghardt zu keiner Bemerkung Anlafs; er hätte dabei aber auf ae. *butsecarl* verweisen sollen.

od novels esnerches (= 'with new ships'), D. *esnecces*, L. *e necces* (Est. des Engl.). Darüber sagt Burghardt: 'Wäre an me. *snekke* 'latch, lock' zu denken?' Dieser Vermutung kann ich nicht beipflichten. Ich erblicke in agn. *esnecce* das altn. *snekkja* 'eine Art Schiff, *langskip* oder *skeið*', mhd. *snecke* 'Schnecke, eine Art Schiff'. Das Wort findet sich auch sonst im Altfranzösischen (vgl. *esnesche* bei Godefroy, gekürzte Aufl. von Bonnard und Salmon).

herde (Est. des Engl., Langtoft): ae. *heorde*, me. *herde*.

sex, sax (Langtoft): ae. *seax*.

Danegheld, Danegelde (Langtoft) hätte der Verfasser aus anderen Quellen heranziehen können. Es steht den Eigennamen sehr nahe.

here (Ausruf, bei Langtoft): ae. *hēr*.

levedie (Langtoft): me. *levedi*.

Edmon Hirnesyde (Langtoft) identifiziert Burghardt mit einem Fragezeichen mit *Ironside*. Seine Vermutung trifft gewifs das Richtige. Als Eigenname gehört aber das Wort nicht in die Arbeit hinein.

bald (Langtoft: *bald en dit*): '*bald* braucht nicht erst durch das Me. in die Feder des Dichters gekommen zu sein'. Meint der Verf. ae. *beald* 'bold'?

hyde (Langtoft): ae. *hȳd*.

wanter (Langtoft): me. *wanten*.

begger (Langtoft): me. *beggen*.

esterling (Langtoft): me. *sterling*. In der Zusammenstellung *trays cens mars d'esterlins* ist doch auch das Wort *mars* ein englisches Wort (vgl. me. *mark*), was der Verfasser übersehen zu haben scheint.

wapentak (Langtoft): me. *wapentake*.

ferthing (Langtoft): me. *ferthing*.

riveling (Langtoft): me. *riveling* 'nickname for Scotch'.
bost (in einem mit Langtoft zugleich herausgegebenen Liede *Death of Christ*): me. *bǭst*, ne. *boast*.
ayn, *eyn* (ebenda, Bozon): ae. *ǣȝen* 'eigen'.

Wie man sieht, beschränkt sich der hier verzeichnete englische Wortschatz im Anglonormannischen zum grofsen Teil auf Begriffe, für welche die in England wohnenden Franzosen keine eigenen Wörter hatten oder haben konnten. Fast kein einziges dieser Wörter dürfte aber zum integrierenden Bestandteil der Sprache geworden sein.

Zweifellos hätte die Liste, wenn Verfasser andere Denkmäler herangezogen hätte, bedeutend vermehrt werden können. Solche Wörter wie die obigen finden sich zum Überflufs in den französisch geschriebenen Gesetzen und Urkunden.

Nach einigen Zeilen über die Wortbildungslehre, die nur wenig beeinflufst worden ist, behandelt der Verfasser die Orthographie und die lautlichen Einflüsse. Besonders der Abschnitt über die Orthographie bietet zwar manches Unsichere, aber die ganze Darstellung ist sehr beachtenswert. Der Verfasser berührt sich hier vielfach teils mit den oben erwähnten Auseinandersetzungen Morsbachs (Festschrift für Wendelin Förster), teils mit der Abhandlung von Luhmann, 'Die Überlieferung von Laȝamons Brut' (Halle 1906).

Wer die gegenseitigen Berührungen zwischen dem Englischen und dem Anglonormannischen näher erforschen will, sei es als Anglist oder als Romanist, der mufs unbedingt die Arbeit Burghardts mit in den Bereich seiner Untersuchungen ziehen.

Göteborg. Erik Björkman.

Alt- und mittelenglisches Übungsbuch zum Gebrauche bei Universitätsvorlesungen und Seminarübungen mit einem Wörterbuche von Julius Zupitza. Achte verbesserte Auflage, bearb. von J. Schipper. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1907. XII, 339 S. 8. 8 Kr. = M. 6,80. (Cf. *Archiv* CXXI, S. 472.)

Die siebente Auflage des geschätzten Zupitza-Schipperschen Übungsbuches erschien 1904. Die beiden letzten Auflagen habe ich in dieser Zeitschrift besprochen (*Arch.* CX, S. 164—167; CXVI, S. 155—156). Die achte ist nur ein weiterer Beweis dafür, dafs das Buch seinen Zwecken gut entspricht.

In der achten Auflage sind keine Änderungen des Inhaltes vorgenommen worden; Text und Glossar haben aber zahlreiche Verbesserungen erfahren.

Ich füge meinerseits einige Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge hinzu.

S. 3, 5, 6: Mein Hinweis, Anh. CXVI, S. 156, auf Vietor: 'Die northumbrischen Runensteine', wonach mehrere Änderungen vorzunehmen waren, hat in der neuen Auflage keine Beachtung gefunden.

S. 96, v. 13827: *iliue* kann doch nicht richtig sein!
„ 99, „ 13934: *þene* ist wohl Schreibfehler für *þere*.
„ 100, „ 13985: *swaine* ist in *swaines* zu ändern.
„ 102, „ 14058: *londes* ist wohl in *londe* zu ändern.
„ 104, „ 49: l. *forr* (nicht *for*).
„ 107, „ 21: *were* ist doch nur ein Schreibfehler für *wered*.
„ 109, „ 134: l. *to* (nicht *te*).
„ 110, „ 148: l. *drecche* (nicht *dreche*).
„ 162: l. *ȝiue* (nicht *ȝiuue*).
„ 132, „ 55: *þou saie* möchte ich in *þou ne saie* ändern ('wenn du mir nur nichts Schändliches sagst').

S. 133, v. 97: *þan* ist in *þau* zu ändern.
„ 117: l. *þou* (nicht *þout*).
„ 135, „ 269: wenn man *goder* ändern will, so mufs man *Godes* nicht *godes* schreiben. In der 7. Auflage steht in der Fufsnote '*godes Hh.*', in der 8. steht '*gode Hh.*'
„ 152: Ein Abdruck des *Envoy* am Schlufs des *Ayenbite* wäre vielleicht wünschenswert.
„ 214: *besetten*, Dame Siriþ v. 274, bedeutet 'verwenden, anwenden', nicht 'besetzen, umgeben'.
„ 217: *bleþeli, bleþeliche* z. B. Dame Siriþ, v. 35 identifiziert der Herausgeber mit *blidelice*. Es ist aber ganz sicher, dafs wir es hier mit einem ganz anderen Worte zu tun haben. Ae. *blēad* 'weak, gentle, timid' ergab me. *blę̄d*, adv. *blę̄dli* 'gently, kindly, gladly, fain'. Ich glaube nicht einmal, dafs man Anlehnung an *blithe* anzunehmen hat.[1]
„ 242: *fordrihtes*, Laȝamon 13997, fehlt.
„ 267: me. *rewen* ist nicht immer unpersönlich; vgl. Dame Siriþ v. 114.
„ 279: *maistrie*, Dame Siriþ v. 277, bedeutet wohl 'Kunststück, ungemeine oder wunderbare Tat'.
„ 289: *oht*, Laȝamon 13952, bedeutet zwar 'streitbar, tapfer, tüchtig'; es sollte aber darauf aufmerksam gemacht werden, dafs das Adj. eine besondere Verwendung von dem Pron. *āwiht* (S. 210) ist. Vgl. Oxf. Dict. s. v. *aught* (I, S. 562).
„ 325, Sp. 2, Z. 17 v. u.: l. *ȝewyldan* (nicht *gewieldan*, das im Glossar an seinem Platze fehlt).
„ 331: *wose* (Ayenb. S. 149, Z. 7) fehlt. Jedenfalls wäre auf *wâse* S. 324 zu verweisen gewesen.

Göteborg. Erik Björkman.

Schelling, Felix E., Elizabethan drama 1558—1642: a history of the drama in England from the accession of Queen Elizabeth to the closing of the theatres, to which is prefixed a résumé of the earlier drama from its beginnings. Boston, Houghton, 1908. Vol. I: XIV, 606 S.; Vol. II: X, 685 S. $ 7.50 net.

Die fast unvergleichliche Entwickelung des englischen Dramas bis zur Höhe Shakespeares und sein Verhältnis zu den zeitgenössischen Theaterdichtern lockt immer neue Geschichtschreiber an. Prof. Schelling, den Freunden der Elisabethliteratur längst bekannt, hat das Werk mit viel Geschick und Geschmack unmittelbar aus den Quellen herausgearbeitet und dabei eine bisher ungeübte Methode gebraucht. Sein Ziel ist die Erklärung und Verlebendigung der Hauptwerke, besonders der Shakespearischen, durch Vergleich mit den nächstverwandten der älteren und jüngeren Periodegenossen. Er schafft also eine Gruppe '*National historical drama*', die die Historienstücke umfafst, '*Locrine*', den alten '*Henry V*' und '*King John*', auch '*Friar Bacon*' und '*George-a-Green*', und wendet sich dann über Peeles '*Edward I*' und Marlowes '*Edward II*' zu Shakespeares Königsdramen. Heywood, Robin-Hood-Stücke u. dgl. reihen sich daran und leiten über zu Macbeth und Lear; Fletchers '*Bondico*' und Fords '*Perkin Warbeck*' schliefsen das Kapitel. Ähnlich stehen 'Die lustigen Weiber' im Mittelpunkt des '*Domestic drama*', 'Der Kaufmann von Venedig' in der '*Romantic comedy*', Hamlet, Romeo, Othello in der '*Romantic tragedy*', auch Ben Jonson in der '*Comedy of manners*' usw. Solche Anord-

[1] Das Oxf. Dictionary sagt von *blę̄dli* (I, S. 918): 'in form a deriv. of *blethe* but apparently associated, in later use at least, with *blithe*'.

nung setzte einen freien Blick über die zeitliche Reihenfolge voraus. Sie ist für den, der letztere schon kennt, in vieler Hinsicht lehrreich. Man wird in jeder Dramenart bequem auf den Standpunkt geführt, von dem Shakespeare ausging, und kann an ihm seine Nachgänger messen. Über die Notwendigkeit, gerade diese oder jene Dramen in eine Gruppe zu bringen, läfst sich häufig streiten; der Inhalt wird immer nur mit wenigen Worten in die Erinnerung zurückgerufen; auf formelle Besonderheiten wird wie im Fluge hingewiesen; aber das Ganze ist nicht blofs ein Katalog mit Randglossen, sondern kann eher mit einem Panorama verglichen werden.

Vorangestellt sind eigene Kapitel über die Mysterien, die Moralitäten, die Schul- und Hofdramen, den Bau der Londoner Theater. Aus letzteren seien die Ansichten des Verfassers über etliche brennende Probleme hervorgehoben. Vor allem trägt er der Mannigfaltigkeit der Theaterkonstruktion im London der Elisabeth Rechnung; keine einzige Theorie läfst sich auf alle Häuser, von denen wir Spuren haben, anwenden; jedes mufs möglichst für sich studiert werden. Vielleicht darf man noch weitergehen und mancher Truppe zumuten, dafs sie ein und dasselbe Stück je nach den Umständen sehr verschieden inszenierte; während anderseits in einem so hervorragenden Theater, wie es Shakespeares Globe war, wieder strengere Prinzipien herrschen mochten. — An der Existenz eines, ja mehr als eines Vorhangs hat Schelling keinen Zweifel. Er unterscheidet solche, die über die obere Bühne gezogen werden konnten, und *the lower traverse;* letzterer diente, um ein gestelltes Tableau zu *discover* (z. B. Faust, Eingang) oder ein Zimmer zu markieren (Humor out of breath II 4), auch eine Laube, einen Laden oder einen ganzen Szenenwechsel anzudeuten, wie in '*Sir Thomas More*', wo, sobald er weggezogen wird, ein Gerichtshof erscheint. Im allgemeinen lief der Vorhang in Ringen auseinander und zusammen; aber auch fallende Vorhänge mufs es gegeben haben, wenn anders der Wunsch von Face nach *a suite, to fall now, like a cortine flap* (Alchemist IV 2, 7) einen Sinn haben sollte. — In bezug auf Bühnenzugänge will sich Schelling mit Recht auf die zwei Hintertüren in de Witts Bild des Schwanentheaters nicht beschränken lassen. — Sehr beachtenswert sind die Anspielungen auf gemalte Bühnenwände, die er (I 172 ff.) beibringt. In einem Universitätsstück von 1605 war *a false wall fair painted and adorned with stately pillars*, und *with the aid of other painted clothes their stage did vary three times in the acting of one tragedy.* In '*Cynthia's revels*' wird gesprochen von *a piece of perspective — fresh pictures, that use to beautify the decayed dead arras in a public theatre* ... Was Bühnengerät und dessen Wechsel betrifft, ist Schelling mit Reynolds und jedem vernünftigen Leser der einschlägigen Forschungen überzeugt, dafs die sog. Wechseltheorie, wonach zum Wechsel gröfserer Versatzstücke der Vorhang fallen und inzwischen eine Weile vor dem Vorhang gespielt werden mufste, lange nicht für alle Theater der Elisabethzeit galt, dafs oft sogar synoptische Aufstellung des Zubehörs für ganz verschiedene Szenen noch möglich war. Die hergebrachte Auffassung von der Dürftigkeit oder dem völligen Abgang der Dekorationen beschränkt Schelling auf niedrige Theater und beengte Verhältnisse, wobei er auf Percys '*Faery pastoral*' verweist, wie dies bereits Grabau, *Shakesp.-Jahrb.* XXXVIII 23, getan hatte. Aber er ist überzeugt, dafs die Höhle, in die wir Imogen eintreten sehen, Julias Grab und *the box-lined walk in which Malvolio practises deportment* irgendwie auf der Bühne verkörpert waren. Denn im Tagebuch des Theateragenten Henslowe sind als Utensilien genannt: eine Höhle, ein Fels, ein Altar, ein Baum mit goldenen Äpfeln, Kirchturm mit Glocken, sogar die Stadt Rom. Auch die Bühnenanweisungen in alten Originaldrucken hat Schelling daraufhin ausgebeutet; da finden wir bewegliche Felsen, Gräben, Tore, Pfeiler, Ladenfronten, Schlofszinnen. Waren in Shakespeares Zeit so viele Aus-

stattungskünste vorhanden, so werden sie seinem berühmten Globetheater nicht gefehlt haben.

Was den besonnen abgefafsten Bänden Schellings noch besonders das gelehrte Gewicht verleiht, ist eine ausgedehnte, mit guter Kritik durchschossene Bibliographie, in der kaum eine nennenswerte Arbeit fehlt, die heute noch allgemeineren Wert hat; deutsche Forschung ist mit der Sorgsamkeit benutzt, die uns an amerikanischen Fachgenossen so regelmäfsig erfreut. A. Brandl.

Shakespeare von Edward Dowden, Professor der englischen Literatur an der Universität zu Dublin. Deutsch von Paul Tausig. Leipzig, Max Hesses Verlag. Zweite Auflage. (Max Hesses Volksbücherei: Dichter und Denker II. M. 0,60 = 72 h., geb. M. 1 = k. 1,20).

Eines der verbreitetsten und verdienstlichsten der unter dem Titel *Literature Primers* im Verlage von Macmillan & Co. in London zu dem niedrigen Preise von nur einem Schilling pro Band erschienenen kleinen wissenschaftlichen Handbücher ist bekanntlich der 'Shakespeare' von Edw. Dowden, dem rühmlichst bekannten Dubliner Professor der englischen Literatur, der sich schon im Jahre 1875 durch sein gröfseres Werk über Shakespeare einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt erworben hatte. Während dies Buch schon 1879 in W. Wagner einen Übersetzer fand, ist merkwürdigerweise Dowdens vortrefflicher, naturgemäfs für einen viel gröfseren Leserkreis berechneter, 1877 veröffentlichter kleiner *Primer* den Lesern deutsch geschriebener Werke erst fast dreifsig Jahre später durch Paul Tausigs 1805 erschienene Übersetzung bekannt geworden. Freilich rührt dies wohl hauptsächlich daher, dafs die Kenntnis des Englischen erfreulicherweise ja in Deutschland zu verbreitet ist, um, wenigstens bei allen denjenigen, die sich eingehender mit Shakespeare beschäftigen, ein fühlbares Verlangen nach einer Übersetzung des Büchleins aufkommen zu lassen. Wie sehr das Bedürfnis nach einer solchen aber doch in weiteren Kreisen vorhanden war, beweist die Tatsache, dafs trotz der ersten, in 3000 Exemplaren erschienenen Auflage von Tausigs Übersetzung schon drei Jahre später eine gleichstarke zweite Auflage nötig geworden ist.

Das ist sicherlich der beste Beweis für den gediegenen Inhalt, die Zweckmäfsigkeit und Brauchbarkeit des Dowdenschen Leitfadens, der in der Tat zur Einführung in das Studium Shakespeares wie zur Vermittelung einer ersten, etwas genaueren Bekanntschaft mit der Persönlichkeit, dem Entwickelungsgang und den Werken des Dichters vorzüglich geeignet ist. Es umfafst nur ca. 170 Seiten, die in sieben Kapitel und einen kurzen Appendix eingeteilt sind. Kap. 1 orientiert den Leser in Kürze über den Zustand des englischen Dramas, des Theater- und Schauspielerwesens unmittelbar vor Shakespeares Auftreten. Kap. 2 stellt alles Wissenswerte und sicher Verbürgte über des Dichters Leben zusammen. In Kap. 3 werden die ersten Ausgaben der Werke Shakespeares besprochen. In einem 5., nicht minder wichtigen Kapitel werden die Hilfsmittel der wissenschaftlichen Forschung zur Bestimmung der chronologischen Entstehungszeit der Werke des Dichters erörtert, die sodann den vier, jetzt ziemlich allgemein angenommenen, von dem Verfasser näher charakterisierten Perioden in Shakespeares dichterischem Schaffen eingeordnet werden.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen werden hierauf in dem 6., umfangreichsten, fast hundert Seiten umfassenden Kapitel die einzelnen Dramen und Dichtungen in der durch die bisherige Forschung entweder mit Sicherheit oder mit Wahrscheinlichkeit bestimmten Reihenfolge besprochen. Die ältesten Ausgaben und die frühesten Erwähnungen eines jeden Stückes werden angegeben, das Verhältnis desselben zu den Quellen wird erörtert, und der dichterische Wert des Werkes wird mit feinsinnigem,

vorurteilsfreiem Urteil gewürdigt. Das kurze letzte Kapitel behandelt die Geschichte der Shakespearischen Dramen hinsichtlich ihrer philologisch-textkritischen und ästhetischen Erforschung sowie ihrer schauspielerischen Darstellung bis in die neuere Zeit hinein in den Hauptzügen. Dies Kapitel sowie der Appendix, der eine Anzahl unentbehrlicher oder nützlicher Werke für das Shakespeare-Studium zusammenstellt, hat einige zweckmäfsige Zusätze von dem Übersetzer erhalten, der das Büchlein gelegentlich auch mit erklärenden Noten versehen hat.

Der Umstand, dafs bereits drei Jahre nach der Veröffentlichung desselben eine zweite Auflage nötig wurde, läfst schon darauf schliefsen, wenn auch in erster Linie der Wert des Originalwerks dadurch bezeugt wird, dafs auch die Übersetzung im ganzen eine gewandte, lesbare und brauchbare gewesen sein mufs, wie dies auch bei dem ersten Erscheinen des Buches von der Kritik wohl ziemlich einhellig anerkannt worden ist.

Dafs demselben aber auch damals manche Mängel anhafteten, wird keinen Einsichtigen wundern, der die Schwierigkeit der Aufgabe, ein wissenschaftliches englisches Werk korrekt und gewandt ins Deutsche zu übersetzen und insbesondere die Eigenartigkeit des Dowdenschen Englisch, worauf Tausig mit Recht aufmerksam macht, kennt.

Weniger weil die im ganzen, wie gesagt, wohlgelungene Übersetzung von Fehlern und Mifsverständnissen nicht frei ist, als vielmehr deswegen, weil diese aus der ersten Auflage fast alle in die zweite, obwohl sie sich als eine durchgesehene bezeichnet, herübergenommen worden sind, sehen wir uns veranlafst, auf einige derselben zum Beweise der Richtigkeit unserer Behauptung und um dem Büchlein für die Zukunft nützlich zu sein, aufmerksam zu machen.

Zunächst sei hervorgehoben, dafs in dem, wie schon von anderer Seite bemerkt wurde, wenig gewandt geschriebenen Vorworte zur ersten Auflage, welches in der vorliegenden zweiten wiederholt wird, der Druckfehler 'Shakespeare-Urkunde' statt 'Shakespeare-Kunde' gleichfalls wieder vorkommt. Doch leider sind, wie gesagt, ärgere Versehen, die in dem Buche selbst sich finden, auch in der neuen Auflage nicht berichtigt worden.

So sagt der Übersetzer S. 11, dafs Peele Verse 'von süfsem (*sweet*), wenn auch eintönigem Klange' gedichtet habe, statt von wohllautendem, wenn auch eintönigem Rhythmus (*melody*).

S. 12 erwähnt er ein zweites, nach der Bezeichnung des Grundstücks, auf dem es stand, 'Mittelwall' genanntes Theater. Es hätte heifsen müssen: 'der Vorhang', etwa mit dem Zusatz: 'genanntes Theater' (*The Curtain*, zugleich ein in der Fortifikationssprache gebräuchlicher Ausdruck). Denn 'Mittelwall' ist unverständlich für diese doppelsinnige Bezeichnung.

Congregations of saints ist S. 13 fälschlich mit 'Versammlungen zu den Heiligen' statt 'Versammlungen der Heiligen' übersetzt.

The friends of the bride bedeutet nicht 'die Freunde der Braut', wie es S. 22 heifst, sondern 'die Angehörigen der jungen Frau'.

Spensers *Colin Cloute* (ganz unpassend mit 'Klaus Lump' übersetzt) *come home again* wird fälschlich (S. 28) ein 'Stück' genannt, als ob diese Dichtung ein Drama wäre. Zwei Seiten weiter sagt Tausig: 'Die von Shakespeare gehegte Hoffnung, sich einen eigenen Herd zu gründen, ward mit einem Schlage zunichte etc. durch den 1596 erfolgten Tod seines einzigen Sohnes Hamnet.' Wieso denn? Der Dichter gründete sich ja doch tatsächlich einen eigenen Herd in seiner Vaterstadt. Davon steht jedoch im englischen Text nichts, sondern es mufs heifsen: 'Aber wenn Shakespeare gehofft hatte, eine seinen Namen tragende Familie zu gründen' (Dowden sagt kurz: *to found a family*). Auf S. 31 sagt Tausig: '1599 wurde unter dem Titel "Der leidenschaftliche Pilger" ein Band Gedichte veröffentlicht, für deren Verfasser man Shakespeare hielt'. Das entspricht nicht den Tatsachen und steht auch gar nicht im Text, der wörtlich folgendermafsen

hätte übersetzt werden sollen: '1599 wurde unter dem Titel "Der verliebte Pilger" ein Band Gedichte veröffenlicht und dessen Autorschaft Shakespeare zugeschrieben,' oder noch besser: 'und Shakespeare als dessen Autor bezeichnet'.

Practical energy hätte nicht 'praktische Tatkraft', sondern 'praktische Betätigung' übersetzt werden sollen (S. 31). — Auf S. 33 liest man bei Tausig: 'Welch gewaltiger Unterschied zwischen den Strafsen Londons ... und anderseits dem friedlichen Stilleben, seinem nun bejahrter gewordenen, von ihm schon als Knabe geliebten Weibe' etc. Dafs die Übersetzung falsch ist, liegt auf der Hand. Wer wird dem stets klar und präzis sich ausdrückenden Dowden zumuten, dafs er auf einen Unterschied könnte aufmerksam gemacht haben, der zwischen den Strafsen Londons und einer wenn auch noch so alten Frau bestehen soll? Richtig mufs es heifsen: 'Der Wechsel (oder die Veränderung — *change*) war grofs von den Strafsen Londons ... zurück zu dem friedlichen Stilleben, zu seinem nun bejahrter gewordenen, von ihm schon als Jüngling geliebten Weibe.' Denn auch das Wort *boy* ist von Tausig hier falsch übersetzt. Es ist ja dem Sinne nach keineswegs stets gleichbedeutend mit unserem deutschen 'Knabe', sondern es hat eine weitere Bedeutung im Englischen, die übrigens dem Übersetzer nicht fremd ist. S. 22 hatte er das Wort bereits richtig übersetzt, indem er sagt: 'Sie (Shakespeares Gattin) war um acht Jahre älter als ihr jugendlicher Gemahl (*boy husband*).' In dem nämlichen, oben zitierten Passus spricht Tausig dann weiter von dem 'schäumenden Flufs' (nämlich dem Avon). Das fiel mir sofort als sicherlich falsch auf, bevor ich noch den englischen Text damit verglichen hatte. Denn der in der flachen Stratforder Landschaft ruhig dahinfliefsende Avon wird wohl kaum jemals dort zu schäumen Gelegenheit haben. In der Tat spricht Dowden auch nur von dem *brimming river*, dem bis zum Uferrand vollen Flufs.

Bezüglich der Stellungnahme des Übersetzers zu einem bestimmten, den Versbau Shakespeares behandelnden Abschnitt des Originalwerks ist zu bemerken, dafs die Weglassung des gröfsten Teils von § 29 des englischen Textes, worin die Eigentümlichkeiten des Shakespearischen Blankverses und die daraus abzuleitenden Kriterien betreffs der Abfassungszeit der einzelnen Dramen behandelt werden — es sind das aber nicht etwa einige Zeilen, wie der Übersetzer in der Vorrede angibt, sondern vier Druckseiten —, durchaus nicht zu billigen ist. Ebenso wichtig wie das Verhältnis der gereimten Verszeilen zu den reimlosen ist, wovon der Teil dieses Paragraphen handelt, den Tausig übersetzt hat, und zwar sowohl für den gebildeten Laien wie für den Studierenden der englischen Philologie, dem das Büchlein doch wohl auch Dienste zu leisten bestimmt ist, sind die anderen, von dem Übersetzer ausgelassenen Besonderheiten des Shakespearischen Blankverses, von denen der gröfsere Teil des betreffenden Abschnittes handelt. Dafs es möglich gewesen wäre, diese charakteristischen Eigentümlichkeiten auch in der deutschen Übersetzung zur Geltung zu bringen, ist bereits von anderer Seite — im Beiblatt zur *Anglia*, XVIII. Bd., Nr. XI —, wo dieser Mangel gleichfalls beanstandet worden ist, hervorgehoben worden. Die in der neuen Auflage hinzugefügte Tabelle über die Metrik Shakespeares bietet dafür nur einen sehr ungenügenden Ersatz.

Wir brechen hier ab, weil wir weder Zeit noch Neigung haben, das ganze Buch in der vorgeführten Weise durchzunehmen. Dafs auch die folgenden Abschnitte noch Anlafs genug zu Ausstellungen bieten würden, wird man nach den obigen Ausführungen kaum bezweifeln. Ein paar weitere, beim planlosen Durchblättern des Buches bemerkte Beispiele mögen dafür noch als Beleg dienen:

Die Wendung *pretty wilfulness* ist S. 72 übersetzt worden mit 'hübscher Eigensinn' statt 'reizender Mutwille'. *Dancing doggerel or broad-witted prose* kann nicht, ohne ein schiefes Bild zu geben, als 'die Schnadahüpfl

oder die mit gemeinen Witzen durchsetzte Prosa' (ebenda) wiedergegeben werden, sondern es mufs heifsen: 'die lebhaften Knittelverse und die derbwitzige Prosa'. *A very crude piece of work* ist nicht 'ein sehr plumpes Machwerk', wie es dort gleichfalls heifst, sondern 'ein sehr unreifes Werk'. Auf S. 111 kommt durch die Übersetzung von *unless* mit 'wenn anders' statt mit 'wenn nicht etwa' oder 'es sei denn, dafs' das Gegenteil von dem heraus, was der Verfasser des Buches sagen will. S. 115 begegnet dem Übersetzer ein arges, wieder aus mangelhafter Literaturkenntnis hervorgegangenes Mifsverständnis, indem er *the Cook's Tale of Gamelyn* übersetzt mit 'Geschichte Gamelyns von Cook'. Schon der bestimmte Artikel vor *Cook's* hätte ihn, wenn er, wie es scheint, über Chaucers Canterbury-Geschichten nicht orientiert war, aufmerksam machen sollen, dafs es sich hier nur um einen Koch handeln kann und nicht um einen Verfasser der betreffenden Geschichte namens Cook.

Wir wiederholen: der Übersetzer hat sich im ganzen mit anerkennenswertem Erfolge bemüht, eine gewandte und brauchbare Übertragung von Dowdens trefflichem Büchlein herzustellen, und die Verlagsbuchhandlung hat durch billige Preisstellung bei hübscher Ausstattung für eine weite Verbreitung derselben tunlichst gesorgt. Bedauerlich ist es, dafs die Kritik sich bisher nicht ernstlicher mit Tausigs deutscher Übertragung beschäftigt hat, und dafs — wohl mit aus diesem Grunde — alle die erwähnten Fehler und Mängel aus der ersten Auflage in die zweite hinübergewandert sind.

Soll diese deutsche Übersetzung wirklich dem hervorragenden Wert des Originalwerks gerecht werden, so mufs sie bei einer etwaigen dritten Auflage eine viel sorgfältigere Durchsicht erfahren, als es bei der vorliegenden zweiten geschehen ist. Erst dann kann das Büchlein unbedingt allen Lesern, den gebildeten Laien wie den Studierenden der englischen Sprache und Literatur, empfohlen werden. Bis dahin wird es für die letzteren jedenfalls zweckmäfsiger sein, statt der deutschen Übersetzung das englische Original zur Hand zu nehmen.

Wien. J. Schipper.

Mélanges de linguistique offertes à M. Ferdinande de Saussure. (Collection linguistique publiée par la société de linguistique de Paris, II.) Paris, Champion, 1908. 325 S. 8.

Es sind fast dreifsig Jahre her, seit F. de Saussure in seinem 'Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues-indoeuropéennes' der alten Auffassung, dafs der monotone Vokalismus des Indischen der der Ursprache sei, den Todesstofs gegeben hat. Heute, wo wir uns alle darüber einig sind, dafs das *e, o* der europäischen Sprachen das primäre, das gleichmäfsige *a* der östlichen das sekundäre ist, mutet es fast unverständlich an, wenn wir in der noch immer lesenswerten Schrift nur ein schüchternes a_1, a_2, noch nicht *e, o* finden. Nach dieser grundlegenden Arbeit ist der Verfasser nur noch selten und mehr mit Miszellen an die Öffentlichkeit getreten, um so mehr hat er auf die mit ihm in Berührung kommenden jungen Gelehrten eingewirkt, und als Zeichen dieser seiner Wirksamkeit als Lehrer bieten ihm fünfzehn seiner Schüler einen Festband dar, dessen Inhalt sich über die verschiedensten indogermanischen Sprachen erstreckt, ja zum Teil darüber hinausreicht. Nicht alle diese Arbeiten haben für die Leser des *Archivs* Interesse, und manchen steht der Referent völlig urteilslos gegenüber, es mögen aber doch alle wenigstens im Titel angeführt werden.

Ch. Bailly, *Accent grec, accent védique, accent indo-européen.*

R. Brandstetter, *Die Sprache der Liebe in der Makassarischen Lyrik.*

M. Niedermann, *Minutiae latinae.* 1. *Une loi rythmique proéthnique en latin.* Handelt von dem Verhältnis zwischen *ĭ* und *ī* bei den *-io-*

Verben. — 2. *Deux conséquences de l'insuffisance de l'alphabet latin.* Zeigt, dafs das Verharren bei *volt* neben *multum* lediglich graphischer Natur ist und sich aus der Abneigung gegen die Buchstabengruppe *vv* erklärt; ebenso sei *conicere* aus *conjiceres* zu fassen. Beides ist wohl richtig, wenn auch nicht durchweg neu, vgl. z. B. Gröbers *Grundr.* I² 464 betreffs *voltus.* Es hätte sich aber doch verlohnt, den einzelnen Fällen mehr nachzugehen. Man kann *volvo* aus belegtem *voluo* (Solmsen *K. Z.* XXXVII 450) erklären wie *solvo* aus *soluo,*[1] wie verhält es sich aber mit *volva* neben *vulva?* Die romanischen Formen gehen auseinander. Die Qualität des *o* in dem von Canello *Arch. glott. it.* III 327 angeführten ital. *volva,* das weder Petrocchi noch Rigutini-Bulle verzeichnen, ist mir nicht bekannt, asard. *bulva,* gen. *lurba,* puschl. vic. *olva* weisen auf *vulva,* aber Salvioni, *Rendiconti dell'ist. lomb.* XXXIX 488, führt nach Monti auch puschl. *ǫlva* an, und dazu stimmt piem. *vörva.* Für bresc. *olva* fehlt wieder die Qualitätsangabe. Hätte man nur *ǫ*-Formen im Romanischen, so wäre die Erklärung dieselbe wie für *volvere,* und in der Tat kann man dem genuesischen Worte jede Beweiskraft absprechen, da sein Anlaut Vermischung mit einem anderen Worte zeigt, etwa mit *loppo,* mit dem es in der Bedeutung nahe verwandt ist. Allein es bleibt immer asard. *bulva,* das als Latinismus zu bezeichnen ein Grund nicht vorliegt. Nun besteht ein bemerkenswerter begrifflicher Unterschied zwischen den zwei Gruppen. Lat. *vulva* bedeutet Gebärmutter von Menschen und Tieren, *v. pomarum* 'das Kerngehäuse der Äpfel', was unter *v. fungorum* gemeint ist, läfst sich nicht sicher ermitteln. Nur asard. *bulva* hat die erstere Bedeutung,[2] die norditalienischen Wörter dagegen nähern sich der zweiten, piem. *vörva del gran* 'il piccolo involto, che copre immediatamente il grano' (Zalli), gen. *lurba* 'sansa, frantume delle scorze e delle pelaje delle castagne secche' (Casaccio), puschl. *olva* 'polvere e pagliuole che porta via l'aria quando le biade si ventilano', bresc. *olva* 'i gusci che involgono il formento, orzo e simili' (Melchiori), valsesia *olba* 'guscio del grano battuto, massimo della canapa' (Tonetti), berg. *olva* 'lolla loppo' (Tiraboschi). An dieses *volva,* namentlich an die Bedeutung, wie sie sich im Puschlav zeigt, knüpfen nun an val. *volva, volba* 'Schneeflocken', akat. *volva,* das in den von Saroïhandy in der Mussafia-Festschrift veröffentlichten Glossen *atomus* wiedergibt, nkat. *bolba* 'Schneeflocken, Bodensatz in Flüssigkeiten', und zu jenem *volva* hat Thomas (*Rom.* XXXVII 450) mit Recht hebraeo-frz. *olve,* das פיח (Asche) glossiert und prov. *auvo, uolbo* 'légères étincelles produites par les plantes qu'on a brûlées dans un défrichement, cendre de ces plantes' (Mistral) gezogen. Es bleibt zwar noch der Schwund des *v*- zu erklären (man kann annehmen, dafs der gallische Vertreter von kymr. *ulw* 'Asche' an Form und Bedeutung Anteil habe), aber die Zusammengehörigkeit wird durch die katalanische und hebr.-frz. *v*-Form gesichert und damit wiederum *vǫlva* bestätigt. Daraus scheint zu folgen, dafs *volva,* d. h. *volua* mit zunächst bewahrtem *u* und infolgedessen beibehaltenem *o* und *vulva* zwei

---

[1] Aus *silua,* wie Horaz liest, nicht aus *silva* wird portg. *silva,* das als Buchwort zu fassen seine Verwendung in der Toponomastik verbietet, zu erklären sein.

[2] Guarnerio übersetzt *matrice della scrofa.* Das ist zuviel gesagt. In dem betreffenden Erlafs (*Arch. glott. it.* XIII 32) heifst es, wer Schweine schlachte, der dürfe *samben, instentina de porcu, vulvas over alcuna attera bructura* nicht auf die Strafse werfen. Wohl handelt es sich hier um 'matrici di maiale', aber das *maiale* wird durch den Zusammenhang gegeben. Den Römern war die *vulva suilla* ein Leckerbissen: *non hercule miror si qui comedunt bona, cum sit obeso nil malim turdo, nil volua pulchrior ampla* sagt Horaz *Epist.* I 15, 39. Die Sarden des Mittelalters, die *vulva* als *bruttura* behandeln, hatten offenbar einen anderen Geschmack.

verschiedene Wörter sind, deren ersteres auf **velua* beruht, wie Solmsen *K. Z.* XXXVII 16 annimmt, während das zweite, zu skr. *ulva* gehörig, von jeher *u* hatte. — 3. *Un cas spécial de dissimilation en latin vulgaire.* Die Verschiedenheit zwischen dem *menetris* der Appendix Probi und *meletrix* (das weiter verbreitet ist als der Verfasser angibt, vgl. Einf. S. 138 und Nachträge dazu) soll sich aus *menétrix meletríce* erklären, d. h. die Dissimilation zu *l — r* findet nur bei völliger Tonlosigkeit statt. Zu *menétrix,* wie man wohl betonte, paſst *tenébra* aus *terébra,* während das ebenfalls von der Appendix Probi gebotene *telebra* von *terebrare* ausginge. Diese Tatsachen sind merkwürdig. Als Bestätigung könnte man sich darauf berufen, daſs im Romanischen, dem der Nominativ fehlt, nur *meletrice* vorkommt,[1] und auch berg. *tenebla* neben *traela* aus *terebella* kann bis auf einen gewissen Grad zur Stütze dienen, während obw. *tunvialla,* Viverone *tinivlott* u. dgl. nicht dagegen sprechen. Aber warum nur *celebrum,* nicht **cenebrum,* und nur *cerebellum,* nicht **cenebellum*? Und wie läſst sich die Sache physiologisch erklären? — In einer Note wird die Vokalepenthese im Vulgärlatein der Kaiserzeit kurz erwähnt. Die angeführten Fälle sind sehr verschiedenartig, zum Teil längst erklärt, zum Teil einfache Schreibfehler. Zu letzteren gehört *sipiritus* statt *ispiritus, requisicit* statt *requiiscit,* wohl auch *fimbiriae*; andere zeigen Erleichterung einer ungewohnten Konsonantengruppe, wie *cicinus,* das mit dem alten *drachuma* auf einer Stufe steht, *sisimus,* vgl. it. *Cosimo, biasimo* usw.; *reipubulicae* ist umgekehrte Schreibung usw. Zu erklären bleiben *celepere,* das weitverbreitete *carabro* und einige andere Fälle, die allerdings eine Untersuchung verdienen. Der Verfasser meint, wenn ich *cribrum* aus *ciribrum* erkläre (Gröbers *Grundr.* I² 470), stelle ich das richtige Verhältnis um. Keineswegs: *ciribrum* ist die alte Form nach der Überlieferung und nach ihrem Fortleben im Sardischen, und das ist maſsgebend, nicht die Etymologie, die sich ihrerseits nach der Überlieferung zu richten hat. Hirt, *Ablaut* Nr. 448, setzt eine Basis *kerei* an, daraus mit Stammbetonung *kereídhrom* > **ceribrum, ciribrum* neben **kreitrón* (ir. *criathar* usw., ahd. *ritera*). Das osk.-umbr. *crefrat cribrat* zeigt sekundäre Synkope des *e,* nötigt jedenfalls nicht zur Annahme einer urital. Grundform *creidhrom,* aus der *ciribrum* zu erklären wesentlich schwieriger wäre. — *Remarques sur la langue des tablettes d'exécration latines,* 1. *graphies inverses.* Zum Teil kaum annehmbare Erklärungen. So soll *smeraldo* eine umgekehrte Sprechweise sein, weil jedes *al* vor Konsonanten in der Volkssprache *au* gesprochen worden sei, eine mir völlig unverständliche, weder durch die romanischen Sprachen noch durch die lateinische Tradition irgendwie gestützte Behauptung. Auch daſs **cactivus* gesprochen wurde von Leuten, die eigentlich *cattivus* wie *otto* sprachen, aber wuſsten, daſs letzteres in guter Rede *octo* lautete, ist unglaublich. Umgekehrte Sprechweisen kommen ja vor, ich erkläre mir, beiläufig bemerkt, so **cufare* neben *cubare* u. a., aber doch nur bei Sprachberührungen und Sprachmischungen, während die geographische Verbreitung von **cactivus* wohl gegen eine solche Auffassung spricht. 2. *fututur futrix,* 3. *albastrus* Name eines Pferdes = rum. *albastru* 'hellblau'. Wenn ein Pferd *Roseus* heiſst, rosenfarbig (rum. *roş* 'rot'), so ist das offenbar, was wir im Deutschen 'Fuchs' nennen, dagegen weiſs ich nicht, was man sich unter einem 'hellblauen' Pferde vorstellen muſs. Will man sich nicht mit 'weiſslich' begnügen, sondern den Vorläufer einer romanischen Bedeutung finden, so war an mazed. *albastru* 'grau' zu erinnern.

A. Meillet, *Sur l'aoriste sigmatique.*

---

[1] Pieris Versuch, it. *mandracchia* auf **meretracula* zurückzuführen, *Miscell. Ascoli* 421, überzeugt nicht.

A. Cuny, Gr. *βυκάνη*, lat. *bucina*, erweist das griechische Wort als entlehnt aus Italien.

R. Gauthiot, *Gothique briggan brāhta*. Ausgehend von der Tatsache, dafs alle anderen indogermanischen Sprachen zu *bhero* 'ich trage' kein Historicum besitzen, sondern andere Stämme dafür verwenden, macht der Verfasser wahrscheinlich, dafs die vollständige Flexion von *beran* im Germanischen erst sekundär ist, und dafs *brāhta* ursprünglich als Historium zu *beran* funktionierte.

J. Wackernagel, *Genetiv und Adjektiv*. Interessante Ausführungen, die zu erweisen scheinen, dafs in der indogermanischen Ursprache das Possessiv-Verhältnis und, was irgend dazugehört, adjektivisch ausgedrückt wurde, dafs der adnominale Genitiv sehr beschränkt, dafs die Funktion dieses Kasus hauptsächlich die adverbiale und die partitive war.

Ch. Albert Sechehaye, *La stylistique et la linguistique théorique*. Gegen Ch. Bailly, dessen *Précis de stylistique* 1905 und *Manuel de stylistique française* 1909 gut analysiert werden, hält der Verfasser daran fest, dafs die Stilistik ein Teil der allgemeinen Sprachwissenschaft sei, und stellt dann zum Teil im Anschlufs an sein Buch: *Programme et Méthodes de la Linguistique théorique* folgende Leitsätze auf: *La langue conventionelle et discussive se manifeste au sein d'un langage naturel qui est comme son milieu; le symbole*[1] *n'est pas un signe arbitrairement choisi pour correspondre à une idée préexistante, mais la condition linguistique nécessaire à une opération psychologique, à savoir la formation d'une idée verbale; les symboles, en tant qu'éléments de phrase, ne doivent pas être considérés à l'état isolé, mais en groupes synthétiques composés; il ne faut pas confondre la langue, ensemble de dispositions acquises par un individu, avec le langage, qui est la langue mise en œuvre dans la parole par celui qui possède ces dispositions*. Im Gegensatz zur evolutionistischen (ich würde deutsch sagen 'entwicklungsgeschichtlichen') Betrachtung, die darstellt, wie die Sprache im Gebrauch sich verändert, wie sie sich als ein Verkehrsmittel der Gesellschaft gestaltet, heifst es von der *linguistique théorique* (ich würde sagen 'die beschreibende Darstellung'): *'elle ne sort pas de l'individu isolé dont l'état grammatical est censé donné'*. — Man wird dem Verfasser nicht überall bedingungslos folgen; namentlich was er über die Gebärden sagt, ist zum Teil anfechtbar; aber was ganz besonders wohltuend berührt, ist die scharfe Scheidung der Betrachtungsweise, die die Berechtigung auch der von ihm selber nicht vertretenen anerkennt. Die Hauptfrage bleibt allerdings offen: wird eine solche Beschreibung, die, wie der Verfasser wieder und mit vollem Recht betont, psychologisch sein mufs, nicht vom Standpunkt der Logik aus vorgenommen werden darf, die einzelnen Erscheinungen richtig beurteilen, oder will sie auf jedes Urteil verzichten? Kann sie der Tatsache, dafs die Sprache sowohl *φύσει* als *θέσει*, nicht entweder *φύσει* oder *θέσει* entstanden ist, genügend Rechnung tragen? der Tatsache, dafs sie angelernt ist, dafs sie gerade in den syntaktischen Fügungen in jeder Zeit aus einer kleinen Zahl von Neuschöpfungen, sonst aber in überwiegender Menge aus den verschiedensten Zeiten entstammenden Erinnerungsbildern zusammengesetzt ist? Und ist nicht die Gefahr vorhanden, die wir freilich in allen Wissenschaften immer und immer wieder laufen, dafs ein geschickt gewählter Ausdruck, ein schöner Name für eine Erklärung gehalten wird, während es nur das Wort ist, das sich einstellt, wenn die Begriffe fehlen? Hoffentlich findet der Verfasser Gelegenheit, seine anregenden Gedanken weiter auszuführen, etwa in einer 'Analyse du français', wie sie Svedelius seinerzeit versucht hat.

G. Dottin, *La formation du prétérit irlandais moderne*.

---

[1] *Symbole* ist *'le signe simple doué d'une valeur par convention linguistique.'*

A. Ernoult, *Remarque sur l'expression du genre féminin en latin*. Nach den drei bekannten Klassen: kein Unterschied zwischen Maskulinum und Femininum, materielle Geschlechtsbezeichnung, wie Schröder *Redeteile* 31 sagt, suppletorische, wie Osthoff sagen würde, und Motion stellt der Verfasser die lateinischen Tiernamen zusammen, zeigt, dafs *us -a* jung, zum gröfseren Teil erst innerhalb der historischen Periode entstanden ist. Der Typus *avus avia, cervus cervia* ist übergangen. Der Verfasser hat es sich versagt, der vielleicht allerdings mit unseren heutigen Mitteln nicht mehr zu lösenden Frage näherzutreten, warum bei dem einen Tiere hauptsächlich oder ausschliefslich das Männchen, bei anderen das Weibchen genannt wird, wenn man keinen bestimmten Grund hat, das Geschlecht anzugeben. Und doch drängt sich diese und manche andere Frage sofort auf, wenn man seine Sammlung überblickt.[1]

R. Thurneysen, *Altindisch étavái.*

M. Grammont, *La métathèse en Arménien.*

E. Schwyzer, *Κατηφής als adjektivische Zusammensetzung mit κατα- und Verbaladjektiv auf -ης.*

E. Muret, *Le suffixe germanique -ing dans les noms de lieu de la Suisse française et des autres pays de langue romane.* Ungenaue und vieldeutige Notierung, ungenügende sprachliche Analyse und nationale Voreingenommenheit haben dem germanischen *-ing* in der westfranzösischen und der norditalienischen Toponomastik eine ungemein wichtige Rolle zugewiesen. Man mufs es Muret sehr zu Danke wissen, dafs er durch genaue Feststellung der jedesmaligen örtlichen Aussprache, durch die Heranziehung der alten Formen, wo solche vorliegen, durch strenge linguistische Zergliederung und objektive Erklärung die Sache auf das richtige Mafs zurückgeführt hat. Es sind im grofsen und ganzen vier verschiedene Typen, die zum Teil zusammengefallen sind, zum Teil durcheinandergeworfen werden: lat. *-anu* (bzw. *-inu*), lat. *-anica,* ein fremdes, gallisches oder ligurisches *-enco, -a* und ein germ. *-ing.* Haben Salvioni und Philipon schon zum Teil *-inco, -a* nachgewiesen, so ist doch letzterer in das umgekehrte Extrem verfallen und hat *-ing* ganz geleugnet, während Muret nun in dem vorliegenden Artikel in ruhiger, auf solide Kenntnisse gestützter Weise, in kluger Scheidung dessen, was sicher, und dessen, was problematisch ist, den Namen auf *-ing* die ihnen zukommende Stellung angewiesen hat. Für die Germanisten wird von Interesse sein, dafs aus dem genauen Studium des gesamten Materials sich die Richtigkeit von Kögels Auffassung der Formen auf *-as* als alte Lokative ergibt, gegenüber Henning, der darin lateinische Akkusative sieht.

J. Vendryès, *A propos du rapprochement de l'irlandais claideb et du gallois cleddyf.* Bekanntlich hat Ascoli das *o* von frz. *orteil* und das *v* von frz. *glaive* auf gallische Einflüsse zurückgeführt (*Arch. glott.* X 370 f.). Das erstere ist wahrscheinlich, gegen das letztere hat G. Paris *Romania* XVIII 370 schwerwiegende Einwände erhoben. Aus den Ausführungen von Vendryès, die übrigens, wenn auch vielleicht nicht ohne Kenntnis, so doch jedenfalls ohne Rücksicht auf diese Frage vorgenommen worden sind, ergibt sich, dafs kymr. *cleddyf* erst durch eine auch in anderen Fällen vorkommende Ferndissimilation aus *cladyd* entstanden, ir. *claideb* daraus entlehnt ist. Das *w* ist also jung und einzelsprachlich, ein gall. **cladevo,* wie Ascoli annahm, hat nicht existiert und kann gar nicht existiert haben. Die gallische Entsprechung des kymr. *cleddyf* würde **cladios* lauten.

Wien. W. Meyer-Lübke.

[1] S. 247 ist *cattus* zu lesen, nicht *catus.* Die alte Überlieferung wie die rom. und germ. Formen weisen auf *tt.* S. 19 Z. 7 von unten l. 'masculin' statt 'féminin' und Verg. *Georg.* I 183 statt III 183.

Gustav Brockstedt, Das altfranzösische Siegfridlied. Eine Rekonstruktion. Kiel, Cordes, 1908.

Es hat wohl jeden, der sich mit dem altfranzösischen Epos beschäftigt, schon einmal gelockt, in seinem Arbeitsgebiet Spuren deutscher Sage nachzuweisen. Besonders gern sucht man nach den Spuren der *Nibelungensage* in Frankreich, zumal Namen wie *Sigefridus, Nibelungus, Brunechildis* vermuten lassen, dafs die Franken das Heldenlied von Siegfrid gekannt haben. Über Vermutungen ist man aber nicht hinausgegangen.

Dagegen hat der Verfasser der vorliegenden Arbeit in den vorausgehenden *Flooventstudien* behauptet, der *Floovent* sei die gesuchte französische Version des *Siegfridliedes*, hat allerdings mit dieser Behauptung wenig Erfolg gehabt. Nun baut er auf dem schwanken Boden der genannten *Flooventstudien* dennoch weiter, mit überraschenden Resultaten:

Danach sind das sogenannte *Siegfridlied,*[1] aber auch das *Nibelungenlied* Werke französischen Ursprungs, und zwar stammen sie beide aus der 'Werkstatt' des Flooventdichters. Seine Quelle für *Floovent, Nibelungenlied, Siegfridlied* ist die deutsche *Sigurdsage*, die ihrerseits dem lateinischen *Waltharius* (S. 178) entstammt, also von der Hand eines 'lateinisch schreibenden Geistlichen' des 10. Jahrhunderts herrührt.

Nicht nur das *Nibelungenlied* wird als eine Übersetzung aus dem Französischen angesehen (S. 171[1]): 'Die nationale Indifferenz, der Mangel an Bodenständigkeit ist bekanntlich nicht nur für das Nibelungenlied, sondern ebenso für die grofse Mehrzahl der Dichtungen charakteristisch, die man mit ihm als mittelhochdeutsche Volksepen zu bezeichnen pflegt. In der Tat ist denn auch fast keins dieser "mittelhochdeutschen Volksepen" mittelhochdeutsch-volkstümlichen Ursprungs, sondern sie sind mehr oder weniger alle Übersetzungen aus dem Französischen — worüber zu seiner Zeit noch manches zu sagen sein wird.' Aus diesem Zyklus verrät der Verfasser Anm. 165[1] (S. 166), dafs auch der deutsche *Bitterolf* eine Dichtung des Flooventdichters ist.

Die Persönlichkeit dieses seltenen Mannes wird durch einen neuen Zug noch seltsamer. Da nämlich seine Werke überall anzutreffen sind, in Frankreich, seiner Heimat, einmal, in Deutschland (*Nibelungen, Siegfridlied, Bitterolf*), in Italien (*Bovo, Fioravante*), in Spanien (*Infanten von Lara*, die nach S. 131 als ein weiteres ihm zugehöriges Werk zur *Nibelungen-Rache* gestellt werden), so erhellt, dafs er sie wohl gleich für jene Länder bestimmt hat (S. 173[1]): 'Hat der Flooventdichter übrigens direkt für Deutschland gearbeitet, dann wird auch die Vorlage der Infantendichtung von vornherein für Spanien bestimmt gewesen sein; und ebenso haben die französischen Urschriften der Fioravante- und Buovodichtungen sowie die Vorlagen der nordischen Moniageredaktion wohl kaum jemals in Frankreich Kurs gehabt.' Der Dichter hat also sozusagen ein internationales literarisches Bureau gehabt.

Soweit die Untersuchung das *Siegfridlied* betrifft, wird der Germanist allein imstande sein, zu beurteilen, ob hier Brauchbares geboten wird. Vorab scheint mir, dafs die an den *Flooventstudien* geübte Kritik den Verfasser nur auf seinem Wege bestärkt hat. Er fühlt sich dadurch in die Rolle des unverstandenen Entdeckers gedrängt (vgl. S. VII, VIII, S. 81[2]). Von diesem Wege kann man dem Verfasser nur abraten. Wenn wirklich ein tüchtiger Kern in ihm steckt, so wird er Wasser in seinen Wein tun, wie wir es alle getan haben; wird Lehren annehmen, auch wenn sie nicht in schmeichelhafter Weise geboten wurden.

Schon ein fleifsiges Studium der so positiven, uns allen heilsamen

---

[1] Das *Lied vom Hürnen Seyfrid* (16. Jahrh.), das Drama des Hans Sachs, das Volksbuch etc.

Légendes épiques Bédiers müfste auch für den Verfasser klärend wirken, beispielsweise würde er wohl hier entnehmen, dafs die französischen Spielleute, die die römische Pilgerstrafse in Italien durchzogen, nicht erst sich an den Flooventdichter gewandt haben mögen, um ihr Publikum, französische Pilger und italienisches Volk, gemeinsam zu unterhalten. Mit geschärftem kulturhistorischem Blick, der Fähigkeit, sich auch belehren zu lassen, liefsen sich sicher manche Zusammenhänge zwischen Deutschland und Frankreich wiederherstellen, die einst bestanden. Die Idee, dafs das mittelhochdeutsche *Volksepos*, wenn nicht aus dem Französischen übersetzt, so doch dem altfranzösischen *Epos* vielerlei verdankt, ist gewifs aufhebenswert. Interessant ist auch die Ansicht, dafs die Beschreibung des Bahrrechts im *Nibelungenliede* eine französische Sitte widerspiegelt, die in Deutschland nur hier und in Hartmanns aus Frankreich stammendem *Iwein* vorkomme, sich erst von 1271 ab als landläufige Sitte belegen läfst, in Frankreich aber schon vor 1205 nachweisbar ist (S. 170). Mit solcherlei läfst sich etwas anfangen, freilich nur, wenn das Bahrrecht nicht, was ich vermute, ein allgemein folkloristischer Zug ist.

München. Leo Jordan.

D. Christian Boje, Über den altfranzösischen Roman von Beuve de Hamtone. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie.) Halle, Niemeyer, 1909. 145 S.

Boje beschert uns eine Arbeit über *Boeve*, die zu dem Gründlichsten und Fleifsigsten gehört, was bisher über das Epos erschien. Er hat nicht, wie die meisten Arbeitenden auf diesem Gebiete, nur eine begrenzte Zahl anderer Epen in seine Untersuchung aufgenommen, sondern hat versucht, alles überhaupt Erreichbare mit hineinzuziehen. Auf S. 51 ff. gibt er eine Liste von 187 Texten, die er für seine Zwecke durchstudiert hat. Mit welchem Erfolge, werden wir nachher sehen.

Ebenso wie die meisten seiner Vorarbeiter erklärt der Verfasser den italienischen *Bovo* für eine sekundäre, von den kontinental-französischen Versionen abhängige Redaktion. Aber abweichend von diesen Vorarbeiten hat er die Frage dennoch als solche behandelt und seine Auffassung zu belegen versucht. Und zwar stützt er sich hier auf S. 31—34 von Brockstedts *Flooventstudien*. (S. 19) ‘Ich verweise auf seine treffende Widerlegung der Gründe Rajnas (der bekanntlich für den Quellenwert des *Bovo* zuerst eintrat). ‘Das klarste positive Argument Brockstedts ist aber folgendes: Der it. BH hat Namen und Rolle der Prinzessin Malgaria, für die, wie gesagt, im frz. BH kein Vorbild zu finden ist, dem frz. Floovant entlehnt, und anderseits hat der it. Floovant die Prinzessin, die der Maugalie seiner französischen Vorlage entspricht, Drugiolina genannt, also nach der Drusiana, < frz. Josienne, des it. BH.’

Dieser Beweisgrund ist für die Argumentation von Brockstedt nun typisch. Man fragt vergebens, was für eine Beziehung zwischen diesem Namentausch und der französischen Quelle bestehen soll. Zu dieser Vertauschung eignete sich jede französische Redaktion des *Boeve*, auch irgendeine verlorene. Halten wir an der Konstruktion Brockstedts fest (*Josienne* > *Drusiana* ist zum mindesten nicht sicher, vgl. meine Arbeit S. 49, 57, 8), so trug sich die Geschichte folgendermafsen zu: der *Boeve* kam in noch zu bestimmender Gestalt nach Italien. Der Name *Josienne* erhielt die Form *Drusiana* (?). Durch die Heldin wurde der Name beliebt und führte zur Umtaufe der *Maugalie* (*Malgaria*) im *Floovent*, die von nun ab *Drugiolina* hiefs, während deren Name von nun ab der *Drusiana* verblieb. Auf einem Zufall läfst man ein solches Zusammentreffen nicht gern beruhen, folglich entstammen *Fiorarante* und *Buovo* einer Hand. Dies alles wohlverstanden, wenn man Brockstedts Konstruktion annimmt. Vor-

sichtiger wäre eigentlich folgende Art der Interpretation: Dafs *Boro* sich seine *Malgaria* aus *Floovent* entlieh, ist selbstverständlich. Deswegen ist es von vornherein das Wahrscheinlichere, dafs auch im Falle *Drugiolina* > *Drusiana Boro* der Entleiher ist, die Ähnlichkeit *Drusiana* > *Josienne* auf Zufall beruht oder bei der Entlehnung seitens des *Boro* mitbestimmend war.

Das alles lehrt uns nur ein Wohlbekanntes: Es 'ist in volkstümlicher Dichtung nichts so sehr der Veränderung ausgesetzt als gerade die Namen: Modernisierung dieser, ... das sind Mauserungen, die die Sage stets durchzumachen hat, solange sie unliterarisch ist. Was dabei aus älteren und ältesten Schichten gerettet wird, ist durchaus in der Minderzahl' (*Archiv* CXIV, S. 213).

Für das, was es beweisen soll, ist also das Argument weder 'klar' noch 'positiv', sondern wertlos. Der Verfasser sucht es zu stützen durch: 'Man gewinnt auch meines Erachtens schon beim Lesen einer Analyse (!) aus der bizarren Darstellung der Einzelheiten den Eindruck, dafs die italienische Bearbeitung eine starke Änderung, man möchte fast sagen, Entstellung des französischen BH darstellt.' Das Lesen einer Analyse beweist gar nichts, die Änderung der Namen ist akzidentell, aber um die Assonanzen und Reime ist nicht herumzukommen: die Mischung von *-ent* und *-ant* ist nicht anders zu erklären, als dafs eine französische Hand bei Abfassung wenigstens des venezianischen *Boro* mit im Spiele war. Ich schlofs daraus, dafs die Urform dieses *Boro* französisch gewesen sein mufs und erst italienischen (franko-ital.) Anstrich bekam. Bédiers *Légendes épiques* haben das Rätsel gelöst: Verfasser und Vortragende der franko-italienischen Dichtung sind französische Spielleute, nicht Italiener, die auf der römischen Pilgerstrafse ihre romfahrenden Landsleute unterhalten, zugleich aber auch die Kundschaft der Einheimischen ausbeuten wollen und darum ein beiden verständliches Jargon aufbringen.

So hat zwar die Assonanz des *Boro* richtig gezeigt, dafs französische Hände bei seiner Abfassung mit im Spiele waren, aber in anderer Weise, als ich vermutete. Der französische Spielmann, der franko-italienisch vortrug, nasalierte in diesem Idiom ebenso wie in seiner Muttersprache, und daher die Reime. Da infolgedessen die sprachlichen Anhaltspunkte versagen, um die Authentizität des *Boro* zu erweisen, bleibt mir nichts übrig, als mich besserer Einsicht anzuschliefsen.

In seinem Hauptteil arbeitet der Verfasser nach folgender Methode: Die Belesenheit seiner Vorarbeiter am *Boeve* sei in zu engen Grenzen geblieben. Er habe sich eine Liste aller überhaupt nur in Frage kommender Lieder gemacht (S. 51 ff.) und diese alle durchgearbeitet. Infolge dieses systematischen und fleifsigen Vorgehens vermag er jeden Zug des *Boeve* mit zahlreichen Parallelen zu belegen.

Ein Index der benutzten Epen (S. 141) und der in ihnen besprochenen Züge macht das Buch aufserdem zu einem wertvollen Nachschlagewerk, das fast zu allen späteren Liedern Nachweise bringt.

Diese Nachweise gruppiert er dann am Schlufs folgendermafsen: 'Von diesen verwandten Epen kommen *Beton* und *Doon* nicht als Vorbilder für den BH in Betracht, weil sie den BH gekannt. ... Ebenso kommen nicht in Betracht *Octavian, Maugis, Esclarmonde, Gaufrey, Aye, Floriant, Loher,* weil sie zeitlich später als der BH anzusetzen sind. So bleiben folgende Epen übrig, die teils als mit dem BH gleichzeitig, teils auch als vielleicht älter zu betrachten sind: *Orson, Generides, Jourdain, Karl* (d. h. *Mainet*), *Auberi, Horn, Floovant, Amis, Huon, Fierabras, Moniage Guillaume II, Mort Aymeri, Aiol, Renaut* und *Wilhelmsleben,* letzteres in der "Trennung" wohl gar Vorbild des BH. Bei *Warwick, Raoul* ist es zweifelhaft, ob sie nicht vielleicht doch vom BH abhängig sind.'

Hieraus ergibt sich, dafs der *Boeve* in der Literatur seiner Zeit aufgeht, also wohl ein aus Flicken hergestellter Roman des 12. Jahrhunderts ist. Die Ergebnisse unserer Arbeiten treffen sich in ihrem negativen Resultat, der *Boeve* ist kein Epos.

Im einzelnen wäre zu bemerken: Bezüglich der Behauptung, für die 'Trennung' fufse *Boeve* auf dem *Wilhelmsleben,* verweise ich auf meine Untersuchung dieses Motivs im *Archiv* CXXI, S. 341 ff., speziell S. 367, woraus hervorgehen dürfte, dafs an dieser Stelle beide Texte voneinander unabhängig sind.

Im übrigen sind die endgültigen Urteile meist sehr vorsichtig geäufsert, die Darstellung knapp gehalten, stellenweise etwas zu knapp. Das Buch bedeutet einen nicht unerheblichen Gewinn für das Studium der altfranzösischen Literatur und wohl einen Abschlufs für die *Boeve*-Forschung.

München. Leo Jordan.

Leo Jordan, Über Boeve de Hanstone. (14. Beiheft zur Zeitschrift für romanische Philologie.) Halle, Niemeyer, 1908. VIII, 107 S.

Die Entstehung und Entwicklung der Sage von Boeve de Hanstone, so weit verbreitet und in verschiedenen Literaturen verarbeitet, verblieb trotz zahlreicher scharfsinnigen und gelehrten Untersuchungen ein ungelöstes Problem. Jordan hat es wieder aufgenommen und ist, wie man nach den gescheiterten positiven Erklärungen erwarten konnte, zu einem hauptsächlich negativen Resultat gelangt.

Eine bibliographische Einleitung kritisiert frühere Erklärungsversuche: besonders denjenigen Suchiers, der in der Boevesage eine Wikingersage sieht; denjenigen von Settegast, der dem *Boeve* einen orientalischen Ursprung zuweist, und denjenigen Zenkers, der Boeve mit Hamlet und Havelok zusammenstellt; schliefslich äufsert sich Jordan über Deutschbeins Behandlung der Boevesage (*Studien zur Sagengeschichte Englands*, S. 181 ff.), wobei er sich hauptsächlich gegen die Hypothese von Boeve = Herzog Ernst und die Annahme, der Boeve stände in besonders enger Beziehung zur Kreuzzugsliteratur, wendet.

Ein folgendes Kapitel enthält einen sehr eingehenden Vergleich zwischen dem italienischen *Boro d'Antona* und dem anglonormannischen *Boeve de Hanstone,* d. h. den ältesten und unmittelbarsten von den überlieferten Versionen der Sage. Dieser Vergleich, der die Interpolationen absondert, ergibt folgendes Resultat:

*Ur-Boeve

ven. *besprochene Redaktion

A
(anglonorm. Redaktion)

Nun kommt die eigentliche Abhandlung mit ihrem ersten Teil, der wieder eine Einleitung von 36 Seiten hat. Darin werden die Verbannungssagen (denn *Boeve* ist eine solche) im mittelalterlichen Frankreich, die Namen der Boevesage (wichtig ist, dafs Hanstone eine Stadt unweit Mainz ist[1]) und die Ursprünglichkeit der verschiedenen Episoden von ven. und A. Dann folgt eine 'Zusammenfassung' mit zwei Untertiteln: 'Charakter und Inhalt des Ur-Boeve'[2] und 'Das Märchen von Bueve[2] de Hanstone eine

[1] Die anglonormannische Version verlegt bekanntlich die Stadt nach England.
[2] Warum hier die Form mit *ue*?

Sage des 12. Jahrhunderts'; aber nur die letztere dieser Abteilungen bringt den fraglichen Inhalt. Die erstere verzeichnet das eine der Hauptresultate, die Jordan für die Entwicklungsgeschichte der Sage gewonnen zu haben glaubt: 'Die beiden Redaktionen, die wir von der Bovosage besitzen, geben keine poetische Quelle wieder, sondern eine Sage, eine Erzählung, die im Volksmunde lebte, im Charakter die Erfindung des 11. und 12. Jahrhunderts, des Zeitalters der Kreuzzüge, zeigt und dann im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts an zwei Stellen Frankreichs unabhängig voneinander in Verse gegossen wurde' (S. 79) und 'Der *Boeve* ist ein Märchen, ein Volksmärchen gewesen, und wie dieses stets, wurde er in Prosa erzählt' (S. 80).

Das zweite Hauptresultat der Abhandlung wird im II. Teil (S. 95—107) folgendermafsen endgültig formuliert: 'Die Quelle war — nicht dieses, nicht jenes Märchen — sondern ein Märchen. Das Märchen von *Boeve de Hanstone.* Weiter führt kein sicherer Weg. Saxo oder seine Quelle haben eher dies Märchen benutzt, als umgekehrt. Ähnliche Märchen gab es seit Urzeiten. Es auf dieses oder jenes bestimmte zurückzuführen, scheint untunlich. ... Kurz, das Märchen aus der Kreuzzugszeit ist die letzte erreichbare Quelle, es müfste denn einmal einer kommen, der uns sagen kann, wer Boeve war, und wo Hanstone wirklich lag, und wo einmal eine unnatürliche Mutter den Gatten ermordete, den Buhlen heiratete und das eigene Kind in die Verbannung schickte.'

Wie es öfters mit Untersuchungen von dieser Art der Fall ist, führen die gelehrten Untersuchungen Jordans über *Boeve* zu Ergebnissen, die als plausibel bezeichnet werden können, und die man geneigt ist anzunehmen — *faute de mieux.* Aber die Einwendungen, die man hier und da machen möchte, sind vielleicht ebenso unsicher und schwer zu stützen, und so unterdrückt man sie am besten. So z. B. scheint es mir, als wäre der Beweis für die Behauptung Jordans, die Boevesage sei ursprünglich ein prosaisches Volksmärchen (S. 79 f.), ziemlich schwach. Kann man aber mit besserem Recht die entgegengesetzte Behauptung wagen?

Den Einwand glaube ich indes vorführen zu dürfen, dafs die Einteilung und die Anordnung des Stoffes nicht ganz übersichtlich und leichtbegreiflich ist.

Nachdem ich Obenstehendes niedergeschrieben hatte, erhielt ich das 19. Beiheft zur *Zeitschrift für romanische Philologie,* das den Titel führt: *Über den altfranzösischen Roman von Beuve de Hamtone* von Dr. Christian Boje (1909). Encore!

Der Verfasser dieser allerneuesten Boeve-Monographie, der nicht allzuoft Jordan zitiert, glaubt seine Hypothese vom prosaischen Märchen entschieden zurückweisen zu können. Er ist im Gegenteil der Meinung, 'dafs wir es im BH überhaupt nicht mit einer aus geheimnisvollen Tiefen entsprungenen Sage, sondern ganz einfach mit einem Roman zu tun haben, mit dem Werk ... eines einzelnen, wenn dieser uns auch nach mittelalterlicher Art seinen Namen nicht überliefert hat, wenn wir auch nicht mehr an allen Stellen des Romans die Fassung, die er ihm gab, herstellen können' (S. 136 f.).

Aber hat er dies besser bewiesen? Wenn nicht, so hat sein Buch kaum eine raison d'être.

Göteborg. J. Vising.

E. Langlois, Nouvelles françaises inédites du quinzième siècle. Paris, Champion, 1908. XII, 160 S. Frs. 5. (Bildet Band VI der Bibliothèque du XVe siècle.)

In der Einleitung gibt uns der Herausgeber dieser französischen Novellensammlung Aufschlufs über das Zustandekommen der vorliegenden

Ausgabe. Eine kurze Beschreibung der einzigen Handschrift (Vaticana Reg. 1771b), die den Text überliefert, hatte E. Langlois schon 1890 gegeben. Seitdem haben sich K. Voſsler, H. Suchier und G. Paris mit dieser Sammlung beschäftigt. Letzterer beabsichtigte, die Novellen gemeinsam mit E. Langlois herauszugeben, sah sich jedoch genötigt, diese Absicht aufzugeben, als sich die Veröffentlichung in die Länge zog; doch konnte seine eingehende Untersuchung über den Zyklus von Erzählungen, dem die erste Novelle unserer Sammlung angehört, noch 1903 in der *Romania* erscheinen. Die vorliegende Veröffentlichung ist nun, wie in der Einleitung ausdrücklich erklärt wird, die ausschlieſsliche Arbeit von E. Langlois. Es ist letzterem gelungen, die Entstehung der Sammlung mit Sicherheit in Sens zu lokalisieren und die Abfassungszeit annähernd nach 1452 zu bestimmen. Da die Erzählungen sich in einzelnen Punkten (vgl. Nr. 5. 8. 14) mit den *Cent nouvelles nouvelles* zu berühren scheinen, wäre eine genauere Bestimmung des terminus ad quem von Wichtigkeit. Aus der Darstellung E. Langlois' kann mit Sicherheit nur geschlossen werden, daſs die Sammlung nach 1430 abgefaſst wurde. Dieselbe spät in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts anzusetzen, geht aus sprachlichen und sachlichen Gründen nicht gut; man kann daher rund die Mitte des 15. Jahrhunderts als Abfassungszeit annehmen. Nachdem von K. Voſsler schon 1902 zu den meisten hier veröffentlichten Erzählungen die wahrscheinlichen Quellen oder verwandte Stoffe nachgewiesen worden waren, konnte in dieser Hinsicht nicht viel Neues erwartet werden. Doch ist es Langlois gelungen, zu den lehrhaften Stücken des zweiten Teils der Sammlung so gut wie die direkte Quelle zu ermitteln. Das Hauptverdienst der Arbeit Langlois' ist jedoch nicht sowohl in der Ermittelung der Quellen zu erblicken, als vielmehr in der Untersuchung des Verhältnisses, in welchem die Erzählungen zu den Quellen stehen. Die dabei aufgestellten Hypothesen sind scharfsinnig und interessant, wenn auch nicht immer überzeugend. Es scheint fast, als ob Langlois durch eine vorgefaſste Meinung über den anonymen Redaktor zu sehr beeinfluſst wird. Der Umstand, daſs der Redaktor einige seiner versifizierten Quellen in reimreiche Prosa aufgelöst hat, berechtigt nicht ohne weiteres zu der Annahme, daſs er jedesmal eine gereimte Quelle vor sich hatte, wenn sich in seiner Prosa Reime nachweisen lassen. Dies gilt besonders für Nr. 4 der Sammlung, deren reimreiche Prosa fast vermuten läſst, es sei geradezu die Absicht des Redaktors gewesen, durch diesen merkwürdigen Stil eine komische Wirkung hervorzurufen. Langlois lobt an ihm sein fast prinzipielles Vermeiden anstöſsiger Situationen. Aber gerade die vierte Erzählung weist Beziehungen auf zu Boccaccio und den *Cent nouv. nouv.*, die dieses Lob als nicht ganz verdient erscheinen lassen. Im übrigen mag wohl der Zweck der Sammlung für ihren allgemeinen Charakter bestimmend gewesen sein, und die Annahme K. Voſslers, sie sei für einen jungen, angehenden Ritter abgefaſst worden, scheint aus verschiedenen Gründen berechtigt zu sein. Die Sprache des Textes bietet sowohl in syntaktischer wie lexikalischer Hinsicht manches Interessante. Es ist daher zu begrüſsen, daſs der Herausgeber ein Wörterverzeichnis und syntaktische Bemerkungen beigefügt hat.

Im Wörterverzeichnis fehlen: *affiquez* S. 40; *affriander* S. 20; *barillet* S. 92; *cordelle* S. 39.

Zu verbessern sind folgende Stellen: auf dem Titelblatt ist zu lesen: *Tome VI* statt *Tome V*; auf S. I der Einleitung Z. 15 sollte es heiſsen: *un court fragment du Ve* statt *du IIIe*; auf der gleichen Seite, Anmerkung Z. 2 soll es heiſsen: *autres bibliothèques XXXII, II. 228—29*; S. IV, Z. 3 ist *d'Esgriselle* zu trennen, wie auf S. IX, Z. 14 geschehen ist; S. 149, Z. 3 v. u. ist zu lesen: *je diray*.

Basel. A. Biedermann.

M. Tullii Ciceronis de virtutibus libri fragmenta, collegit Hermannus Knoellinger. Praemissa sunt excerpte ex Antonnii de la Sale operibus et commentationes. MCMVIII. Lipsiae, in aedibus Teubneri.

Der provenzalische Prinzenerzieher Antoine de la Sale bringt in seiner etwa 1435 geschriebenen '*Salade*' einen Abschnitt über die acht wichtigsten Fürstentugenden: Gerechtigkeit, Friedensliebe, Leutseligkeit, gute Verwaltung, richtige Besteuerung, väterliche Fürsorge (Getreideversorgung), Sparsamkeit, Achtung der Sonderrechte. Er findet sie alle der Reihe nach in einem Buche des *Tulles*: '*De virtutibus*', aus dem er fortgesetzt Stellen anführt. Deshalb hat der Finnländer Söderhjelm, der sich seit vielen Jahren eifrig mit dieser Fundgrube von allerlei kulturgeschichtlichem Wissen beschäftigt, auch diesen Abschnitt aus ihr abgedruckt, um daran die Frage zu erörtern, ob jener *Tulles* nicht Cicero sei und das Buch '*De virtutibus*' ein unbekanntes Werk, das dem Cicero freilich nur von ein paar späten Zeugen des 4. Jahrhunderts zugeschrieben wird. Da die Prüfung anderer Zitate des La Sale aus bekannten Autoren im ganzen befriedigte, so zögerte er nicht mehr, die Frage zu bejahen. Nun hat sich Knoellinger darangemacht, die Sache nachzuprüfen, die Zitate abzugrenzen, von den Zutaten zu säubern und die gereinigten Bruchstücke aus Ciceros Buch als *Supplementum Ciceronianum* dem Schatz der antiken Literatur hinzuzufügen.

Dafs dies ein gewagtes Unternehmen ist, liegt auf der Hand. Zunächst wird die persönliche und die mittelalterliche Farbe abgelöst. Da gehen grofse Stücke ganz weg, und aus dem Rest ist viel herauszukratzen, denn diese Farbe hat alles durchsetzt. Einiges von antikem Stoff scheint nun wirklich zu bleiben. Es wird festgestellt, dafs die mitgeteilten Namen und Vorgänge mit den geschichtlichen Tatsachen im Einklang stehen (wo sie nicht widersprechen, läfst sich sogar von neuem Wissen reden); dafs die vorgetragenen Lehren stoischen Ursprungs sind (so findet sich der Satz *δικαιοσύνη ἐπιστήμη ἀπονεμητική τῆς ἀξίας ἑκάστῳ* auch der Form nach ähnlich wieder in *justice est avoir voullenté que chascun ait ce que a luy appartient*); dafs Ciceros Gedanken in den Bruchstücken erkennbar sind (wie der in dem echt römischen Satz ausgesprochene: *singulorum facultates et copiae divitiae sunt civitatis*). Auf Grund dieser Beobachtungen unternimmt es dann der Verfasser, die Trümmer zum Wiederaufbau einiger Stücke des verlorenen Buches zu verwenden.

Betrachten wir nun das Ergebnis. Eine Probe. Im 7. Kapitel spricht La Sale von der Unselbständigkeit und falschen Scham des Fürsten in Sachen der Geldverwaltung. Davon gibt der Verfasser dem Cicero folgendes: (gekürzter Auszug aus 15) 'Wie kann der Fürst die Begehrlichkeit im Zaum halten? Antwort: Ich gebe zu, dafs Fürsten, die sich von anderen leiten lassen, sich schämen würden, ihre Einnahmen und Ausgaben selbst nachzusehen; wenn sie aber Rechnungen einfordern wollten, würde man sie unanständig heifsen. Das kommt daher, dafs es keine gerechten und uneigennützigen Männer mehr gibt, wie Fabricius, Camillus usw. Es ist schwer, jene zu beeinflussen, aufser durch die Mahnung, geizig zu sein im Verschwenden und verschwenderisch im Notwendigen.' — Im 8. Kapitel führt La Sale in seiner Weise den obgenannten Gedanken Ciceros von der alles umfassenden Gemeinschaft des Staates aus. Hievon wird folgendes als ciceronisch übernommen: 'Was für Ehre, Verdienst, Lob erwirbt aber der Fürst, der aus Geiz oder Herrschsucht sein Volk ins Verderben stürzt? Wenn er im Kampf für den Staat untergeht, so wird ihm dieser Tod zur Ehre gereichen, weil er das oberste Staatsgesetz befolgte. Aufserdem aber mufs der Fürst, um sich die Herzen der Bürger zu gewinnen, die guten von den bösen scheiden.'

Solcher Art ist die Ausbeute. Bei La Sale hören wir ein treuherzig wohlmeinendes Geplauder über *princes, seignouries* und *subgex, commandement de dieu* und *sainte eglise*; wir stehen ganz auf dem Boden des späten Mittelalters: Gottesgnadentum, Ständeverfassung, Steuer- und Zollpolitik. Das Römische dient ihm als Schmuck; es wird gründlich umgedeutet oder in kindlicher Eitelkeit zur Störung des Gedankenganges verwendet. Ich habe in einer Abhandlung in dieser Zeitschrift Bd. CXIII: *'Antoine de la Sale und die ihm zugeschriebenen Werke'* sein Verfahren gegenüber seinen klassischen Quellen ganz ebenso gefunden. *St. Hieronymus* kennt er vielleicht im Urtext und bleibt ihm ziemlich treu; eine Menge anderer *saiges payens et saincts docteurs,* die er in seinem *Saintré*-Roman anführt, aus mittelalterlichen Moralbüchern. Ich habe dort die Überzeugung gewonnen, dafs nicht nur seine Logik schwach ist, sondern auch seine Ethik, soweit es sich um literarische Dinge handelt; sein Latein und sein gesamtes Wissen, soweit es über die *très illustre science et mestier d'armes* hinausgeht. (So ist Deutschland für ihn ganz westrheinisch, dicht hinter dem Rhein liegen Polen, Böhmen und Ungarn.) Aber auch ohne die von mir herausgestellten Beweisstücke für La Sales Unzuverlässigkeit in der Stoffüberlieferung zu kennen, mufsten für den Verfasser Bedenken genug schon im vorliegenden Text liegen, dessen kindliches Gestammel er so unerschrocken ins Lateinische übersetzt (auf der ersten Seite ein sinnstörender Fehler: *et le fait par amours estre cremu — et se facit amore cultum,* statt *metutum*; sonst fiel mir nichts auf). Die römischen Namen erscheinen zum Teil in grausiger Entstellung. Ein *Laevinus* mufs in einem *Brunlaventin* erkannt werden, ein *Corinthus* in *Cayte, Torquatus* in *Torqueo, Fabius* in *Fabien*; die Endungen sind bald französisch, bald italienisch, bald lateinisch. Ist an alledem nur der Abschreiber schuld? Kein einziges Wort wird lateinisch zitiert, während La Sale das bei den Evangelien und seinen Weisen des Altertums sehr gern tut. Das macht die Vermutung, dafs sein Tulles kein lateinisches Buch war, sehr wahrscheinlich. In allem, was wir hören, ist nur ein fernes, verworrenes Echo antiker Worte erkennbar; durch dunkle Zwischenglieder überliefert, mifsverstanden, umgedeutet, ist alles Wertvolle, aller Geist aus ihnen entleert.

Eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken: über das Gefühl, das man beim Lesen dieser lateinischen Abhandlung vom Jahre 1908 hat. Man riecht gleichsam noch den ganzen Schimmel des heiligen, römischen Reiches. Da ist der *vir doctissimus,* der *bibliopola honestissimus*; da werden die einfachsten Dinge mit umständlichster Breite genannt: die noch ungedruckte *Salade* heifst: *liber qui la Salade inscribitur typis nondum expressus*; eine Zeitschrift: *annales qui nominantur Zeitschrift.* Dieser Geist schwerfälliger Breite strömt nur allzuleicht aus der Sprache in die Untersuchung hinein. Man fragt sich: Wozu diese staubige Perücke? Sie ist nicht nur hinderlich, sie ist auch ein bifschen unwürdig.

Stuttgart. Carl Haag.

Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. IV. Teil: Präpositionen und Adverbien mit Einschlufs der Negation sowie Syntax des Adjektivs. 286 S. Brosch. M. 4,60, geb. M. 5. — V. Teil: Grammatisches Lexikon. Zugleich Registerband zur Ausführlichen Grammatik der französischen Sprache. VIII, 542 S. Brosch. M. 12,50, geb. M. 13,50. — Freiburg (Baden), J. Bielefelds Verlag.

Wie die vorangegangenen, birgt auch der vorliegende letzte Teil der Ergänzungen zu Plattners *Grammatik*[1] reiches Material, das unsere Kenntnis des neufranzösischen Sprachgebrauches in dankenswerter Weise zu

[1] Vgl. *Archiv* CV, 463; CXII, 455; CXVII, 212; CXIX, 241.

erweitern oder zu berichtigen geeignet ist. Besonders verdienstlich erscheint in dieser Hinsicht der den Präpositionen gewidmete Abschnitt. Dafs sich in dem weitschichtig angelegten Werke kleine Lücken und Versehen feststellen lassen, ist nur natürlich, aber ihre Zahl ist verhältnismäfsig gering. So ist z. B. in der sechs Seiten (S. 76 ff.) füllenden Liste der verbalen Ausdrücke mit sogenanntem pleonastischen *en* übersehen worden: *en avoir dans l'aile* = *être atteint dans sa santé, sa position, son repos* (*Dict. gén.*); bei *tantôt* ist nicht erwähnt, dafs es sich sowohl auf die Vergangenheit als auf die Zukunft beziehen kann (*je reviendrai tantôt, je suis venu tantôt*) u. ä. m. *Il n'y en avait que pour Maurice* wird wiedergegeben durch: 'jedermann feierte ihn' (S. 78). Das mag an der Stelle, die Plattner im Auge hat (wo sie steht, wird nicht näher angegeben), richtig sein, aber der Ausdruck wird auch in tadelndem Sinne auf einen anspruchsvollen Menschen angewendet: 'er tut, als ob alles nur für ihn da wäre'. Der Satz: *Ah! ils n'y couperont pas les tueurs de taureaux* (S. 84) ist ohne Übersetzung geblieben. Sie wäre um so nötiger gewesen, als der Argotausdruck *y couper* zwei Bedeutungen hat. Zunächst entspricht *y couper* (ebenso: *couper dans le pont*) dem deutschen 'auf etw. anbeifsen', 'auf etw. hereinfallen'. Die zweite Bedeutung geht aus folgenden Stellen hervor (G. Courteline, *Les Gaîtés de l'Escadron*, S. 21): *Le surlendemain, Lapérine qui avait trouvé excellent de couper pendant deux jours à tous les embêtements de la profession, de rester au lit le matin et de passer l'après-midi devant le poêle ..., se représenta à la visite*; und (l. c. S. 9) — *T'es malade? fit-il. Qué qu't'as? Lapérine ricana: — J'ai que je j'y couperai pas de mes quatre jours* [*de salle de police*].

Über manches, was der Verfasser vorträgt, wird man ohne Unbescheidenheit anderer Meinung sein dürfen als er, wie z. B. über seine Auffassung des Begriffes der 'unausgesprochenen Vergleichung'. So sieht er Vergleiche in: *une vieille lanterne* (eine alte Schachtel), *des jambes en fuseau, une faim de loup, faire l'âne pour avoir du son, le roi n'est pas son cousin, bête à manger du foin, épais à couper au couteau, laid à faire peur, un bruit à ne pas entendre le tonnerre.* Im übrigen ist die von Plattner S. 45 ff. zusammengestellte Übersicht über die Vergleichungen, die er bei seiner ausgedehnten Lektüre neuerer Schriftsteller gefunden hat, dadurch interessant, dafs sie viele der in den Wörterbüchern aufgeführten Vergleiche nicht enthält; z. B. *s'entendre comme larrons en foire*, woraus dann der Schlufs zu ziehen wäre, dafs sie heute nur wenig üblich sind. Hier und da, das mufs ich gestehen, ist es mir nicht gelungen, des Verfassers Gedankengängen zu folgen. So sagt er (S. 40), bei zwei durch *de* verbundenen Substantiven mache die Behandlung eines zugehörigen Adjektivs Schwierigkeiten, und öfter überrasche die von dem Schriftsteller getroffene Wahl. Dann heifst es wörtlich weiter: 'Als barock empfinden wir aber Beispiele wie *Un grand cabinet plein de partitions empilées et de feuilles de musique volante* (A. Dumas) oder gar *des gants de laine tricotée* (J. de Gastyne).' Das zweite als so gar barock hingestellte Beispiel scheint mir durchaus unauffällig und der Ausdruck ebenso einleuchtend wie *des gants de laine tricotés*: das eine Mal bezieht sich das Adjektiv auf den Stoff, das andere Mal auf das Fabrikat. Die *feuilles de musique volante* dagegen erscheinen mir als barer Unsinn: entweder handelt es sich um einen Druckfehler für *volantes* oder um eine Gedankenlosigkeit des hastig arbeitenden Dumas, der ähnliche Sünden (man denke an das berühmte *Sa main était froide comme celle d'un serpent*) oft genug begangen hat. In *Gramm.* I, § 158 wird gelehrt: 'Vor Partizip Prät., wenn dasselbe adjektivisch gebraucht ist, steht *très*: *L'affaire est très avancée.*' Das Ergänzungsheft (S. 74/75) macht den Zusatz: '*Très* steht vor Partizip, auch wenn es nicht Adjektiv geworden ist.' Beispiele: *Un pays très peuplé, Une ville très fortifiée.* Ich verstehe nicht, wo der Unterschied zwischen

avancée einerseits, *peuplé* und *fortifiée* anderseits steckt. Befremdlich ist auch, dafs Plattner (S. 83) behauptet: 'Nur aus rhetorischen Gründen steht häufig *en* zur Hervorhebung des Subjekts oder Objekts, z. B. *Moi aussi j'en ai eu des domestiques.* Wie könnte das tonlose Wörtchen *en* zur Hervorhebung eines Satzteiles dienen! Gerade weil der Redende keinen Nachdruck auf das Subjekt oder Objekt legt, das ihm selbstverständlich erscheint, deutet er es durch *en* an und erklärt dieses erst nachträglich durch das entsprechende Substantiv. Es verhält sich mit diesem *en* nicht anders wie mit *y* in: *Et notez qu'on n'y comprend rien à ces appareils démonstratifs,* wo Plattner selbst sagt, dafs *y* auf das folgende Objekt mit *à* hinweist, welches nur nachträglich beigefügt ist (S. 84). Unerfindlich ist mir auch geblieben, warum *en* 'nicht eintreten darf, wenn es von einem Numeral begleitet ist', weswegen unrichtig sein soll: *Il paraît que vous en avez deux, des consciences* (S. 83—84).

Schliefslich darf nicht verschwiegen werden, dafs die Fassung, die Plattner seinen Regeln gibt, nicht immer so wohl überlegt ist, wie zu wünschen wäre. Vgl. S. 74: '*Très* wird trotz teilweisen Einspruchs der Grammatiker in der verschiedensten Weise verwendet: 1. vor Substantiven: *Très femme, elle adorait les chiffons ... Un Espagnol, ... très homme de bien. Un poète très oseur. Un homme à la fois très intelligent et très poète.* 2. ... 3. vor artikellosem Substantiv: *Faire très attention ... Soudain elle eut très honte. Il avait très envie de parler. Il avait très soif* etc.' Angesichts dieser Unterscheidung von 'Substantiv' und 'artikellosem Substantiv' meint man zunächst, der Verfasser verstehe unter Substantiv kurzweg das mit Artikel versehene Substantiv. Geht man aber die unter 1. gegebenen Beispiele durch, so findet man, dafs sie sämtlich artikelloses Substantiv nach *très* aufweisen, ganz wie die unter 3. aufgeführten. Bei näherer Prüfung entdeckt man dann, dafs es sich bei den Sätzen unter 1. um Substantiva handelt, die wie Adjektiva auf Bezeichnungen von Seienden bezogen sind, und bei denen unter 2. um Objektsubstantiva. Das aber hätte der Verfasser sagen müssen und nicht dem Leser zumuten sollen, es erst mühselig herauszufinden.

Das *Grammatische Lexikon* enthält in knapper Fassung alles, was in den vier Teilen der *Ausführlichen Grammatik* enthalten ist, und bildet so ein vollständiges Inhaltsverzeichnis zu derselben, kann aber auch, unabhängig von ihr, zu schneller Orientierung über zweifelhafte Punkte dienen.

Berlin. E. Pariselle.

Méthode Camil pour l'enseignement pratique des langues modernes. Partie française. Par M. Camil. 2 Teile. Berlin, Boll & Pickardt.

Der Standpunkt des Verfassers wird durch zwei Motti, mit denen er die Vorrede einleitet, gekennzeichnet: *L'art de parler se perfectionne bien plus par l'application et par les exemples que par les préceptes* (Buffon). — *Dans tout le cours de la vie, nous formons de nouvelles phrases d'après celles que nous avons vues ou entendues; nous faisons de la syntaxe pratique* (Guizot).

Es ist also die direkte Methode, aber doch, wie der Verfasser ausdrücklich betont, in Verbindung mit der grammatischen Methode. Der Gedanke ist nicht neu, und M. Camil hat sich offenbar in seinem Lehrbuche die Methode der Berlitzschulen zum Vorbild genommen. Aber es ist interessant, zu sehen, wie er diese Gedanken in seinen beiden Lehrbüchern praktisch durchführt, wozu die Beherrschung der fremden Sprache und grofses pädagogisches Geschick notwendig sind. Im ersten Teile behandelt M. Camil in 18 Lektionen, die meist die Form von Gesprächen

haben, im Anschlufs an diese den Artikel, das Adjektiv, die häufigsten Präpositionen, die Pluralbildung der Hauptwörter, die Hilfsverben, die vier Konjugationen der Verben, die reflexiven Verben, die Fürwörter und die Adverbien. Wenn diese grammatischen Belehrungen auch nur in der einfachsten Form, aber immer in französischer Sprache, gegeben werden, so scheinen sie mir doch für den ersten Unterricht ausreichend zu sein; ein anderer Vorzug des Lehrbuches liegt darin, dafs die Sprech- und Leseübungen innerlich zusammenhängen, indem das Neue mit dem Alten möglichst eng verknüpft wird.

Der zweite Teil des Buches behandelt die Hauptkapitel der französischen Satzlehre. Der Gebrauch des Subjonctif und des Infinitif ist klar dargestellt. Recht geschickt sind die Umwandlungen und Übungen, die sich an das Lesestück S. 24 *Si j'étais riche* aus Rousseaus *Emile* anschliefsen, und die dem Schüler den Unterschied zwischen Imparfait und Conditionnel klarmachen sollen. Aus den Übungsstücken S. 46 f. wird der Lernende eine klare Einsicht in den Gebrauch des Imparfait und des Passé défini erhalten, wo Regeln so wenig nützen, sondern wo allein die Anschauung, die aus geschickt gewählten Lesestoffen gewonnen wird, den Schüler in den Stand setzt, sich in die Denkweise der Franzosen bei dem verschiedenen Gebrauch dieser beiden Zeiten zu versetzen. Eigenartig ist die Anwendung roter Lettern in den Lesestücken und in den grammatischen Paradigmen, um diejenigen Silben und Wörter hervorzuheben, die zur Veranschaulichung einer bestimmten grammatischen Regel dienen sollen. Es ist erstaunlich, zu sehen, mit wie wenig grammatischen Regeln man doch eigentlich auskommt, wenigstens im Anfang des Unterrichts, und wie man trotzdem eine gewisse Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache erreichen kann. Allerdings wäre eine systematische Übersicht der gewonnenen Regeln am Schlufs des Buches erwünscht.

Der Inhalt der Lesestücke, die gröfstenteils die Form des Dialogs haben, ist frisch und aus dem Leben gegriffen, und selbst das Auto und das Luftschiff fehlen in diesen Gesprächen nicht. Die Anekdoten sind witzig, guten modernen Schriftstellern entlehnt und immer dem jugendlichen Alter der Schüler angepafst. Ein Wörterbuch ist nicht vorhanden, sondern der Lernende soll wohl durch häufige Wiederholung und gedächtnismäfsige Übungen den Sinn der Worte behalten, hauptsächlich mit Hilfe der Anschauung und vielleicht auch eines französischen Wörterbuches, wie etwa des kleinen Larousse.

So verdient das Buch des M. Camil Beachtung, als ein geschickter Versuch, die direkte Methode konsequent durchzuführen, und es scheint mir sicher zu sein, dafs ein Unterricht nach diesem Lehrbuch im Privatunterricht und in solchen Instituten, wo besonders die Beherrschung der praktischen Umgangssprache angestrebt wird, in der Hand eines der fremden Sprache mächtigen Lehrers gute Erfolge erzielen wird.

Berlin-Wilmersdorf. J. Block.

Anna Curtius, Der französische Aufsatz im deutschen Unterricht. Leipzig, Dürr, 1907.

Je viens de lire avec autant de curiosité que d'attention le livre de Mlle Curtius. Il est varié, clair, intéressant, avec cela, bien disposé typographiquement, ce qui ne gâte rien, digne, en un mot, de l'éminent pédagogue auquel il est dédié. Est-ce à dire qu'il soit parfait de tout point? Je l'écrirais ici, que la modestie de l'auteur lui défendrait de me croire. Mais les fautes que j'ai pu relever sont légères et faciles à corriger dans une nouvelle édition, que l'ouvrage mérite, et qui, j'en ai la conviction, ne se fera pas attendre.

Je ne me placerai pas au point de vue allemand, c'est-à-dire que je ne me demanderai pas si le livre répond aux besoins de l'enseignement secondaire des jeunes filles en Allemagne, ou si les sujets choisis pour chaque classe sont bien ceux qui conviennent le mieux à l'âge et aux études des élèves. On pourrait, non sans motif, récuser mon jugement; d'ailleurs, à ce point de vue, le livre sera examiné par un des Allemands qui connaissent vraiment à fond la littérature française et les influences de tout genre qu'elle a subies. Comme tout lecteur français cultivé l'aurait fait, je me suis borné à me poser les quatre questions suivantes:

1. Les sujets sont-ils bien choisis en eux-mêmes?
2. La bibliographie de Mlle Curtius est-elle exacte et complète?
3. Dans les développements qui nous sont présentés, n'y a-t-il rien d'inexact?
4. La forme est-elle digne d'être présentée comme un modèle auquel on peut se reporter le cas échéant, sans crainte d'être induit en erreur?

Sur le choix des sujets, je n'ai que deux observations à présenter. Il aurait bien fallu spécifier que l'étude sociale de la condition du pion était faite d'après Daudet, *le Petit Chose*: en effet la situation matérielle et morale des maîtres d'étude actuels ne ressemble plus le moins du monde à la peinture de Daudet: on risque donc, de toute manière, de donner aux élèves de fausses idées, et il vaudrait mieux, je crois, supprimer ce sujet. — P. 45, nous lisons une page de Taine à propos de la matière suivante: 'Le loup et le chien chez La Fontaine et chez Phèdre'. Où les maîtresses et les jeunes filles qui liront ce morceau pourront-elles vérifier, en ce qui touche Phèdres, l'exactitude des assertions de Taine? En France, du moins, peu en seraient capables, à moins d'avoir recours à des traductions.

Pour traiter ces sujets, l'auteur a consulté un grand nombre d'éditions et d'ouvrages de critique. Elle se montre souvent très au courant: par exemple, il est incontestable que la meilleure édition des 'Précieuses' est celle de Gustave Reynier, mentionnée comme telle à la p. 51, et peu connue en Allemagne. Mais, si le goût de Mlle Curtius la guide généralement bien, il m'a semblé que, dans un certain nombre de cas, il était légèrement en défaut. P. 154, pour *le Cid, Horace* et *Polyeucte*, on nous renvoie aux éditions Petit de Julleville (et non Julevile): les éditions de Jacquinet, chez Belin, ou celle de *Polyeucte* par Pellissier (collection Manuel-Dupré) me paraissent très supérieures. P. 169. L'édition de Lanson, pour *Athalie*, est bonne; celle de Jacquinet est meilleure. P. 180. Pour *le Misanthrope*, au lieu de l'édition Lavigne, consulter l'édition Pellissier (collection Manuel-Dupré). — J'ai relevé aussi quelques omissions, qui m'ont surpris de la part de Mlle Curtius. P. 18. Pourquoi n'avoir pas cité l'important ouvrage de Brunetière sur le roman naturaliste? De même p. 83. P. 153. On ne trouve pas l'indication de l'étude de Jules Lemaître sur Corneille et la Poétique d'Aristote. P. 193. A côté de l'édition de Weissenfels, on aurait dû, pour la *Préface de Cromwell*, citer l'édition Souriau. P. 232. M. Félix Hémon, très souvent cité par Mlle Curtius, a édité avec ses qualités ordinaires le chapitre de Montaigne sur l'éducation des enfants. — Quelquefois les indications bibliographiques données ne sont pas suffisantes. Par exemple, p. 83, dans les ouvrages consultés, est citée l'*Histoire de la Littérature française* de Petit de Julleville. Or cette histoire compte huit volumes, et maint volume a plus de 800 pages. Il aurait fallu renvoyer au volume et à la page. De même, p. 217, Mlle Curtius cite, de Sainte-Beuve, les *Portraits contemporains* et les *Causeries du Lundi*, sans autre indication. Or la première de ces œuvres a cinq volumes et l'autre en a quinze! — Enfin, pour en terminer avec la bibliographie, il semble que l'on aurait eu avantage à indiquer une fois pour toutes, au commencement du volume,

les ouvrages de références générales, comme ceux de Faguet, Lanson, Petit de Julleville etc. au lieu de nous y renvoyer à propos de tous les sujets littéraires ou à peu près.

Les sujets sont généralement développés avec compétence, sûreté et exactitude. Voici les seules remarques notées par moi au cours de ma lecture: P. 8, l. 18, je n'ai pas compris pourquoi, au texte de La Fontaine 'pas un seul petit morceau', une variante a été substituée. P. 23. La deuxième phrase du préambule est tout-à-fait inexacte: il faudrait supprimer toute la queue de la phrase, à partir du mot 'incapables'. P. 65, pourquoi, dans la légende de la mort de Roland, Ganelon n'est-il pas mentionné? P. 94, l. 7. Ce ne sont pas les marins, c'est l'infanterie de marine qui s'est battue à Sedan. P. 95, l. 17. Ce n'est pas 500,000 habitants, c'est 500,000 soldats et deux millions d'habitants qu'il aurait fallu écrire. P. 97, l. 2. Lire *socialiste*, au lieu de *radical*. P. 123 à la fin. On attendrait un mot rappelant que, au point de vue de la véracité, Marbot est plus que suspect.

Le français est non seulement correct, mais pur et souvent élégant. Toutefois je dois signaler les quelques passages suivants. P. 61, l. 20, écrire 'qui vous trémoussez'. P. 97, l. 6, *reste sourde* ne se comprend pas. P. 128, Plan, le subst. *extérieur* ne s'applique qu'aux personnes. P. 158, l. 24. *meurtrier* est impropre, puisqu'il y a eu duel. L. 34. Dans *sa vie*, *sa* est ambigu. — Je joins ici les fautes d'impression. 61, 23. Ecrire *réduits*. 79, 13. Ecrire *constatations*. 103. 22. Ecrire *consentement*. 104, 33. Ecrire *poussée*. 105, 13. Ecrire *est*. 106, 31. Ecrire *péripatéticiens*. 229, 10. Ecrire *constatations*.

La conclusion se tire d'elle-même des observations présentées ci-dessus. Des différents points de vue où nous nous sommes placé, les seuls où il nous fût permis de l'envisager, l'ouvrage est très bon. Il témoigne d'une connaissance réelle de la langue, de la littérature française, et de la bibliographie de cette littérature: le goût est sûr, la plume aisée. Que M[lle] Curtius efface les taches, légères, je le répète, qu'on lui aura signalées, et le livre sera excellent.

Lille. Henri Bornecque.

Ettore Levi-Malvano, L'elegia amorosa nel Settecento. Torino, S. Lattes e C., 1908. 209 S. 16°.

Es ist nicht das erste Mal, dafs der Verfasser die italienische Elegie im 18. Jahrhundert zum Gegenstand einer Studie wählt. Dies hatte er bereits in den Guido Mazzoni zu Ehren erschienenen *Miscellanea* (Bd. II, S. 217—233, Florenz 1907) getan. Hatte er aber damals die Elegie nur in einem ihrer Vertreter, Salomone Fiorentino, dargestellt, so steckt er sich nunmehr in dem vorliegenden Bändchen viel weitere Grenzen.

Beinahe ein halbes Jahrhundert ist es her, dafs Carducci in der Einleitung zu seinen *Poeti erotici del secolo XVIII* (Florenz, Barbèra, 1868) der Elegie jener Zeit einen angemessenen Platz angewiesen und unter anderem auch ihre Beziehungen zu den lateinischen Elegikern klargestellt hat. Und nach ihm ist diese dichterische Form, wie das 18. Jahrhundert sie uns aufweist, in mehr oder weniger ausführlicher Weise wiederholt geschildert worden, so z. B. in der Vallardischen Sammlung in Concaris *Settecento* (Mailand, s. a.).

Neues von Bedeutung liefs sich auf diesem Gebiete kaum mehr bringen. Früher gewonnene, isolierte Resultate zusammenfassen, diese oder jene Erscheinung bis in ihre Einzelheiten verfolgen (z. B. manche Gedichte gründlich analysieren), das sind die Ziele, die sich Levi-Malvano gestellt haben mag. Seine Studie zerfällt in sechs Kapitel: I. *L'Elegia* (S. 1—21). II. *Le Elegie di Paolo Rolli* (22—61). III. *Le Elegie di Ludo-*

vico Savioli (62—124). IV. *Imitatori del Savioli* (125—157). V. *L'Elegia in altri poeti* (157—167). VI. *Le Elegie di Vincenzo Monti* (168—184). In einem Anhang (185—209) folgt als Beleg eine längere Zusammenstellung von Zitaten aus den italienischen Elegikern des Settecento und ihren lateinischen Vorbildern.

Es dürfte wohl nicht zweckmäfsig sein, den Inhalt eines jeden Kapitels hier näher anzuführen: die Titel der einzelnen Abschnitte orientieren zur Genüge. Dagegen mögen einige Zweifel und Bedenken zum Ausdruck gelangen.

Da der Verfasser das erste Kapitel der Geschichte der Liebeselegie widmet, ist zu bedauern, dafs er der lateinischen Elegien der Renaissance keine Erwähnung tut. Es wäre wohl keine undankbare Aufgabe gewesen, zu untersuchen, wie z. B. Pontano, Bembo, Castiglione und andere noch sich gegenüber der römischen Elegie verhalten, und ob sie im Settecento keine Spuren hinterlassen haben. — Gleich das Kapitel über Rolli (S. 22—61), dessen Elegien er, mehr als man es gemeiniglich tue, einen grofsen dichterischen Wert zuerkennen möchte, zeigt uns bei dem Verfasser die Neigung, auch da direkte Entnahme bei den römischen Elegikern anzusetzen, wo es sich zweifelsohne um einen Zufall, um ein durch die Gleichheit des ziemlich beschränkten Stoffes hervorgerufenes, fast notwendiges Zusammentreffen handelt. Soll z. B. der Reiz des einfachen ländlichen Lebens von zwei sich Liebenden geschildert werden, so wird der Dichter, in seiner Eigenschaft als Grundbesitzer, notwendigerweise den Wunsch nach einer guten Ernte ausdrücken. Das braucht er nicht erst bei Tibull gelesen zu haben (S. 30). — Dafs Monti als blutjunger Mensch den Savioli in einem Gedicht sklavisch nachahmt, was er später zugibt und bedauert, bedeutet noch lange nicht, dafs Savioli auf seine Zeitgenossen einen grofsen Einflufs ausgeübt hat (S. 132).

Das elegant in Similipergament geheftete Bändchen schmückt auf dem Titelblatt eine Reproduktion von Fragonards 'Fontaine de l'Amour'.

Frankfurt a. M. A. C. Ott.

Eduardo de Huidobro, ¡Pobre Lengua! Catálogo en que se indican más de 400 voces y locuciones incorrectas hoy comunes en España. Segunda edición. Santander, Imp. 'La Propaganda católica', 1908. 193 pág. 16º.

Se burla el autor de la autoridad de López Silva. Un artículo del gran lexicógrafo Cuervo tengo ante mis ojos, plagado de textos de ese escritor. Aludiendo á tal artículo en una crítica de la *Zeitschrift* de Gröber, dije á Cuervo que anduviese con ojo con los madrileñismos de López Silva, quien, con tal de buscar la rima y ajustar el metro, echa mano de todos los dialectismos de España é islas adyacentes. A Galdós, hay que reconocerle autoridad en aquello que haya tomado directamente del lenguaje de hoy, no admitido aún por la Academia, aunque él es académico. Para Huidobro es autoridad Valera; para el P. Mir ('Galicismo y Barbarismo'), y Sbarbi ('Ambigú Literario'), no lo es; el primero le pesca en muchos renuncios; jamás leemos en clase sus obras, pues son difíciles para los alemanes, por el atildamiento de que hacía gala. Todo esto, respecto al punto principal, el de autoridades. Vamos ahora á ocuparnos de particularidades.

Tocante al asunto de la partícula *de*, que ahora se calza todo bicho viviente, sin derecho á ello, en España, especialmente para viajar por el extranjero, ya dije algo en la crítica á esta curiosa obra ('España y América'). Ahora mismo topo con un viejo artículo del Dr. Thebussem, referente al caso, publicado en un almanaque de la Ilustración Española y Americana. En otro lugar volveré á la carga.

Disponibilidad es término de bolsistas. 'Muchos capitales se reservan para el empréstito de 400 millones de marcos que se dispone á emitir el gobierno, restando elementos á la bolsa, que se ve privada del concurso de esas *disponibilidades.*'

Huidobro dice que es barbarismo muy frecuente en Castilla decir, v. gr. '*donde* mi amigo' (fr. *chez*). Taboada dice en uno de los cuadros cursis que he abreviado en mi *Eco de Madrid* (cuya próxima edición saldrá pronto): 'Sin reló no voy *donde* mi novia.'

Los biciclistas nos han regalado la voz *entrenar.* 'El público no estaba *entrenado* para aplaudir' (Saint-Aubin). 'Las tropas del Mikado batieron á los soldados mejor *entrenados* del ejército contrario, gracias al sistema de *entrenamiento* japonés llamado *jiu-jitsu.*' 'Es muy mala costumbre la de *entrenarse* con las expansiones amorosas' (Jacinto Benavente).

Jamás oigo decir á los españoles que por acá se descuelgan *expreso,* sino *exprés,* tal como se lee en *Parada y Fonda,* de Vital Aza, que acogí en mi Gramática española para alemanes (y suprimo en la próxima edición). 'Como sólo debo estar aquí hasta la madrugada, que tomaré el *exprés* para Madrid ...' (esc. 2). 'Tío, deje V. el *exprés* y vamos juntos' (esc. 13). Hablé de esto en otra crítica.

Huidobro es admirador de Valera, y reniega de la voz *exquisitez.* 'Los adelantos, los refinamientos y las *exquisiteces* en vicios, lascivias y otras porquerías no importan ahora más que 3000 años hace', dijo en una carta muy verde dirigida á mi *interviewista* Gómez Carrillo y publicada en el *Heraldo de París.* Aun hay más. 'Riámonos de esos monórquidos que, haciendo de la necesidad virtud, profesan el *exquisitismo* y aseguran que escriben para los cultos.'

Yo, con perdón de Huidobro, propuse en *Maraña del Diccionario* la voz *exteriorizar,* por haberla propuesto Echegaray en su discurso de entrada en la Academia. 'En la calle la gente se reunía y *exteriorizaba* su protesta contra los laceros.' 'Seria muy fácil que en un plazo corto quedara *exteriorizada* una disidencia entre los mismos.' Más todavía. 'Hombres de tan diversa contextura como Cajal y Moret, Silvela y Galdós, Canalejas y Menéndez Pelayo, reflexivos unos, imaginativos otros, con hábitos de interiorización mental estos y de *exteriorización*' (¡aprieta!) 'aquellos ...'.

No se empeñen tanto Huidobro y el P. Juan Mir en rechazar vocablos franceses, v. gr. *factor,* que también los alemanes han adoptado ya. Asimismo admitieron estos 'géneros de *fantasía*', pero no propondría yo decir en su lugar elegante, nuevo ó novísimo. En *Parada y Fonda,* esc. V.: 'Puedo enseñar á V. una riquísima colección en objetos de *capricho* para regalo.'

'Hacer furor' es una de esas disparatadas frases que se usan en castellano, francés, inglés y alemán, v. gr. *ich habe mich schrecklich amüsiert,* 'me he divertido una *barbaridad*', que tiene sus correspondientes en las otras dos lenguas. Recuérdese el epigrama de Puente y Brañas:

— Ayer noche *hizo furor*
el drama de don Bartolo.
— ¿Y llamaron al autor?
— Todos le llamaron ... ¡bolo!

Golfo es una voz muy interesante, por pilluelo, en alemán *Stromer.* El origen atribuído por Menéndez Pidal á la voz es erróneo. *Golfin* no viene de *folguín.* Ya sé que hubo esos juegos silábicos entre Rinconetes y Cortadillos; pero aquí no hay tales carneros. *Golfo* es en mi concepto, sencillamente, un vocablo traído por los marinos del alemán ó del inglés, *Wolf,* lobo. Recuérdese *lobo de mar, loup de mer,* por viejo marino; marrajo. Aplicóse el término á los pilluelos de playa, ó *raqueros* (rateros;

v. mis *Dialectos*). Y hace no mucho aún, lo vulgarizó algún escritor en Madrid. Tengo archivado todo un proceso de esta voz, pero hoy no quiero decir más sino que *raquero*, á su vez, se extendió por las costas alemanas en la forma *Racker*.

Huidobro y el P. Juan Mir rechazan *gomoso*, heredero del también gabacho *pisaverde*. El P. Coloma lo dice varias veces en su magnífica novela de clave *Pequeñeces*, v. gr. I 39: 'Varios *gomosos* del Veloz-Club, de los cuales era uno Paco-Velez, habían pagado á tres saboyanitos.'

Los franceses, que afirman que *le nom ne fait rien à la chose*, viniendo á ser por el contrario el nombre á la cosa lo que el traje á la persona, han inundado el mundo con su barato artículo *grande*. Conozco un *grand restaurant*, cerca de casa, que es un chamizo de mala muerte, y frente á él un *Grosser Ball*, al que acuden atropellaplatos á bailar con horterillas al son de un cascado pianejo y una flauta constipada. Junto á ambos había una *Grosse Eisbahn*, en un solar alumbrado con petroleo y amenizado (aqui estaría mejor *amenazado*) con dos destemplados clarinetes y un ronco trombón. Ahora llaman *Gran Diccionario* á lo que en realidad es un zurriburri lexicográfico, al de Pagés.

> Le nom fait beaucoup à la chose,
> mais il dure ce que durent les roses,
> l'espace d'un matin.

El capítulo *hacer* lo estudia el P. Juan Mir á las mil maravillas, y Huidobro debiera clasificar las frases como él (*hacer alto, armas, atmósfera, blanco, bondad, conciencia, contraste, efecto, devociones, el amor, el bello, el deber, el importante, fin, furor, gracia, guerra, horror, las delicias*, etc.), poniendo al lado sus equivalentes legítimos. Cejador, en su *Diccionario del Quijote*, dedica á esta voz dos páginas escasas, con textos revueltos. Véanse ahora unos curiosos modernismos. 'Mazzantini cayó al suelo; el toro *hizo* por él, y Mazzantini, rodando, evitó una cornada.' 'La empresa ha dispuesto que se vendan menos entradas que las que *hace* el local.' '*Hacer* del prudente.' 'Puede que *haga* para La Época los estrenos de Eslava.' 'Conque, señores, *¿hace?* — ¡Cómo que si *hace*, si nos has metido el gordo en casa!' En *No hay vida como la honra*, de Montalvan, II, 9, hay esta interesante frase: 'No importa que *oscuro hace*', equivalente á *faire sombre, faire noir*. En Vizcaya usan *hacer* como auxiliar con el infinitivo del verbo que encierra la idea principal, asi como lo emplean los aldeanos alemanes, pues están seguros de la conjugación de *hacer*, y no de la del verbo segundo (*Maraña del Idioma*), v. gr. '*comer* ya *he hecho*'.

No sólo tendrá que admitir la Academia *hotel* por fonda, como en Alemania se dice también, sino tres derivados. 'La industria de la *hotelería* en España está en un atraso lamentable.' ¡Ya lo creo! En una fonda de Burgos, lo primerito que se echaron á la cara (es un decir) el actual embajador alemán en Rusia, el marqués de Pourtalés, y su esposa, los condes de Harrach y el pintor Passini, fué el chisme de la mesa de noche provista de abundante contenido. 'No pueden llegar al tercer plato de un menú *hotelero*, sin sentir los amagos de gravísima enfermedad.' 'El yanki pone los piés en la mesa del billar, en la tapa del piano, en los hombros del *hotelero*.' 'El viajero de la clase media es mimado por los que en España explotan el *hotelismo* como un perro sarnoso.'

El uso moderno de *imposible* nos vino del extranjero. 'Una navaja de afeitar *imposible*.' 'El Sr. Duque de Veragnas está *imposible*' (por los detestables toros que endosa á los empresarios). 'Yo me divierto *los imposibles*.' 'Algunos días está *imposible*', dicen en *El señor Tromboni*, comedia robada del alemán, *Der Raub der Sabinerinnen*, y estrenada en Lara la mismísima noche que otro arreglo (ó mejor, desarreglo), de igual pieza en otro teatro; ¡cómo anda la pirateria escénica en los Madriles!

De *independizarse*, hablé en la crítica á la obra 'Galicismo y Barbarismo'. *Influenciar* es un galicismo grosero. 'Marruecos no vale la pena de ser *influenciado*, sin duda por lo cual' (¡qué bonito!) 'Francia é Inglaterra se conciertan para *influenciarlo*.'

No sólo se usa mucho *infundio*, sino *infundioso*, también chulesco, como se ve en *El puñao de rosas* y en este texto: 'todos, cuasi todos son bocones y son *infundiosos*'.

Estamos gozando ahora de una inundación de *intelectualidad* regeneradora. '¿Dónde está la *intelectualidad?*' (eso mismo me lo pregunto yo). 'Las aseveraciones del conde han herido á la *intelectualidad* francesa.' Y no canso más.

El trabajo del Sr. de Huidobro está muy bien hecho, y tiende, como el del P. Juan Mir, á regenerar y purificar el castellano, muy corrompido por los escritores de periódicos, que suelen desconocer el diccionario y agarrarse á vocablos nuevos, sin saber si son ó no de buen origen.

Berlin. P. de Mugica.

Matteo Giulio Bartoli, Das Dalmatische. Altromanische Sprachreste von Veglia bis Ragusa und ihre Stellung in der apennino-balkanischen Romania. I. Einleitung und Ethnographie Illyriens. Mit einer Karte. XIV S. und 318 Sp. 4. II. Glossare und Texte, Grammatik und Lexikon. Mit einer Tafel. VIII S. und 468 Sp. 4. (Schriften der Balkankommission der Kais. Akademie der Wissenschaften, Linguistische Abteilung, II. Romanische Dialektstudien, Heft I und II, der ganzen Sammlung Bd. IV und V.) Wien, Alfred Hölder, 1906. Geb. 37 Kr.

Südlich von Fiume, im Golf von Quarnero, liegt die kleine Insel Veglia, deren Name unter den romanischen Sprachforschern wohl deshalb besonders bekannt geworden ist, weil sie bis vor wenigen Jahren den letzten Vertreter einer nun ausgestorbenen romanischen Sprache beherbergte: *Udina-Burbur*, der letzte Vegliote, der einzige, welcher uns lebendige Kunde von der im frühen Mittelalter an der österreichisch-adriatischen Küste gesprochenen *dalmatinischen* Sprache überliefert hat. *Ascolis* mehrfacher Hinweis auf die hohe Bedeutung der auf der Insel noch zu bergenden altromanischen Sprachreste (*Studi critici* I 37, *Saggi ladini* 465 ss.) regte den Istrianer *Ive* vor mehr denn zwanzig Jahren an, die sterbende Mundart an Ort und Stelle aus dem Gedächtnis des letzten Veglioten aufzuzeichnen und seine Ergebnisse im *Arch. glott.* IX 115 ss. der Forschung zur Verfügung zu stellen; es ist bedauerlich, dafs, wie Bartoli trefflich nachweist, Ives Materialien nicht das Vertrauen verdienen, welches man ihnen bis heute dargebracht hat. Es war daher eine höchst dankbare und dringliche Aufgabe, die Arbeit von Ive von Grund auf zu erneuern und auf der Insel Veglia vor dem Tode des letzten Kenners der alten einheimischen Mundart die notwendigen Aufnahmen einzuleiten. Bei den verwickelten Sprachverhältnissen Istriens und Dalmatiens, wo slawische, venezianische, istrische, ladinische und rumänische Mundarten zusammenstofsen, konnte die Aufnahme und insbesondere die Bearbeitung des Stoffes nur einem mit Sitte und Sprache seiner Heimat verwachsenen Forscher mit Erfolg anvertraut werden: wir sind der um die Erforschung der balkanischen Sprachen so verdienten Balkankommission der Wiener Akademie zu aufrichtigem Danke verpflichtet, dafs sie einem mit gründlicher linguistischer Schulung ausgerüsteten Gelehrten die Aufgabe der Erforschung des verschwindenden Vegliotischen und des Altdalmatinischen übertrug und ihm gröfstmögliche Unterstützung gewährte. Das ihm bewiesene Vertrauen hat Bartoli glänzend gerechtfertigt; sein grofs angelegtes Werk zeugt von vollständiger Beherrschung des Stoffes, von scharfer Erfassung der zahlreichen Probleme, welche oft überraschende Lösungen erfahren und von einer starken syn-

thetischen Begabung, die ihn stets dazu führte, die einzelsprachlichen Erscheinungen in den Zusammenhang mit den interromanischen Fragen zu bringen.

Einige Worte über die Ökonomie des Werkes. Der erste Band, seinem Lehrer Mussafia gewidmet, wird durch eine kritische Würdigung der bisherigen Aufzeichnungen der Mundart von Veglia und den daran sich anschliefsenden Forschungen eingeleitet (p. 1—122), den Hauptteil (p. 103—306) nimmt ein Abrifs der Ethnographie Illyriens ein: die erste Hälfte umfafst eine geographisch-historische Studie über Dalmatien, und die zweite bringt eine Synthese der charakteristischen sprachlichen Merkmale des Romanischen Dalmatiens und einen Versuch, dessen Stellung im Kreise der romanischen Sprachen genau zu bestimmen. Der zweite Band, Ascoli und Meyer-Lübke zugeeignet, enthält sämtliche früheren sowie seine eigenen Aufzeichnungen der Mundart von Veglia, ein alphabetisches vegliotisches Wortregister, eine zum Teil auf Jirečeks Forschungen beruhende Zusammenstellung des gesamten aus den Urkunden der südlichen dalmatinischen Städte (besonders von Ragusa) gewonnenen Wortmaterials, einer Liste der in den heutigen serbokroatischen Mundarten lebenden altdalmatinischen Lehnwörter und endlich einen Abrifs der dalmatinischen Laut-, Formenlehre und Syntax.

Der Gedanke Bartolis, der politischen und kulturellen Geschichte Dalmatiens einen solch bedeutenden Raum in einer linguistischen Monographie einzuräumen, darf als ein äufserst glücklicher bezeichnet werden: die enge Verbindung der Historie mit der Sprachwissenschaft, wie sie auch neuerdings Morf[1] eindringlich gefordert hat, ermöglicht uns einen richtigen Einblick in die äufsere Geschichte und Entwickelung der Sprache und gewährt uns Aufschlufs über die verschiedenartigen fremden Einflüsse auf die Kultur und Sprache eines Landes. Erst die umfassende historische Würdigung der maritimen Vormachtstellung Venedigs im Adriatischen Meer erklärt uns die sprachliche Hegemonie des Venezianischen als Handelssprache des ganzen Meerbeckens und die grofse Zahl der in die serbokroatischen und neugriechischen Mundarten aufgenommenen venez. Lehnwörter. Die Kenntnis der wichtigsten Handelsstrafsen unserer Gegend weist uns auf den Weg, den gewisse Wanderworte eingeschlagen haben. An der Geschichte der Bedeutungswandlungen der Namen *Illyrien* und *Dalmatien*[2] läfst sich die ganze politische Geschichte des adriatischen Küstengebietes vom frühen Altertum bis in die Neuzeit verfolgen. Welch reiche Belehrung würde uns doch einmal die Geschichte des Wortes *Francia, franciscus* an Hand der frühmittelalterlichen Dokumente und Literaturdenkmäler vermitteln: die Entwickelung des modernen Frankreich spiegelt sich in der sprachlichen Bedeutungsentwickelung von *France* und *franceis* wieder. Für die erstaunliche Fülle historischen, geographischen und kulturgeschichtlichen Materials, das B. zum Teil aus sehr entlegenen Quellen zum erstenmal in einem grofsen Zusammenhang dargestellt hat, werden auch die Historiker dem mutigen Verfasser die wohlverdiente Anerkennung nicht versagen.

Über die Sprache und die Verbreitung der Urbevölkerung Dalmatiens, der Illyrer, ist unter den Historikern und Sprachforschern

[1] *Bulletin de Dialectologie Romane* I, p. 1—17: *Mundartforschung und Geschichte auf romanischem Gebiet.*

[2] Es wäre interessant, zu wissen, aus welchen italischen Gebieten die römischen Kolonisten Illyriens stammten: gewisse lautliche Erscheinungen (wie *alban. nd > nn*) schliefsen direkt an Südital. an. Sollte die Tatsache, dafs *veteranus* in diesem ganzen Gebiet so fest eingewurzelt ist, nicht die Vermutung aufkommen lassen, dafs eine starke Besiedelung durch Soldatenveteranen (nach dem italischen Bürgerkriege?) stattgefunden hat?

noch keine Einigung erzielt worden; B. ist geneigt, den von verschiedenen Indogermanisten behaupteten Zusammenhang des Messapischen in Unteritalien, des Albanesischen — des modernen Illyrischen — und des Urvenetischen als durch die Tatsachen zu schwach gestützte Hypothese abzulehnen. Eingehend und klar stellt er den jahrhundertelangen langsamen Aufsaugungsprozeſs der altromanischen Stadtbevölkerung Dalmatiens durch die immer mehr vordringenden mächtigen Slawen dar, denen die altromanische Sprache schlieſslich zum Opfer gefallen ist: in Süddalmatien: Ragusa am Ende des 15. Jahrhunderts, in Norddalmatien: Veglia Ende des 19. Jahrhunderts.

Der für die romanische Sprachforschung interessanteste Teil des ersten Bandes ist unstreitig der zweite und der dritte Abschnitt des Abrisses der Ethnographie, welche die Wechselbeziehungen zwischen den Sprachen Illyriens und die Verwandtschaftsverhältnisse des Dalmatischen behandeln. Mit Vorsicht werden die lautlichen und lexikologischen Nachwirkungen des Illyrischen festzulegen versucht, wobei auch die Frage des albanesischen *ü* < *ū* für die Westromania Bedeutung hat; der griechische Einfluſs ist weniger tief einzuschätzen, als man es bei der Nähe des griechischen Sprachgebietes vermutet hätte,[1] keltische Wortreliquien sind wenig zahlreich,[2] bemerkenswert ein Ableger des kelt. *legita* 'Schmutz' (cf. Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXIII, 196) in Ragusa *lenga* 'fango del fondo del mare', vielleicht *braci*, serbokroat. *bratsche* 'Treber'; was die germanischen Bestandteile anbetrifft, so ist an erster Stelle das in den Soldateninschriften bezeugte *brutis*[3] zu erwähnen, dessen *-anem* Flexion (*bertain*) anderswo näher beleuchtet werden soll,[4] stärker macht sich die Einwirkung des Slawischen fühlbar, die sich bis auf die Syntax erstreckt, und endlich hat das Venezianische die tiefsten Spuren nicht nur in der Lautlehre, sondern auch in der Morphologie und Syntax hinterlassen; auf einige allgemein sprachliche Erscheinungen, die sich aus diesem fesselnden Kapitel ergeben, werden wir unten noch einmal zurückkommen.

Unsere Kenntnis des Dalmatischen beruht auf drei Quellen: 1. Materialen der einst lebendigen Mundart von Veglia (Norddalmatien), 2. der

---

[1] *clausura* + *κλείω* > *cleisūra* (B I 236, II 431) reicht auch nach Venetien und Lombardei (cf. Lorck, *Altberg. Sprachdenkm.* 199; Olivieri, *Studi. glott.* III 144) nd nach Sardinien (cf. Guarnerio, *Carta de logu*, § 18).

[2] Das *viverra*-Problem sollte einmal von *belette* getrennt werden, denn ist *belette* ein keltisches Wort (zum Stamm *beleg* 'Marder' gehörig, hat es nichts mit *bellus* zu tun), so scheint *viverra* ein alpino-balkanisches Wort zu sein (wallon. *bertisse*, das Nigra, *Arch. glott.* XV 277 anführt, ist wohl auſser Rechnung zu setzen, da Grandgagnage, *Noms wallons des animaux*, p. 11, aus der Hs. *laitisse* liest, das im norm. *laitiche* wiederkehrt). Daſs vielleicht in Norditalien das keltische *belego* mit *viverra* zusammentrifft und mannigfache Kreuzungsformen sich ergeben, daſs die Volksetymologie die Wörter mit *bellus* verknüpft und neue Formen wie *donnola* usw. geschaffen, kann hier nicht weiter ausgeführt werden; Merlos apodiktische Darlegungen fördern die Lösung des keineswegs einfachen Problems wenig (*Rivista di filol. class.* XXXV 480).

[3] Vgl. nun dazu die gründliche umfassende Studie von Braune, *Zeitschr. f. deutsche Philologie* 1908, 1. Heft.

[4] *istala* ist kaum ein alteingesessenes got. Lehnwort, sondern aus Oberitalien mit anderen aus dem Langobardischen stammenden Wörtern wie ngriech. *φάρα* < *fara* 'Landgut, Geschlecht' eingewandert, fränkisch sind sicher die *guaitare* Formen, da *wahta* erst mit der Übertragung fränkischen Rechtswesens in Italien auftritt; sachlich ist der von Meyer-Lübke (*Einf.* 48 und Bruckner, *Z.* XXIV 68) vermutete Zusammenhang von it. *greto* 'Kiesgrund', das Bartoli zu friaul. *cret* 'Felsen' stellt, mit got. *greuts* sehr unwahrscheinlich, da m. W. in Italien die Ausdrücke für die Bodenformation wenige — nur langobardische — germanische Lehnwörter aufweisen.

aus den Dokumenten von Ragusa und 3. der aus dem in den heutigen serbokroatischen Mundarten gesammelte dalmatinische Wortvorrat (Süddalmatien). Bei der trümmerhaften Überlieferung ist eine scharfe Scheidung zwischen Nord- und Süddalmatinisch ein fast unmögliches Unternehmen, da zudem das letztere uns nur in älteren Phasen, das erstere nur in der allerneuesten Entwickelung vorliegt. Als für das Gesamtdalmatinische charakteristische Lautmerkmal fällt uns vor allem das Resultat von *k^e* als *k* in Veglia und Ragusa *kena* < *cena* (statt ital. *č*) auf, gedecktes *ŭ* ergibt *o* (*sot* < *exsūctu*) und freies *ū* wenigstens in Veglia *o̯i*: *ro̯ita* < *rūta*; im Wortschatz sind etwa als bemerkenswert *salbonem* statt *sabulonem*, *sudarium*[1] 'Nastuch' und *surgere*[2] 'die Anker werfen' anzuführen.

Das Dalmatinische fafst nun Bartoli als einen Zweig des Illyroromanischen auf, d. h. wohl jener Mundarten, welche auf dem Gebiet des in seinen Grenzen so unbestimmten Illyriens (Veneter, Dalmaten und Messapier) gesprochen werden. Dafs Bartoli, nachdem er die sprachliche Zusammengehörigkeit der eben genannten Volksstämme stark bezweifelt hat, nun trotzdem auf dieser ethnischen Basis eine romanische Dialektgruppe aufbauen will, ist nicht recht verständlich. Charakteristisch für das Dalmatische, Albano-Romanische und Abruzzisch-Pugliesisch ist die Diphthongierung von freiem *ū*, *ī*, *ō ŭ*, *ē*, *ĭ*, aber gerade die letztere Lauterscheinung (*ō ŭ*, *ē*, *ĭ* > Diphthong) darf doch kaum aus dem Zusammenhang mit der gleichartigen friaul.-centrallad.-bündnerischen Diphthongierung[3] herausgelöst werden, so dafs also nur für die Entwickelung von freiem *ī*, *ū* wirklich auffallende Übereinstimmung zwischen den drei Dialektgruppen zu bestehen scheint. Für den Konsonantismus ist die Übereinstimmung der Resultate von *gn* > *mn* (*vn*) im Dalmat., Abruzz.-Puglies. (wo zum Teil die ursprünglichen Verhältnisse jetzt gestört erscheinen), rum. gegenüber westromanischem *ñ* wohl zu beachten.[4] Unter den Verbalformen ist nach B. *sint* (statt *sunt*) für dalmat.-abruzz. puglies.-rum. bemerkenswert, wenn auch m. E. die Möglichkeit, dafs *sint* in Süditalien wenigstens erst eine moderne nach *simus sitis* gebildete Analogieform darstellt, nicht von der Hand zu weisen ist,[5] so dafs das Zusammengehen der Mundarten diesseits und jenseits der Adria ein Resultat moderner Entwickelung wäre. Die Abwesenheit des romanischen Futur *cantare habeo* in Süditalien, Rumänien und Dalmatien ist nicht auf das Illyroromanische

[1] Ist afz. *suière* 'drap pour essuyer' nicht *sudaria?*

[2] Immerhin auch it. *sorgere l'ancora.*

[3] Cf. zuletzt v. Ettmayer, *Lombardo-Ladinisches, Rom. Forschungen* XIII, 418, 580 ss. Pedersen, *Krit. Jbericht* IX 215 verhält sich jetzt zur Annahme einer Diphthongierung von *ę* und *ǫ* im Alban. durchaus ablehnend.

[4] Die anderen angeführten Kriterien: *mn* illyr.-rom. erhalten und *ct* > *pt* > *tt* sind wohl kaum annehmbar; *mn* bleibt nur im Dalmat.-Rum. erhalten, dafs aber auch in Frankreich die Konsonantenverbindung lange bestanden hat, zeigt uns nicht nur der Stützvokal (*eschame* < *scamnum*), sondern auch das verschiedene Ergebnis: nordfrz. *m*, südfrz. *n*, auch das Friaul hat *m* bewahrt wie das Albano-Rom. und das heutige abruzz.-puglies. *nn* schliefst an das sard. *nn*, welches wiederum mit dem portug. (*n*)*n* die Vorstufe von span. *ñ* zu sein scheint; jedenfalls ist hier die Entwickelung einzelsprachlich vor sich gegangen; für die von B. angenommene Entwickelung von *ct* über *pt* > *tt* in Italien fehlen uns die notwendigen Zwischenglieder, so dafs die Schuchardtsche Hypothese immer noch wahrscheinlicher bleibt.

[5] Da in alter wie in moderner Zeit *sunt* im Süden vorzuherrschen scheint (cf. *Arch. glott.* XVI 47, XV 268 Finamore, *Vocabol. abruzz.* 2, Suback, *Mundart von Tarent*, 34), so scheint es immerhin nicht ausgeschlossen, dafs vereinzelte *sint*-Formen nach *simus sitis* analogisch gebildet sind. Wenig hilft uns das oskische *sent*, da wir die 1. und 2. Plur. des oskischen Verbums nicht kennen.

beschränkt; wenn wir bedenken, dafs die so konservativen Bündner[1] ebenfalls *cantare habeo* nicht kennen, ist vielleicht die Annahme nicht allzu gewagt, dafs es einst auch im Mittelrätischen und im Friaul, wo es heute (nach lombardisch-venetischem Muster gebildet) lebendig(?) erscheint, auch im früheren Mittelalter gefehlt hat, so dafs in diesem Punkte das Rätische mit Dalmatien Hand in Hand ging. Was die lexikologische Einheit dieses illyroromanischen Gebiets anbetrifft, so möchte ich hier einigen prinzipiellen Erwägungen Raum gewähren. Wenn wir vom galloromanischen oder vom iberoromanischen Wortschatz reden, denken wir in erster Linie an gewisse vorrömische (gallische, iberische) Wortreste, die nur den von den Galliern und Iberern einst bewohnten Gebieten eigen sind (wie etwa *vern-* 'Erle' für das gallische oder iber. *brisa* 'Weintrester') und erst in zweiter Linie an gewisse Eigentümlichkeiten lautlicher oder begrifflicher Natur des erhaltenen lateinischen Wortvorrats. Selbst wenn wir über eine gleich umfassende Kenntnis des heutigen Wortschatzes in allen Teilen der Romania verfügen könnten, so darf doch nie vergessen werden, dafs die heutigen Grenzlinien eines Wortgebietes oft das Ergebnis späterer romanischer Wortverschiebungen darstellen und keineswegs auf lateinische Verhältnisse schliefsen lassen; nur eine nach sprachgeographischen und sprachgeologischen Gesichtspunkten geordnete Bearbeitung des romanischen Wortmaterials wird uns helfen, über oft äufserliche lexikologische Übereinstimmungen in die Tiefe einzudringen. Die Tatsache, dafs nach Pușc 122 *ovis* nur im Rumänischen erhalten ist, bedeutet noch keine charakteristische Eigentümlichkeit des dacoromanischen Wortschatzes, denn wenn am anderen Ende der Romania im Altfranz. *ovem* als *ove* (cf. *nue* < *nubem*) auftaucht, so wird eine grofszügige sprachgeographische Betrachtung sich der Einsicht nicht verschliefsen wollen, dafs *ovis* einst im frühesten Mittelalter vom Atlantischen Ozean bis an die Donau ein zusammenhängendes Wortgebiet dargestellt hat, das aber durch eine Reihe von sekundären Wortverschiebungen auseinandergerissen worden ist. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist *basilica*, das, wie übrigens auch Bartoli[2] gesehen hat, in Ortsnamen und als Appellativ von Friaul bis Bünden, Nordfrankreich und Portugal sich wiederfindet, keineswegs ein typisches Wort der Ostromania, sondern es war auch in nachrömischer Zeit als Appellativ über einen Teil der Westromania verbreitet und hat in langwierigem Kampfe, dessen Phasen wir in Frankreich wenigstens an Hand der merowingischen Urkunden ziemlich genau verfolgen können, sein Feld dem modernen *eclesia* abgetreten. *Stratum* 'Bett, Lager, Fufsboden' scheint typisch für das Illyroromanische zu sein, aber wiederum führt uns die Tatsache, dafs das Wort in Portugal[3] erscheint, zur Vermutung, dafs wir für *stratum* ein

[1] Dafs das Futur *cantare habeo* im Bündnerischen ein Produkt moderner Grammatiker ist, kann nach der lichtvollen Darstellung von Stürzinger, *Über die Konjugation im Rätoromanischen*, p. 25, nicht mehr bezweifelt werden.

[2] Über die Verbreitung von *basilica* cf. Bartoli I 289, II 429, Meyer-Lübke, *Einführung* 197, der nördlichste Punkt im rätischen Gebiet ist vielleicht *Baseggla* im St. Galler Oberland. Die Geschichte von *basilica* und *ecclesia* hängt mit der Entwickelung des Kirchbaues in der Westromania zusammen und ist ebenso ein kulturhistorisches wie sprachliches Problem; *ecclesia*, offizieller Terminus der katholischen Kirche, entwertet den Begriffsinhalt von *basilica* (cf. tic. *baserga* 'casipola') und es scheint, als ob das Wort sich fast nur in den Gegenden halten kann, die durch konfessionelle (griech.-kathol., protest.) Schranken dem Einflufs der römischen Kirche entrückt sind (Bünden-Rumänien, cf. auch valtell. *basèlga* 'chiesa dei riformati'). Interessant wie in historischer Zeit sich der Ersatz von *basilica* durch *ecclesia* im dalmat. Ortsnamen *Tres-Basilicas* durch *Tres-Ecclesias* an Hand der Urkunden verfolgen läfst (cf. Jireček I 55).

[3] Portug.-galliz. *estrado* 'Lager', *Z. f. rom. Philol.* XXVIII 361.

früheres, weit ausgedehnteres Verbreitungsgebiet ansetzen müssen, wobei es natürlich immer noch der Spezialforschung überlassen sein mufs, zwischen einzelsprachlichen und interromanischen Problemen eine scharfe Scheidung eintreten zu lassen. So reicht, wie Bartoli zum Teil selbst gesehen hat, das Wortgebiet von *deramare*,[1] *dux*,[2] *sternere*,[3] *zap*[4] 'Ziegenbock', *sera*[5] 'gestern abend', *albus*,[6] *abscondere*,[7] *passer* 'Vogel', *singulus*, *mergere*,[8] *racana*,[9] *mansio*[10] 'Stall, Hühnerhof', *tonitus*[11] 'Donner', *eruncare* (?),[12] *fervere*, *frondea*,[13] '*striccare*',[14] *splendor*,[15] *panucula*[16] 'Geschwür', *secretum*[17] 'Einöde' **consocer*[18] ziemlich weit über das Illyroromanische hinaus, andere treffen wir in Sardinien wie *levare* 'prendere', *haedus*, *margo*,[19] *lumbricus* (*limbr-*),[20] *acus* fem. *tando* (nach *quando*) und wenigstens Apenninobalkanoromanisch scheint *sphaera*[21] zu sein: das istroromanisch-abruzzesisch *vacantivus*[22] 'leer, unfruchtbar' findet sich im Sardischen wieder. Als illyroromanische

[1] *deramare* kehrt sicher im engad. *sdramer* 'zerreifsen' wieder, vgl. auch Salvioni, *Il dialetto di Poschiavo*, 1906, p. 619, die Einwände Schuchardts, *Z. f. rom. Phil.* XXX 747, scheinen mir nicht schwerwiegend genug, um dieses Etymon abzulehnen.

[2] Auf *dūcem* (scil *aquam*) gehen auch prov. *dotz*, lyonn. *doy* 'aqueduc' zurück, *Rom.* XXXIII 210.

[3] *sternere* ist weitverbreitet.

[4] Auch in der Lombardei, cf. B. II 431.

[5] *sera* 'gestern abend' B. I 242 auch in Norditalien.

[6] *bianco* ist ein Wanderwort, das altes *albus* überflutet hat, cf. *Archiv* CXX, 462, von dessen Existenz eine grofse Anzahl von Ortsnamen deutlich Zeugnis ablegen, cf. z. B. auch Olivieri, *Studi glott.* III 140, wo *albus* in ehemals friaul. Gebiete besonders lang fortbestanden zu haben scheint.

[7] Auch in Frankreich und Spanien.

[8] Hier wäre vor allem auf engad. *schmerdscher* 'herabstürzen' < *submergere* hinzuweisen und auch im altfranz. *mers* scheint das Partizip von einst vorhandenem *mergere* weiterzuleben, welches allerdings die lat. Bedeutung 'tauchen' (gegenüber ostrom. 'gehen') behalten hat.

[9] *racana* ist auch nordital. weitverbreitet, Lorck 184, Salvioni *Nuove Postille* und *Il dialetto di Poschiavo* 617.

[10] *mansio* 'Hühnerstall' ebenfalls in Oberitalien und Engadin (eng. *maschun*), com. *masón* 'pollajo'.

[11] Portug. *estrondo*, *Grundrifs*[2] 764 setzt ein altes *ext(r)ónitus* (statt *tonitru*) voraus.

[12] Wenn wirklich rum. *arunca(re)* 'werfen', das Pușc 132 auf *averrunco* zurückzuführen geneigt ist, und abruzz. *arrongá* 'ausjäten' zusammengehören, wäre auch an portug. *arrancar* < *eruncare* Grundrifs[2] 950 zu erinnern, vgl. auch Merlo, *loc. cit.* 481, welcher ital. *arroncare* und franco-prov. *arontsé* anführt.

[13] *frondea* tritt auch im engad. *fruonzla* 'Laub' und portug. *françası* 'Laub' auf.

[14] *striccare* in verschiedenen Bedeutungen auch in Oberitalien, cf. *Arch. glott.* XIV 215, 338 und Mussafia, *Beitrag*, 59, 113.

[15] Fraglich ist altengad. *splandur*, das vielleicht ein von Campell übernommener Latinismus ist.

[16] Com. *panocia* 'bubbone', cf. Monti s. v.

[17] *secretum* in ähnlicher Bedeutung in frz. *segrais* 'petit bois qu'on exploite à part'.

[18] In Chiavari: *skœser* Salvioni, *Rendic.* XXX 1516 und engad. *cusör-a.*

[19] A. campid *margini* 'Rand'.

[20] Wofern Merlo, *loc. cit.*, mit seinem Etymon *labrace* nicht Recht behält (cf. auch Schuchardt, *Zs. f. rom. Phil.* XXXI 642), so ist jedenfalls an *limbr-* im Sardischen zu erinnern, *Romania* XXXIII 61.

[21] Ital. *sperla*, *Arch. glott.* XII 432 und auch ital. *spera* 'Ballast', 'Zapfen'.

[22] Acampid. *baganti* 'incolto' < *vacantem.*

(d. h. istrische, albano-rom., dalmat., puglies.-abruzz., rumänische) Wörter lassen sich etwa folgende mit ziemlicher Sicherheit anführen: *nepotia*[1] 'Nichte' (süddalmat., alban.-rom., rum.), *salitorium* 'Aufsteigen' (dalmat., rum., aber auch venez., istr.), *veteranus*[2] 'alt', (dalm., rum., südit., aber auch friaul.), *jugulum* 'Hals' (dalmat.-rum.?), *udus* (vegliot., rum.), *gannare* 'schreien' (vegliot., rum.), *excatere* (statt *excotere*) 'wegreifsen' (vegliot., rum.), *pulla*(?) 'penis' (vegliot., rum.), *trufo* 'irdener Topf' (dalmat.-südit.), *contrestare* < *contestare* + *contrastare* (dalmat., südit., graeco-rom.), *camĭsia* statt *camīsia* (vegliot., rum., aber auch friaul., venez.), *ninguere* 'schneien' (rum., südit.), *sgabies* statt *sc-* (rum., alb.-rom., südit., doch auch friaul.), *sugalis* 'Lamm, das noch gesäugt wird' (dalmat., rum.), *muccicare* 'beifsen' (südital., dalmat., rum.), *urdica* < *urtica* + ἀδίκη (südit., rum.). Für andere Wörter ist aber zu beachten, dafs sie an klimatische und kulturelle Verhältnisse gebunden sind: die *larix* wächst nur im Alpengebiet und erscheint nur dort in volkstümlicher Form, das Steinhaus ist typisch für den Süden und seltener in alter Zeit im Norden, daher war dort eine Bedeutungsentwicklung von *palatium* 'Palast' zu 'Haus' wohl möglich, hier aber ist das Wort an den wenigsten Orten einheimisch, da das geflochtene und das aus Holz gefertigte Haus vorherrschte; *cotezare*[3] dürfte als Marinewort an den Küsten des jonischen Meeres gewandert sein (cf. auch *risicare risico*), oder *conventus*, das in den Sprachen des Balkans im Sinne von 'Landtag' wiederkehrt, ist wohl erst ein in Byzanz geprägter staatsrechtlicher Ausdruck, sowie etwa *pagus* in Nordfrankreich zur Zeit der Merowinger eine ganz besondere durch die veränderten staatlichen Verhältnisse bedingte Bedeutung erlangt hat. Es scheint jedenfalls verfrüht, auf Grund dieser ziemlich unsicheren Isophonen und Isologen eine einheitliche illyroromanische Dialektgruppe von der Romania abzutrennen; erst das Vorhandensein einer gröfseren Anzahl allen Mundarten gemeinsamer (illyrischen?) vorrömischer Wörter vermöchte dieser neuen Gruppierung eine sicherere Basis zu geben.

Das Dalmatische bildet nicht nur einen Zweig des Illyroromanischen, sondern ein Glied der grofsen Gruppe apennino-balkanischer Mundarten. Bartoli hat in scharfsinniger Weise zum erstenmal[4] eine Zweiteilung der Romania nach orographischen und linguistischen Gesichtspunkten vorgeschlagen; *apennino-balkanische* Mundarten (tosk., südital., sizil., dalmat., albano-rom., rumän.) und *pyrenäo-alpin.* (portug., span., catal., franco-prov., oberital., rätisch), zwischen den beiden Gruppen steht das Sardische, das bald der ersten, bald der zweiten Gruppe sich anschliefst. Nach B. geht durch den Quarnerogolf (zwischen Veglia und Istrien), die Provinz Macerata und Ancona, nördlich von Florenz und Lucca und südlich der Insel Korsika (mit Nord-, nicht aber Mittel- und Südsardinien) ein Leitbündel alter Isophonen, die als scharfe Grenzlinie zwischen den beiden Sprachengruppen zu betrachten sind (I. Apennino-Balkanisch, II. Pyrenäo-Alpinisch).

1. Inlautende, einfache stimmlose Konsonanten *p, t, k, s*:
   I. erhalten: it. *ruota*, rum. *roată*; it. *mesa*, rum. *masă*.
   II. stimmhaft: sp. *rueda*, frz. *roue*; afz. *meize*, engad. *maiza* (span. scharfes *s* erst modern).

---

[1] Doch sollte das geographische und chronologische Verhältnis von rum. *nepoată* und spärlich bezeugtem *nepota* zuerst festgestellt werden.

[2] Cf. jetzt auch altsiz. *vitranu*, Salvioni, *Spigolature siciliane*, *Rendiconti dell'Istituto lomb.* XL 1049.

[3] Cf. jetzt auch für Sizilien, Salvioni, *loc. cit.*, 1049.

[4] *Archeografo triestino*: *Un po di sardo*, 1903. p. 131, cf. auch Guarnerio, *Arch. glott.* XVI 491.

2. Auslautendes *s*:
   I. *i*: it. *stai*, rum. *staĭ*.
   II. *-s* [z. T. heute verstummt]: span. *estas*, afz. *estes*.
3. Auslautendes *t*:
   I. fällt: it. *sta*, rum. *stă*.
   II. bleibt länger erhalten: afz. *ested*, span. *esta*.[1]
4. *cl-* weist verschiedene Entwickelung auf:
   I. *kj*: it. *chiare*, rum. *cheie*.[2]
   II. *α*) erhalten: frz. *clé* (nicht aber in den heutigen Md. des Ostens und Südostens), engad. *clef*.
   β) *k'l'*: span. *llave*, portg. *chave*.
5. Intervokalisch *-cl-*:
   I. *kj*: it. *occhio*, rum. *ochiŭ*.
   II. *k'l'*: span. *ojo* (< *olho*), frz. *œil*.
6. *k* vor *e*, *i*:
   I. in der Nähe des gemeinromanischen *k'*: *k*, *k'* *č*: it. *cera*, rum. *ceară*.
   II. schreitet bis zu *ts*, *s*, *þ* fort: span. *cera*, frz. *cire*.
7. *ct*:
   I. *pt*, *ft*, *tt*: it. *latte*, rum. *lapte*.
   II. *t'*, *jt*, *ch*: span. *leche*, frz. *lait*.[3]

Unter den morphologischen Erscheinungen der Gruppe I verdient die Adverbialbildung auf *ci* (it. *quinci*, rum. *aicĭ*, vegliot. *-k*) Erwähnung. Die neue Gruppierung der romanischen Sprachen auf Grund der eben genannten lautlichen Kriterien ist geschickt, wenn auch nicht immer überzeugend

[1] Hier kann es sich natürlich nur um einen geringen chronologischen Unterschied handeln, da in Portugal und Spanien bereits gegen Ende des 8. Jahrhunderts Abfall des finalen *t* sichergestellt ist.

[2] Was gegen ein schon altes *kj* mir zu sprechen scheint, ist, dafs Istrorumänisch und Meglen bei der Stufe *kl'* stehen bleiben. Überhaupt ist die Wahl dieses lautlichen Zuges notwendigerweise willkürlich; nehmen wir z. B. *cl-*, *pl-*, *fl-*, so gehen die mittel- und südital. Mundarten nicht mehr mit Rumänien, sondern mit Spanien, und wir gewinnen auf diesem Wege für eine Dialektgruppe (mit Ascoli, *Arch. glott.* III 61) ein Lautgesetz 'höherer' Ordnung, nach welchem Spanien und Mittel-Süditalien die lautliche Veränderung aller *l*-Verbindungen (*pl*, *cl*, *fl*) gemeinsam haben, während Italien und Rumänien sich nur in der Entwicklung von *cl* begegnen, für *pl*, *fl* aber auseinandergehen. Zur Entwicklung des port. *ch* vertritt Cornu, *Grundrifs*2 974 eine etwas andere Auffassung. Über die Frage des nordital. *č* < *cl* ist die Forschung m. W. noch nicht weiter fortgeschritten, als was Ascoli, *Arch. glott.* I 303, lehrte.

[3] Man wird indes schwerlich annehmen dürfen, dafs die gesamten echt rät. Md. mit *č* (*tschaina* < *cena*) nicht einst direkt über Oberitalien, wo wenigstens in der Lombardei heute unklare Verhältnisse herrschen, mit dem Toskanischen in Verbindung gestanden habe, denn dafs hier primäres und nicht sekundäres *tsch-* vorliegt, beweisen die zahlreichen altromanischen Ortsnamen (*Tscherwald, Tschingel*) des ehemals romanischen Kantons St. Gallen. Einen Terminus ad quem der Assibilierung des k^i im Osten der Schweiz ist aufser *Kempraten* < *Centum prada* (cf. Meyer-Lübke, *Bausteine*, 316) auch *Kehrsiten* am Vierwaldstättersee, das auf ein **cereseda* für *ceresela* (cf. zur Entwicklung des *-t-* < *d* *Sitten* < *Sedunum*, *Furt* < *fruda*) zurückgeht und bei der Besiedelung der Innenschweiz durch die Alemannen auch als *k-* oder als *k'-* gehört wurde. Endlich sollten einmal die in den nordafrikanischen Sprachen vorhandenen lat. Lehnwörter mit c^{ei}, welche Erhaltung des *k* aufweisen, für die Lösung der ganzen Frage volle Berücksichtigung erfahren, cf. *cerrus*: *querrus*, *cervus*: *chervo*, *centarium* < *quintar*, *cerasea* < *querasia*, cf. *Literaturblatt f. rom. und germ. Phil.* 1891, 55.

durchgeführt, im allgemeinen zeichnet sich der apennino-balkanische Typus durch ein gewisses konservatives Festhalten lautlicher und lexikologischer Formen des Lateins aus, er weist vor allem wenig oder gar keine gallische, iberische und germanische Einflüsse auf. Wie ist diese apennino-balk. Mundartengruppe entstanden? Auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu geben ist keiner besser als Bartoli ausgerüstet, der sich so eingehend mit all diesen schwierigen Problemen abgegeben hat. Auch lexikologisch erscheint diese apennino-balkanische Mundartengruppe einheitlicher und geschlossener, wenn auch die oben bereits angedeuteten Bedenken in ihrer vollen Kraft Geltung behalten. So spricht die Verbreitung von *afflare* 'finden' auf der Pyrenäischen Halbinsel, im nördlichsten Zipfel des Rätischen und in Süditalien-Rumänien für jene Auffassung, welche annimmt, dafs *afflare* einen grofsen Teil seines ehemaligen Gebietes dem modernen *trovare* abgetreten hat. Als nicht ausschliefslich apennino-balkanisch scheidet Bartoli selbst *afflare, assula, ascla* 'Splitter', *modo* 'jetzt', *petere* 'verlangen', *socius* 'Gefährte', *caput* (statt *testa*), *foetere, mensa, saburra, orma, sarcina, consobrinus*,[1] *linterna* (statt *lant-*), *vitiare* 'unterrichten', *circellus* 'Ohrring', *lynter, cinisia*[2] 'Asche', *sicilis*[3] 'Sichel', *sigillum* 'Geschwür' aus; auszuschliefsen sind ferner: *movitare*,[4] *baculum*,[5] *allentare*,[6] *inacrescere*,[7] *pepo*,[8] *calceare*[9] 'Schuh', *pariculu*[10] 'Paar', *pavimentum*,[11] *polenta*,[12] *mutire*[13] 'stumm werden', *(oc)casio*,[14] *zinzal*,[15] 'Name von Insekten', *glandula*,[16] *pometum*,[17] *cutis*,[18] *machinare*[19] 'mahlen', *meridiare*[20] 'ausruhen', *stanco*[21] 'links', *subula*.[22] In Sardinien oder im Friaul (auf der westlichen oder nördlichen Scheidungslinie der beiden Gruppen) treten auf: *mentula* 'penis', *adstectare* (statt *adspectare*), *gusterna* (statt *cist-*), *pedinus* 'Zwirn'. Besondere Fälle liegen bei *excutulo, offella, intonico* 'tünchen', *cadus*,

[1] Es wäre hier auch an eng. *cusdrin* zu erinnern.

[2] Cf. auch Meyer-Lübke, *Rom. Gram.* II, 20.

[3] Auch u.-eng. *saisla*, während frz. *seille* mit ahd. *sihhila* auf *sicula* zurückgeht.

[4] Oder *mutare*, cf. Bartoli, *Z. f. rom. Phil.* XXXII 12.

[5] *baculum* wird durch die falsche Rückbildung *bac* auch für Oberitalien belegt; *b.* tritt ferner in portug. *bago* und aspan. *blago* auf.

[6] *allentare* auch afrz. *alenter* 'verlangsamen'.

[7] Cf. afrz. *enaigrir*, cf. *Archiv* CVIII 146, wenn nicht französ. Neubildung.

[8] *pepo* erscheint als Gartenpflanze in dem nordfranzösischen Obstgarten von Karl dem Grofsen. *Capit de villis*, so dafs wohl frz. *pépin* darauf zurückgeht.

[9] *calceare* 'Schuh' im Val Soana als *caupjér*, cf. auch *Atlas linguistique soulier*: Ort 982.

[10] Eng. *a paragl* und afz. *pareil* 'paire, couple'.

[11] Sard. *pomentu*.

[12] Auch weit in Norditalien verbreitet, wenn hier nicht Lehnwort aus Mittelitalien vorliegt.

[13] Afz. *amuïr*, während oeng. *immütir*, alomb. *amutir Arch. glott.* XII 387 kaum volkstümlich sein dürften.

[14] Auch oberital., engad. *caschun*, portug. *cajão*, *Grundrifs*[2] 744.

[15] Span. *zénzalo* 'Mücke'.

[16] Cf. aber portug. *landoa* und Schuchardt, *Romano-Baskisches* 18.

[17] Auch als Ortsname in Frankreich, *Pomey Pomoy*.

[18] Piemont. *cu* (nach Pușc 469).

[19] *machinare* 'mahlen' mufs nach den Belegen bei Monti schon recht alt in Norditalien sein.

[20] *meridiare* 'rasten' vom Vieh ist im Alpengebiet (centrallad., friaul., comask.) gebräuchlich.

[21] Von *stanco* läfst sich wohl o.-it. *zanco*, engad. *tschanc* 'links' nicht trennen.

[22] Engad. *süvla*, auch ladcentr. *sibla* und Lehnwort im Deutschen: ahd. *sule*.

armissarius vor. *Excutulo*[1] 'den Hanf schwingen', südit. 'sbattere' scheint ein technischer Ausdruck der römischen Hanf- und Flachsbereitung gewesen zu sein; nun ist die Terminologie dieses häuslichen Arbeitszweiges in dem von den Germanen besetzten romanischen Sprachgebiete ziemlich stark durch die Sprache der Eroberer beeinflufst worden: span. *tascar,* frz. *broyer,* (vielleicht) *esgruner, écraser* 'den Hanf schwingen, brechen' u. a. sind germanischen Ursprungs, so dafs also die Beschränkung von *excutulo* auf das heutige Gebiet wohl durch das Eindringen der germanischen Wörter bedingt ist. *Offella* ist wahrscheinlich im Baskischen erhalten (cf. Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXVIII 100, XXXII 358). Die baskischen lat. Lehnwörter sind nun für die Sprachgeographie deshalb von kapitaler Bedeutung, weil sie uns die Existenz alter Wortschichten, welche oft in den nördlich und südlich der Pyrenäen vorgelagerten romanischen Sprachgebieten untergegangen sind, offenbaren.[2] Aus dem gleichen Grunde ist es sehr wahrscheinlich, dafs das deutsche 'tünchen' einst einem in den benachbarten roman. Mundarten lebenden *tunicare* entlehnt worden ist, so dafs früher ein geographischer Zusammenhang zwischen ital. *intonacare* und ahd. *tunihhon* bestanden haben wird. Vielleicht verhält es sich ebenso mit dem in den südital. Mundarten erhaltenen *cadus* 'Gefäfs, Bottich', das weit im Norden als altengl. Lehnwort *cæd* 'Nachen' sich wiederfindet; wenn endlich *armissarius* 'Hengst' in der *Lex Salica* belegt ist, so darf wohl aus dem Vorkommen des Wortes in einem nordfranzösischen-merowingischen Texte der Schlufs gezogen werden, dafs vor dem Auftreten des germ. *guaragno* und *stallone, étalon* das lat. Wort in Frankreich heimisch war. Trotz aller dieser Einschränkungen bleibt ein ansehnlicher Stock von Wörtern, die in der Tat nur als apennino-balkanisch — vielleicht auch für die älteren Zeiten — bezeichnet werden dürfen: als etwa die einwandfreiesten Vertreter dürften *grando* 'Hagel', *nemo* 'niemand', *uxorari* 'heiraten' *pigritare* 'sich schämen', *rupes* 'Felsen'[3] *flammula* 'Fähnchen', *daeda* (statt *taeda,* mit Ausnahme des Ital.) angeführt werden.

Wer die interessanten und freimütigen Darlegungen Bartolis über den traurigen Zustand des Vegliotischen im Munde von Udina-Burbur liest, wird mit dem Verfasser übereinstimmen, dafs es eine der denkbar schwierigsten Aufgaben sein mufste, die alte ursprüngliche einheimische Form unter den unsicheren schwankenden herauszufinden: eine sorgfältige umsichtige Prüfung eines jeden vegliot. Wortes auf sein Alter, seine Lebenskraft, seine Verbreitung war unerläfslich und es scheint mir methodisch,[4] verfehlt, neue vegliotische Lautregeln[5] finden zu wollen bei der so trümmer-

[1] Das germanische Etymon, langob. *skutilôn,* Bruckner, *Charakteristik der germ. Elemente* 21, ist angesichts der rumän. Form definitiv fallen zu lassen.

[2] So hat sich *archiater* 'Arzt' nur im Baskischen und Deutschen erhalten, das dazwischen gelegene Frankreich hat *mire* oder *médecin.* Die Vermutung, dafs unter der Wortschicht '*mire*' < *medicu* eine Grundschicht *archiater* liege, wird durch die Tatsache bestätigt, dafs die Ärzte an dem Hof der Merowinger Könige als *archiatri* bezeichnet werden.

[3] Ableitungen von *rupes* auch in Frankreich und Oberitalien, aber für 'Felsen' das dunkle *rocca.*

[4] Wenn Merlo, *loc. cit.* 483 den apennino-balkanischen Wortübereinstimmungen solche zwischen Friaul und Veglia gegenüberstellt, um die enge Verwandtschaft des Ladinischen und Dalmatinischen zu beweisen, so läfst er vollständig aufser acht, dafs *ornus, quaerer(e), sabbata, hirundo, sicilare, spumula* nicht nur im Friaul, sondern auch in einem Teil des Apennino-Balkan. wiederkehren, so dafs sein Einwand ganz dahinfällt.

[5] Vgl. Merlo, *loc. cit.,* der in seiner Kritik die besonderen Verhältnisse des Vegliot. nicht gebührend gewürdigt hat, cf. die Antwort von Bartoli, *Z. f. rom. Phil.* XXXII. p. 1 ss.

haften Überlieferung des Wortmaterials einer sterbenden Mundart, dessen Bewertung — die in diesem Falle subjektiv sein mufs — nur dem, der das Siechtum dieser totkranken Mundart selbst mit angesehen hat, zukommen kann. Man stelle sich doch den ganzen Habitus des letzten Gewährsmannes, Udina-Burbur, vor: er hat Vegliotisch von seinen Grofseltern gelernt, und seit mehreren Jahrzehnten versteht niemand mehr seine Mundart, weil seine ganze Umgebung venezianisch und serbokroatisch mit ihm verkehrt; seine vegliot. Kenntnisse schöpft er aus seinem allerdings relativ treuen Gedächtnis, dessen Lücken er aber nötigenfalls durch vegliotisierte, d. h. durch vegliotische Lautgebung veränderte venetianische Wörter auszufüllen versucht!

Eine der interessantesten allgemein sprachlichen Erscheinungen, die B. bei dem letzten Veglioten beobachtete, ist die zum Teil bewufste Umsetzung des Vokalismus der venezianischen Wörter in den seiner alten einheimischen Mundart. Da Udina die lautliche Gleichung vegliot. *uo* (< lat. freiem *a*) = venez. *a* (*ruoma* < *ráma* 'Ast, Zweig') instinktiv gefunden hat, setzt er nun ein venez. *locanda, barba* 'Onkel', *barca* in *locuonda, buorba, buorca* um, oder nach vegliot. *ua* = venez. *o* (*puark*, venez. *porco*) werden venez. Formen wie *pronto, attorno* durch *pruant, attuarn* wiedergegeben. Derartige Assimilation eines fremden Wortes an den einheimischen Vokalismus pflegt nicht nur bei absterbenden Mundarten, sondern wohl in höherem Grade bei lebenskräftigen Dialekten einzutreten, so dafs eine Scheidung alter und neuer Elemente l a u t l i c h sich nicht mehr durchführen läfst: *carnalis, capitalis, carta* werden im Engadinischen regelrecht nach der Gleichung *c^a* : *ch* (*tχ*) (*carne* : *charn*) in *charnel, chapitel, charta* umgesetzt, obwohl alle diese Wörter aus begrifflichen Gründen jung sind. Die ganze Frage der bewufsten oder unbewufsten Ausgleichung fremder Bestandteile an heimische Lautgebung soll einmal eingehender bei der Besprechung von Gilliérons bedeutsamen Aufsatz '*Mirages phonétiques*' aufgerollt werden.

Dem geschwächten Sprachgefühl des letzten Veglioten entspringen Dekadenzerscheinungen morphologischer Natur, auf welche in franco-provenzalischem Sprachgebiete Jaberg[1] mehrfach hingewiesen hat. Das Verschwinden des Passé défini aus der lebenden französischen Sprache ruft eine grofse Labilität der verbalen Flexionsendungen der verschiedenen Konjugationen hervor, während da, wo die Zeit stark im Gedächtnis wurzelt, die alten lat. Formen sich konservativ erhalten (ital., span.); beim letzten Veglioten ist das Sprachgefühl für den Formenvorrat seiner Mundart dermafsen gelockert, dafs er die stammbetonten Formen des Präsens aller Verben mit dem Infix *-aj-* bildet, dessen ursprünglicher Geltungsbereich auf die 1. Konjug. (der alte Zustand ist teilweise noch in den älteren Aufzeichnungen erhalten) beschränkt war; also nach *sperajo* : *dormajo, kapajo* (= it. *dormo, capisco*); das Flexionsmittel hat dank seiner auffallenden Form *-ej* sich leicht Eingang verschafft, weil es die gesamte vielgestaltige Konjugation der alten Mundart für den letzten Veglioten in höchstem Mafse vereinfachte.

Bartolis Arbeit ist wohl eine der anregendsten und besten Dialektuntersuchungen, welche in den letzten Jahren erschienen sind; die romanische Sprachforschung darf noch vortreffliche Arbeiten von dem Gelehrten erwarten, der glänzend eine so dornenreiche Aufgabe wie die Erforschung des Dalmatinischen bewältigt hat.

Zürich. J a k o b J u d.

[1] *Über die assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfranzösischen Dialektgruppe,* 1906, p. 122 ss.

Verzeichnis

der von Anfang April bis Mitte Juli 1909 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Transactions of the Royal Society of Literature. XXIX, 1 [M. Hume, Some Spanish influences in Elizabethan literature. — P. H. Ditchfield, Literary martyrdoms].

American journal of philology. XXX, 1, whole nr. 117. — XXX, 2, whole nr. 118 [T. Frank, Classical scholarship in mediæval Iceland, S. 139—52; review: Schelling's Elizabethan drama, S. 212 f. bei J. M. Garnett].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XIV, 5. 6. 1908 [Andree, Der eiserne Mann von Villach. — Dörler, Sagen und Märchen aus Vorarlberg. — Bachmann, Bräuche und Anschauungen im nordgauischen Sprachgebiete Böhmens. — Tschinkel, Volksspiele in Gottschee. — Rzeszowski, Die deutschen Kolonien an der Westgrenze Galiziens. — Kochanowska, Bukowinaer Jahrmärkte. — Kleine Mitteilungen. — Ethnographische Chronik aus Österreich. — Literatur der österreichischen Volkskunde. — Mitteilungen aus dem Verein. — Sachregister]. XV, 1. 2. 1909 [Brockhausen, Blumenstalen aus dem Kaunertal. — Dachler, Baden und Badestuben. — Moser, Bevölkerungsgruppen des Küstenlandes. — Kleine Mitteilungen. — Ethnographische Chronik aus Österreich. — Literatur der österreichischen Volkskunde. — Mitteilungen aus dem Verein].

Folk-lore. XIX, 2 [C. J. Sharp, Some characteristics of English folk-music. — W. Crooke, Some notes on Homeric folk-lore. — Collectanea. — Correspondence. — Reviews]. XIX, 4 [J. A. Dickson, The burry man. (On the 2nd Friday in August the annual fair is held, at South Queensferry. ... On the day before the fair, a house-to-house visitation is made by the burry-man ... He is a boy dressed in a tight-fitting suit of white flannel covered entirely with burrs stuck on ... He represents an indeterminate being, possibly the wild man of the woods, possibly the angry spirit in the form of wolf, bear, or boar, whose original hairy shaggy covering has, by corruption or misunderstanding of the word *burrie*, degenerated into a covering of burrs. His procession and collection of money from door to door are the modern form of the sacrifice required to ensure a fruitful season). — N. W. Thomas, The disposal of the dead in Australia. — J. H. Weeks, Notes on some customs of the Lower Congo people. — Collectanea. — Correspondence. — Reviews. — Index].

Index librorum recentium (Index Ferrerio). Bollettino bibliografico bimensile con Sommario delle Reviste e dei Periodici di scienze, lettere ed arti e notizia degli articoli più importanti dei giornali quotidiani. Si pubblica il 5 e il 20 d'ogni mese. Bologna, Index Ferrerio. Anno I. No 1. 20 Marzo 1909. 40 S. No 2. 5 Aprile 1909. 26 S. Abonamento annuo per l'Italia Lire 5. Estero Lire 8. [Ein umfassendes bibliographisches Unternehmen, das sich zum Grundsatz macht, nicht nur die Titel,

sondern auch die Inhaltsverzeichnisse der Bücher abzudrucken. Der gröfste Teil der beiden Nummern ist den 'Sommarii' der Zeitschriften (weit über fünfzig) gewidmet, und da steht neben der 'Rivista di psicologia applicata' das 'Giornale Dantesco', die 'Critica', 'Le Moyen Age', 'Touring Club italiano', 'Fanfulla della Domenica', 'Revue bleue', 'Rivista Nautica', 'Mercure de France'. Das ist etwas chaotisch. Der 'Index' ist noch in Entwicklung begriffen. Er verdient Unterstützung, und so wird seine Nützlichkeit wachsen.]

Panconcelli-Calzia, G., Bibliographia phonetica 1909 (vierter Jahrgang) N° 1—4. — Annotationes phoneticae 1909 (dritter Jahrgang) N° 1—3. S.-A. aus Gutzmanns *Mediz.-pädagog. Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde.*

Das deutsche Volkslied. XI, 2. [Darin u. a. J. Sahr, Volkspoesie und Kunstdichtung. I. — R. Liebleitner, Niederösterreichische Volkslieder aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts].

Rausch, A., Elemente der Philosophie. Ein Lehrbuch auf Grund der Schulwissenschaften. Halle, Waisenhaus, 1909. XII, 376 S. 8. M. 4,60.

Hoffmann-Krayer, E., Alte Kulturbestände in der Sprache. S.-A. aus *Wissen und Leben* 1909, 1. März. Zürich, Druckerei Steinmühle. 20 S. Nicht im Handel.

Rajna, P., Storia ed epopea. Estratto dall'*Archivio storico italiano*, Serie V, tomo XLIII, disp. 1ª dell'anno 1909. Firenze, Tipogr. Gallileiana, 1909. 26 S. [Ist der schöne Vortrag, den P. Rajna am 12. August 1908 zu Berlin in der letzten allgemeinen Versammlung des internationalen Kongresses für historische Wissenschaften gehalten hat.]

Weber, E., Die Technik des Tafelzeichnens. Mit 6 Ill. und 40 Tafeln. Leipzig und Berlin, Teubner, 1909. VI, 56 S. 8. M. 6.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXX, 3. 4. März—April 1909 [Sütterlin: Streitberg, Got. Elementarbuch. 2. Aufl. — Golther: Gering, Glossar zu den Liedern der Edda. 3. Aufl. — Martin: Kalff, Geschiedenis der nederlandsche Letterkunde. II. III. — Golther: Boer, Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage. — Schatz: Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Band 2. — Martin: Wolffs Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Erneut durch H. Fränkel. — Küchler: Francke, German ideals of to-day. — Küchler: Sakheim, E. T. A. Hoffmann. — Horn: Simon Daines, Orthoepia Anglicana. Hg. von M. Rösler und R. Brotanek. — Glöde: Prosiegel, Die Handschriften zu Lydgates Book of the governaunce of kynges and of prynces. — Voretzsch: Gormond et Isembart. Reprod. ... du ms. ... par A. Bayot. — Schumacher: Lintillac, Histoire gén. du théâtre en France. II. — Mahrenholtz: Hoegen, Die Menschheitsdichtungen der französischen Romantiker. — Subak: Guarnerio, L'antico campo danese dei sec. XI—XIII. — Subak: Guarnerio, La lingua della carta de Logu secondo il ms. di Cagliari. — Zauner: Northup, El libro de los gatos. — Bibliographie usw.].

Modern language notes. XXIV, 3, March 1909 [E. H. Wilkins, Criseida. — E. P. Morton, Poems in the stanza of In memoriam. — G. G. Laubscher, Notes on the Spanish Ysopo of 1496. — C. F. T. Brooke, On the date of the first edition of Marlowe's Edward II. — D. S. Blondheim, A parallel to Aucassin et Nicolette VI, 26. — J. H. Hanford, A note on the 'Sheirer rhythmus'. — H. F. Schwartz, One of the sources of the 'Queen of Corinth'. — J. W. Bright, On the text of the prose portion of the 'Paris psalter'. — C. H. Ibershoff, On a passage of Friedrich Rückert. — J. Kellermann, A modern version of Cupid and Psyche. — W. A. Cooper, Goethe's quotation from Hutten in Dichtung und Wahrheit I.].

Publications of the Modern Language Association of America. XXIV, 1, March 1909 [J. P. W. Crawford, A Spanish farce of the early sixteenth century. — A. E. Richards, The English Wagner book of 1594. — W. G. Howard, Ut pictura poesis. — R. K. Root, Chaucer's legend of Medea. — J. W. Cunliffe, Browning and the Marathon race. — P. W. Long, The purport of Lyly's Endimion].

Die neueren Sprachen .. hg. von W. Viëtor. XVI, 10; Febr. 1909 [A. Schröer, Shakespeareübersetzungen. — W. Geisendörfer, Korrekturlast und Pflichtstundenzahl der Neuphilologen. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XVII, 1; April 1909 [R. Philippsthal, Taines Weltanschauung und ihre deutschen Quellen. — A. Rambeau, Aus und über Amerika, I. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XVII, 2; Mai 1909 [A. Rambeau, Aus und über Amerika, II. — F. Schwend, Der Neuphilologe und die bildende Kunst. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XII, 2, 1908 [A. Dettling, Die Hirsmontagfeier im Kapuzinerkloster zu Arth 1765—66. — Ed. Lambelet, Les croyances populaires au Pays d'Enhaut (Haute-Gruyère). — A. Dancourt, Noëls jurassiens. — A. Lechner, Gaunerlisten des 16. Jahrhunderts aus Neuveville. — A. Hellwig, Hostiendiebstähle in der Schweiz. — A. Müller, Aus dem Volksmund and Volksglauben des Kantons Basel-Land. — Miszellen. — Bücheranzeigen]. XIII, 1, 1909 [H. Zahler, Milch, Käse und Ziger im Ober-Simmental. — A. Rossat, Proverbes patois. — M. Gabbud, La vie alpicole des Bagnards. — Miszellen etc.]. 2 [M. Reymond, Cas de sorcellerie en pays fribourgeois au quinzième siècle. — G. Kuralle, Der Toggenburger Senn und seine Pracht. — M. Gabbud, La vie alpicole des Bagnards. — A. Dettling, Die Festfeier der Translation des hl. Justus in Ingenbohl 1697. — H. Moesch, Das Fastnachtsrössli im Kt. Appenzell. — Miszellen etc.].

Modern language teaching. V, 5, April 1909 [C. Delobel, The qualifications and training of modern language teachers, report and appendix. — Les nouvelles instructions officielles relatives à l'enseignement des langues vivantes en France. — L. von Glehn, Five lectures on the direct method, abstract. — Discussion column: I. L. M. Grove; II. W. O. Brigstocke: The teaching of foreign literature].

Modern philology. VI, 3, Jan. 1909 [J. P. Hoskins, Biological analogy in literary criticism. I. Variation and personality. — G. L. Kittredge, Chaucer's Alceste. — G. L. Hamilton, Concerning Fitzherbert's Book of husbandry. — F. A. Wood, Studies in Germanic strong verbs. — E. B. Reed, The college element in Hamlet. — A. S. Cook, Six notes. — F. L. Critchlow, Arthur in Old French poetry not of the Breton cycle. — L. F. Peirce, A guide for the blind. — A. A. Kern, Deschamp's 'Thuireval'. — J. H. Heinzelmann, Eichendorff and the Volkslied. — A. H. Tolman, Alternation in the staging of Shakespeare's plays].

Caro, J., Prof. Dr., Zum Unterricht in den neueren Sprachen. S.-A. aus dem Jahresber. der Realschule der israel. Religionsgesellschaft in Frankfurt a. M. 1909. 11 S.

Germanisch-romanische Monatsschrift. I, 3, März 1909 [R. Unger, Zur neueren Herderforschung. — H. Hecht, Robert Burns. — G. Cohen, Quatre années de lectorat à Leipzig. — Kleine Beiträge, Sprechsaal, Besprechungen, Nekrologe usw.]. 4, April [K. Ringmann, Ein Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie. — R. Arnold, Einführung in die Literatur der Stoffgeschichte. — H. Conrad, Eine neue Methode der chronologischen Shakespeare-Forschung. — W. Küchler, Das französische Theater der Gegenwart]. 5, Mai [V. Gardthausen, Ursprung und Entwicklung der griechisch-lateinischen Schrift. — F. v. d. Leyen, Die Entwick-

lung der Göttersagen in der Edda. — H. Enders, Deutsche Gelegenheitsdichtung bis zu Goethe. — H. Conrad, Eine neue Methode der chronologischen Shakespeare-Forschung. II. — L. Jordan, Das altfranzösische Epos und die grofsen Pilgerstrafsen].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphil. Verein in Helsingfors. 1909. N° 3 u. 4 [O. J. Tallgren, Le passage difficile de la chanson 'Amorosa donna fina' de Rinaldo d'Aquino. — W. O. Streng, Über das Fenster und dessen Namen im Französischen und Provenzalischen. — W. Söderhjelm, Notes sur un ms. des 'Exempla' de J. de Vitry. — Besprechungen. — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen]. N° 5 [H. Schoen, Le Congrès international des Langues vivantes de Paris (13—17 avril 1909), ses travaux, ses résultats et sa signification].

Voos, P., Die mündlichen Übungen im neusprachlichen Unterricht. Ein Beitrag zur Methodik des Französischen und Englischen. Hannover-List u. Berlin, P. Meyer, 1909. 80 S. 8. M. 1.

Reko, Victor, Spracherlernung mit Hilfe der Sprechmaschine. Winke für Lehrer und Selbstunterrichttreibende. Stuttgart, Violet 1908. 47 S. 75 Pf. [Das Grammophon hat den Vorteil, dafs es einen Satz oder eine Satzreihe beliebig oft wiederholt, öfter, als es die meisten Englischlehrer tun, ohne verdriefslich zu werden. Anderseits ist es nicht so deutlich wie ein Mensch und vermag auch insofern einen guten Sprachlehrer nicht zu ersetzen, als dieser zugleich korrigiert. Es mag daher mit gröfstem Vorteil an solchen Orten gebraucht werden, wo es keine englischen Lehrer gibt. Damit ein Autodidakt selbst im abgelegensten Dörfchen idiomatisches Englisch zu hören bekomme, und zwar mit beliebig häufiger Wiederholung, hat der Verlag Prof. Langenscheidt seine Unterrichtsbriefe auf Grammophonplatten setzen lassen und diese zu billigem Preise auf den Markt gebracht. Im Englischen Seminar der Berliner Universität ist ein Exemplar vorhanden, und öfters findet sich ein Kreis von Seminaristen zusammen, der sich die Texte reproduzieren läfst, um die Lehrmethode kennen zu lernen. Reko, der eine Anzahl Platten für den englischen Unterricht S. 33—35 verzeichnet, meist Schauspielerdeklamationen von englischen Dichterstellen, hat auch diese Publikation erwähnt. Reichlicher ist in dieser Hinsicht für den französischen Unterricht gesorgt, schwächer für den deutschen, italienischen und spanischen. In diesen Verzeichnissen dürfte der Hauptwert von Rekos Broschüre liegen. Die Erfahrungen, die er in der Einleitung mitteilt, sind nicht ganz so lehrreich. Praktische Winke zur Handhabung des Apparates sind immer nützlich, langen aber in allen phonetischen Dingen nicht an den Wert persönlicher Unterweisung heran. Wo man englische Lehrer haben kann, sind sie vorzuziehen; deshalb haben die Grammophonzirkel in meinem Seminar niemals Dauer gehabt; aber viele Leute wollen heutzutage Englisch lernen, verständliches Englisch, ohne einen lebendigen Englishman erlangen zu können, und für diese weiten Kreise, die sich bisher am liebsten mit den Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefen behalfen, ist das Grammophongespräch ohne Zweifel eine Förderung. A. B.]

Deutsch.

Rivista di Letteratura tedesca, dir. da C. Fasola. Anno III. N[i] 1—4. Gennaio—aprile 1909. Firenze, Seeber, 1909. 144 S. [1) Lett. medievale: Moriz von Craon v. C. Fasola. — 2) Lett. moderna: Il 'Faust' di Goethe v. A. Farinelli. — Un complotto goethiano a Roma per il Tasso e contro il Werther v. E. Zaniboni. — Appunti sulla traduzione di W. Scott del Götz von Berlichingen v. F. Olivero. — 3) Lett. contemporanea: 'Pergolese' da E. Geibel, v. F. Cipolla. — Dalle poesie di F. Nietzsche, v. P. E. Pavolini. — Carlo Busse, v. B. Vignola. — 4) Recensioni].

Kleinpaul, R., Die deutschen Personennamen. Ihre Entstehung und Bedeutung. (Sammlung Göschen 422.) Leipzig, Göschen, 1909. 132 S. 8. M. 0,80. [Das Buch ist in einem merkwürdigen Ton geschrieben. Auch populäre Schriften bedürfen, um populär zu sein, nicht eines gezwungen witzigen und aktuellen Stils. Denn nicht jeder wird Geschmack finden an Sätzen wie: 'Philipp, als Apostel: Philippus, als Raubmörder: Lips, als Eulenburg: Phili, bedeutet einen Pferdejokel.' 'Es kann vorkommen, dafs der Schriftsteller Becker sein Brot beim Bäcker Steinmetz und der General von Steinmetz sein Geld beim Bankier Becker holen läfst.' 'Nun, auch die griechischen Kampf- und Streitnamen haben wir durch das Christentum überkommen, als ob wir an unseren eigenen Alexandern noch nicht genug gehabt hätten, so determinierte Kriegervereinler sind wir.' Wen interessiert, dafs Oceana der Vorname der 'Schwiegertochter des Zirkusdirektors Renz' gewesen sei, dafs der Charlottenburger Bürgermeister Schustehrus heifst. Verfehlt ist es, die Nibelungen und Müller und Schulze in einem Atem zu nennen oder allzu modern zu sagen: 'Der junge Mann stellt sich vor und gibt sich zu erkennen; er heifst Hadubrand und ist der Sohn des alten Hildebrand.' Geschmacklos aber klingt die Wendung 'aufgewärmt wie Kalbsbraten' und 'Die Küsse hängen den Leuten an wie Klamperl'. So geht es durch das ganze Büchlein. Auch der tatsächliche Inhalt ist nicht frei von Fehlern. W. Nickel.]

Chamissos Werke, hg. von Hermann Tardel. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig u. Wien, Bibl. Institut [1907—08]. M. 6. [Die vortrefflichen Klassiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts, deren wissenschaftliche Haltung der Name des verantwortlichen Leiters, Ernst Elsters, verbürgt, und die sich ehrenvoll in der grofsen Schar tagtäglich auf den Markt geworfener Neuausgaben zu behaupten wissen, sind jetzt um die Werke Chamissos vermehrt worden. Hermann Tardel, der sich schon früher erfolgreich um den Dichter, seine Quellen und literarische Verwandtschaft, bemüht hatte, besorgte die kritische Säuberung des Textes sowie seine biographische und sachliche Interpretation. Die vorliegende Ausgabe stellt eine völlige Neubearbeitung der älteren, von Heinrich Kurz veranstalteten dar und konnte sich dabei auf die späteren Editionen Max Kochs bei Cotta, die leider die ursprüngliche Anordnung der Gedichte umstiefs, und Walzels in Kürschners *National-Literatur*, die eine vorzügliche Biographie brachte, stützen. Für die poetischen Werke strebte Tardel möglichste Vollständigkeit an, so dafs auch diejenigen Stücke, die Chamisso und sein erster Herausgeber Palm ausschlossen, sowie die später an verschiedenen Stellen veröffentlichten aufgenommen sind. Der erste Band enthält eine geschmackvolle Darstellung von Chamissos Leben und Wirken und die Sammlung der Gedichte, zu denen im zweiten Bande eine Nachlese aus den Musenalmanachen von 1804—1806 und aus dem Nachlafs gegeben wird. Es folgen die Übersetzungen Bérangers, 'Adelberts Fabel', 'Fortunati Glückssäckel', der 'Peter Schlemihl' und 'Vermischte Aufsätze', schliefslich sehr präzise 'Anmerkungen des Herausgebers', die vielfach neues Material erschliefsen, und ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge. Der dritte Band bringt Chamissos Tagebuch seiner Weltreise, dessen zweiter Teil, die rein wissenschaftlichen 'Bemerkungen und Ansichten' enthaltend, mit Recht nur teilweise abgedruckt ist. Hans Daffis.]

P. Bastier, Friedrich Hebbel, dramatiste et critique. L'homme et l'œuvre. — Maria-Magdalene, tragédie réaliste adaptée à la scène française. — Essais critiques. — Aphorismes. Paris, Larose, 1907. CCVI, 280 S. [In Frankreich ist die Technik der 'Pages choisies' längst eine offizielle Einrichtung: eine mehr referierende als raisonnierende Einleitung, die Mitteilung eines gröfseren Stückes und verschiedener kleineren geben ein Modell von irgendeinem 'grand écrivain', die ein zu weitläufiges Studium

ersparen und doch auf die Höhe der allgemeinen Bildung heben soll. Aus dieser Tradition ist Bastiers Buch zu beurteilen. Man darf deshalb von ihm keine Erweiterung unserer Kenntnisse über den meistbehandelten Dichter der neueren deutschen Literatur verlangen, nicht einmal ein tiefes Eindringen, sondern nur aus entschiedener Sympathie mit dem Objekt heraus eine leidliche Analyse seines Wesens. — Ebenso scheinen mir R. M. Werners Ansprüche an die Übersetzung von 'Maria Magdalene' zu hoch; und wenn er an dieser durchaus zutreffend eine gewisse Iftlandisierung tadelt, so möchte ich den Versuch, das Drama der französischen Bühnenauffassung näherzubringen, eher loben. Für die besten Hebbel-Kenner schreibt man keine Anthologie; aber bis das Ausland viel dergleichen stellt, hat es noch Zeit, und so lange sind Bücher wie dies ganz zweckmäfsig. Richard M. Meyer.]

Walter, Erich, Adolf Friedrich Graf von Schack als Übersetzer. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von Max Koch und Gregor Sarrazin, X.) Leipzig, Max Hesse, 1907. 179 S. M. 5. [Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da man eine Geschichte der deutschen Übersetzungskunst schreiben kann. Bausteine liegen reichlich dazu in Einzelarbeiten bereit — ich führe wahllos nur Adam Schneiders bibliographisch reichhaltiges Buch über *Die spanische Literatur in Deutschland während des 16. und 17. Jahrhunderts* (Strafsburg 1898) an oder Erich Schmidts kritisch-vergleichende Studie über *Ariost-Übersetzungen* in der ersten Reihe seiner Charakteristiken; aber noch immer fehlt die Hand, die aus solchem Material den stolzen Bau aufführt. Noch nicht einmal die gesamten Beziehungen unserer Literatur zu einer ausländischen sind im Zusammenhange untersucht, wie das Puibusque für Frankreich und Spanien getan hat. Man begnügt sich noch — verdienstvoll —, Detailuntersuchungen anzuhäufen. — Auch Walters Musterung der Übersetzertätigkeit des Grafen Schack gehört zu den Bausteinen. Das Buch scheint mehr zu geben, als der Titel verspricht. Der erste Hauptteil behandelt die Beziehungen des sprach- und länderkundigen Mäzens zu den einzelnen Ländern und Literaturen. Indes: weniger wäre hier mehr gewesen. Was W. vorträgt, schöpft er aus bekannten und leicht zugänglichen Quellen: Schacks Essaysammlungen und seinem autobiographischen Werk. Leider beschränkt W. sich auf das Referieren, und so wird dem, der Schacks Werke kennt — das sind freilich nur wenige —, Neues kaum geboten. Statt dessen hätte man gern etwas ausführlicher Schacks eigene Gedanken und Ansichten über Übersetzen besprochen gesehen. Was darüber auf S. 5—7 gesagt wird, ist weder viel noch originell. Und doch hat gewifs ein Übersetzer von Schacks Belesenheit, Bildung und praktischer Erfahrung über sein Tun auch theoretisch gedacht. — Der zweite Hauptteil der Walterschen Arbeit enthält mehr neues Material. Hier erst kommt der Verfasser zu seinem eigentlichen Thema: zu Schack als Übersetzungskünstler. Indes, was W. anstrebt, ist nicht erreicht worden. Man sieht aus der Einteilung, dafs es ihm darum zu tun ist, Schacks verschiedenartiges Verhalten dramatischen, lyrischen und epischen Vorlagen gegenüber zu charakterisieren. Indes lassen sich bei der minuziösen — und als solche anerkennenswert durchgeführten — Methode des Verfassers Unterschiede in Schacks übersetzerischer Tätigkeit je nach der Gattung des Originals nicht feststellen. Vielmehr ergeben sich Wiederholungen von Beispielen ähnlichen Sinnes nur aus verschiedenen Quellen geschöpft. Dies negative Resultat ist bedauerlich bei dem reichhaltigen und kritisch gut gesichteten Material des Verfassers, erklärt sich aber wohl daraus, dafs W. seinem Thema zu nahe getreten ist. Ein weiterer Standpunkt, und die interessante Aufgabe wäre vermutlich lösbar gewesen. C. A. v. Bloedau.]

Julius Grosse, Ausgewählte Werke. Mit einer Biographie von A. Bartels, unter Mitwirkung und mit Einleitungen von A. Bartels, J. Ett-

linger, H. v. Gumppenberg und F. Muncker hg. von Antonie Grosse. 6 Teile in 3 Bänden. Berlin, A. Duncker, 1909. [Der liebenswürdige Dichter, der die Romantik trotz aller Anfechtungen bis in unsere sehr realistischen Tage hochgehalten hat und vor wenigen Jahren auf der Reise nach dem geliebten Italien, 'das Land der Schönheit mit der Seele suchend', in Torbole plötzlich dahingerafft wurde, hat jetzt durch die Fürsorge seiner Tochter und die Unterstützung namhafter Literarhistoriker eine Sammelausgabe erfahren, in der man ihn neben Geibel und Mörike gern in die Familienbibliothek stellen wird. Eine Gesamtausgabe war schon dadurch verwehrt, dafs der Fleifsige über hundert Bände geschrieben hatte. Man mufste daher auswählen und das Zurückgestellte möglichst mit einigen Worten markieren. Das ist mit klugem Takt ausgeführt worden. Bartels hat in der biographischen Einleitung ein Gesamtbild gezeichnet, das die Stellung Grosses zu den literarischen Richtungen seiner Zeit kundig angibt. Es ist sehr schade, dafs die Autobiographie Grosses, die zu seinen interessantesten Leistungen gehört, nicht mit abgedruckt werden konnte; so sei wenigstens bei dieser Gelegenheit auf dies lebensvolle Buch mit seinen geistreichen Auffassungen von Menschen und Dichtern nachdrücklich verwiesen. Der Lyrik Grosses ist der erste Teil eingeräumt, wie es sich gebührt, denn auf diesem Gebiete hat er nicht blofs sein Schönstes, sondern wirklich ungemein viel Schönes und Ansprechendes geleistet. Mit keinem deutschen Lyriker der fünfziger Jahre braucht er den Vergleich zu scheuen. Jedes seiner Lieder 'An die Verlorene' setzt musikalisch ein, bringt feine Bilder und Gedanken und hinterläfst einen gerundeten Eindruck. Liest man darauf die 'Jungen Myrrten' und die 'Zeitklänge', die 'Herbststimmen' und die 'Tagebuchblätter', so erhält man eine poetische Autobiographie, die durch Freude am Schönen fesselt und durch edle Resignation ergreift. Mit Recht sagt Bartels in der Einleitung dazu, Grosses Romantik sei metaphysischer und wieder bilderreicher, farbenvoller, gesättigter als die von Uhland und Eichendorf. — Mit erzählenden Dichtungen sind die Teile 2 und 3 gefüllt. 'Das Mädchen von Capri' und 'Gundel vom Königssee' durften hier natürlich nicht fehlen. Aber auch orientalische, spanische, englische und andere Romantik hat Muncker hier zum Straufse gebunden: ein reiches Schaffen, das mich zumeist an Byrons Romanzen erinnert. Mit Muncker in der Einleitung bedaure ich, dafs das Volkramslied mit seinen vielen Einzelschönheiten nicht mit Aufnahme finden konnte. — Im vierten Teil hat Gumppenberg die Dramen 'Inglynger' und 'Tiberius' vereinigt. Die beiden letzten Teile enthalten die Novellen 'Der tolle Heinze' und 'Ravensbeck', sowie die Romane 'Das Bürgerweib von Weimar' und 'Der Spion'. Diese wenigen Proben von Grosses reichem Erzählungsstrom können allerdings, wie Ettlinger in der Einleitung bemerkt, seine Vielseitigkeit, sein Lebensverständnis, seine Finder- und Erfinderkunst nur andeuten. — Das Ganze ist ein würdiges Denkmal für einen würdigen Mann, wodurch sich Antonie Grosse nicht blofs um ihren Vater, sondern auch um die deutsche Literatur ein pietätvolles Verdienst erworben hat. A. B.]

Volkslieder aus der Rheinpfalz, mit Singweisen aus dem Volksmunde gesammelt. Im Auftrage des Vereins für bayerische Volkskunde hg. von Georg Heeger und Wilh. Wüst. Band I. Kaiserslautern, Kayser, 1909. XV, 304, 6 S. Geb. M. 3,80. [Diese schöne und billige Ausgabe pfälzischer Volkslieder mit Melodien beruht auf einer Sammlung, die der 1894 gegründete Verein für bayerische Volkskunde und Mundartforschung unter der Leitung von Prof. Brenner-Würzburg begann; der Pfälzerwaldverein setzte sie fort, die Lehrer und auch mehrere Regierungsräte der Pfalz haben sie gefördert, und Dr. Heeger in Kaiserslautern hat sie auf mehr als 4000 Handschriften vermehrt. In Verbindung mit dem Strafanstaltslehrer Wüst in Kaiserslautern, der den musikalischen Teil besorgte,

hat er jetzt den Abdruck begonnen. Er beginnt mit mythischen Volksliedern, Balladen und Romanzen (Nr. 1—71), läfst die Liebeslieder folgen (Nr. 72—158), hält sich in der Anordnung an Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort*, schon um die Literaturvergleichung bequem bieten zu können, und stellt uns nach dem vorliegenden Bande noch vier in Aussicht. Was die Sammlung wissenschaftlich besonders wertvoll macht, ist der Abdruck von Parallelversionen; von manchem Liede erhalten wir fünf, auch sechs, ja sieben Fassungen; da läfst sich Kritik der Überlieferung mit einiger Aussicht auf Erfolg treiben. Von Einzelheiten sei hervorgehoben, dafs Goethes 'Kleine Blumen, kleine Blätter' auch hier in volkstümlicher Fassung erscheint; ferner, dafs andere ursprüngliche Kunstlieder, wie 'Die Erscheinung in der Brautnacht' ('Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, einer reichen Erbin von dem Rhein; Schlangenbisse, die den Falschen quälten, liefsen ihn nicht ruhig schlafen ein') und 'Die Erscheinung auf dem Kirchhof' ('Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine'), bei denen schon die Wortwahl am gebildeten Charakter des Dichters keinen Zweifel läfst, durch das Vorhandensein zurechtgesungener Parallelfassungen als in den Volksmund übergegangen erwiesen werden. — Der Sammlung ist glücklicher Fortgang und Absatz zu wünschen. A. B.]

Michel, R., und Stephan, G., Methodisches Handbuch zu Sprachübungen. 4. Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer, 1908. VIII, 159 S. 8. M. 2, geb. M. 2,40. [Dieses Handbuch ist für den Lehrer bestimmt. Es gibt durch Wort- und Beispielsammlungen, die mit Erläuterungen versehen sind, dem Lehrer Handhaben für deutsche Sprachübungen. Glücklich ist die weitgehende Heranziehung der Sprichwörter und die Rücksichtnahme auf die Mundart der Schüler. Als methodisch richtig erscheint es, die Bedeutungsunterschiede der Wörter nicht durch begriffliche Scheidungen, sondern durch Beispiele und Sätze hervortreten zu lassen. W. Nickel.]

Nordisch.

Fischer, Frank, Die Lehnwörter des Altwestnordischen. T. 1. Phil. Diss. Berlin. 94 S. 8.

Paludan, J., En overgangsgruppe i Nordeuropæisk digtning omkring aar 1700. (Festskrift udgivet af Kjobenhavns universitet i anledning af universitetes aarsfest. Oktober 1908.) Kjobenhavn, Universitetsbogtrykkeriet, 1908. 40 S. 4.

Englisch.

Anglia. XXXII, 2, April 1909 [G. R. Elliott, Shakespeare's significance for Browning. II. — K. Schmittbetz, Das Adjektiv in 'Sir Gawayn and the grene knyȝt', Fortsetzung. — E. P. Hammond, Lydgate's New year's valentine. — O. Ritter, Burnsiana. — H. G. Shearin, The expression of purpose in Old English poetry. — E. Koeppel, Zu Anglia XXXI 456 f. — O. B. Schlutter, 'Oddæt sco eæ sy gesoht'. — Nachruf].

Beiblatt zur Anglia. XX, 3, 4, März—April 1909.

The Scottish historical review. VI, 23, April 1909 [W. B. Blaikie, The Highlanders at Macclesfield in 1745. — C. H. Firth, A new-year's gift for the Whigs. — J. Ferguson, A northern baronial house. — A. B. Scott, Saint Maolrubha. — H. Maxwell, Chronicle of Lanercost].

Sweet, Henry, The sounds of English. An introduction to phonetics. Oxford, Clarendon Press, 1908. 139 S. 8. 2 s. 6 d. [Das kleine Buch ist eine treffliche Einführung in das Studium der Phonetik des Englischen. Es soll dem *Primer of phonetics* desselben Verfassers als Vorschule dienen: es ist elementarer, stufenmäfsiger angelegt und beschränkt sich ganz auf das Englische. Der erfahrene Verfasser gibt im Verlauf seiner Darstellung eine Fülle von Ratschlägen für das Studium der Phonetik und den Unterricht in diesem Gegenstand. — Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über Lautkombination und Ab-

stufung (*gradation*) und die kurze Bibliographie mit kritischen Bemerkungen. — Von Einzelheiten sind hervorzuheben die Beobachtungen über moderne Lautwandlungen, vgl. z. B. §§ 194, 195, 198. Ausführlicher behandelt solche Erscheinungen H. C. Wyld, *The growth of English*, London, Murray, 1907, Kap. 6: *Sound changes in present-day English.* — Die chronologischen Bestimmungen in § 185 über *š* aus *si̯* stimmen mit den Tatsachen nicht überein, die ich *Untersuchungen zur ne. Lautgeschichte*, S. 76 ff. zusammengestellt habe. — Beachtenswert ist die überschriftsprachliche Form *lāftšə* = *lāftə* (§ 185): In trying to avoid this (nämlich den Vulgarismus *nētə* 'nature' usw.), some half-educated speakers fall into the error of making *laughter* into *lāftšə*. — Auch ich bin der Ansicht, daſs *neitšə* (nature) ursprünglich eine künstliche Form war, vgl. a. a. O. S. 88. — In § 181, wo von dem Plural *fishes* mit Vokal vor dem Plural *-s* die Rede ist, erscheint mir *restored* nicht der richtige Ausdruck zu sein: *fishes* ist nicht über *fišz* zu *fišiz* geworden, der schwachtonige Vokal war vielmehr zwischen *š* und *z* nie ausgefallen. Wilhelm Horn.]

Both, Martin, Die konsonantischen Suffixe altenglischer Konkreta und Kollektiva. Kieler Diss. 1909. XII, 99 S.

Jost, Karl, *Beon* und *wesan*, eine syntaktische Untersuchung. (Anglist. Forschungen, hg. von Hoops, 26.) Heidelberg, Winter, 1909. VI, 141 S.

Jansen, Karl, Die Cynewulf-Forschung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. (Bonner Beiträge XXIV.) Bonn, Hanstein, 1908. 126 S. M. 4. [Der erste Teil enthält eine mit Ernst nach Vollständigkeit ringende Cynewulf-Bibliographie; sie beginnt mit Wanleys *Catalogue 1705*, woran sich sofort *Conybeare 1814* schlieſst; solche Bibliographien, wenn sie auch bis zu einem gewissen Grade eklektisch sein müssen, sind immer dankenswert. Im II. Teil referiert Jansen über die bisherige Behandlung der Cynewulf-Probleme und gibt am Schluſs auf einer Seite die Ansichten, zu denen er bei sorgfältiger Erwägung gekommen ist: er hält *Fata ap.* für den Schluſs des Andreas, nur den mittleren Teil des Christ für ein Werk des Cynewulf und mit Wahrscheinlichkeit auch Guthlacs Tod, aber nicht Phönix. Über die Reihenfolge, in der Cynewulf seine Werke schrieb, vermochte er sich keine feste Meinung zu bilden; doch steht ihm fest, daſs Cynewulf Northumbrer war und dem geistlichen Stande angehörte. In der Auslegung der Runen geht er mit Trautmann. A. B.]

Schlotterose, Otto, Die ae. Dichtung Phönix, hg. und erläutert. (Bonner Beiträge XXV.) 142 S. M. 5. [Auf Grund neuer Kollation der Exeter-Hds. druckt der Verfasser nochmals den Text und gibt dazu eine deutsche Übersetzung, sowie Anmerkungen. Dann wendet er sich zu den Eigentümlichkeiten von Sprache, Versbau und Wortschatz, untersucht das Verhältnis zur Quelle und die Verfasserfrage und schlieſst mit einem Wörterverzeichnis. Er hält Cynewulf nicht für den Dichter; eher ist Phönix unter dessen Einfluſs entstanden. A. B.]

Schmitt, Lorenz, Lautliche Untersuchungen der Sprache des Læceboc. Bonn, Hanstein, 1908. 185 S. [Mit der Genauigkeit im Studium des einzelnen Schreibers, wie sie von Prof. Bülbring und seiner Schule gepflegt wird, untersucht der Verfasser das von Cockayne zuerst herausgegebene Medizinbuch. Er bezeichnet die Neuausgabe von Leonhardi als einen Rückschritt, wenn er sie auch nicht gerade mit Prof. Sievers unbrauchbar nennen will. Das Ergebnis seiner Kollation der Handschrift mit dem Texte Leonhardis füllt über drei Seiten. Ob die angeblich anglischen Formen in dem Traktate des Bald von einem anglischen Schreiber oder Verfasser oder von sächsischem Patois herrühren, ist Schmitt fraglich; eher denkt er an ältere Formen, die aus einem westsächsischen Original stehen blieben, sowie an spätere Einmischung von ws. Patois. Eingehend wird über die Akzente gehandelt und dabei die Vermutung aufgestellt, daſs wir Akzente auf etymologischen Kürzen durchweg nur dann finden,

wenn neben dem regelrechten Laute Dialektformen stehen oder wenn der durch den Akzent bezeichnete Laut selbst ungewöhnlich ist. S. 55. Das von Prof. Napier, Academy 1889, beschriebene Kürzezeichen der Cotton-Handschrift Cleopatra B 13 wird damit in Zusammenhang gebracht und auf den lat. *sicilicus* zurückgeführt. In einem Nachtrag kommt Schmitt nochmals auf die Akzente zurück, weil ihm inzwischen Kellers Beitrag zur Kelle-Festschrift bekannt wurde. Er pflichtet Keller prinzipiell in dem Bestreben bei, die Akzentfrage paläographisch zu lösen, während er sich gegen manche Einzelheiten skeptisch verhält. A. B.]

Das ags. Prosa-Leben des hl. Guthlac, mit Einleitung, Anmerkungen und Miniaturen hg. von Paul Gonser. Mit 9 Tafeln (Anglistische Forschungen, hg. von Hoops, 27.) Heidelberg, Winter, 1909. VII, 200.

Gadow, Wilhelm, Das me. Streitgedicht Eule und Nachtigal. Nach beiden Handschriften neu hg. mit Einleitung und Glossar (Vollausgabe). (Palaestra LXV.) Berlin, Mayer & Müller, 1909. 225 S.

Tucker, S. M., Verse satire in England before the renaissance. New York, Columbia University Press, 1908. X, 245 S. $ 1. [Mit Fleifs und Gelehrsamkeit hat Tucker die Satiren und die satirisch angehauchten Werke der mittelenglischen Zeit bis herab zu Lindsay zusammengestellt und jedes einigermafsen charakterisiert. Vorangestellt ist ein Kapitel, das sich mit dem Begriff der Satire beschäftigt. Eine Bibliographie macht den Beschlufs. Bei so grofser Anlage ist das Werk wesentlich eklektisch ausgefallen. Es braucht daher nicht zu verwundern, wenn die Zeugnisse über angelsächsische Spottgedichte und auch die Ansätze zu weltlicher Satire in ags. Predigten unbeachtet bleiben. Als früheste me. Satire reiner Art habe ich in meinem Abrifs der me. Literatur *The people of Kildare* erwähnt; ich kann das merkwürdige Gedicht hier nicht finden. Chaucer ist richtig erfafst, als philosophischer, humoristischer Zuschauer; eine Studie über reine Satiren hätte an ihm vorbeigehen können; er hat weder Zorn noch Ironie. Bei Langland hätte ich gehofft, das Verhältnis zu den Golliarden-Gedichten, auf das ich a. a. O. mit einem Beispiel hingewiesen habe, aufgehellt zu finden; auch die Nachwirkung der Pflügergestalt, bis tief ins 16. Jahrhundert herab durch Jack Upland, Colin Clout, John Commonweal, harrt noch der Untersuchung. Die Gegenstände, Denkauffassung und Einkleidung der reinen Satire durch drei Jahrhunderte zu studieren wäre schon Aufgabe genug für ein Buch gewesen und hätte sich methodischer und eindringlicher durchführen lassen. Durch die Einbeziehung von Gedichten mit blofsem Einschlag von Satire hat sich Tucker die Aufgabe erschwert; da hätte z. B. auch Robin Hood hereingehört, und was nicht? A. B.]

Hemingway, Samuel, English nativity plays, edited with introduction, notes, and glossary. (Yale studies in English XXXVIII.) New York, Holt, 1909. XLVIII, 319 S. $ 2,50. [Um das Verhältnis der englischen Weihnachtsmysterien zueinander und zu den Quellen recht klarzulegen, werden sie hier zusammen abgedruckt: voran zwei Chesterstücke, dann fünf Coventrystücke, vier Yorkstücke, endlich vier Towneleystücke, mit reichlichen Anmerkungen über die Herkunft einzelner Stellen. Aus letzteren ergibt sich die Benutzung vieler theologischer Schriften neben der Bibel und den Apokryphen, sowie auch manche Übereinstimmung mit weltlich-volkstümlicher Literatur. Vollständigkeit hier zu erzielen, dürfte sehr schwer sein. Als Verfasser der Chesterspiele glaubt Hemingway den Chronisten Ranulf Higden erweisen zu können. Ein Spezialglossar macht den Beschlufs. A. B.]

The pearl. An anonymous English poem of the fourteenth Century. Rendered in prose by Charles G. Osgood. Princeton, 1907. XVII, 62 S. [Osgood läfst hier auf seine Ausgabe des Gedichtes in den *Belles Lettres Series* eine Übersetzung in moderne englische, vielfach rhythmische Prosa

folgen, deren schöner Flufs auch manchem Kenner des Originals Vergnügen machen wird. A. B.]

Remus, Hans, Die kirchlichen und speziell wissenschaftlichen romanischen Lehnworte Chaucers. (Studien zur englischen Philologie, hg. von Lorenz Morsbach, XIV.) Halle, Niemeyer, 1906. 154 S. [Vorliegende Abhandlung ist nach zwei Richtungen hin bemerkenswert. Sie bringt eine Reihe von Ergänzungen zu Skeats Glossar in seiner Chauceransgabe, über das der Verfasser das harte Urteil fällt: 'Im ganzen ein Kompilatorium, das um so gefährlicher wirkt, als die geplünderten Gewährsmänner nur in den seltensten Fällen zitiert sind' (S. 36). Im Gegensatz zu Skeat sucht Remus zur Erklärung von Chaucers Wortschatz überall auf Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts zurückzugehen, ein Verfahren, das hoffentlich in Zukunft noch gute Früchte tragen wird. Dann aber will der Verfasser den Wortschatz Chaucers systematisch aufarbeiten — von dieser Arbeit ist die vorliegende Untersuchung nur der erste Teil. Sie holt weit aus: mit Pogatscher wird gegen Loth ein britannisches Volkslatein postuliert, eingehende Wortlisten behandeln den lateinischen Wortschatz der germanischen Sprachen, die speziell altenglischen lateinischen Lehnwörter — kirchliche und Schulausdrücke, Geräte, Tiere, Pflanzen, Steine, Nahrungsmittel usw. —, altenglische Entlehnungen aus dem Französischen und spätere romanische Wörter, von denen sie teilweise wieder verdrängt werden, und nach einigen wesentlich von Morsbach beeinflufsten Erörterungen über das Schicksal der französischen Sprache in England folgen dann die systematischen Aufstellungen über Chaucers Wortschatz. Grofsen Fleifs hat der Verfasser darauf verwendet, das jeweilig erste Auftreten eines Wortes in der me. Literatur wenigstens annähernd festzustellen, im wesentlichen richtig — aufgefallen sind mir *lyard* und *cleer* in Böddekers Ausgabe des lyrischen Harleian Ms., wodurch R.s Angaben S. 132, 133 zu berichtigen sind; auch die Notiz über Trevisa (1297?) ist zu korrigieren. — Die Verwertung seiner umfangreichen Sammlungen soll eine spätere Arbeit bringen, die zunächst einmal den gesamten romanischen Wortschatz Chaucers verarbeitet, sodann die Lehnworte nach der Zeit ihres Eindringens gruppiert und sowohl den Gründen ihrer Aufnahme wie ihrem Weiterleben bei Chaucer und in den anderen Dialekten nachgehen will. In dem gegenwärtigen Stadium ist ein abschliefsendes Urteil über des Verfassers Leistung noch nicht möglich — nur so viel sei gesagt, dafs er keinen Anlafs hat (S. VI), bescheiden und resigniert seine Arbeit mit dem geretteten Boot des Greisen zu vergleichen. Wilhelm Dibelius.]

Everyman, reprinted by W. W. Greg, from the edition by John Skot in the possession of Mr. A. H. Huth. (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, XXIV.) Louvain A. Uystpruyst, 1909. VIII, 31 S. M. 1,80, für Subskr. M. 1,40. [Als Everyman in dieser Sammlung Band IV nach dem Drucke Skots in der *Britwell Library* neu herausgegeben wurde, war der andere Druck von Skot in der *Huth Library* nicht auffindbar; dieser wird jetzt nachgetragen. Zwei Ausgaben von Pynson, im Britischen Museum und in der Bodleiana, sollen folgen, *together with certain critical apparatus.* A. B.]

Jones, E. E., John Bale's drama God's promises. Erlangen, Diss. 1909. 40 S. [Die Originalausgabe dieses 1538 verfafsten Stückes war zuerst neugedruckt worden von Dodsley 1744. Der Neudruck der Early English Drama Society gibt sich als *taken from the only known copy of the first impression, now in the British Museum,* ist aber tatsächlich nur ein Neudruck aus Hazlits Dodsley mit moderner Rechtschreibung und Interpunktion. Die Nachbildung des Originals in den *Tudor facsimile texts 1908* hat Jones nicht gesehen; er gibt es so getreu wieder, als es mit Typen möglich ist; die Interpunktion hat er nur da geändert, wo es

die Deutlichkeit durchaus forderte. Seine Einleitung behandelt die Überlieferung, den Inhalt, die Beziehung zu Bales anderen Schriften, den Einfluſs auf spätere Dramen, den Charakter des Stückes, Metrum und Sprache. A. B.]

Bale's Kyng Johan nach der Handschrift in der Chatsworth Collection in Faksimile, hg. von W. Bang. (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, XXV.) Louvain, Uystpruyst, 1909. II S. und 65 Tafeln. Fol. M. 100, für Subskr. M. 80. [Dieser mächtige Band bringt zunächst Blatt für Blatt das Balesche Original, wonach es 1838 von Collier mit vielen Flüchtigkeiten gedruckt wurde; schon die Berichtigung des landläufigen Textes ist angenehm. Überdies erhalten wir am Schluſs zwei Blätter, ebenfalls aus der Bibliothek des Herzogs von Devonshire, von dem Collier schon 1847 die Erlaubnis erhielt, sie zu drucken, was er aber unerklärlicherweise unterlieſs. Diese Blätter gehören einer älteren Fassung des Dramas an; sie zeigen uns Bale mehrfach als Überarbeiter seiner eigenen Verse, und sie ergänzen eine Lücke des bisherigen Textes hinter S. 38. A. B.]

Thorndike, A. H., Tragedy. (Types of English litterature ed. by W. A. Neilson.) London, Constable, 1908. VII, 390 S. 6 sh. [Eine Menge Gelehrsamkeit und Denken ist an das Buch gewendet. Es verfolgt die englische Tragödie von ihren Anfängen im 16. Jahrhundert bis fast zur Gegenwart — Pineros *Second Mrs. Tanqueray* und Wildes *Salome* werden nicht mehr berücksichtigt. Auf einem so groſsen Gebiete war es schwer, auf nicht ganz vierhundert Seiten alle wichtigeren Erscheinungen auch nur zu nennen und kurz zu charakterisieren; bisher unbenutztes Material auszunutzen verwehrten schon die Raumverhältnisse. In qualitativer Hinsicht erwies es sich als schwer, die Grenzlinien der Tragödie gegenüber der Historie und gegenüber der ernsten Komödie scharf zu ziehen. Betrachtet man mit Th. die *Shakespearean conception of tragedy as representation of great personalities engaged in disastrous conflict* S. 372, so muſs man sowohl Heinrich VI. und Heinrich VIII. als Wintermärchen und Cymbeline mit einschlieſsen. Im einzelnen kann man da und dort nörgeln. Wenn z. B. S. 23 gesagt wird, die Mirakel hätten niemals *the least influence* vom antiken Drama erfahren, so denkt man leicht an das Digby-Spiel von der Magdalena mit dem an Terenz mahnenden Lotterleben. Das Auftauchen der Moralität neben dem Mirakelspiel ist — ebenfalls S. 23 — mit Mitte des 15. Jahrhunderts gewiſs zu spät angesetzt. Bei der Aufzählung der Eigenschaften von Richard III., S. 121, fehlt das Gewissen, durch das er doch zu Falle kommt. Daſs Shakespeare sich um 1600 der Tragödie wieder zuwandte, weil es eine Theatermode erforderte, klingt bestechend, ist aber nicht festzustellen; eher läſst es sich immer noch aus innerer Entwicklung erklären, zumal schon die Titel von Lustspielen wie *As you like it* und *What you will* verraten, daſs er kurz vorher die Lustspielmode nur noch mit halbem Herzen mitgemacht hatte. War wirklich Hamlet das erste von Shakespeares Stücken *to afford a full definition of tragedy*, S. 161? Aber diese Fragezeichen sollen das Verdienst eines ernsten Forschers nicht schmälern, der, wenn ich mich nicht täusche, weniger ins Theater gegangen ist und dafür zu Hause fleiſsig Theaterbücher gelesen hat. A. B.]

Ruest, Anselm, William Shakespeare. Sein Leben, seine Dichtung. Berlin, Seemann Nachf. 184 S. [Es ist nicht ganz leicht, aus der halb philosophischen, halb rhapsodischen Darstellung des Verfassers herauszulesen, was er sagen will. Das dramatische Grundprinzip, das er an Shakespeare, laut Vorrede S. 4, aufdecken will, besteht hauptsächlich darin, daſs ein Lear, ein Macbeth, ein Romeo, ein Hamlet nicht Menschen sind 'in dem beschränkten Sinne des So-oder-so-Seins, auch nicht des So-einmal-Gewesenseins oder des Noch-jetzt-so-Seinkönnens; sondern sie

tragen jeder gewisse ewige Züge des "Menschen" im Gesicht, jeder andere, miteinander unverwechselbare; sie sind einfach Urbilder des Menschen, platonische Ideen, die darum nie blofs wirklich sind, weil sie mehr als wirkliche, d. i. wahre sind — auch nicht etwa blofse Ideen, schemen- oder geisterhaft, sondern wie die realen Gründe selber jener Wesen, die wir erst nach ihnen, z. B. Heifssporne oder Hamlete zu nennen pflegen'. Danach wird z. B. bei Hamlet ausgeführt, sein geistiges Prinzip sei im Grunde Sieger geblieben; für den äufserlichen Sinn zwar sei er unterlegen, aber eigentlich war Hamlet für seine Aufgabe nicht zu klein, sondern eher zu grofs. In ähnlicher Weise behandelt Ruest die Jugendjahre des Dichters und seine Londoner Zeit, seine Lyrik und seine Dramen, Quelle und Fabel, Technik, Motive und Sprache, Begriff und Idee, den Narren und die Bühne, Komödie, Romanze und Hamlet. Das Subjektive überwiegt. A. B.]

A descriptive catalogue of the early editions of the works of Shakespeare preserved in the library of Eton College, compiled for the College by Walter W. Greg, and printed by Horace Hart. At the Oxford University Press. VIII, 27 S. [Aus diesem Katalog ergibt sich, dafs Eton College nicht weniger als achtzehn Quartos von Shakespeare-Stücken besitzt, unter denen die Ausgabe des Sommernachtstraums 1600 die älteste ist. Jede der vier Folios ist vertreten, aufserdem die Shakespeare später zugeschriebenen Stücke *Oldcastle* 1600, *London prodigal* 1605, *Pericles* 1619 und 1635. Bei jedem Werk verzeichnet der Katalog die Eigentümlichkeiten des Druckes. A. B.]

Shakespeare in deutscher Sprache, hg., zum Teil neu übersetzt, von Friedrich Gundolf. II. Band. Romeo und Julia, Othello, Der Kaufmann von Venedig. Berlin, Bondi, 1909. Jetzt noch gültiger Subskriptionspreis M. 6, später M. 9. [Auf die historisch gebundenen Stücke des ersten Bandes folgen hier solche von freier romantischer Schönheit: Romeo — zum Teil schon in der 'Neuen Rundschau' abgedruckt —, Othello und die Komödie von Porzia—Shylock. Deutlicher als bisher läfst sich jetzt der Charakter der Übersetzung bestimmen. Sie geht nicht eigentlich aus einer Kritik der vorhandenen Übersetzungen hervor, sondern aus dem Ringen einer neuartigen Dichtergruppe nach Betätigung an einer der gröfsten Stilaufgaben, die es gibt: an der Umdichtung und Umempfindung Shakespeares in unsere Muttersprache. Das Werk Schlegels hatte eine Bedeutung ähnlicher Art: den durch Goethe soeben geschaffenen Poesiestil hat er auf Shakespeare projiziert. In dem Jahrhundert, das seitdem verflossen ist, hat unsere Sprache hoffentlich nicht geschlafen; wie in der Prosa durch Nietzsche hat sie in Versen durch Stephan George und seinen Kreis an Kraft, an Plastik, an Vornehmheit, auch an Keckheit gewonnen; sie hat sich verjüngt und reformgewandet, und nun ringt sie mit dem Inhalt Shakespeares, um durch höchste Arbeit sich noch weiter zu entwickeln. Von diesem Standpunkte aus vermag ich mich über Gundolfs Leistung, wie über jeden ernsten Drang nach neuer Formschönheit, nur rückhaltlos zu freuen. Da ich mich bei ihm an der Hand eines Dichters fühle, stört es mich nicht, selbst das treffende Wort Schlegel bei ihm oft geändert zu finden; erstrebt doch das ganze Unternehmen nicht so sehr eine Besserung, als eine Umgiefsung in eine andere Tonart, vielfach sogar in ein anderes Schauen, eine andere Phantasiebewegung. Vielleicht wäre ich nicht so weit gegangen, selbst vom Sinn Shakespeares manchmal abzuweichen, wie dies z. B. in Othellos Richtermonolog geschehen ist: *it is the cause* — Schlegel: Die Sache will's — Gundolf: Es ist die Tat. Es ist schon schwer genug, Shakespeare zu spiegeln; ihn meistern zu wollen, war noch immer gefährlich. Indes sieht man einem wirklichen Dichter viel Freiheit nach, weit mehr als einem Philologen. Die grofsen schweren Typen, die hier gebraucht sind, und die präraphaelitische Randverzierung

unterstützen die Wirkung des neuen Stils, sowie ein gemalter Fels auf der Bühne der Illusion des Schauspielers zugute kommt; wo die Sprache so tiefinnerlich stilisiert ist, darf es auch die Aufsenseite des Buches sein. Das ganze Werk hat Anspruch auf einen Platz nicht blofs in der Geschichte der Shakespeare-Übersetzung, sondern der deutschen Literatur; möge ihm nur der Übersetzer treu bleiben und der Kreis deutscher Poesiefreunde geneigt sein. A. B.]

Voigt, Edmund, Shakespeares Naturschilderungen. (Anglistische Forschungen, hg. von Hoops, 28.) Heidelberg, Winter, 1909. VIII, 146 S.

Shakespeare's use of the supernatural, being the Cambridge University Harness prize essay 1907, by I. Paul S. R. Gibson. Cambridge 1908. 143 S. 3 s. 6 d. [Diese Untersuchung will mehr geben, als der Titel verspricht; um zu einer festeren Grundlage zu kommen, versucht G. zunächst, durch die Dramen hindurch zu dem Menschen Shakespeare vorzudringen und die Frage zu beantworten: Welche Anschauungen hatte Shakespeare selbst über die übernatürlichen Mächte? G. kommt zu dem Schlufs, dafs er den Aberglauben seiner Zeit teilte, dafs er an Hexen u. dgl. glaubte. Seine drei Gründe sind: mehrmals würde den vom Aberglauben Befangenen in den Dramen recht gegeben, 'the keynote of both plays (*Hamlet* und *Macbeth*) is that the supernatural proved correct' — ich mufs gestehen, dafs ich das niemals als etwas Wesentliches und Betontes empfunden habe — und schliefslich die meisterhafte, eingehende Behandlung der übernatürlichen Erscheinungen — sollte man etwas anderes von Shakespeare erwarten? Das sind wahrhaftig zu unsichere Stützen, und wir möchten eher erwarten, dafs Shakespeare von den freieren Gedanken der Aufgeklärtesten seiner Zeit erfüllt war und sich nur dichterisch dieser Gestalten bediente. So folgen wir lieber G. da, wo er Shakespeares Auffassung vom Schicksal erörtert und, wenn auch mit zu grofser Gewifsheit im einzelnen, für die bekannte Theorie von Shakespeares vorübergehendem Pessimismus eintritt. Leider beschränkt er sich auch bei seinen Besprechungen über das Schicksal auf vier Dramen, so dafs es seinen Ausführungen an Fülle fehlt. G. gibt dann eine eingehende Darstellung aller Züge, die Shakespeare seinen übernatürlichen Gestalten beilegt, einen Vergleich mit der Darstellung bei einigen seiner Zeitgenossen (Shakespeare stellt das Übernatürliche charakteristisch dar, so dafs es nichts mit dem Menschlichen gemein hat; in geheimnisvoller Verschwiegenheit ist es stets von Würde umgeben und dient nie zur Farce; leider ist bei diesem Vergleich nicht die Auffassung des Schicksals berührt, das überhaupt zu kurz kommt), und eine Betrachtung, wie Shakespeare das Übernatürliche dramatisch verwendet. Es stört, dafs G. alles unter dem Gesichtswinkel der oben besprochenen Voraussetzung betrachtet und die rein abergläubischen Vorstellungen nicht von den übrigen trennt; fruchtbarer wäre eine Behandlung des Übernatürlichen (mit Ausnahme des Schicksals) nur als dichterisches Mittel gewesen, die dazu durch eine Heranziehung der Vorbilder gewonnen hätte; diese sind am Ende nur ganz summarisch aufgezählt. Bernh. Neuendorff.]

Shakespeare, W., Ein Sommernachtstraum, übersetzt von A. W. v. Schlegel, mit Bildern von Arthur Rackham. München, Bruckmann, 1909. 132 S. [Die entzückenden Bilder und Skizzen von Rackham erfahren hier eine deutsche Ausgabe. Als Begleittext ist die Übersetzung von Schlegel mit abgedruckt, behutsam und mit Geschmack revidiert von Prof. Rudolf Fischer. Das Prachtwerk, das sich vorzüglich zu Geschenken eignet, kostet in Pergament gebunden M. 32, in einem etwas geringeren Einband M. 28. A. B.]

Shakespeares Othello in Paralleldruck nach der ersten Quarto und ersten Folio mit den Lesarten der zweiten Quarto und einer Einleitung, hg. von Arnold Schröer. (Engl. Textbibliothek, hg. von Joh. Hoops, 14.)

Heidelberg, Carl Winter, 1909. XVI, 212 S. [Die sorgsam angelegte Ausgabe bietet auf der linken Seite Quarto I, darunter die Varianten von Quarto II, und auf der rechten Seite die erste Folio. In der Einleitung handelt Sch. nachdrücklich über die Notwendigkeit, von jedem Shakespearestück nicht nur jede Ausgabe, sondern auch die Varianten von jedem Exemplar zur Textkritik heranzuziehen. A. B.]

Wolff, Emil, Francis Bacons Verhältnis zu Platon. München, Diss. 1908. [Nur ein Teil der Gesamtuntersuchung, die von dem Verfasser unter dem Titel *F. Bacon im Spiegel seiner Quellen* der Fakultät vorgelegt und von dieser als Preisschrift gekrönt wurde, liegt hier gedruckt vor. Die Gesamtarbeit ist eine Frucht jahrelangen hingebungsvollen Fleifses. Aus begreiflichen Ersparnisgründen wird uns zunächst nur das Platokapitel geboten, und da ergibt sich bereits eine ernste methodische Schwierigkeit: Platos Gedanken können direkt oder durch mannigfache Vermittler zu Bacon gekommen sein. Als solche Vermittler studiert Wolff hauptsächlich Cicero und Montaigne, Erasmus, Thomas Morus und die Cambridge-Platoniker. Ein interessanter Paragraph bezieht sich auf Shakespeare und das philosophische Königtum, wobei sich zeigt, dafs Shakespeares Fürstenideal sich im Sinne immer höherer Vergeistigung entwickelte. Aus den noch ungedruckten Partien teilt Wolf mit, dafs Bacon, wie es scheint, an der gesamten schönen Literatur Englands vorbeigegangen ist; er nennt nicht einmal Ben Jonson, mit dem er sich in kunstkritischer Hinsicht am nächsten berührt. Von modernen Dichtern romanischer Zungen nennt er nur Ariost, Du Bartas und Rabelais. Selbst von den griechischen Dichtern sind ihm die Tragöden völlig fremd, Aristophanes kaum mehr als vom Hörensagen bekannt, nur Homer, Theokrit und Pindar in lateinischen Übersetzungen vertraut. Der Dichter, den er am besten kennt und am liebsten zitiert, ist Vergil; auf diesen ist sein ganzes Verhältnis zur Poesie aufgebaut. Selbst griechische Philosophen hat er in der Regel nicht im Original, sondern in lateinischen Übersetzungen gelesen; seine erstaunliche Kenntnis der griechischen Mythologie ist fast ausschliefslich aus der Kompilation des *Natalis Comes* geschöpft. Auch in rein philosophischer Hinsicht ergeben sich manche Überraschungen. Es wäre schade, wenn diese vortrefflichen Untersuchungen, die ich im Manuskript durchsehen durfte, aus Mangel an einem Verleger ungedruckt blieben. A. B.]

Pierce, Frederick, The collaboration of Webster and Dekker. (Yale Studies in English, XXXVII.) New York, Holt, 1909. V, 159 S. $ 1. [Es handelt sich um drei Stücke, an denen Webster und Dekker zusammen arbeiteten: *Westward hoe, Northward hoe* und *Sir Thomas Wyatt.* Über den Anteil der beiden Autoren hatten Fleay und Stoll sehr abweichende Ansichten aufgestellt. Pierce sucht zu festeren Ergebnissen zu gelangen und benutzt hierzu dialektische und metrische Kriterien, Unterschiede betreffs Charaktere, Begebenheiten und Umgebung, sowie die Behandlung der lateinischen Wörter mit drei Silben. Ob die Kriterien sicher sind, wird wohl erst an Fällen, wo die Verfasserschaft nicht zweifelhaft ist, ausgeprobt werden müssen. A. B.]

Sir Gyles Goosecappe, nach der Quarto 1606 in Neudruck hg. von W. Bang und R. Brotanek. (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, XXVI, 1.) Louvain, A. Uystpruyst, 1909. 75 S. M. 4,40, für Subskr. M. 3,60. [Nach der Vorbemerkung wurde der vorliegende Neudruck nach dem Exemplar der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien hergestellt. Einleitung und Anmerkungen werden später ausgegeben werden.]

Giles and Phineas Fletcher. Poetical works. Edited by Frederik S. Boas. Vol. II. Cambridge: at the University Press, 1909. XXIV, 366 S. 4 s. 6 d. net. [Boas hat in dieser Ausgabe manches kürzere Gedicht von Phineas Fletcher in richtiger Form wieder zu Ehren gebracht; der Haupt-

teil des Bandes aber gilt seiner *Purple island* und seiner *Piscatorie eclogues.* Beigefügt ist *Brittaines Ida, written by that Renowned Poët, Edmond Spencer,* die Boas mit triftigen Gründen wieder Phineas zuschreibt. In der Einleitung ist die eigentümliche Art des Dichters, ganze Versgruppen von ihm selbst zu wiederholen, beleuchtet. Boas selbst gesteht, dafs Giles ihn zuerst anlockte, dafs die Ausgabe aber hauptsächlich Phineas zugute kommt, der jetzt nach diesem letzten Neudruck zitiert werden mufs. A. B.]

Milton memorial lectures 1908, read before the Royal Society of Literature, edited with an introduction by P. W. Ames, Secretary R. S. L. London, Frowde, 1909. XIII, 222 S., 4 Illustr. [Das Buch ist eine würdige Gabe zu Miltons 200. Geburtstag. Die Society hatte sich bereits um Milton verdient gemacht, indem sie sich einer posthumen, lange zweifelhaften Prosaschrift von ihm annahm; mit Recht durfte dies Sir Edward Brabrook in seinem Beitrag *'The Royal Society and the study of Milton'* hervorheben. Jetzt bietet sie eine Sammlung Vorträge über ihn, nämlich: *Portraits of Milton* by G. C. Williamson; *Milton's knowledge and music* by W. H. Hadow; *A note on Milton's short poems* by E. H. Coleridge; *Milton and the liberty of the press* by W. E. Axon; *On the conception and treatment of Satan in 'Paradise lost' and the 'Inferno'* by E. H. Pember; *Milton and the great style* by G. E. Saintsbury; *Milton: his religion and polemics ecclesiastical as well as theological* by H. G. Rosedale; *Paradise regained* by E. Dowden; *Milton in Hungary* by A. Vambéry. Es ist schade, dafs kein Aufsatz beigefügt werden konnte, der die Bedeutung Miltons für unser Volk markierte; lag sie doch nicht blofs auf literarischem, sondern auch auf politischem Gebiet, wie schon der Umstand verrät, dafs unter seinen ersten Vorkämpfern bei uns die Republikaner Brockes, Bodmer und Breitinger hervorragen. Unter den literarhistorischen Artikeln hat mich der von Coleridge besonders angesprochen. Er beschäftigt sich mit der Frage, warum sich Milton nach so schönen Jugendbekenntnissen in Versen von dieser Schaffensart für Jahrzehnte abkehrte, um zunächst Prosa und dann recht viel Unerlebtes zu schreiben? Als Erklärungsgründe werden angeführt: seine Abkehr zu privaten, bald auch zu politischen Kämpfen, und *the self-sufficedness and austerity of his moral being* (S. 28). Vielleicht wäre auch auf die Änderung im Zeitgeschmack zu verweisen, der sich gerade damals von spielender Lyrik zum pathetischen Epos wandte. Ebenso beachtenswert ist der theologische Aufsatz von Rosedale, der längste und gewichtigste des ganzen Buches. Ein hochdenkender anglikanischer Geistlicher gibt uns da ein Urteil typischer Art. Er betont, wie verschieden sich Milton über das Dogma der Dreifaltigkeit aussprach: gläubig in der Jugend, skeptisch in reifen Jahren. Er verhehlt nicht, dafs sich Milton allzu individuellen Ansichten und auch Utopien ergab. Aber sein Geist, seine ganze Denkweise, seine Arbeit war ethisch. Als die Restauration den Freiheitsidealen, in denen sich Milton und seine puritanischen Freunde bewegten, ein jähes Ende bereitete, fühlte er das tiefe Bedürfnis, diese Enttäuschung mit seinem christlichen Vorsehungsglauben zu reimen: daher die Absicht des 'Paradise lost', *to vindicate the ways of god to men,* denn eine rein theologische Anfechtung hatten *the ways of god* damals nicht erfahren. Mehr von einem prophetischen als von einem kirchlichen Standpunkt aus weifs uns Rosedale die Einheit und Eigenart von Miltons Wirken nahezubringen, in populärer Darstellung, doch mit gelehrter Fragestellung. A. B.]

A concordance to the English poems of Thomas Gray. Edited by Albert S. Cook. Boston and New York 1908. VII, 160 S. [Zum Gegenstand der 1. Konkordanz, die unter den Auspizien der Concordance Society hier erscheint, wurde Thomas Gray gewählt, wegen der Bedeutung, die ihm unter den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts zukommt, und wegen der Kürze, durch die sich seine Produktion auszeichnet. Fünf Helfer

haben für Prof. Cook das Material ausgebeutet, acht haben ihn beim Korrigieren unterstützt. Zugrunde gelegt wurde Gosse's Ausgabe von Gray in 4 Bänden 1884. Alle Wörter wurden verzeichnet bis auf 47 gewöhnliche Partikeln, wie *a, an, and, are, as, be, but, by* etc. Vorbildlich für dies Vorgehen war Strong's Concordance to the Bible. Wer jemals stilistische Studien gemacht hat, wird den Wert solcher Konkordanzen zu schätzen wissen. Als Mitglied der Concordance Society kann man sich ohne weiteres bei Prof. Cook, Yale University, Newhaven, Connecticut anmelden; der Jahresbeitrag beträgt $ 4. A. B.]

Cross, W. L., The life and times of Laurence Sterne. New York, Macmillan, 1909. XV, 555 S. $ 2,50 net. [Eine sehr eingehende Biographie von Sterne als Mensch wird uns geboten, mit Benutzung alles vorhandenen Materials, auch der noch ungedruckten Briefe im Britischen Museum. Der autobiographische Einschlag in Sterne's Werken tritt Schritt für Schritt hervor, während die literarischen Vorbilder und Vorstufen zumeist unerörtert bleiben. Der Charakter des Dichters enthüllt sich als der eines heidnischen Philosophen mit humoristischer Ausdrucksgewohnheit; empfänglich für jeden weiblichen Reiz, aber durch die Menge dieser Reize bei Reinheit gehalten; oft unklug im Gebrauch frivoler Rede, aber auch weit entfernt von berechnender Selbstzucht; unfähig zu posieren, aber viel gutherziger in der Wirklichkeit, als er sich literarisch gibt; ein merkwürdiger Geist, um so mehr, als er im Gewande eines Geistlichen steckte und Predigten schrieb. Cross hat uns sein Wesen wirklich verdeutlicht und dadurch auch seine Schriften, die einst an Goethe einen grofsen Bewunderer hatten, wieder nahegebracht. A. B.]

Schalck de la Faverie, A., Les premiers interprètes de la pensée Américaine. Paris, Sansot, 1909. 366 S. Frs. 3,50. [In Form einer causerie werden wir zum Nachdenken angeregt, wie sich der puritanische Grundfaktor des amerikanischen Geistes verhält zu der materiellen und wissenschaftlich materialistischen Entwicklung des Pioniervolkes, sowie zu den französischen und deutschen Einflüssen von aufsen. Die amerikanische Literatur von Franklin bis Emerson mufs das Material abgeben. Am interessantesten ist für uns, was Schalck über die Ablösung der französischen Einwirkung durch die deutsche seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bemerkt. Bis dahin war die Sympathie für den französischen Bundesgenossen in den Vereinigten Staaten ungemein mächtig, während unsere Landsleute, die sich zu häufig vaterlandslos aufführten, *une quantité négligeable* bildeten. Dann aber stiefs Napoleon mit seiner Despotie die Republikaner jenseits des Ozeans ab, während Deutschland mit seinen Dichtern und Philosophen die jungen Amerikaner auf seine Hochschulen zog und für sich einnahm. Bildungswerte werden hier als eine politische Macht fühlbar. Von der alten Kultur Frankreichs erwartet Schalck für die Zukunft immer noch einen merklichen Einschlag nach dem Westen — es wäre bedauerlich, wenn wir ihn nicht auch hier im Osten auf die Dauer spüren sollten. A. B.]

M. D. Learned, The life of Francis Daniel Pastorius, the founder of Germantown. With an appreciation of Pastorius by S. W. Pennypacker. Illustrated with ninety photographic reproductions. Philadelphia, William J. Campbell, 1908. X, 324 S. [Den grofsen Verdiensten, die sich Prof. Learned um die Geschichte des Deutschtums in den Vereinigten Staaten bereits erworben hat, fügt er hier ein neues hinzu durch die vorliegende Lebensbeschreibung des Mannes, der bei der Gründung von Germantown der Hauptleiter war. Pastorius war als der Sohn eines kaiserlichen Rechtsgelehrten 1651 zu Sommerhausen geboren, hatte in Windsheim, wohin sein Vater 1658 versetzt wurde, Latein gelernt, besuchte dann die Universitäten Altdorf, Strafsburg, Basel und Jena und wurde selbst Rechtsgelehrter zu Windsheim, dann zu Frankfurt a. M., wo er Fühlung mit den Pietisten-

kreisen gewann, die später für seine Tätigkeit in Amerika sehr wichtig wurden. Denn nachdem er eine Reise durch Frankreich, Schweiz, Norddeutschland, Holland und England gemacht hatte, die er in ziemlich pietistischem Tone beschrieb, und nachdem der Quäkerführer Penn 1681 Besitzer einer ganzen Provinz geworden war, erging an Pastorius die Aufgabe, verwandte Geister aus Deutschland hinüberzubringen und in der Hauptstadt von Pennsylvanien anzusiedeln. Er reiste 1683 nach Amerika, wurde Agent der Deutschen Gesellschaft, legte im Norden Philadelphias Germantown an, wurde der neuen Stadt in verschiedenen Eigenschaften sehr nützlich, namentlich auch durch die Abfassung der Schrift 'A new primer or methodical directions to obtain the true spelling, reading and writing of English', und veröffentlichte eine Beschreibung der Kolonie für seine eigenen Landsleute in der offenbaren Absicht, ihrer möglichst Viele nachzulocken. Er schrieb deutsch, in Versen gern Lateinisch, in Prosa und Versen am meisten Englisch, und zwar sehr bald ein idiomatisches Englisch, das unter den Anfängen der amerikanischen Literatur zu beachten ist. Nachdem er viele Schriften veröffentlicht hatte, hinterliefs er ungedruckt eine Art Enzyklopädie unter dem Titel *Hive or beestock, containing above two thousand little honeycombs, begun in the year 1696 and continued for the use of his children.* Es enthält Epigramme und Inschriften, Buchanzeigen und Quäkertraktate, Betrachtungen über Namen und Warnungen für kleine Leute, Bücherauszüge und Originelles durcheinander. Viele Seiten hat Learned durch Abbildungen mitgeteilt; das Buch ist eine Art Bildungsdurchschnitt des deutschen Kolonisten zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Pastorius starb 1719 und feiert hier eine freundlich inszenierte Auferstehung. Allerlei Ansichten von den Bauwerken, die ihn in der Jugend umgaben, hat Learned mitgeteilt; sie verraten eine warme Liebe für die deutschen Städtchen, in denen der Held seine Jugend verbrachte. A. B.]

Philipp Waldeck's diary of the American revolution, printed from the original manuscript, with introduction and photographic reproduction of the list of officers by Marion Dexter Learned. (Americana Germanica, Band 6.) Philadelphia, Americana Germanica Press, 1907. X, 146 S. [Philipp Waldeck war Kaplan beim 3. Waldeckischen Regiment, das im amerikanischen Unabhängigkeitskriege für England zu kämpfen hatte. Auch die Originalfassung, die er im Felde schrieb, ist erhalten; hier ist aber seine endgültige Ausarbeitung gedruckt, der allerdings ein richtiger Schlufs fehlt. Es ist ein merkwürdiges Denkmal aus der gesunkensten Zeit unseres Volkes. 'Unter den Glückwünschen aller wohlgesinnten Freunde' — so lautet die erste Zeile — erfolgte der Ausmarsch, ohne eine Spur von eigenem politischem Denken; es war im Mai 1776, und das angenehme Frühlingswetter wird fast poetisch beschrieben. Ohne ein Zucken der Wimper erzählt W. unter dem 30. Mai, dafs das Regiment bei der Einschiffung auf der Weser dem Könige von Grofsbritannien 'den Eid der Treue feyerlich abgelegt'. Die Seereise dauerte vom 3. Juni bis 20. Oktober; Mundvorrat elend, Wasser knapp, die deutsche Geduld grofs, fleifsige Abhaltung von Gottesdienst. In Neuyork war der Verfasser erstaunt, eine so prächtige Stadt zu finden, mit schönen Strafsen und den vortrefflichsten Backsteinhäusern; auch imponierte ihm der blühende Zustand der Landwirtschaft. Für die Freiheitsbewegung der Amerikaner hat er nur den Ausdruck 'Rebellion'; er freut sich wie ein Kind, wenn sein Regiment wegen seiner Bravour vom englischen General gelobt wird; erst im April 1778 scheinen ihm etwas die Augen aufzugehen, denn jetzt schreibt er aus der Pennsylvanischen Zeitung einen langen Aufruf des Kongresses an die Vereinigten Staaten ab. In kulturhistorischer Hinsicht interessant sind seine Berichte über die Indianer, die ganz unpoetisch klingen, und ganz besonders über die deutschen Kolonisten in Neuyork, an denen er

den Fleifs und die Freundlichkeit rühmt, aber die Gleichgültigkeit gegen die Muttersprache bereits beklagt. Bescheiden fügt er bei, dafs der Handwerker sich bemühe, 'das durch Arbeitsamkeit zu ersetzen, was der englische durch Erfindungskraft und durch die ihm eigene Geschicklichkeit, jede Art von Arbeit besser zu machen, erwirbt'. Und dann eine Anwandlung von politischem Zorn: 'Gleichwohl siehet der Engländer noch immer mit mifsgünstig stolzen Augen den Deutschen an, als hätte er durch seine Geburth schon die ersten Ansprüche auf das glückliche Gewerbe von Amerika.' S. 59. — Um die Herausgabe der Schrift hat sich Prof. Learned durch eine sorgsame Einleitung verdient gemacht. Dr. Joseph Rosengarten in Philadelphia, Verfasser des Werkes *'The German allied troups in the North-American war of independence'*, hat das Manuskript erworben und dem Herausgeber zur Verfügung gestellt. Alle Achtung vor den wackeren Erforschern des Deutschtums in Amerika! A. B.]

Aynard, J., Coleridge, La vie d'un poète. Paris, Hachette, 1907. 371 S. [Bei den vielen und wechselnden Beziehungen, die Coleridge zu französischer Politik hatte, ist es interessant, die Stimme eines gelehrten Franzosen über ihn zu hören. Aynard ist mit vorzüglicher Kenntnis der Coleridge-Literatur an sein Werk gegangen, er sieht die literarischen Strömungen, er fühlt die religiösen Einflüsse im konfessionenreichen England, und er verfügt über eine ungewöhnliche Einsicht in die politischen Zustände vor einem Jahrhundert. Er weifs zu sondern zwischen dem allgemeinen Mifstrauen des damaligen England gegen französisches Wesen und der individuellen Haltung von Coleridge, den er mit möglichstem Wohlwollen, ja mit Grofsmut behandelt. Von der französischen Revolution, für die der junge Coleridge schwärmte, verstand er, nach Aynards offenem Urteil S. 79, *rien* und bewunderte lediglich in Poetenmanier *la splendeur d'incendie.* Wenn er später behauptete, er habe trotz seiner Schwenkung zu den Konservativen und Orthodoxen seine Politik nicht verändert, was den Engländern ein Lächeln abnötigt, so gibt ihm Aynard ohne weiteres recht, denn er sei von vornherein konservativ und christlichsozial gewesen. S. 92. Auffällig sei nur, dafs Coleridge in reiferen Jahren öffentlich und feierlich seinen jugendlichen Jacobinismus abschwor; arm und mit einer Familie, die er nicht selbst zu erhalten vermochte, habe er sich aus äufseren Gründen gefürchtet vor dem Rufe des Jacobiners, der ihm doch innerlich nicht zukam; die Folge war freilich nur, dafs er fortan beide Parteien gegen sich hatte, die Jacobiner und die Anti-Jacobiner. S. 171. Aynard ist sich nicht sicher, ob Coleridge für Deutschland ein wirkliches Verständnis besafs. Er habe immer ein schlechtes Deutsch gesprochen, von der älteren deutschen Literatur eine oberflächliche, von der neueren eine einseitige, wesentlich romantische Kenntnis sich angeeignet; von der Umwälzung in den deutschen Geistern seiner Zeit habe er nichts begriffen; *en somme l'Allemagne lui parut une grandeur passée, dont l'astre avait été Leibniz, le seul allemand qui lui inspire encore quelque enthousiasme.* S. 200. Aynards Buch ist eine wirkliche Bereicherung der Coleridge-Literatur, wenn man auch da und dort ein Fragezeichen setzen möchte, wo die geistreiche Pointe vielleicht etwas zu scharf geschliffen ist; vor allem ist es frei von philologischer Kurzsichtigkeit. A. B.]

Jakob, Karl, Die historischen Quellen von Bulwers Roman 'The last of the barons' und sein Verhältnis zur Geschichte. Würzburg, Diss. 1908. VIII, 84 S.

Kellner, Leon, Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. Leipzig, Tauchnitz, 1909. XXX, 703 S. [Ein sicherer Vorzug des Buches ist, dafs es viele Autoren berücksichtigt und die meisten recht ausgiebig; man bekommt eine reiche Vorstellung von den Dichtungen und eine lebendige Vorstellung von den hervorragenderen Dichtern, bei denen regelmäfsig zuerst Leben und Persönlichkeit, dann Inhalt und Stil,

endlich literarische Freunde und Schüler behandelt werden. — In zweiter Linie ist zu rühmen, dafs der Verfasser über die Inhaltsangabe und Formbeschreibung hinaus auf den Zusammenhang mit den sozialen Bewegungen achtet, also nicht Literaturgeschichte enger Art, sondern zugleich Kulturgeschichte treibt. Das ist allerdings manchmal in etwas allgemeiner Art geschehen; so gleich zu Anfang, wo die Literatur der Viktoria-Zeit als das Spiegelbild einer Gesellschaft charakterisiert wird, 'die seelisch aus dem Gleichgewicht gekommen ist und vergebliche Anstrengungen macht, eine neue Ruhelage zu finden'. Die meisten Literaturperioden würden sich ähnlich definieren lassen, die der Revolutionszeit oder der Kreuzzüge vielleicht noch mit mehr Recht. Gern sei dabei zugegeben, dafs die methodische Frage, wie kulturelle und rein literarische Bewegungen sich zueinander verhalten, noch viel zu wenig studiert ist; gerade auf dem Gebiet des 19. Jahrhunderts, in der hellsten Periode, ist in dieser Hinsicht am ehesten grundsätzliche Aufklärung zu erwarten. — Literaturgeschichte ist die Geschichte der grofsen Literaten: nach dieser echt englischen Auffassung hat Kellner eine rein persönliche Anordnung gewählt und gruppiert: 1) Dickens, 2) Bulwer, 3) J. St. Mill, 4) Macaulay, 5) Carlyle, 6) Th. Hood, 7) Calverley, 8) Disraeli, 9) Newman, 10) Thackeray, 11) Brontë, 12) Tennyson, 13) Mrs. Browning, 14) R. Browning, 15) Kingsley, 16) Tupper, 17) M. Arnold, 18) Borrow, 19) G. Eliot, 20) H. Spencer, 21) D. G. Rossetti, 22) Swinburne, 23) Ruskin, 24) W. Morris, 25) G. Meredith, 26) Stephenson, 27) Hardy, 28) Gissing, 29) Kipling, 30) Wilde, 31) Yeats, 32) Shaw, indem er dabei noch stark in die Gegenwart hereingreift. Vielleicht hätte Bulwer als Fortsetzer von W. Scotts romantischer Prosa und nach der Chronologie vor Dickens gehört, Carlyle, dessen *Geschichte der französischen Revolution* zeitlich und psychologisch dem Macaulayschen Geschichtswerk vorangeht, vor diesen, u. dgl. Gewifs wäre Froude eher zum Kreise des Carlyle zu ziehen gewesen als zu dem des Macaulay, und Pater eher selbständig zu schildern als im Anhang zu Ruskin. Aber in einem so breit angelegten Werke, das mit sichtlichem Ernst auf Systematik drängt, soll man über einzelne strittige Dinge sich nicht aufhalten. Es ist schon viel wert, dafs Kellner über die Katalogform hinausgekommen ist, dafs er nicht blofs eine buchmäfsige, sondern eine literarische Auffassung zeigt, dafs er lebendig darstellt, manchmal sogar mit einem Stich in das Journalistische, und dafs er ungemein viel Belesenheit verrät. Seine Leistung wird hoffentlich auf die Belesenheit unserer Landsleute in modern-englischer Literatur günstig wirken; bisher sind uns die Pariser in dieser Hinsicht weit voraus. A. B.]

Wilde, Oscar, De profundis. Neue deutsche Ausgabe von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer, 1909. XXII, 192 S. [Diese neue, vermehrte Ausgabe beginnt mit einem Brief von Robert Ross, dem Freund und literarischen Testamentsvollstrecker Wildes, an den Übersetzer, worin es klipp und klar heifst: *But for you I do not think the book would have ever been published.* Dr. Meyerfeld mag sich über diese offene Anerkennung seines grofsen literarischen Verdienstes freuen. Überdies wird es als eine Folge seiner Übersetzung, die bekanntlich vollständiger war als die englische Originalausgabe, bezeichnet, dafs jetzt eine Reihe unterdrückter Stellen auch den Engländern zugänglich gemacht werden. In einer zweiten Vorrede ergreift Meyerfeld selbst das Wort und verrät uns, dafs wir noch immer blofs ein Drittel des Ganzen haben. Die erste Hälfte wurde zurückbehalten, weil sie sich angeblich auf geschäftliche und Privatangelegenheiten von gar keinem Interesse bezieht; das übrige Sechstel verteilt sich auf Lücken da und dort, wo jetzt bei Meyerfeld drei Punkte stehen. Mit Rücksicht auf das englische Prefsgesetz konnte Ross nicht anders vorgehen. Überdies hat Ross an einigen Stellen Retuschierungen des Wortlautes vorgenommen, die Meyerfeld nicht aufnahm. Indem jetzt

das Werk als ein Brief, geschrieben von Wilde aus dem Zuchthaus in Reading an seinen Freund Lord Alfred Douglas, sich enthüllt, wird es erst recht verständlich. Es hat jetzt bei Meyerfeld den Untertitel erhalten: *Epistola — in carcere et vinculis,* wie der Verfasser ihn vorgeschlagen hatte; *De profundis* war nur von Ross erfunden worden. Das Schicksal des Buches wird in der Geschichte der deutsch-englischen Literaturbeziehungen nicht vergessen werden; die deutsche Ausgabe von *De profundis* hat nicht blofs zur Tilgung der Schulden, die der Dichter hinterlassen hatte, beträchtlich beigetragen, sondern auch die Gegenwartswirkung des Dichters zu einer intensiven gemacht; sie gehört mit zu den Fällen, in denen Deutschland gegen englische Dichter dankbarer war als das Mutterland selbst. A. B.]

Greig, Gavin, Folksong in Buchan, reprinted from the Transactions of the Buchan Field Club, 1907. Peterhead, Scrogie, 1907. 76 S. [Mit erneutem Eifer werden jetzt wieder britische Volkslieder aufgezeichnet. Voran ging The Folksong Society 1900 ff.: von ihr liegen bereits zwölf 'Journals' vor, die bisher in Deutschland weniger Aufmerksamkeit erregten, als sie verdienen. Es folgten Somersetshire folksongs, hg. von C. J. Sharp und C. L. Marson (London, Simpkin), die es seit 1905 zu fünf Bänden gebracht haben, und manche andere Sammlung, die die Herausgeber in den Anmerkungen dazu hinter dem Text verzeichnen. In Schottland hat Greig, vom Carnegie Trust einsichtig unterstützt, eine Anzahl Volkslieder, teilweise mit der Melodie, gedruckt und durch einen verbindenden Kommentar erläutert. Er zeigt, dafs, wenn auch die alte heroische Volksballade nicht mehr weitergedichtet wird, der Brunnen der Volkspoesie doch nicht versiegt. *New versions from time to time replace old ones,* und ganz neue Gedichte werden in Umlauf gesetzt, *as a rule the work of some humble rhymer, who is frequently also the hero of the tale* (S. 12). Als Beispiel für letztere sei die Liebesballade 'Jack Scott' erwähnt, die von einer Liebesgeschichte mit Entführung und Auswanderung nach Amerika berichtet. Wenn die Wahl niedriger Personen und Motive, die regelmäfsige Rhythmik und sentimental schillernde Rhetorik nicht trügen, ist es wesentlich die Bänkelsängerballade, die hierin fortlebt:

Come all my friends both far and near,
And listen to my song;
I've penned it with a troubled mind,
To hold me on-thought long.

First time I saw my Mary
Was in the month of May;
Down by her father's dwelling
I carelessly did stray. —

Her father did a servant want,
With him I did agree;
Six months with him then I was bound
His servant for to be usw.

Für das Material, das Greig uns mitteilt, mufs man ihm sehr dankbar sein. Wie zu erwarten ist und von ihm auch angedeutet wird, kann man dies und jenes Lied in verschiedenen Fassungen hören: für solch bunte Texte würden wir noch dankbarer sein. Der verbindende Kommentar enthält neue Belege für die alten Eigentümlichkeiten der Volkspoesie; möge Greig diese Aufzeichnungen fortsetzen und dabei recht viele Indiskretionen begehen. Was er über einzelne Sänger wie Tullochgorum Skinnes (S. 35) andeutet, wird jeden Leser noch mehr begierig machen. A. B.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60:
Vol. 4000: Th. Stanton, A manual of American literature.
„ 4100: B. M. Croker, Katherine the arrogant.

Vol. 4102—3: A. Bennett, The old wives' tale. Vol. 1. 2.
„ 4104: H. Harland, The royal end.
„ 4105: A. Morrison, Green ginger.
„ 4106—7: M. Hewlett, Halfway house. Vol. 1. 2.
„ 4108: M. Maartens, Brothers all.
„ 4109—10: F. Danby, An incompleat Etonian. Vol. 1. 2.
„ 4111: D. Gerard, Pomp and circumstance.
„ 4112: O. Wilde, Lady Windermere's fan.

Hausknecht, Emil, The English student. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1909. 386 S., dazu Vocabulary: 139 S. Zehnte Auflage.

Hampel, E., Schülerfehler im englischen Anfangsunterricht der Realschule nach dem Elementarbuch von Dubislav-Boek. (Beilage zum Jahresbericht des städt. Realgymnasiums mit Realschule zu Naumburg a. S.) Naumburg, Sieling, 1909. 16 S.

Penner, Emil, History of English literature compiled from the best English authors and adapted for the use of schools. Second edition. Leipzig, Renger, 1908. XII, 151 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller:
Fitchett, W. H., Fights for the flag, für den Schulgebrauch hg. von H. Hoffmann. Mit vier Abbildungen, fünf Abbildungen und Schlachtenplänen. 137 S. Geb. M. 1,40.
Selections of American prose-writers, für den Schulgebrauch hg. von F. Meyer. 144 S. Geb. M. 1,50.

Dickens, Ch., Florence and her little brother (Dombey and son), mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von Th. Hillenkamp. (Englische Schülerbibliothek.) Paderborn, Schöningh. 156 S.

Lindenstead, Arthur, Richard Elsing's apprenticeship. Leipzig und Berlin, Teubner, 1909. VII, 136 S. Geh. M. 2.

Romanisch.

Romania ... p. p. P. Meyer N° 149, janvier 1909 [R. Weeks, Études sur *Aliscans* (suite et fin). — P. Meyer, Les plus anciens lapidaires français (premier article). — A. Piaget, *Le Songe de la Barge* (1404) de Jean de Werchin, sénéchal de Hainaut († 1415). — M.-J. Minckwitz, Notice de quelques manuscrits du *Tresor* de Brunet Latin. — H.-A. Smith, Some remarks on a Berne ms. of the Chanson du Chevalier au Cygne et de Godefroy de Bouillon. — Mélanges: G. Huet, Romans arturiens et récits irlandais, un nouveau rapprochement. — G. Bertoni, L'histoire du chansonnier provençal Ambr. D 465 inf. — M. Rogues, Roumain *alnic, alnicie.* — A. Kluyver, *tropare, contropare.* — A. Thomas, Note complémentaire sur *vernis.* — Comptes rendus — Périodiques — Chronique]. N° 150, avril 1909 [A. Thomas, Fragments de farces, moralités, mystères etc. (Bibl. Nat. Nouv. acq. fr. 10660). — Gertrude Schoepperle, *Chievrefoil.* — A. Longnon, Nouv. recherches sur les personnages de Raoul de Cambrai. — P. Meyer, Les plus anciens lapidaires français (2ᵉ art.). — A. Parducci, La canzone di 'mal maritata' ni Francia nei secoli XV—XVI. — Comptes rendus — Périodiques — Chronique].

Romanische Forschungen .., hg. von K. Vollmöller. XXVI, 1, ausgegeben im Februar 1909 [E. Brugger, Mitteilungen aus Hss. der altfranz. Prosaromane *Joseph* und *Merlin* nebst textkritischen Erörterungen. — J. Werner, Zur mittellatein. Spruchdichtung. — A. Ulbrich, Über das Verhältnis von Waces *Roman de Brut* zu seiner Quelle, des Gottfr. v. Monmouth *Historia regum Britanniae.* — A. C. Ott, Eloi d'Amerval und sein *Livre de la Diablerie.* — E. Enderlein, Zur Bedeutungsentwickelung des best. Artikels im Französischen mit besonderer Berücksichtigung Molières,

cf. hier CXXI, 489. — J. Werner, *Guiardinus*, Bruchstücke eines latein. Tugendspiegels nach der Basler Hs. — P. M. Huber, Textbeiträge zur Siebenschläferlegende des Mittelalters].

Revue des langues romanes LII, 1; janvier-février 1909 [Calmette et Hurtebise, Correspondance de la ville de Perpignan. — F. Castets, Les quatre fils Aymon. Bibliographie: 1° Revue des revues — 2° Comptes rendus].

Bibliotheca Romanica. Strafsburg, Heitz u. Mündel (o. D.). Die Nummer, ca. 5 Druckbogen, M. 0,40:

N° 67—70. Blaise Pascal, Les Provinciales, 343 S. [Die Ausgabe ist von Ph.-A. Becker besorgt; sie gibt den Text der Originaldrucke — in moderner Orthographie — wieder und verzeichnet die Varianten aus Pascals Lebenszeit. Zwanzig Seiten Einleitung und ebensoviele knapper Anmerkungen sind beigegeben. Bei der Kostspieligkeit der in Frankreich erschienenen verläfslichen Texte der 'Provinciales' ist dieser Abdruck sehr willkommen].

N° 75—77. A. de Lamartine, Premières méditations poétiques. [F. E. Schneegans gibt die 'Prem. méditations' nach der ersten Ausgabe von 1820 (24 Stücke) wieder, läfst die Erweiterungen von 1820, 1823 und 1849 (41 Stücke) folgen. Dabei ist in den Fufsnoten ein sehr wertvolles, umsichtig gesammeltes Variantenmaterial geboten, das in Lamartines Arbeitsweise einführt und diesen Neudruck als ganz besonders geeignet erscheinen läfst, Übungen zugrunde gelegt zu werden. Die umfangreichen Vorreden des Dichters sind beigegeben.]

Gesellschaft für romanische Literatur, Dresden (Vertreter: Niemeyer, Halle a. S.), 1908. Fünfter Jahrgang, 1906: 1. Band (der ganzen Reihe Band 14) und sechster Jahrgang, 1907: 1.—3. Band (der ganzen Reihe Band 17—19):

14. Altitalienische Heiligenlegenden nach der Hs. XXXVIII, 110 der Bibl. Nazionale centrale in Florenz mit Einleitung und Anmerkungen zum erstenmal hg. v. W. Friedmann. LXVII, 177 S. [ein veronesischer Text aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts].

17. Rambertino Buvalelli, trovatore bolognese e le sue rime provenzali per G. Bertoni. 78 S.

18. Le Romans de la Dame a la lycorne et du biau chevalier au lyon. Ein Abenteuerroman aus dem ersten Drittel des 14. Jahrh. zum erstenmal hg. von Dr. Fr. Gennrich. 410 S.

19. Les mervelles de Rigomer von Jehan. Altfranz. Artusroman des 13. Jahrh. nach der einzigen Aumale-Hs. in Chantilly, zum erstenmal hg. von W. Foerster. XII, 510 S. [der Band enthält den Text, 17271 Verse; ein weiterer Band wird Einleitung, Anmerkungen, Glossar und Namenverzeichnis bringen].

Sammlung vulgärlateinischer Texte, hg. v. W. Heraeus und H. Morf. 2. Heft. Petronii cena Trimalchionis nebst ausgewählten pompejanischen Wandinschriften hg. von W. Heraeus. Heidelberg, Winter, 1909. VI, 47 S. M. 1,20. [Der Text der *cena* ist wesentlich nach Buecheler wiedergegeben, doch hat Heraeus in den Reden der Freigelassenen gelegentlich die Überlieferung bewahrt, da in ihr echte Vulgarismen erhalten oder verborgen sein können. Im kritischen Apparat verzeichnet er seine Abweichung von den Hss. und von Buecheler. Auf den zehn letzten Seiten folgen 75 nach sprachlichen Gesichtspunkten ausgewählte und sachlich geordnete pomp. Wandinschriften sowie das *testamentum porcelli.*]

Brozzi, D., Dell'origine e natura del linguaggio ossia etimologia della lingua latina coi rapporti tra l'idee e le radici delle parole. Città di Castello, Soc. tipogr. editr. cooperativa, 1909. 848 S. Lire 10.

Meyer-Lübke, W., Romanisch *bast-*. S.-A. aus *Wörter und Sachen*, kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung, hg. von

Meringer, Meyer-Lübke, Mikkola, Much, Murko. I. Band, 1909. S. 28—39 [zu welcher lichtvollen Darstellung nun Schuchardts Ausführungen in Gröbers *Zeitschrift* XXXIII, 339 ff. zu vergleichen sind].

Ernout, A., Les éléments dialectaux du vocabulaire latin. Collection linguistique publiée par la Soc. de ling. de Paris. III. Paris, Champion, 1909. 253 S.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur ... hg. von D. Behrens. XXXIV, Heft 2 und 4. Der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft. — XXXIV, Heft 5 u. 7 [H. Haupt, Voltaire in Frankfurt, 1753, III. — K. Glaser, Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zweiter Teil: Die politische Dichtung der Plejade. — W. Küchler, Eine dem 'Orlando Furioso' Ariosts entlehnte Episode im französischen Amadisromane. — H. Droysen, Das 'Portrait de Mr. de Voltaire' von 1735 und 1756. — E. Herzog, Aus dem 'Atlas linguistique': 1. Erhaltene Nominativformen; 2. *cuivre* = *cuir*; 3. périg. auvergn. *comencar*. — E. Gamillscheg, Zur wallonisch-lothringischen Präsensbildung. — C. Salvioni, Wortgeschichtliches: franz. *lège*. — W. Haape, Nachtrag zu 'A. de Musset in seinen Beziehungen zu Deutschland'].

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat. XXII, 3 [A. Morize, Voltaire et le *Mondain* (suite). — Dr. Fay, Les Gavaches. — P. Barbier fils, Les dérivés romans du latin *sargus*. — G.-A. Parry, *Les énigmes de l'amour* de Pierre Sala. — A. Guérinot, Une interpretation erronée du *Grand Testament* de Villon, strophe 6. — J. Bastin, Le verbe *être* conjugué avec lui-même. — L. Seguin, Sur un mot de Mme de Sévigné. — Comptes rendus. — Livres et articles signalés. — Nécrologie). — XXII, 4 [L. Roudet, Remarques sur la phonétique des mots français d'emprunt. — J. Gilliéron et M. Roques, Études de géographie linguistique, X: Les noms galloromans des jours de la semaine (auch abgedruckt im *Annuaire* der *Ecole des hautes études* 1908—9). — A. Schinz, Autour d'un accent: *Genève* et *Génevois* — Chronique — Comptes rendus]. — XXIII, 1 [J.-P. Jacobsen. La comédie en France au moyen âge. — C. Juret, Étude phonétique et géographique sur la prononciation du patois de Pierrecourt (Haute-Saône); 2e partie: Étude géographique — Comptes rendus — Livres et articles signalés]. — XXIII, 2 [J.-P. Jacobsen, La Comédie en France au moyen âge (suite). — A. Dauzat, La langue des sports. — P. Barbier fils, Notes sur certains noms de poissons. — Comptes rendus — Chronique — Livres et articles signalés].

Aucassin et Nicolette. Texte critique accompagné de paradigmes et d'un lexique par H. Suchier. Septième édition avec une table contenant la notation musicale. Traduction française par A. Counson. Paderborn, Schoeningh, 1909. XI, 136 S. [Die neue Auflage des unentbehrlich gewordenen Buches ist rasch gefolgt. Cf. zur sechsten Auflage *Archiv* CXX, 250: diese siebente ist um das erbetene Musiknotenblatt vermehrt worden; von den weiteren Vorschlägen und Bemerkungen hat nichts Gnade gefunden.]

Rechnitz, Fr., Prolegomena und erster Teil einer kritischen Ausgabe der *chançon de Guillelme*. Bonner Inauguraldissertation. Bonn, E. Eisele, 1909. 105 S.

Les chansons de croisade, publiées par J. Bédier, avec leurs mélodies publiées par P. Aubry. Paris, Champion, 1909. XXXVI, 318 S. Frs. 10. [Die zerstreut publizierten französischen Kreuzzugslieder, die uns erhalten geblieben sind, 29 an der Zahl, sind in diesem Bande in schöner Ausstattung vereinigt. Sie scheiden sich inhaltlich in drei Gruppen: die einen bedeuten eine wirkliche Aufforderung, im Dienste des himmlischen Lehens-

herrn das Kreuz zu nehmen; die anderen benutzen das Kreuzzugsthema zum Liebeslied, und eine dritte Gruppe knüpft, als historische Lieder, an Ereignisse an, die am Wege der Kreuzfahrt sich zugetragen haben. Doch sind Gedichte, die nur beiläufig oder undeutlich einer Kreuzfahrt Erwähnung tun, ausgeschlossen. Zwölf der Chansons sind anonym. Bédier hat die Lieder chronologisch geordnet vom zweiten (1147) bis zum sechsten (1248) Kreuzzug Ludwigs des Heiligen. Fünf von den 29 Liedern lassen sich keinem der Züge zuteilen. Für jedes Lied hat Bédier — auf die handschriftliche Überlieferung zurückgehend — einen kritischen Text hergestellt; sprachliche Uniformierung hat er mit gutem Grunde unterlassen. Einleitende Bemerkungen, eine Übersetzung und erklärende Beigaben machen jeden der 29 Abschnitte zur kleinen Monographie. Und nicht selten gibt Bédier dabei neue Lösungen für alte Probleme, so zu Hugues' de Berzé Lied an Folquet de Romans, das er gegen G. Paris' Meinung wohl richtig 1220/21 ansetzt. — Zur Form *ultreja, sus eja* cf. Gröbers *Zs.* XVIII, 205. Dafs dieser Ruf die Interjektion *eya* (*A l'entrade del tens clar — eya!*) enthalte, denkt schon D'Ancona, *Poesia pop. italiana* 1878 p. 7, und ich möchte ihm recht geben: der Siegesruf *oltre!* hat sich mit dem Freudenlaut *eya* verbunden, und in *-ée* scheint eine Französisierung vorzuliegen. — P. Aubry erörtert p. XIX—XXXIII die Melodien, die er p. 303—16 in moderne Noten umschreibt. Doch steht er seinem eigenen Versuch skeptisch gegenüber, denn er hält es fast für unmöglich *de reconstituer avec quelque sûreté, un texte mélodique de troubadour ou de trouvère.* Um so dankbarer müssen wir ihm sein, dafs er den mühevollen Versuch gewagt hat.]

La vie de saint Quentin par Huon le roi de Cambrai, publiée pour la première fois par A. Långfors et W. Söderhjelm. Acta Soc. Scientiarum fennicæ, XXXVIII, 1. Helsingfors 1909. XXV, 67 S. gr. 4°. [Auf die Ausgabe des *Regret Nostre Dame*, cf. *Archiv* CXX, 217, folgt hier die des Quintinlebens (4092 Achtsilbler), die Söderhjelm schon vor Jahren (*Romania* XXV, 451) versprochen hat, und bei der auch Långfors (gramm. Einleitung, Anmerkungen und Glossar) beteiligt ist, wie bereits im *Regret* p. CXLVI angekündigt war. Die sprachlichen Bemerkungen ergänzen die Darstellung, die Långfors zum *Regret* gemacht hat. Die lateinische Quelle der *Vie* ist am Fufse des Verstextes fortlaufend abgedruckt. Diese sorgfältige Publikation hat nun das letzte der dem Huon le roi de Cambrai zuzuschreibenden Werke zum Druck gebracht.]

Raoul de Houdenc, Le Songe d'Enfer, suivi de La Voie de Paradis, poèmes du XIIIe siècle précédés d'une notice historique et critique et suivis de notes bibliographiques et d'éclaircissements par Ph. Lebesgue. Paris, Sansot & Cie, 1908. 235 S. [Der Herausgeber dieser beiden altfranzösischen Gedichte, denen am Fufse der Seiten die Übersetzung beigegeben ist, ist ein Liebhaber, der von sich selbst in der Vorrede sagt, dafs er *moins de savoir précis que d'esprit critique* mitbringe. Er hat übersehen, dafs der *esprit critique* ohne *savoir précis* in der Luft schwebt und aus Hirngespinsten Luftschlösser baut. So ist denn die historische Darstellung Raouls und seiner Zeit ein Gerede, das einen in die Zeit der Romantik zurückversetzt. Es charakterisiert die Information des Herausgebers, dafs er *Méraugis* nur aus Michelant kennt, und dafs ihm für seine Wiedergabe des *Songe d'Enfer* auch Friedwagners Mitteilung der Ashburnham-Hs. (1898) unbekannt ist.]

Guillaume de Machaut. Poésies lyriques. Edition complète en deux parties, avec introduction, glossaire et fac-similés, publiée sous les auspices de la Faculté d'histoire et de philologie de St-Pétersbourg par V. Chichmaref. Paris, Champion (o. D.). CXVI, 705 S.

Pellissier, G., Lectures classiques. Le XVIIe siècle par les textes. Morceaux choisis. Paris, Delagrave (o. D.). 572 S. Frs. 5. [Ein Lese-

buch zur Geschichte der französischen Literatur der klassischen Zeit — nicht eine der üblichen Chrestomathien mit den üblichen 'morceaux choisis' und 'les plus belles pages' der Gröſsten, sondern eine Sammlung von Texten, die in die Fülle der geistigen Arbeit des 17. Jahrhunderts hineinführen. Die Prunkstücke der Dramatiker und Redner, die üblichen Fabeln, der 'Art poétique' etc. fehlen ganz. Dafür findet man charakteristische Briefe, Vorreden, polemische Stücke etc. Neben die führenden Künstler treten entwicklungsgeschichtlich bedeutsame literarische Arbeiter zweiten Ranges mit Vers und Prosa: Mairet neben Corneille, Perrault neben Boileau, Arnault, Nicole neben Pascal etc. Bei Malherbe ist der 'Commentaire sur Desportes' nicht vergessen, in Bossuet der Gegner der Bühne und der Geschichtschreiber des Protestantismus nicht übersehen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, selbst mit der Ausführung eines literarhistorischen Lesebuches beschäftigt ist, mag wohl bei Pellissier manchen Namen (z. B. Sorel, Sarasin, Cyrano) vermissen, andere (wie Scarron) zu schwach vertreten finden und auch sonst in seiner Wahl andere Wege gehen — aber er wird gern anerkennen, daſs diese Textsammlung ihren Zweck, in den Geist des 17. Jahrhunderts einzuführen, trefflich erfüllt. Pellissiers Buch ist in seiner Reichhaltigkeit eine Ergänzung zu Klincksiecks 'Chrestomathie' (vgl. *Archiv* CXVII, 472), und man möchte es, neben diesem, in den Händen recht vieler Studierender und Lehrer sehen. Bei diesem Anlaſs sei auch an die kulturhistorische Anthologie Bonnefons erinnert (*Archiv* CXIII, 458). — 'Le XVIIe siècle par les textes' ist mit einer Anzahl von Reproduktionen von Büchertiteln, Ansichten etc. geschmückt. Die knappen sprachlichen Anmerkungen sind für französische Schüler berechnet.]

Fontenelle. Pages choisies des Grands Ecrivains. Avec une introduction par H. Potez. Paris, A. Colin, 1909. XXIII, 326 S. Frs. 3,50. [Diese bekannte und empfehlenswerte Sammlung von *Lectures littéraires* umfaſst nun schon mehr als fünfzig Bände, die sich vom klassischen Altertum bis zur Gegenwart erstrecken und neben den Franzosen auch deutsche (Goethe, Schiller, Heine), englische (Shakespeare, Emerson, Dickens, Carlyle) und russische Schriftsteller umfassen. Fontenelle, der als Précieux und Aufklärer zwei Jahrhunderte verbindet, verdiente wohl, in die Kollektion aufgenommen zu werden. Er gehört, wenn auch nicht zu den *grands écrivains*, so doch zu den *representative men* des französischen Schrifttums. Die Auswahl (*Dialogues des morts, Lettres galantes, Sur la pluralité des mondes, Histoire des oracles, Digression sur les anciens et les modernes, Histoire de l'Académie des Sciences*, ein Drittel der *Eloges*, fast die Hälfte des Bandes füllend) ist mit guter Überlegung getroffen. Es wäre zu wünschen, daſs diesen *pages choisies* auch eine Bibliographie beigegeben würde, wie dies bei den *plus belles pages* der Kollektion des *Mercure de France* geschieht, cf. hier S. 220. Die *Introduction* gibt eine gute Charakteristik Fontenelles.]

Musset, A. de, La confession d'un enfant du siècle. Paris, J. Gillequin & Cie (o. D.). 227 S. [Eine reizende, in trefflicher Schrift auf gutes Papier gedruckte Ausgabe, als Spezimen einer gleich ausgestatteten, elegant broschierten Sammlung 'Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française'. Diese Sammlung wird 100 Bände zu 2—300 Seiten umfassen — 79 *volumes d'œuvres complètes*, 21 *volumes d'extraits* —, die auf dem Wege der Subskription zusammen nur frs. 75 kosten sollen. Der Verlag, der sich 'La renaissance du livre' nennt (Paris, Place Saint-Michel 7), versendet sein Programm in Form einer hübschen, originellen Broschüre.]

Bornecque, H. et Röttgers, B., Recueil de morceaux choisis d'auteurs français. Livre de lecture consacré plus specialement au XIXe siècle et destiné à l'enseignement inductif de la littérature française moderne et contemporaine. Deuxième édition revue et considérablement

augmentée. Berlin, Weidmann, 1909. XXIV, 615 S. Geb. M. 5,40. [Die erste Auflage (1907) dieser originell gearbeiteten Chrestomathie ist hier CXX, 225 besprochen worden. Den dort geäufserten Bedenken betr. das Zurücktreten des 17. und 18. Jahrhunderts ist in der neuen Auflage Rechnung getragen: die Erweiterung um 100 Seiten ist vorzüglich den Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts zugute gekommen: Lafontaine ist mit Prosa und Vers eingezogen, Bossuet und La Bruyère kommen reichlicher und damit charakteristischer zum Wort etc. Die erklärenden Anmerkungen, die rund 100 Seiten füllen, könnten ohne Schaden für die Brauchbarkeit des Buches gekürzt werden: man sehe z. B. die halbe Seite, die p. 562 auf Selbstverständlichkeiten des *Roi d'Yvetot* verwendet wird. — Der *Commentaire littéraire,* 116 S., der separat ausgegeben wird, leitet zum systematischen Studium der Texte an und hat für diese zweite Auflage eine Vermehrung durch ein 'Supplément' (39 S.) erfahren, das der Erweiterung der Texte Rechnung trägt.]

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, hg. von Prof. Dr. M. F. Mann, Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1909:

Nr. 5. Contes de France, recueil pour la jeunesse, annoté par A. et Ch. Robert-Dumas, 62 S. Beilage: Annotations et Glossaire, 45 S. Geb. M. 1,20.

Nr. 6. Au bruit du canon, recits et nouvelles (1793—1815); annoté par A. et Ch. Robert-Dumas, 52 S. Beilage: Annotations et Glossaire, 54 S. Geb. M. 1,20.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben, Bielefeld und Leipzig, 1908 und 1909:

Prosateurs français. 138. B. Voltaire, Diderot, Rousseau. Morceaux choisis. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von Prof. P. Voelkel. 148 S. Beilage: Anmerkungen, 40 S. Geb. M. 1,30.

173. B. Le siècle de Louis XIV, par Victor Duruy. Ausgewählte Abschnitte aus V. Duruys *Histoire de France,* für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. V. Schliebitz, 136 S. Anmerkungen und Verzeichnis der Personennamen, 80 S. Geb. M. 1,50.

174. B. Napoléon. Aus: Mémoires d'outre-tombe par Chateaubriand. Im Auszug zum Schulgebrauch hg. von Prof. P. Schlesinger, 142 S. Anmerkungen, 128 S. Geb. M. 1,80.

175. B. Une famille pendant la guerre (1870/71) par M[me] B. Boissonnas. In Auszügen mit Anmerkungen für den Schulgebrauch hg. von Dr. W. Schaefer, 140 S. Mit drei Karten u. Anmerkungen, 35 S. geb.

176. B. Allemands et Français, souvenirs de campagne par Gabriel Monod; texte revu et verifié par l'auteur. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von Dr. O. Leichsenring, 67 S. Mit einer Karte und Anmerkungen, 24 S. Geb. M. 1,10.

177. B. Mémoires du Général Baron de Marbot. Im Auszug mit Anmerkungen für den Schulgebrauch hg. von Dr. G. Hanauer, 178 S. Mit 4 Übersichtskarten, 5 Abbildungen und Anmerkungen, 34 S. geb.

179. B. Histoire de Marie-Antoinette par E. et J. de Goncourt. Für den Schulgebrauch hg. von Oberlehrerin A. Meyer. Mit 5 Abbildungen, 128 S. Anmerkungen, 37 S. geb.

Théâtre français. 72. B. Théâtre moderne: Theuriet; Jean Marie Coppée: Le Luthier de Crémone. Le Tresor. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von F. W. Bernhardt, 91 S. Anmerkungen, 21 S.

Bibliothèque française, Dresden, Gerhard Kühtmann, 1909:

Tome I und II: L'histoire de France par Lamé Fleury. Premières partie depuis les origines jusqu'à l'avènement des Valois. Für den Schulgebrauch hg. von Dr. Fr. Weyel, 97 S. und 142 S. Jedes Bändchen mit Anmerkungen, Questionnaire und Wörterbuch. Geb. M. 1,20.

Athalie par Jean Racine. Mit Anmerkungen, Wörterbuch und metrischer Einleitung hg. von Prof. Dr. Rahn, 94 S. Anmerkungen 44 S. und Wörterbuch 24 S. geb.

La fille de Carilès. Par M[me] Colomb. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Oberlehrer Rönnberg, 71 S. Mit Questionnaire, 21 S., u. Wörterbuch, 32 S. geb.

Bibliothèque française. Dresden, G. Kühtmann, 1909, Einsprachige (Reform-) Ausgabe:

Nr. 1. P. Loti, Pêcheur d'Islande. Edition classique avec notes littéraires et grammaticales par Prof. Dr. Rahn et H. Guillod, 135 S. Commentaire 24 S. Geb. M. 1,60.

Nr. 2. J. Racine, Athalie. Edition classique avec notes littéraires et grammaticales par Prof. Dr. Rahn et H. Guillod. XV, 94 S. Commentaire 32 S. M. 1,20.

Textausgaben französischer u. englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch, Dresden, Verlag von G. Kühtmann, 1909:

Alfred de Musset, Pages choisies: Poesie — Prose — Théâtre. Ausgewählt und erklärt von F. J. Wershoven, 103 S. Mit Anmerkungen, 18 S. geb.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, G. Freytag; Wien, E. Tempsky, 1909:

Emile Souvestre, Vier Erzählungen aus 'Au Coin du feu'. Für den Schulgebrauch hg. von A. W. Loewenstein. Mit Anmerkungen, 79 S. Geb. M. 1. Dazu Wörterbuch, 29 S. Geb. M. 0,30.

Französische und englische Schulbibliothek, Leipzig, Rengersche Buchhandlung, hg. von Otto E. A. Dickmann, 1909:

Reihe A, Bd. 159: Conteurs modernes: n° II: Ausgewählte Erzählungen von Godet, Du Bois-Melly, Vallette, Chatelain, Maystre, Warnéry, Rod, Blondel, Vadier, Pradez, Glades, Cérésole. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. H. Lüssy. Mit Anmerkungen 115 S. geb.

Französische Gedichte und Lieder. Zum Gebrauch an Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, Gymnasien und anderen höheren Schulen hg. von W. Pafsmann und P. Voos. Mit Ergänzungsheft (kostenlos): Anmerkungen und Wörterbuch. Hannover-List und Berlin, C. Meyer (G. Prior), 1909. 120 S. Geb. M. 1,80.

Gebert, W., Précis historique de la littérature française. Quatrième édition revue et corrigée. Leipzig, F. Brandstetter, 1908. VIII, 275 S. geb. M. 3,60. [Zur ersten Auflage von 1896, cf. *Archiv* XCVII, 433.]

Pariselle, E., Histoire sommaire de la littérature française des origines à 1900. Ouvrage illustré d'un facsimilé (serment de Strasbourg) et de 31 portrait (sic). Leipzig, G. Freytag, 1909. 172 S. Geb. M. 1,60. [Gehört zu 'Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller'. Die geschichtliche Darstellung umfafst 124 Seiten, und daran schliefst sich ein Anhang mit etwa dreifsig Inhaltsangaben typischer Werke, vom Rolandslied und dem Löwenritter bis zu Madame Bovary. Man kann dem Verfasser dieser kurzen praktischen Übersicht über das franz. Schrifttum wohl das Zeugnis ausstellen, dafs er kenntnisreich ist und mit Geschmack und Urteil das Wesentliche ausgewählt und dargestellt hat.]

Wilmotte, M., Etudes critiques sur la tradition littéraire en France. Paris, Champion, 1909. XIV, 322 S. Frs. 3,50. [Die zehn Aufsätze, deren Neudruck diesen Band füllt, gehen von den Ursprüngen des französischen Schrifttums bis zur Gegenwart: *La naissance du drame liturgique — Les origines de la chanson populaire — L'élément comique dans le théâtre religieux — Le sentiment descriptif au moyen âge — François Villon — La tradition didactique du moyen âge chez Joachim du Bellay — La cri-*

tique littéraire au XVIIe siècle — J.-J. Rousseau et les origines du romantisme — Eugène Fromentin et les réalistes — L'esthétique des symbolistes. In der Vorrede bekennt sich W. nachdrücklich zur entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Literatur, und sein Augenmerk richtet sich besonders darauf, in den literarischen Schöpfungen eines Jahrtausends einen traditionellen geistigen Habitus zu erkennen, der sie verbindet. Mit lebhaftem Interesse folgt man seinen Ausführungen, die leicht polemisch werden — was ihnen ganz gut steht —, lernt von ihm im alten Frankreich das neue und im neuen Frankreich das alte wiedererkennen und läfst sich nachdrücklich daran erinnern, dafs sich die Dinge immer wiederholen und dafs *tout se tient.* Ein Philologe führt die Feder, der stark künstlerisch empfindet. — Aber ein Historiker — *qui a le besoin d'être précis* — sollte nicht vergessen, seine Aufsätze zu datieren.]

Söderhjelm, W., Les inspirateurs des 'Quinze joyes de mariage', Helsingfors, J. Simelii Arfvingar, 1909. S.-A. aus 'Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar', 1908/9. 25 S. [Dieser hübsche Aufsatz ist ein Beitrag zur Charakteristik der künstlerischen Unabhängigkeit und Eigenart jenes unbekannten Parisers, dem wir die 'Quinze joyes' verdanken. S. zeigt, wie Erinnerungen an Matheolus' *Lamentationes*, an Deschamps' *Miroir de mariage* und wohl auch an den Rosenroman im Geiste des alten Meisters fruchtbar geworden sind.]

Schwerd, Dr. K., Vergleich, Metapher und Allegorie in den 'Tragiques' des Agrippa d'Aubigné. Münch. Beitr. zur rom. u. engl. Philologie, hg. von H. Breymann und J. Schick. XLIV. Heft. Leipzig, Deichert, 1909. XVII, 194 S. M. 5,20.

Lanson, G., Manuel bibliographique de la littérature française moderne, 1500—1900. I. Seizième siècle. Paris, Hachette, 1909. XV, 247 S. Frs. 4 [Der akademische Lehrer Lanson will hier seinen Schülern ein Arbeitsinstrument liefern, das sie bisher entbehrt haben, und will ihnen dabei zugleich eine wissenschaftliche Arbeitsmethode suggerieren, damit ihnen das unsichere Tasten und Schwanken erspart bleibe, unter dem seine eigenen Anfänge einst gelitten hätten. So gibt er ihnen eine Einführung in die Quellen der französischen Literaturgeschichte, zunächst in Vorlesungen an der Sorbonne, und nun hier im Druck. Das *Manuel* will nicht bibliographisch genaue Beschreibungen der einzelnen Werke, Editiones principes, Neudrucke, Aufsätze usw. geben, sondern es will ernsten Studierenden den Weg zeigen. Die Ökonomie des Ganzen (über 3000 Nummern) — von der allgemeinen Einteilung bis zur Detailangabe — steht im Dienst dieser lehrhaften Absicht und ist bedingt durch langjährige Unterrichtserfahrungen. Und zweifellos ist dieses Buch eines Mannes, der seit dreifsig Jahren in der literarhistorischen Arbeit steht und hier ein Führer der Forschung geworden ist, ein vortrefflicher Wegweiser, der insbesondere auch solchen zu empfehlen ist, die fern von den Bücherschätzen grofser Bibliotheken arbeiten. Die ausländische Fachliteratur, auch die deutsche, ist gut berücksichtigt. Hier hätte indessen noch etwas mehr geschehen können. In der Bibliographie meines 'Handbuches' hätten Ergänzungen — und nicht nur deutsche — zu fast allen Kapiteln des *Manuel* gefunden werden können. Ich greife die Komödie heraus, wo bei Lanson, p. 230 f., die Arbeiten von Fest, Kawczynski, Mac Gillivray, Vogels, Toldo (*Giorn. stor. della lett. italiana* XXVIII, 465, auch *Stud. fil. rom.* IX, 324) fehlen, oder Montchrétien, wo Sporleder und Fischer übergangen sind. R. Toinets *Recherches autour des poèmes héroïques-épiques*, 1899—1907 (cf. *Archiv* CVII, 207; CXX, 251) finde ich nirgends benutzt. Leider sind deutsche Büchertitel und Namen durch zahllose häfsliche Druckfehler entstellt: Stengel wird sich kaum wiedererkennen in den Ausgaben und Abhandlungen 'aus dem Giebete der rom. Philologia von E. Heugel' (Nr. 2915).]

Vianey, J., Le pétrarquisme en France au XVI[e] siècle. Travaux et mémoires de Montpellier, Série littéraire, III. Montpellier, Coulet; Paris, Masson, 1909. 399 S. Frs. 8. [Seit Jahren sind diejenigen, die sich mit den literarischen Beziehungen Frankreichs und Italiens zur Zeit der Renaissance beschäftigen, dem Namen Vianeys begegnet. Er hat in zerstreuten Aufsätzen (*Bulletin italien, Revue d'hist. litt., Annales du Congrès d'histoire de 1901* etc.) für die Dichtungen Scèves, Ronsards, du Bellays etc. italienische Vorbilder in ungeahntem Umfange nachgewiesen und dabei insbesondere auf die geschichtliche Bedeutung gewisser italienischer Anthologien des Cinquecento hingewiesen, in denen seine Belesenheit zu Hause ist. Aus diesen Detailstudien ist die Synthese dieses Buches über den Petrarkismus in Frankreich erwachsen. Das Buch ist eine in jeder Beziehung treffliche Leistung. Der Verfasser schöpft aus den Quellen — die nicht immer leicht zugänglich waren! —, er beherrscht den Stoff und weiſs ihn zu gestalten: er stellt Leben dar. Er hat historischen Sinn und ist maſsvoll und umsichtig in seinen Urteilen. Er ist bestimmt, genau[1] und, der Phrase abhold, verwässert er durch keine Amplifikationen die nahrhafte Kost seines Buches. — Er gibt eine Geschichte der französischen Lyrik von Marot bei Desportes, Bertaut, Malherbe. Er zeigt, wie Frankreich in einiger Distanz der lyrischen Mode Italiens folgt, von Tebaldeo und Serafino zu Bembo gelangt und von Bembo weg über Angelo di Costanzo und Tansillo seine Blicke wieder auf die Preziosität des Quattrocento zurückrichtet. Er zeigt, wie in diesen Schwankungen das Epigramm (Strambotto), das Sonett, das Madrigal, die Kanzone, die Stanze sich gestalten und sich folgen. Überall hat er die Detailbelege zur Hand, aber nirgends erschöpft er sich darin. Und neben der Abhängigkeit der Franzosen zeigt er auch die künstlerische Eigenart ihrer Imitation und zeigt, wie sie sich gegenseitig beeinflussen (z. B. Scève — Tyard — du Bellay). Man darf wohl sagen, daſs durch die Forschungen Vianeys ein ganzes Kapitel der französischen Literaturgeschichte völlig erneut worden ist.]

Gignoux, L., Le Théâtre de J.-B. Rousseau. Winterthur, Geschw. Ziegler, 1909. 66 S. [Der Verfasser charakterisiert die kleine dramatische Kunst der sieben Lustspiele Rousseaus (*Le café, Le flatteur, Le capricieux, La ceinture magique, L'hypocondre, Les aïeux chimériques, La dupe de soi-même*), von denen nur die vier ersten (1694—1701) aufgeführt worden sind, und deren die Literaturgeschichte heute kaum Erwähnung zu tun hat. Seiner zwei Operntexte schämte sich Rousseau selbst. So ruht sein bescheidener literarischer Nachruhm im wesentlichen auf der breiten Rhetorik seiner Oden und Kantaten und auf den Spitzen seiner Epigramme.]

Reynold, G. de, Histoire littéraire de la Suisse au XVIII[e] siècle. Premier volume. Le doyen Bridel (1757—1845) et les origines de la littérature suisse romande. Essai sur l'helvétisme littéraire à la fin du XVIII[e] siècle. Avec un portrait et onze illustrations. Lausanne, Bridel, 1901. A—P, 550, LVIII, S. Frs. 8. [Dem Philologen ist der Waadtländer Bridel (Pfarrer zu Basel 1780, zu Château-d'Œx in der Gruyère 1796, Dekan zu Montreux 1805) als Sammler mundartlicher Sprachzeugnisse bekannt. Bridel hat ein verdienstvolles *Glossaire du patois de la Suisse romande* hinterlassen (gedr. 1866), und er ist neben G. Tarenne der erste gewesen, der den Freiburger *ranz des vaches* aufgezeichnet hat (1813).[2]

[1] Warum den *Trois contes* Lemaires (p. 43) nicht das Datum 1527 geben (cf. *Revue d'hist. litt.* XVI, 69)? — Warum in der chronologischen Tabelle (p. 374) die Epigramme Marots hinter die Melins stellen, wenn sie p. 45 vor denselben behandelt worden sind?

[2] Die Mitteilungen über den Kuhreihen (p. 451) hätten an Richtigkeit gewonnen, und Bridels Urteil (p. 534 ff.) hätte eine bessere Beleuchtung erfahren,

Diesen Vorläufer der heutigen Patoisforscher stellt nun Reynold in die geistige Bewegung seiner Zeit hinein. Bridels Patoisstudien sind ein Ausfluſs seines nationalistischen Programms, des 'Helvetismus', an dessen Verwirklichung er eifrig seine freilich unzureichende Kraft setzte. Eine schweizerische, helvetische Kultur sollte an Stelle der farblosen Ausländerei treten. In Bridels Gedanken hat dabei — neben und nach J.-J. Rousseau — die deutsche Schweiz die Führung (Haller, Bodmer, Geſsner, Lavater). Der kleine Alpenfreistaat soll auf Grund seiner wirtschaftlichen und historisch-politischen Eigenart auch eine eigene literarische Kunst bekommen, und die neue 'culture suisse' soll den Gegensatz der Landessprachen überwinden. Dieser Nationalismus des 18. Jahrh. basiert nicht, wie der heutige, auf sprachlicher Grundlage, sondern auf wirtschaftlich-politischer Zusammengehörigkeit; er ist alpin, republikanisch. Sein Wesen wird von Reynold eindringlich dargelegt, und bis in die Einzelheiten wird gezeigt, wie diese Helvetisierung der Kultur in Bridels Leben und Wirken zutage tritt. Reynold ist von der Schule Lansons: seine Dokumentierung ist gewissenhaft und reich, ja überreich. Sicherlich darf man ihm nicht vorwerfen, daſs er die Bedeutung Bridels in Worten überschätzt habe, aber in der Tat hat er ihn doch zu hoch gestellt oder wenigstens zu breit hingesetzt. Es ist doch zu eingehend von mittelmäſsigen Dingen die Rede. Doch ist das Buch keineswegs ermüdend; es ist von feiner, gewinnender Art in Sprache und Ausstattung. Es ist ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte der Schweiz — jener Schweiz des 18. Jahrhunderts, die literarisch eine so groſse Bedeutung hat. Man darf sich auf den zweiten Band dieser *Histoire littéraire de la suisse au 18e siècle* freuen, der *l'école suisse allemande* behandeln wird.]

Kröger, Dr. E., Die Gedichte des Grafen Alfred de Vigny. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der 3. Oberrealschule zu Berlin, Ostern 1909. Berlin, Weidmann, 1909. Progr. No 152. 19 S. M. 1.

Meyer-Lübke, W., Das Französische in Kanada. S.-A. aus der *Germanisch-romanischen Monatsschrift*, hg. von H. Schröder, Jahrgang 1909, S. 133—39.

Muret, E., Les Patois de la Suisse romande. S.-A. aus der *Bibliothèque universelle et Revue suisse.* Lausanne, Bridel, 1909, 29 S. [Hier spricht ein Kenner, der zugleich Mitarbeiter am *Glossaire des patois de la Suisse romande* ist, in beredten Worten von Geschichte und Charakter der westschweizerischen Mundarten zu seinen Landsleuten, bei denen die französische Kultur die Kenntnis der Mundart zerstört hat. Er spricht mit Enthusiasmus von der Arbeit der Dialektforschung und sucht Interesse dafür bei der studierenden Jugend der französischen Schweiz zu wecken.]

Büscher, O., Streifzüge ins Gebiet der altfranzösischen Lautlehre, Wortbildung, Aussprache und Schreibung. Als Manuskript gedruckt. Weimar, H. Böhlaus Nachf., 1909. 56 S. [Der Verfasser dieser Schrift besitzt eine groſse Belesenheit in altfranzösischen und besonders in spätaltfranzösischen Literaturdenkmälern und reiche Sammlungen seltener, ungenauer Reime. Er plante einst ein systematisches Reimlexikon, doch haben Gesundheitsrücksichten ihn gezwungen, sich damit zu begnügen, diese Skizzen zu geben. Er ist in der grammatischen Fachliteratur wohl orientiert. So werden auch die ihm Dank wissen und seine Zusammenstellungen mit Nutzen gebrauchen, die seinen Lautdeutungen nicht folgen können und dieser subtilen Buchstabenlinguistik — die viel mit Eigennamenmaterial arbeitet — mit unüberwindlicher Skepsis gegenüberstehen.]

wenn vom Verfasser Gauchats *Etude sur le ranz des vaches fribourgeois*, Zürich 1899, benutzt worden wäre. Dafür hätte von den linguistischen Überlegungen und Verweisen zum *Glossaire* einiges ohne Schaden wegbleiben können.

Hess, R., Der 'Roman de Fauvel', Studien zur Hs. 146 der Nationalbibliothek zu Paris. Göttinger Inauguraldiss. Göttingen 1909. S.-A. aus den *Rom. Forschungen* XXVI. 46 S. [Die sprachliche Untersuchung bestätigt, dafs die beiden Teile des satirischen Romans *Fauvel* von verschiedenen Verfassern herrühren: der erste von einem Pikarden, der zweite von einem Normanden (dem Kanzleibeamten Gervais du Bus, den neulich Langlois, *La vie en France au moyen âge,* cf. hier CXXI, 231, identifiziert hat).]

Schmidt, Prof. Dr. H., Französische Schulphonetik, praktische Anleitung für den Unterricht in der französischen Aussprache. Cöthen, O. Schulze, 1909. VIII, 92 S. Geb. M. 1,80. [Das Büchlein macht einen vorzüglichen Eindruck. Es ist aus der Praxis hervorgegangen, und der Verfasser illustriert die Lauterscheinungen durch Fälle eigener Beobachtung. Es gibt eine geschickte Zusammenstellung des Wissenswertesten, auch in der Orthoepie. Bisweilen ist es recht eingehend, wie z. B. in der orthoepischen Erörterung über *a* und *a*, wo, bei den schwankenden Verhältnissen der Reichssprache, für die Schule entschieden zuviel gefordert wird. Die Schrift ist ein treffliches Vademekum für Neuphilologen, die ins französische Ausland gehen.]

Schröer, M., Die Anschauung im französischen Anfangsunterricht, besonders auf Grund der Hölzelschen Jahreszeitenbilder, im Anschlufs an Dr. G. Ploetz' Elementarbuch. Berlin, F. A. Herbig, 1909. 88 S. Geb. M. 1,25. — Dazu Wörterbuch zu den Hölzelschen Jahreszeitenbildern nebst einer Anleitung zur Anfertigung französischer Aufsätze. 54 S. Kart. M. 0,70.

Carion, O., Hauptsächlichste Paronyme der franz. Sprache mit übersetzten Beispielen zum Gebrauch für Deutsche. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1909. 167 S.

Fetter, J. und Ullrich, Dr. K., La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen. I. Teil, 13. Aufl., mit 11 Abbildungen. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. 120 S. Geb. K. 1,40

Pitschel, Prof. Dr. E., Eindrücke und Beobachtungen während eines Studienaufenthalts in Frankreich. Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums Musterschule. Frankfurt a. M., Limpert, 1909. 32 S. (Programm Nr. 500.)

Kron, Prof. Dr. R., Zur Gestaltung des französischen Klassenunterrichts an der Hand der Lehrbücher von Kühn und Diehl. Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule I. Kiel, Schmidt & Klaunig, 1909. 24 S. (Progr. Nr. 397.)

Hasenclever, Oberl. Dr. M., Wie ich bei meinen Quartanern das Verständnis für den Subjonctif geweckt habe. Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule zu Hagen i. W. Hagen 1909. 10 S. (Progr. Nr. 515.)

Bally, Dr. Ch., Traité de stylistique française. Aus: Indogermanische Bibliothek, zweite Abteilung: Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek, hg. von M. Niedermann. Heidelberg, Winter, 1909. III. Band, I. Teil, XX, 331 S. M. 4,80; II. Teil, VII, 264 S. M. 3,80.

Wendt, O., Enzyklopädie des französischen Unterrichts. Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der französischen Sprache, mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis bearbeitet. Dritte neubearbeitete Auflage. Hannover-Berlin, C. Meyer, 1909. XI, 452 S. Geh. M. 6, geb. M. 6,75.

Sanneg, Prof. Dr. J., Dictionnaire étymologique de la langue française, rimé par ordre alphabétique rétrospectif. Französisch-deutsches Wörter- und Namenbuch, nach den Endungen rückläufig-alphabetisch geordnet. Reim- und Ableitungswörterbuch der französischen Sprache, 1. Heft. Die Wörter und Namen auf *-a, -b, -c, -d* und *-e* bis *Claudie.* Hannover u. Berlin, C. Meyer (G. Prior), 1909. 86 S. M. 1,25.

Melchior, G., Der Achtsilbler in der altfranzösischen Dichtung mit Ausschlufs der Lyrik. Leipziger Inauguraldissertation. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1909. 64 S.

Provenzalisch.

Chãfons nouelles en lẽgaige prouenfal. [Das älteste Spezimen gedruckter provenzalischer Literatur (5 Lieder), das hier in zierlichem Facsimiledruck vorliegt, ist in einem einzigen Exemplar erhalten, das der Bibliothek J. de Rothschild-Paris gehört. E. Picot hat es in seinem *Catalogue* I (1884) p. 648 ff. beschrieben. Es ist zu Lyon gegen 1630 gedruckt. Dieser Neudruck ist in 130 Exemplaren auf Kosten der Baronin J. de Rothschild hergestellt worden.]

George, M., Lo nôvio qué né vougué pès sé laissè émbrassè par lu mairo. Limoges, A. Palisson; Paris, F. Tassel (o. D.). 32 S. [Eine hübsche Erzählung in der Mundart von Rochechouart (Hte-Vienne), deren Verfasser eine Sammlung von *Contes limousins* in Aussicht stellt.]

Wechssler, Ed., Das Kulturproblem des Minnesangs. Studien zur Vorgeschichte der Renaissance. In zwei Bänden. Band I: Minnesang und Christentum. Halle a. S., Niemeyer, 1909. XII, 502 S. [Den Minnesang als eine Entwicklung aufzufassen und ihn kulturhistorisch zu erklären, ist eine Aufgabe, die in jüngster Zeit verschiedentlich in Angriff genommen worden ist. Ich erinnere nur an das hübsche Buch von Anglade und verweise auf den oben (S. 333) stehenden Aufsatz von Kinkel. Wechssler widmet dieser Aufgabe ein zweibändiges Werk, dessen erster Teil hier vorliegt. Für das Schöne und Neue an diesem Buche darf ich, als der durch die Widmung persönlich Beschenkte, doppelt dankbar sein. Auffassung und Darstellung haben in hohem Mafse entwicklungsgeschichtlichen Duktus: der Verfasser erkennt Zusammenhänge und weifs sie ins Licht zu setzen. Sein Bild des Minnesangs lebt und fesselt durch dieses Leben. Dafs er die Kultur des Minnesangs gedankengeschichtlich mit der Renaissance verbindet und in ihr eine Auflehnung gegen die mittelalterliche Kultur sieht, das geschieht mit guten Gründen. Der *homo facetus* der Renaissance ist wirklich das Seitenstück zum *cortes* der Troubadours. — Im Vorwort beleuchtet W. die vorläufigen Resultate und die Desiderata unserer Minnesangforschung und begründet die Trilogie der mittelalterlichen Weltanschauung: Kirchlichkeit, Rittertum, *Cortezia* (d. h. eine weltliche, vorwiegend ästhetische Weltanschauung, eine künstlerische Kultur, die Schöpfung hervorragender Frauen). Dieser erste Band behandelt das Verhältnis von *Cortezia* und Kirchlichkeit; der zweite Band wird die *Cortezia* im Verhältnis zum Rittertum darstellen und das Minnelied in seinen Beziehungen zum ritterlichen Liebeslied und zum Maitanzlied behandeln. So bilden das eigentliche Thema dieses ersten Bandes die Kapitel XI—XVI (Minne und christlicher Spiritualismus, Mystik, Heiligenkult etc.): sie sind der ursprüngliche Kern der Arbeit. Die zweihundert Seiten, die vorangehen, fundamentieren den Bau, indem sie die kirchliche und höfische Weltanschauung charakterisieren, die allgemeine Lage von Herrin und Sänger und die realen Bedingungen des Frauendienstes darstellen. Auch wer sich selbständig in diesen Fragen umgesehen hat, wird hier viel Belehrung und Anregung finden und oft Gelegenheit haben, die umfassende Information des Verfassers zu bewundern. Die letzten Kapitel handeln von Widerstreit und Ausgleich der Frauen- und der Gottesminne. — Es darf dem Verfasser zugestanden werden, dafs er gezeigt hat, wie 'die provenzalischen Troubadours und die deutschen Minnesinger als christliche Dichter zu allererst aus der christlich-katholischen Lebensstimmung und der scholastischen Bildung ihres Zeitalters zu verstehen sind' (VI). Zu diesem zentralen Problem möchte ich mich mit wenigen Worten, wie sie der knappe Raum hier gestattet, äufsern. Die Mystik eignet einer Zeit der Steigerung des inneren Lebens; sie bezeugt und fördert die Fähigkeit,

solch persönliches Leben zum Gegenstand der Beobachtung und Darstellung zu machen. Die Mystik ist die fromme Blüte der nämlichen geistigen Disposition, aus der schon vorher die Blume des Minnesangs zu spriefsen begonnen hatte: auch der Minnesang verrät eine Steigerung persönlichen Lebens. Und nun ist es doch wohl natürlich, dafs mystische Stimmung, die damals weite Kreise so mächtig ergriffen hatte, auch in die weltliche Poesie des Minnesangs flofs und uns da, gleichsam säkularisiert, entgegentritt. Ist auch der Minnesang durchaus unkirchlich, so sind doch die Sänger Kinder ihrer christlichen Zeit, einer 'wundergläubigen, mystisch gerichteten Welt' (406), und wenn es darunter solche gibt, deren Temperament sie gegen mystische Empfindung feite, so gibt es andre, die dazu neigten (wie Bernart von Ventadorn, Jaufre Rudel), die Stilformen der mystischen Herzensberichte in ihren weltlichen Minnesang zu mischen — und das um so leichter, als die religiöse Mystik mit dem Minnesang die erotische Grundlage gemein hat. W. begreift das geistige Leben einer Zeit mit Recht als Einheit. 'Das hochgesteigerte religiöse Empfindungsleben der damaligen Zeit hat auch diese weltlichen Dichter geleitet und mannigfach bereichert' (220). So habe Spiritualismus, Mystik und Heiligenverehrung der Christusreligion den werdenden Minnesang mit feinerer Art und tieferem Leben erfüllt (333), und auch die Lehren der Charitas, der christlichen Psychologie und Ethik, der wissenschaftlichen Methode (Scholastik) spielten hinein. — Wenn es W. nun z. B. unternimmt, durch Zergliederung der mystischen Grundstimmung der Zeit und durch Aufzähllung poetischer Motive der Frauensänger im einzelnen den Beweis für den Zusammenhang von 'Minne und Mystik' zu erbringen, so ist er der Unvollkommenheit dieses Indizienbeweises sich wohl bewufst (269). Das mufs ihn vor dem Vorwurf schützen, dafs er zarte und feine Dinge mit derbem Griff fasse und lädiere. Wer ihn gegen diesen Vorwurf in Schutz nimmt, braucht deshalb freilich die einzelnen Parallelen nicht immer so zu verstehen, wie W. es tut, und ich möchte z. B. gerade zu den Materialien der Kapitel XI (Minne und christlicher Spiritualismus) und XII (Minne und christliche Mystik) manche Vorbehalte machen. Dafs die Gedanken des Sängers die abwesende Geliebte sehnsuchtsvoll suchen (*cossirar*),[1] dafs er traurig ist, 'Herzwasser' vergiefst,[2] Todesverlangen hat, dafs er von ihr träumt — diese stehenden Motive volkstümlicher Liebesdichtung sind von den Troubadours variiert, persönlich gestaltet, verfeinert worden. Inwiefern im einzelnen Fall der Einflufs des Christentums bei dieser Verfeinerung mitgewirkt haben mag, das heute zu entscheiden, ist Sache schwankender Empfindung. Zweifellos ist W. geneigt, diesen führenden Einflufs häufiger anzunehmen, als der kühlere Leser ihm zugestehen wird. Doch mufs man ihm auch zugeben, dafs ihn die Übung hier durchaus feiner und tiefer sehen läfst als den Leser, dessen Auge nicht so gut auf diese Fragen eingestellt ist. So sehe ich eigentlich nicht, was die Troubadours am Bilde des Liebestraums 'spiritualisiert' haben. Wohl aber ist solche Verfeinerung bei Dante augenfällig (233). So kann ich auch nicht erkennen, dafs die Engelsverehrung wirklich auf den Minnesang der Provenzalen gewirkt habe. W. leugnet mit Recht einen Einflufs

[1] Die *amor de lonh* Jaufres (225) würde ich durchaus zur Mystik stellen; ist sie doch direkt als Gottesminne (Marienminne) gedeutet worden (cf. 437 u.).

[2] Wenn Vofsler sagt, dafs die Liebe als Sentimentalität von den Troubadours 'neu entdeckt' worden sei, und W. dagegen behauptet, 'diese Sentimentalität sei ein gegebenes Element der damaligen Christenheit', so liegt in diesem scheinbaren Gegensatz nur ein Streit ums Wort. Die Troubadours haben als die ersten die Rührseligkeit des christlichen Empfindens für die künstlerische Gestaltung der profanen Erotik nutzbar gemacht. Sie haben als Dichter aus einem Quell geschöpft, der an ihrer Seite sprudelte: das meinen wohl beide Forscher.

der Mariolatrie, und doch sind die Spuren der Angelolatrie im provenzalischen Minnesang nicht erheblicher als die des Marienkultus. Beide Formen der Verehrung sind erst im italienischen Minnesang wirklich wirksam geworden. — Wie ich öfters im Detail W. nicht folgen kann, ist mir insbesondere auch 259 ss. in der Behandlung des Motivs der 'Schüchternheit vor der Geliebten' zum Bewufstsein gekommen. Die Schüchternheit fliefst natürlich aus der Situation des Sängers gegenüber der hohen Herrin: sie ist ein Erlebnis des Dichters. Wenn Ovid von der Schüchternheit spricht, so meint er ihre Schädlichkeit und gibt Lehren, sie zu überwinden. Ich sehe nicht, dafs diese Form des Ovid sich bei den Troubadours wiederfindet, und kann auch in dem *pallescere, amor est timor* des Andreas capellanus nichts Ovidisches erkennen, sondern sehe bei ihm nur die Kodifikation der häufigen Äufserungen der Troubadours, bei denen das Erlebnis zum Klischee des Ausdrucks geworden war. In diesen Äufserungen vermag ich kein 'mystisches Denken' zu erkennen, sondern einfaches Streben, die Schilderung der erotischen Befangenheit persönlich zu gestalten, das Klischee etwas zu variieren, was denn auch naturgemäfs zur Hyperbel führen mufste. Freilich möchte ich damit nicht einfach geleugnet haben, dafs in der poetischen Zusammenstellung von Liebe und Furcht die christliche Vorstellung wirksam gewesen sei, welche *amor Dei* und *timor Dei* verbindet. Hier mag christliche Lebensstimmung den Dichter geleitet haben, der singt:

Mas greu veiretz fina amansa
Ses paor e ses doptansa. —

W. begleitet seine Darstellung mit reichen Zitaten, die seine Beherrschung des Stoffes beweisen und seine ungewöhnliche Belesenheit im romanischen und germanischen Minnesang verraten. Sein Auge trägt weit. Man freut sich seiner Ausblicke auf die moderne Literatur, zu der er ein lebendiges Verhältnis hat. Er hat die ganz unselbständigen Süditaliener mit gutem Bedacht nebenaus gelassen. Dafs er auch die Portugiesen ausgeschaltet hat, möchte ich weniger billigen. W. weifs sehr schön darzustellen, geschmackvoll in der Stilisierung und wirkungsvoll in der Komposition. Es hinterläfst den Eindruck künstlerischer Arbeit, zu sehen, wie am Ende der einzelnen Kapitel jeweilen Dante, der Verfasser der *Vita nova*, erscheint, und wie am Schlufs des Buches diese überragende Gestalt gleich einer Synthese der widerspruchsvollen Frauensängerkunst sich erhebt. So wird der schöne Band zu einer Huldigung an Dante, zu einem wertvollen Beitrag zum geschichtlichen Verständnis dieses Gröfsten. — In dem Buche ist viel von *joi* und *cortexia* die Rede: es ist selbst eine Schöpfung heiterer Lebensbejahung, und von ihm gilt, was Bernart von Ventadorn sagt:

Ab joi mou lo vers el comens
Et ab joi reman e fenis.]

Levy, E., Petit dictionnaire provençal-français. Aus: '*Sammlung roman. Elementar- und Handbücher*, hg. von W. Meyer-Lübke. III. Reihe: Wörterbücher'. Heidelberg, Winter, 1909. VIII, 387 S. M. 7,40, geb. M. 8. [Dieses Handlexikon, das sich in seinem graphischen Habitus an Levys *Supplementwörterbuch* anschliefst, umfafst den ganzen sicheren altprov. Wortschatz, der auf uns gekommen ist, bis auf völlig durchsichtige *mots savants* und solche Wörter, die im Neufranzösischen die nämliche Form und Bedeutung zeigen. Seine Zuverlässigkeit offenbart sich dem Benutzer rasch, und dankbar anerkennt er das umfassende Wissen, die sichere Kenntnis und die grofse Arbeit, die in diesen 25 Bogen stecken. Das ist ein Handbuch, wie es sein soll, berufen, grofsen Nutzen zu stiften und insbesondere auch die Beschäftigung mit der provenzalischen Literatur im akademischen Studium zu fördern. — Chabaneau, dessen Andenken es gewidmet ist, hat sich der ersten Hälfte noch freuen können.]

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXVII. Vol. LIII, fasc. 158—59 [F. Cavicchi, Francesco Gara della Rovere (Quercente). — G. A. Levi, Note di cronologia leopardiana. — E. Sicardi, Per il testo del *Canzoniere* del Petrarca (continuazione). — Varietà: D. Guerri, Un preteso indovinello dantesco. — A. Oberdorfer, Alcune lettere inedite di Leonardo Giustiniano. — L. Frati, Un codice ignoto di laudi latine e volgari. — P. Toldo, 'L'avare fastueux'. Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni e apunti. — Cronaca].

Bulletin italien, IX, 1, janvier-mars 1909 [H. Hauvette, Les plus anciennes traductions de Boccace (5e article). — P. Duhem, Jean Buridan (de Béthune) et Léon. de Vinci (1er art.). — A. Salza, Un buffone politicante nel cinquecento (Brusquet, buffone di Enrico II di Francia, per la pace di Cateau-Cambrésis. — C. Pitollet, Une lettre inédite d'un collaborateur de N. G. Biagioli, Baroldo, à N.-H. Julius. — Questions d'enseignement. — Bibliographie]. — IX, 2, avril-juin 1909 [P. Duhem, Jean Buridan et Léon. de Vinci (suite). — E. Martin-Chabot, Une *canzone* inédite de L. Alamanni, envoyée par le cardinal de Ferrare au roi François Ier en 1539. — G. Ferretti, Amici e nemici delle 'Raccolte' nel settecento. — G. Finzi, Impressions sur Carducci. — Questions d'enseignements. — Bibliographie. — Chronique].

Heath's modern language series:

Dante Allighieri, La Divina Commedia, edited and annotated by C. H. Grandgent. Vol. I. Inferno. Boston, Heath & Co., 1909. XXXVI, 283 S. [Diese erste in Amerika gedruckte kommentierte Ausgabe der *Commedia* ist für das gebildete Publikum bestimmt. Gelehrte Diskussionen sind vermieden; die Interpretation des ganzen Ganges des Gedichts ist in die 'Arguments' verwiesen, die jeden Canto einleiten; die Fufsnoten behandeln nur die laufenden — besonders sprachliche — Schwierigkeiten. Der Text ist der von Moores Oxford Dante. Einleitung, Argumente und Anmerkungen scheinen sorgfältig und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen gearbeitet.]

Sannia, E., Il comico, l'umorismo e la satira nella Divina Commedia con un' appendice su 'La concezione dantesca del Purgatorio' e prefazione di Fr. D'Ovidio. Milano, U. Hoepli, 1909. XVI, 781 S. in zwei Bänden. Lire 10.

Simhart, Dr. M., Lord Byrons Einflufs auf die italienische Literatur. Münch. Beitr. zur rom. und engl. Philologie, hg. von H. Breymann und J. Schick. XLV. Heft. Leipzig, Deichert, 1909. XVI, 85 S. M. 2,60.

Jeanroy, A., La satire littéraire dans les poésies de Giosuè Carducci. Extrait de la 'Revue des Pyrénées, 4e trimestre 1908. Toulouse, E. Privat, 1908. 30 S. [Dieser schöne Aufsatz zeigt in der Satire jenes Kämpfers und Forschers, der Carducci war, das Bild der Literatur seiner Zeit und die Entwickelung seines Geistes.]

Panconcelli-Calzia, Dr. G., Metodo Pernot a base intuitiva adattato alla lingua italiana. Esslingen, Schreiber (o. D.). 144 S.

Rossi-Sacchetti, V., Dictionnaire italien-français de tous les verbes italiens, indiquant leurs différences d'application et de signification relativement aux verbes de la langue française. Paris u. Leipzig, Welter, 1909. VI, 240 S. Frs. 10.

Spanisch.

Bulletin hispanique. XI, 1, janvier — mars 1909 [A. Schulten, Les camps de Scipion à Numance. Deuxième rapport: fouilles de 1907. — R. J. Cuervo, Algunas antigualIas del habla hispano-americana, I. *gandido* = 'besorgt und aufgehoben', cf. prov. und afz. *gandir*; II. *cucarro*,

cuco = 'bezecht'. — E. Piñeyro, Cienfuegos. — Ph. H. Churchman, Lord Byron's experiences in the Spanish peninsula in 1809. — Questions d'enseignement: E. Mérimée berichtet über die Einrichtung von Kursen für Oberlehrer des Spanischen in Madrid (Frühjahr) und in Burgos (Herbst); P. Paris über eine spanische Mission, die den Zweck hatte, den Austausch von akademischen Lehrern und Studierenden zwischen Bordeaux und Spanien vorzubereiten (*entente universitaire franco-hispanique*)]. — XI, 2, avril-juin 1909 [Ph. H. Churchman, Lord Byron's experiences in the Spanish peninsula in 1809 (suite). — R. Altamira, Etat actuel des études sur l'histoire du droit espagnol et de l'enseignement de cette science en Espagne. — Variétés: E. Pitollet, 'Sangre y arena' de V. Blasco Ibañez].

Cortejón, Cl., La coartada, ó demonstración de que el *Quijote* non se engendró en la carcel de Argamasilla de Alba. Segunda edición nuevamente revisada. Barcelona, tipografia La Académica (o. D.). 19 S. [Der Autor bekämpft eifrig die Fabel, dafs Cervantes seinen *Don Quijote* im Gefängnis zu Argamasilla de Alba verfafst habe. Er sucht für Cervantes ein 'Alibi' zu beweisen und reiht zu diesem Zweck die sicheren Daten seines ganzen Lebens chronologisch — nicht ohne Digressionen — aneinander: ein brauchbares Gerüst zum Bau einer Lebenserzählung.]

Pitollet, C., Contributions à l'étude de l'hispanisme de G. E. Lessing. Paris, F. Alcan, 1909. 342 S.

Pitollet, C., La querelle caldéronienne de Johan Nikolas Böhl von Faber et José Joaquin de Mora, reconstituée d'après les documents originaux. Paris, Alcan, 1909. 272 S.

Krons Taschengrammatiken:

Spanische Taschengrammatik des Nötigsten von Prof. Dr. K. Kron. Freiburg (Baden), Bielefelds Verlag, 1909. 84 S. geb. M. 1,25 [cf. *Arch.* CXIX, 475 u. CXXI, 238].

Léon, A., Une pastorale basque: Hélène de Constantinople. Étude historique et critique d'après des documents inédits avec textes et traduction. Paris, Champion, 1909. 525 S. Frs. 10. [Die Einleitung (p. 11—102) handelt von Ursprung und Art des baskischen Volkstheaters auf dem Boden Frankreichs, jenes Theaters, das heute der letzte wirklich lebendige Überrest des mittelalterlichen Mysteriums ist. — Das Volksstück der baskischen Bauern und Hirten, die baskische 'Pastorale', beruht auf dem französischen Volksbuch von der schönen Helena (*Le roman de la belle Hélène de Constantinople*), das seit Ende des 16. Jahrhunderts im Druck erscheint, und dieses flofs seinerseits im 15. Jahrhundert aus einer (pikardischen) Reimchronik (*Chronique d'Hélène*), die Léon, wie das Volksbuch, ausführlich resümiert: einer Reimchronik, in der die mittelalterlichen Überlieferungen (*sainte Hélène, Manekine* u. a.) zusammengeflossen waren. Der Hauptteil des Bandes (p. 195—503) ist der Analyse und Vergleichung der verschiedenen handschriftlichen Überlieferungen des baskischen Mysteriums gewidmet. Den Schlufs bildet ein kurzes Kapitel über Stil, Versbau und Sprache des baskischen Textes. — Die französische Literaturgeschichte ist bei den Forschungen über das baskische Theater interessiert. Der Romanist darf dem Verfasser dieses lehrreichen Buches dankbar sein und wird die Unsicherheit seiner Schritte auf dem Gebiete der altfranzösischen Literatur gern entschuldigen. Freilich ist das Buch unnötig ausführlich, und der Verfasser schreibt einen für einen Franzosen ungewöhnlich schwerfälligen Stil.]